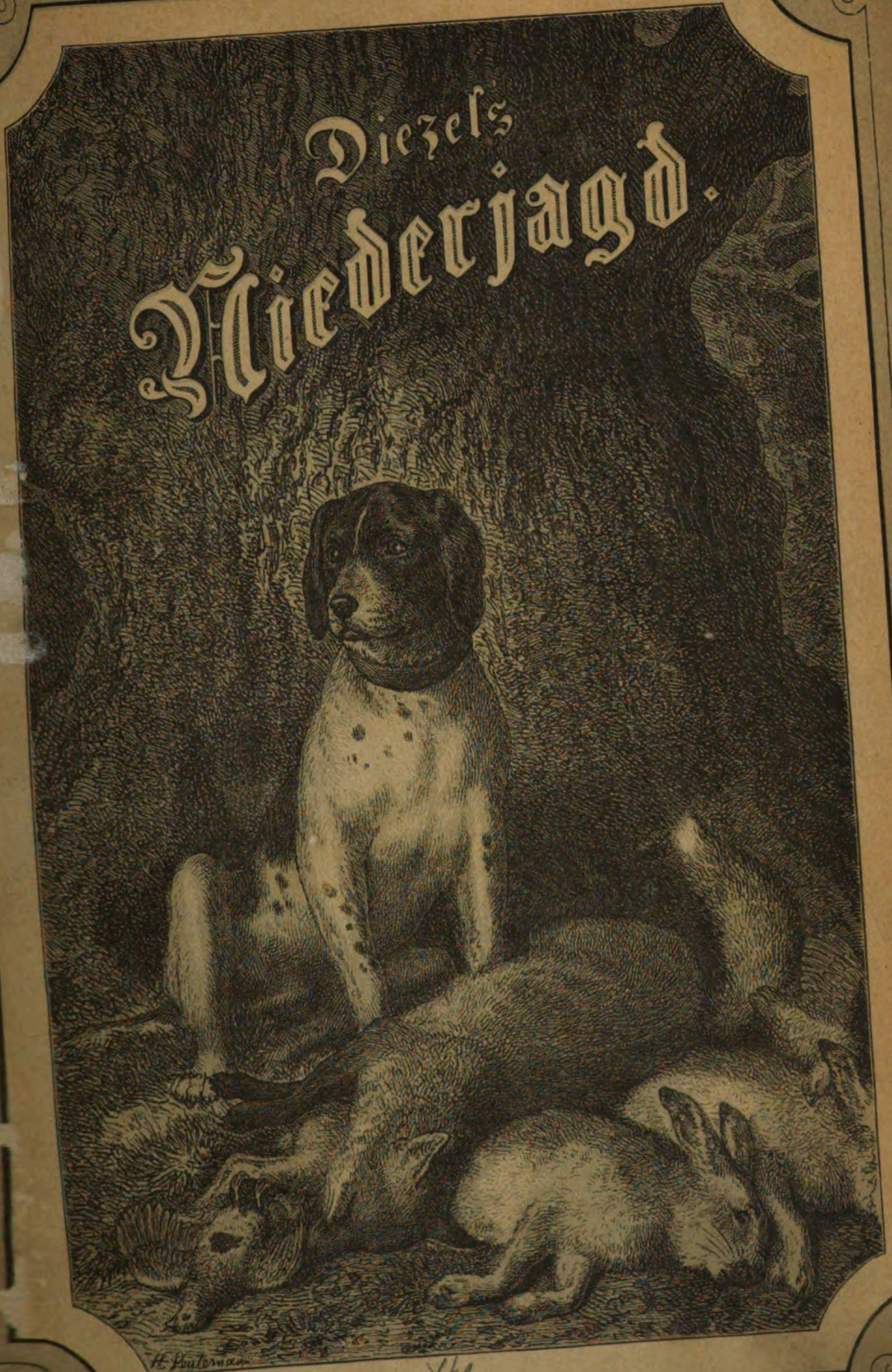
Oecon.
495 f
Diezel

Vierte Auflage.

Diezels Niederjagd.



Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.

Verlagsbuchhandlung für Land- und Forstwirthschaft.

41

50 D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Niederjagd.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Brendamour

C. E. Diezel's
Niederjagd.

Von früher Jugend an hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschießen.

Schiller's Wilhelm Tell.

Vierte Auflage.

Mit Diezel's Portrait und 15 Illustrationen in Holzschnitt.

Berlin.
Wiegandt, Hempel & Parey.
Verlagsbuchhandlung für Landwirthschaft, Gartenbau und Forstwesen.
1873.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dem Herrn

Grafen Gustav von Egger

zu Sanct Georgen in Kärnthen.

Wenn ich mich jemals einer Hoffnung mit voller Zuversicht hingegeben habe, so ist es die: daß es für Sie, mein theurer Freund, eine angenehme Ueberraschung sein werde, an der Spitze dieses Buches Ihren Namen zu finden!

Welchem von allen Verehrern Dianens, denen dasselbe etwa in die Hände kommen dürfte, wird es aber auch wohl willkommener sein, als Ihnen? Wer hat es mit größerer Ungeduld erwartet, wer sich angelegentlicher für dessen baldiges Erscheinen interessirt?

Zwar bin ich allerdings noch von mancher anderen Seite her an die — wenn auch ohne meine Schuld — zur Ungebühr verzögerte Erfüllung meines schon vor längerer Zeit gegebenen Versprechens erinnert worden, allein Niemand hat auf eine so liebevolle und verbindliche Weise mich dazu aufgefordert, wie Sie. Ich bin Ihnen daher höchlichst verpflichtet für diesen Beweis Ihrer freundschaftlichen Theilnahme und glaube, es gebe keine schicklichere Gelegenheit für mich, diesen Dank an den Tag zu legen, als wenn ich ein Werk, welches Sie in's Dasein zu rufen so eifrig bemüht gewesen sind, auch ausschließlich Ihnen widme.

Eine Probe desselben hat sich bereits Ihres besonderen Beifalles zu erfreuen gehabt, das Capitel von der Waldschnepfe, welches ich vor

mehreren Jahren als Vorläufer des Ganzen dem Publikum übergab. D… kleine Schrift kam in Ihre Hände, als Sie eben, erschüttert und bein… aufgerieben durch eine gefährliche Krankheit, auf dem Siechbette lag… und eine der ersten Mittheilungen, welche Sie mir bei unserem Zusam- mentreffen machten, war die für mich so höchst erfreuliche Versicheru… wie es diesem Werkchen gelungen sei, Sie Ihre Schmerzen vergessen zu machen, daß es Ihnen nicht blos Zerstreuung, sondern eine wahre E… heiterung gewährt und zugleich Ihre Zuneigung mir für immer g… wonnen habe.

Wie hätte also die Nachricht von diesem günstigen Erfolge mich nicht innigst erfreuen und einen dauernden Eindruck auf mich machen sollen?

Und so habe ich denn nunmehr keinen lebhafteren Wunsch, als daß auch das ganze Werk sich einer eben so freundlichen Aufnahme bei Ihnen zu erfreuen haben möge, wie jener kleine Theil desselben. Aber nicht auf dem Krankenbette, nicht von Schmerzen gefoltert soll es Sie antreffen, sondern munter und gesund, jagd- und lebenslustig, wie ich Sie hier sah und wie Sie mir noch täglich vor den Augen des Geistes schweben.

Wenn Sie bisweilen, von einem scharfen Ritte heimgekehrt, der Ruhe pflegen und der treue Nero (den ich noch immer nicht vergessen kann), zu Ihren Füßen liegend, von Zeit zu Zeit die verständigen Augen auf Sie richtet, oder wenn Sie in der tiefen Stille des Waldes, eben so bequem als wohlverborgen, hinter einem Schirm des heranziehenden Wildes harren, dann hauptsächlich nehmen Sie dieses mein Buch zur Hand und vergleichen Sie mit Ihren eigenen reichen Erfahrungen die eines alten Waidmannes, dem Sie schon von Herzen gewogen waren, ehe Sie ihn noch persönlich kannten.

Wie oft werden Sie mich dann während des Lesens sprechen zu hören glauben und dabei der Worte Virgil's gedenken:

Sic vultus, sic ille manus, sic ora gerebat!

Ich lebe, wie Sie wissen, jetzt fast nur noch in der freundlichen Erinnerung an die Zeiten meiner Jugend,

„Seitdem die Haare meines Hauptes bleichen,
Des Auges einst so scharfer Blick mich trügt,
Und Altersschwäche meine Kraft besiegt;"*)

*) Aus einer Epistel des Verfassers an den Präsidenten v. Klipstein zu Darmstadt bei dessen Jubelfeier.

wäre ich jedoch um einige Decennien jünger, Nichts würde mich dann abhalten können, Ihrer so freundlichen Einladung nach Kärnthen Folge zu leisten, und sobald mir die österreichische Kaiserstadt mit ihrem Augarten und Prater im Rücken läge, würde ich, in die weite Ferne hinausschauend, wie Schiller's Maria Stuart ausrufen:

„Dort, wo die grauen Nebelberge ragen,
Dort heben seines Gaues Grenzen an."

Da mich aber das Schicksal um den vierten Theil eines Jahrhunderts zu spät mit Ihnen zusammengeführt hat, so kann ich nur bedauern, daß solche Freude mir versagt ist, und wenn diese Schrift, die mein Andenken in der Jägerwelt wo möglich noch ein Weilchen erhalten, namentlich aber Sie, mein theurer, hochverehrter Freund — schlummere ich auch schon längst in kühler Erde — noch recht oft an mich erinnern möge, nach Sanct Georgen abgeht, wird man mich leise und wie in einem Selbstgespräch begriffen, sagen hören:

O quantum invideo! sine me, liber, ibis ad illum! — —

Kleinwallstadt bei Aschaffenburg, im Februar 1849.

Der Verfasser.

Vorrede zur ersten Auflage.

So gewiß auch ein großer Theil der Lesewelt jede Vorrede, wenn auch nicht gerade als überflüssig betrachtet, doch gewöhnlich überschlägt, so beruht doch diese Ansicht ohne Zweifel auf einem Irrthum, denn der Verfasser eines Werkes hat keine bessere und vielleicht überhaupt keine andere Gelegenheit, sich über den Gesichtspunkt auszusprechen, aus welchem er seine Arbeit beurtheilt zu sehen wünscht, als gerade die Vorrede.

In dieser Ueberzeugung halte ich für nöthig, hier folgende Erklärung abzugeben:

Meine Schrift ist himmelweit von dem thörichten Anspruche entfernt, ein Lehrbuch der Jagdwissenschaft vorstellen zu wollen! Dazu fehlt es ihr nicht nur an systematischer Ordnung und Vollständigkeit, sondern auch noch an gar vielen anderen unumgänglich nöthigen Eigenschaften eines solchen Werkes. So ist z. B. die Lehre von den verschiedenen Fangmethoden und von der Heilung der Hundekrankheiten ganz mit Stillschweigen übergangen, um meinem Buche keine allzugroße Ausdehnung zu geben.

Aus demselben Grunde habe ich mich auch bei allen naturgeschichtlichen Notizen, die man eben auch in hundert anderen Werken viel ausführlicher, besser und vollständiger findet, als ich sie hätte liefern können, nur auf das Allernothdürftigste beschränkt und sie überhaupt n u r da eingemischt, wo sie unmittelbaren Bezug auf den p r a k t i s c h e n Jagdbetrieb hatten, welcher die Haupttendenz meiner Schrift ausmacht.

Was ich über diesen sage, ist nicht fremden Systemen abgeborgt, nicht auf trügliche Hypothesen gestützt oder aus der Luft gegriffen, sondern das reine Resultat meiner eigenen, im Verlaufe eines halben Jahrhunderts gesammelten Erfahrungen.

Schon in früher Jugend und so fortwährend auch in späteren Jahren war ich höchst aufmerksam auf Alles, was die Jagdpraxis ihrer ganzen Ausdehnung nach betraf, denn sie war der Inbegriff aller meiner Neigungen und Wünsche, und diesem Fache ganz anzugehören, mein einziges und höchstes Streben.

Wenn aber der menschliche Geist sich mit seiner ganzen Kraft und Neigung einem Gegenstande zuwendet, so mag es ihm wohl bisweilen gelingen, diesen gehörig zu erfassen.

Ob es mir gelungen ist, darüber wird die Zukunft richten.

Meine Absicht war hauptsächlich nur, jungen Anfängern ein Buch in die Hand zu geben, welches dazu beitragen könnte, ihr Vergnügen zu erhöhen. Sollte ich jedoch so glücklich sein, hier und da auch einem meiner älteren Berufs-, Neigungs- oder Zeitgenossen einige Unterhaltung zu gewähren, oder eine oder die andere Beobachtung mitzutheilen, welche sie, in minder wildreichen Gegenden lebend, selbst anzustellen keine Gelegenheit gefunden, so würde ich mich dadurch um so mehr geehrt finden, je weniger ich einer solchen Hoffnung jemals Raum gegeben habe.

Jede gründliche Zurechtweisung, sei sie mit Schonung oder mit Bitterkeit ausgesprochen, werde ich dankbar annehmen; es liegt mir ja Alles daran, dieses Werk, als mein letztes, von den ihm unvermeidlicherweise anklebenden Fehlern möglichst gereinigt zu wissen, fremde Augen aber sehen in solchen Fällen schärfer, als die eigenen. Nichts unter der Sonne ist vollkommen, und Niemand kann von der Schwachheit und Verblendung, seiner Arbeit ein solches Prädikat beizulegen, mehr entfernt sein, als ich. Wenn mich daher gerechter Tadel trifft, was ohne allen Zweifel geschehen wird, so werde ich ausrufen: pater peccavi, nicht aber aus thörichter Eigenliebe und Empfindlichkeit einen unnützen und ermüdenden literarischen Streit, wie man sie nur zu oft schon erlebt hat, mit meinen Gegnern anfangen, sondern blos sagen: Ich sehe ein, daß Ihr Recht habt, und wenn ich es noch einmal zu thun hätte, so würde ich es anders machen.

Noch will ich meinen Freunden nah und fern eine Nachricht mittheilen, welche sie gewiß überraschen wird: daß nämlich, nachdem ich seit mehr als dreißig Jahren im ungestörten Besitz sehr ausgedehnter und trefflich bevölkerter Jagdbezirke gewesen und wegen meines Wildreichthums wohl tausendmal beneidet worden bin, mir die Neuzeit nicht mehr so viel Grund und Boden übrig gelassen hat, daß eine Feldhühnerkette darauf einfallen könnte.

Man hat geglaubt, ein solcher Verlust werde mich sehr schmerzen, und in jüngeren Jahren möchte das auch wohl so gewesen sein, jetzt aber finde ich mich ganz gut darein; denn ich gehe von dem einfachen Grundsatze aus: daß für Jemanden, der seit langer Zeit die vorzüglichsten Jagden besessen hat, eine schlechte gar keinen Werth mehr haben könne; andere als schlechte aber kann und wird es in der Gegend, welche ich bewohne künftig nicht mehr geben, da der neue Zeitgeist keine Wildhege, selbst die allermäßigste und unschädlichste mehr duldet.

Man könnte selbst noch weiter gehen und sagen: daß jeder fernere Jagdbesitz, ohne irgend einen Vortheil oder auch nur Genuß und Vergnügen zu gewähren, eine durchaus feindselige Stellung gegen einen großen Theil der Bevölkerung, mithin Unannehmlichkeiten aller Art und vielleicht sogar Lebensgefahr unvermeidlich herbeiführen werde.

Warum also sollte man sich eine so schwere Sorge aufladen, wenn man, wie ich, ohnehin nur noch sehr wenig Anspruch auf derartige Genüsse zu machen hat?

Nein, es ist Nichts mehr für das edle Waidwerk zu hoffen, seine Blüthezeit ist vorüber!

Um so kräftiger also töne hinaus, du mein Schwanenlied, durch die grünen, wenn auch nur noch von Spechten, Hähern und Eichhörnchen bewohnten Wälder! Berühre sanft und freundlich das Ohr Aller, die im Leben mich werth gehalten, und sorge dafür, daß ich, wenn einst nicht mehr unter ihnen weilend, dennoch immer in gutem Andenken bleibe! —

Der Verfasser.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Was ist das Leben ohne Jagensluft?
Ich werf' es hin, wenn sein Gehalt verschwunden.
Walter Scott.

Seitdem ich die vorstehende Vorrede zu der ersten Auflage dieses Werkes schrieb, sind bereits sechs volle Jahre, schnell, wie ein flüchtiger Traum, dahin gegangen, und ich singe immer noch an meinem Schwanenliede, aber es geschieht nur noch mit halber Stimme, und ungleich heiserer, als damals, etwa, wie eine alte Matrone, die bei besonders gutem Befinden noch manchmal Sonntags in die Kirche schleicht, um dort ihre zitternden Töne in den allgemeinen Gesang zu mischen.

Ich lebe noch, aber gleichsam nur halb! Eine schwere Krankheit hatte mich sehr entkräftet, und beinahe, körperlich wie geistig, zum Schreiben unfähig gemacht; ich glaubte daher Nichts gewisser, als daß dieses Werk sich in ein Opus posthumum verwandeln werde, und hatte für diesen Fall, wie einst G. F. D. Aus dem Winkell Herrn Naumann sen. und mich zu Vollstreckern seines letzten Willens ausersehen hatte, den Herausgeber meines literarischen Nachlasses bereits gewählt.

Es ist mir nun aber doch vom Schicksal noch eine kleine Frist bewilligt worden, die es mir möglich gemacht hat, die letzte Hand selbst daran zu legen, wenn gleichwohl nur unter dem Beistande mehrerer Freunde, die mir ebenso aufrichtig zugethan, als für eine solche Unterstützung vollkommen befähigt sind.

Doch, ich spreche, wie es hochbetagten Leuten wohl bisweilen zu begegnen pflegt, schon allzulange, ohne auf den eigentlichen Zweck dieser Vorrede gekommen zu sein, welcher kein anderer ist, als der: sowohl meinen Gönnern und Freunden, nah und fern, als auch jenen Lesern meines Werkes, denen ich persönlich völlig fremd bin, für die liebevolle Aufnahme, welche dasselbe bei ihnen gefunden, recht freundlich zu danken.

Ich bin zwar so glücklich gewesen, mir schon in früher Jugend durch meine, für das einst so gern gelesene Forst- und Jagd-Journal des unvergeßlichen G. L. Hartig, der mich damals mit wahrhaft väterlicher Zuneigung in die literarische Welt eingeführt hat, gelieferten Beiträge, sowie namentlich auch durch meine im Jahre 1821 erschienenen Fragmente für Jagdliebhaber, zahlreiche Freunde zu erwerben; allein diese sind, mich allein zurücklassend, theils schon heimgegangen zu ihren Vätern, theils, gleich mir, schon längst ergraut, und leben, wie ich oben von mir selbst sagte, gleichsam nur noch halb; nun ist aber auch meine neueste und letzte Schrift von der jetzt blühenden Generation des waidmännischen Publikums sehr wohl aufgenommen worden, und viele junge Jäger und Jagdliebhaber, die, als ich jenes erste Werkchen schrieb, bloß noch mit thönernen Kugeln, d. h. aus Blasrohren oder wohl gar noch aus Gewehren schossen, die weder Mauton in London, noch Le Page in Paris gefertigt hatten, und deren Läufe nicht aus englischem Gußstahl, sondern aus alten Schlüsseln und Hollunderzweigen zusammengesetzt waren, haben mich ihrer aufrichtigen Ergebenheit und des besten Dankes für das, was sie aus meinen „Erfahrungen" gelernt, versichert.

Ich kann daher Nichts lebhafter wünschen, als daß auch dasjenige, was ich dieser neuen Auflage noch zur Vervollständigung beigefügt, sowohl von ihnen, als auch von denjenigen meiner Freunde in weiter Ferne, welchen ich die erste Auflage dieses Werkes gewidmet habe, mit Zufriedenheit und Beifall aufgenommen werden möge.

Und nun allen meinen Lesern, alt und jung, bekannt und unbekannt, noch ein herzliches Lebewohl, und zwar diesmal aller Wahrscheinlichkeit nach — mein letztes! —

Der Verfasser.

Vorrede zur dritten und vierten Auflage.

Die Ahnung, welche der Verfasser am Schlusse des Vorworts zur zweiten Auflage ausgesprochen, hatte ihn nicht getäuscht; — es war sein letztes Lebewohl. —

Diezel selbst hat zwar diese dritte Auflage noch vorbereitet, doch wurde er aus seinen Jagdgründen, tief betrauert, abberufen, ehe er das Begonnene vollbringen konnte. Er hinterließ jedoch nicht nur Ergänzungen und Verbesserungen der ersten beiden Auflagen, sondern auch ganz neue Capitel, welche die Dachs- und Wolfs-Jagd, die Schießkunst und das Schieß- oder Jagdpferd zum Gegenstand haben. Sein Schwiegersohn, der Königl. Bayerische Oberförster Völker in Hammelburg hat auf Grund dieses reichen Nachlasses das Diezel'sche Buch ergänzt und revidirt, so daß dem jagdliebenden Publicum nunmehr das vollständige Werk in neuer Auflage vorgelegt werden kann.

Die Pietät für den Verfasser gestattete nicht, irgend welche wesentliche Aenderungen vorzunehmen; wo solche stattgefunden, geschah es eben auf Grund seiner eigenhändigen Aufzeichnungen. Das betrifft namentlich auch die Aenderung in der Eintheilung des Materials, welche ohnehin durch die neu hinzugetretenen Capitel nothwendig wurde.

Möge das Buch auch in der neuen Auflage sich viele Freunde erwerben und die Erinnerung an einen Altmeister des edlen Waidwerkes wach erhalten.

Die Verlagshandlung.

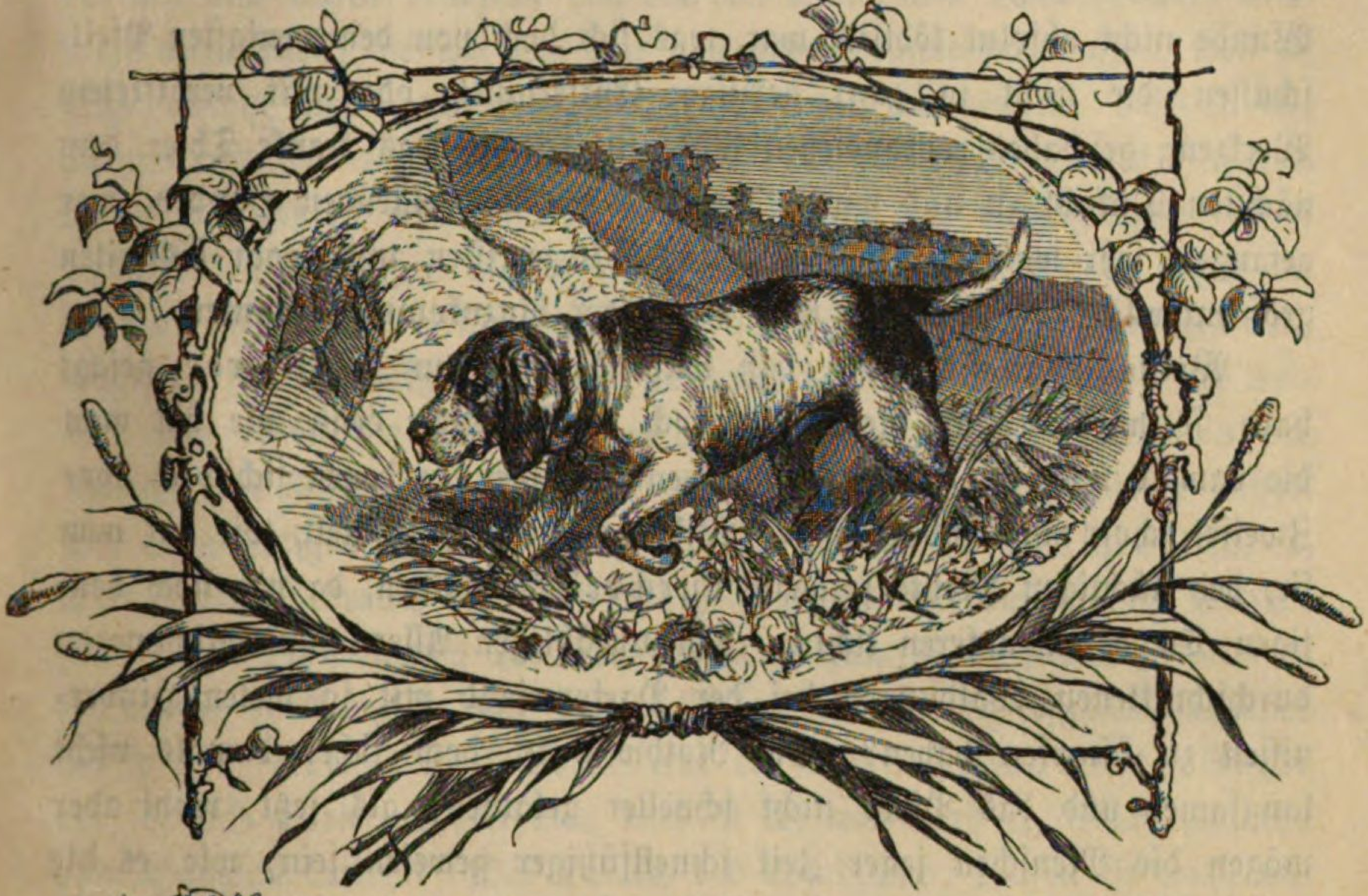
Inhalt.

	Seite
Der Vorstehhund	1
Der Hase	131
Das Kaninchen	211
Das Reh	229
Der Dachs	273
Der Fuchs	289
Der Wolf	399
Die Feldhühnerjagd	419
Die Waldschnepfenjagd	503
Die Becassinenjagd	603
Die Entenjagd	623
Die wilde Gans	671
Die Raubvögeljagd	693
Die Schießkunst	727
Das Schieß- oder Jagdpferd	759

Die Abrichtung des Vorstehhundes.

Suchend streift er durch die Flur!
Nichts entgeht der feinen Nase,
Selbst die allerkleinste Spur
Wittert er im hohen Grase;
Wie gewandt, wie klug und fein
Weiß er Alles auszuspähen!
Seiner Arbeit zuzusehen
Ist schon Götterlust allein.

Bunsen.



Werfen wir aufmerksam einen Blick auf den höchst einfachen und kunstlosen Gebrauch, den man in früheren Zeiten von den zur Jagd bestimmten Hunden machte, so müssen wir bewundern, bis zu welchem Grade von Vollkommenheit es der menschliche Verstand darin gebracht hat.

Ziemlich schwer dürfte sich die Frage beantworten lassen, ob alle Hunde-Racen, deren wir uns heute zu so höchst verschiedenen Zwecken bedienen, schon in den allerältesten Zeiten vorhanden gewesen, oder ob sie sich erst nach und nach in ihren charakteristischen Kennzeichen so ausgebildet haben, wie sie uns jetzt bekannt sind? Höchst wahrscheinlich ist es, daß man in den allerfrühesten Zeiten noch keinen Begriff von der Abrichtung eines Hundes zur Jagd hatte, da jeder schon gleichsam von der Natur selbst abgerichtet wär, indem man nichts weiter von ihm verlangte, als daß er, seinem Instincte gemäß, das Wild eifrig verfolgte, durch Beharrlichkeit ermüdete und zuletzt fing und festhielt. Viele Jahrhunderte hindurch galt deshalb wohl der Hund für den besten, welcher der Spur des Wildes am richtigsten folgte und zugleich am längsten beim Jagen ausdauerte.

Auch war das in jenen Zeiten vollkommen hinreichend; denn das Wild war so wenig scheu und in solcher Anzahl vorhanden, daß man es leicht in Netzen fangen, oder mit Wurfspießen und Pfeilen erlegen konnte. Diese letztere Jagd mag jedoch oft genug mißlungen sein; denn wenn die Wunde nicht absolut tödtlich war, was sich doch von den wenigsten Pfeilschüssen, die nicht in ganz geringer Entfernung, oder mit vergiftetem Werkzeug geschahen, voraussetzen läßt, eilte gewiß das kranke Thier dem nächsten Dickicht zu und wurde dort von den nachfolgenden Hunden zwar gefangen, sehr wahrscheinlich aber auch oft zerrissen und sogar bisweilen größtentheils aufgezehrt, ehe noch die Jäger hinzukommen konnten.

Wollte man annehmen, daß man damals nur zu Pferde gejagt habe, so wird dadurch die Sache noch räthselhafter; denn wie hat man die damals noch fast undurchdringlichen Urwälder, in denen sich doch ohne Zweifel schon von Anbeginn das Wild am liebsten aufhielt, wie hat man sie, der flüchtigen Meute folgend, durchreiten können, da wir noch heutigen Tages in unseren lichten, von unzähligen Alleen und Richtwegen durchschnittenen Waldungen bei der Parforcejagd mit so vielen Hindernissen zu kämpfen haben? Das Rothwild ist doch sicher damals nicht langsamer und das Pferd nicht schneller gelaufen, als jetzt, wohl aber mögen die Menschen jener Zeit schnellfüßiger gewesen sein, wie es die wilden Völkerstämme im rohen Naturzustande noch immer sind. Allein die nähere Prüfung dieser Hypothese, sowie auch jener, ob der Schäferhund (C. pastor fidelis L.) wirklich der Stammvater aller andern gewesen sei, wie dies in mehreren physiographischen Systemen als gewiß angenommen wird, gehört eigentlich nicht hierher, sondern in eine noch zu erwartende vollständige Geschichte der Jagd. Wir gehen also nunmehr zu unserem eigentlichen Gegenstande über.

Der wichtigste unter allen Hunden, deren wir uns in den jetzigen, an Hochwild so armen, Zeiten noch bedienen, ist unbezweifelt der Vorstehhund*). Ihm sei daher ein eigenes Kapitel dieser Schrift gewidmet, an dessen Inhalt sich der geneigte Leser bei allen später vorkommenden Gelegenheiten erinnern wolle.

---

*) Die erste mir bekannte Erwähnung und deutsche Bezeichnung desselben finde ich in der Anweisung des Kaisers Maximilian an den Herzog von Oesterreich über die Falknerei (siehe von Hammer-Purgstall Falknerklee. Pesth bei Hartleben 1840. S. 96), wo es heißt:
„Deßgleichen magstu auch mit den Waldthünern eine (Parkh) zurichten, unnd dir
„Mit dem Netz und eynem vorlegenen Hundt (hier fehlt das Wort fangen) und
„Darnach den Winter die feldthüner inn eyner Camer verwahren, und gegen den
„Sommer die schmalen Vögeln anpringen."

Bewundernswürdig sind die Eigenschaften, welche die Natur mit ausgezeichneter Freigebigkeit diesen Thieren verliehen hat. Sollten jemals durch Zufall die übrigen Racen sämmtlich aussterben, so würde das Bedürfniß uns dahin bringen, mit der Abrichtung des Vorstehhundes Versuche anzustellen, die wir jetzt nur aus dem Grunde unterlassen, weil sie nicht nöthig sind und man würde sich bald überzeugen, daß er alle anderen Hunde entbehrlich mache, selbst die der Schäfer und Fleischer. Denn wie äußerst beschränkt ist das, was selbst die vorzüglichsten dieser letzteren leisten, gegen die Klugheit des Hühnerhundes, gegen die Gewandheit, mit welcher er sich in alle Functionen, die man ihm aufträgt, zu schicken weiß, gegen den bewunderswürdigen Gehorsam, welchen man einen unbedingten nennen kann und den er, selbst in den schwierigsten Fällen, mit wahrer Selbstverläugnung seinem Führer leistet! Bei allen übrigen Hunden, welche in der Jagdpraxis eine Rolle spielen, kann dieser Gebrauch nur einseitig genannt werden und im Grunde findet nur Benutzung des natürlichen Instinctes derselben Statt, da eigentliche Lenksamkeit und vollen Gehorsam im ungefesselten Zustande bei so vielseitiger Verwendung nur der Vorstehhund zeigt. Sogar der so hoch gepriesene Leithund, was ist er, was wird er, wenn man ihn vom Hängseil befreit? Der Bracke, der Windhund, dürfen sie wohl mit dem Vorstehhunde in Vergleich gestellt werden? „Auch nicht auf die entfernteste Weise" wird jeder Kenner und Unbefangene antworten. Selbst der Dachshund, der doch meist unmittelbar unter den Augen des Jägers aufwächst, handelt nur zu oft nach seiner Laune und nimmt nicht immer Rücksicht auf das, was man eigentlich von ihm verlangt. Er sucht z. B. oft zu einer Zeit, in welcher man weder Füchse noch Dachse beunruhigen will, die Baue auf, schlüpft hinein und verweilt zum größten Verdrusse seines Führers Stunden lang bei diesem ganz unnützen, ja, oft sogar höchst schädlichen Geschäfte; zu einer andern Zeit aber, wenn man von ihm Ausdauer in der Unterjagd wünscht, entwischt er, trotz allem Rufen und Pfeifen, seinem Führer, jagt eine Zeit lang umher und ermüdet sich, ehe man nur den Bau erreicht, so sehr, daß wenn der Fuchs oder Dachs sich etwa verklüftet, oder der Einschlag sich verzögert hat, der Hund keiner weiteren Anstrengung mehr fähig ist und, vielleicht nach großem und unnützem Zeitverluste, die ganze Jagd aufgegeben werden muß.

Sämmtliche Saurüden, Packer und Fanghunde raufen nicht nur häufig unter einander, sondern fallen auch oft Alles, was ihnen von zahmen Thieren vor die Augen kommt, ja, bisweilen sogar Menschen in

zügelloser Wildheit an. Eben so gehört es auch bei dem Schweißhunde unter die seltenen Ausnahmen, wenn er in späteren Jahren und nach langer Uebung dahin gebracht wird, daß er beim Bürschgange seinen Herrn unangeleint begleiten darf.

Wie hoch steht aber über allen diesen Geschlechtsverwandten der Hühnerhund! In welchem erstaunenswürdigen Grade lernt er jeder, selbst der reizendsten, Versuchung widerstehen, jede Begierde unterdrücken, mit einem Worte, die so unendlich schwere Kunst üben, sich selbst zu beherrschen!

Wie beschämt er hierin oft sogar den Menschen, der doch auf der Stufenleiter der Natur so unendlich viel höher gestellt ist, als das unvernünftige Thier!

Wie oft sieht er dicht vor seinen Augen junge Hasen oder brütende Feldhühner sitzen, oder solche, die ihre noch kleinen Jungen mit ängstlichem Flattern und wahrhaft mütterlicher Verzweiflung vertheidigen! Er dürfte nur den Rachen öffnen, nur einen einzigen Griff thun, um seiner Beute gewiß zu sein; die Natur treibt ihn dazu an, dennoch überwindet er sich, denn die Pflicht gebietet ihm Schonung und die Stimme seines Herrn stählt ihn gleichsam gegen jede Versuchung.

Oft sieht er von anderen Hunden das Wild dicht neben sich vorbeijagen; der verführerische Anblick lockt ihn wie mit Zauberkraft, die Begierde zuckt ihm durch alle Nerven, aber, so süß es ihm auch dünken mag der lustigen Gesellschaft zu folgen, — er überwindet sich dennoch.

Selbst die wenigen Fälle, in welchen er ausnahmsweise seinem Gebieter den Gehorsam zu verweigern scheint, beweisen seine große Ueberlegenheit an Verstand und Einsicht im Vergleiche mit anderen Hunden. So läßt er sich z. B., wenn er, ohne dazu angewiesen worden zu sein, Raubzeug verfolgt, oder auf einer frischen Fährte Schweiß findet, oder etwa dem Geläufe eines flügellahm geschossenen Vogels auf einer andern Seite nachzieht, als da, wo er ihn zu suchen angewiesen wurde, nicht leicht in seinem Vorhaben irre machen, sondern folgt, ohne auf den sonst so gefürchteten Ruf oder Pfiff seines Gebieters zu achten, der gefundenen Spur, weil er sich bewußt ist, recht zu thun, und voraus weiß, diese Beharrlichkeit werde nicht bestraft, sondern belobt werden, sobald er das angeschossene Wild beigebracht, oder durch Standlaut den Zufluchtsort des verfolgten Raubthieres angezeigt haben wird.

Wenn ich hoffen darf, durch das bisher Gesagte meine Ueberzeugung, daß dem Hühnerhunde, so wie der Zustand der Jagden in den meisten

Gegenden von Deutschland in diesem Augenblicke ist, vor allen anderen Racen der erste Rang gebühre, hinlänglich gerechtfertigt zu haben, wird es kaum nöthig sein, mich wegen der Ausführlichkeit und Genauigkeit zu entschuldigen, mit der ich die Lehre von dessen Abrichtung und Führung zu behandeln gedenke, besonders, da der kleine Aufsatz, den ich in meinen „Fragmenten für Jagdliebhaber" über den gleichen Gegenstand geliefert habe, mit einem Beifall aufgenommen worden ist, welcher meine Erwartungen weit übertroffen hat.

Schon dort habe ich das Einsperren junger Hühnerhunde im Stalle oder Zwinger widerrathen und geäußert, daß es besser sei, sie im Hause zu erziehen. Diese Ueberzeugung glaube ich auch hier wiederholt aussprechen zu müssen; denn die kleinen Unannehmlichkeiten, welche diese Art von Erziehung mit sich führt, können, wenn man auf dem Lande lebt und überhaupt ein wirklicher Hundefreund ist, mit den bedeutenden Vortheilen, die sie gewährt, keinesweges in Vergleich kommen. Der im Zwinger, oder was ganz unverzeihlich ist, an der Kette, oder in einem Stalle aufgewachsene junge Hühnerhund hat immer etwas Scheues, Unfreundliches und Wildes an sich, er raſ't gleichsam, so oft er in Freiheit gesetzt wird und überfällt nicht selten Hühner, Gänse und anderes Federvieh, welches er theils rupft, theils wirklich abwürgt; kurz es hält weit schwerer, ihn zur Ordnung zu bringen, als wenn er schon von Jugend auf mit Menschen umgegangen ist, sie verstehen und auf jedes ihrer Worte achten gelernt hat.

Ein auf diese letztere Weise erzogener Hund macht in allen Stücken, besonders aber im Gehorsam, weit schnellere Fortschritte und wird daher auch in einem weit kürzeren Zeitraume brauchbar und gut.

Welche Eigenschaften und Fähigkeiten der Hund zur Dressur mitbringen muß, ergibt sich aus der Natur seiner dereinstigen Bestimmung. Passendes Alter, vollkommene Gesundheit, scharfes Gesicht, feines Gehör, gute Nase, Schnelligkeit und Dauer im Laufe, wie auch natürlicher Verstand, resp. gute Talente, sind die unerläßlichen Anforderungen, von welchen auch nicht eine einzige aufgegeben werden darf.

Was das für den Beginn der Dressur passende Alter betrifft, so sind hierüber beinahe so viele Meinungen, als es Jäger gibt; doch kommen alle darin überein, daß der Hund nicht unter neun Monaten alt sein und das zweite Jahr nicht überschritten haben dürfe. Daß Race, Art der Erziehung, Körperconstitution, Geschlecht und die übrigen Eigenschaften des Hundes hinsichtlich früherer oder späterer Vornahme zur Abrichtung

sehr beachtenswerth sind, bedarf wohl keiner näheren Auseinandersetzung. Indessen ist ein Alter von zehn bis zwölf Monaten vollkommen hinreichend und gewiß wird Niemand in Abrede stellen, daß es für den ausübenden Jäger, welcher selten mehr Hunde unterhält, als ihm zu seinem Geschäfte absolut nothwendig sind, ein bedeutender Gewinn ist, sie um sechs bis acht Monate früher gebrauchen zu können. Schwer ist es übrigens nach drei Vierteljahren das Alter eines Hundes genau zu erkennen; selbst bei der größten Vorsicht kann man einen dreijährigen Hund für ein oder anderthalb Jahr jünger halten und eben so umgekehrt, weil die Nahrung, welche der Hund erhält, bedeutenden Einfluß auf die Zähne äußert, die in der ersten Zeit die einzigen Kennzeichen des Alters abgeben.

Der gute Zustand der Gesundheit eines Hundes läßt sich leicht aus den Augen, welche hell sein müssen, aus einer kalten, feuchten Nase, die mit keinem Schorfe überzogen sein darf, sowie aus seiner Munterkeit und Freßbegierde erkennen. Diese Beobachtungen können nun zwar alle im Hause gemacht werden, nicht so aber jene, welche die Ueberzeugung geben sollen, ob der Hund der Dressur werth sei; denn *diese* muß *auf dem Felde gewonnen werden.*

Ich weiß sehr wohl, daß es Jäger gibt, welche verlangen, daß der Hund vor der festen Dressur das Feld und seine natürliche Bestimmung gar nicht kennen lerne; allein wer möchte wohl Zeit, Mühe und Geduld an einen Hund verschwenden, welcher die zu seinem einstigen Gebrauche unentbehrlichen Eigenschaften gar nicht besitzt? Wer möchte sich wohl Monate lang, und am Ende doch vergebens, mit einem Kläffer herumbalgen, dessen Gesundheit und Kraft nicht zureichend, dessen Gesicht und Gehör nicht scharf genug sind, oder dem es wohl gar an dem Hauptorgan, an der *Nase*, fehlt, und der dabei weder Schnelligkeit, noch Ausdauer zeigt? — Gewiß Niemand. Wer aber wird leugnen, daß gerade das *Feld* der Tummelplatz ist, wo man einen Hund beobachten und genau prüfen kann? Auf solche Jagden jedoch, auf denen *geschossen* oder gar *gehetzt* wird, nehme man den noch undressirten Hund nicht mit, wenn man sich die nachherige Abrichtung nicht merklich erschweren will; dagegen ist es nöthig, ihn von Zeit zu Zeit ins Freie mitzunehmen, damit er sich recht *auslaufe* und zugleich zeige, was hinsichtlich der Geruchswerkzeuge, der hohen oder tiefen Suche, überhaupt der Thätigkeit u. s. w. von ihm zu erwarten ist. Wenn ich empfahl, den jungen Hund „wöchentlich wenigstens zweimal" ins Freie zu führen, so bezog sich dies selbstverständlich

auf die Zeit nach Vollendung der festen Dressur. Der Hund würde sonst das Vergnügen des Hasenjagens früher erlernen als jene. Zu solchen Vorarbeiten wählt man am besten eine große Wiesenfläche oder ein kahles Feld, wo nur wenige oder gar keine Hasen sind.

Das schnelle Hin- und Herbewegen der Ruthe gilt im Allgemeinen für einen sicheren Beweis des Eifers und der Lebhaftigkeit, allein es gibt auch Hunde, die (nach der Jäger-Terminologie) die Ruthe nur wenig gebrauchen und dennoch sehr gut suchen; ganz sicher ist also diese Regel nicht. Dagegen ist die um so richtiger, daß ein junger Hund, welcher die Nase immer am Boden hat, unaufhörlich schnüffelt und nie den Kopf gegen den Wind richtet, sondern immer ganz nahe an das Wild kommt, ohne daß er dessen Dasein durch Stutzen oder schnellere Bewegung der Ruthe anzeigt, wenig oder nichts für die Zukunft verspreche und daher der mit der Dressur verbundenen Mühe gar nicht werth sei.

Trägt er dagegen die Nase hoch (in einem anderen Sinne jedoch als — manche Menschen —), sucht er am liebsten dem Winde entgegen und nimmt er die Gegenwart des Wildes, wären es auch nur Lerchen oder andere unbedeutende Vögel, schon in beträchtlicher Entfernung wahr, kurz, hat er das, was der praktische Jäger eine gute Nase nennt, so darf man bei richtiger Behandlung einem günstigen Erfolge mit Zuversicht entgegensehen.

Dergleichen Beobachtungen können nur im Freien gemacht werden und ich sage es hier noch einmal, daß es ganz zweckwidrig ist, einen Hund vor der Dressur gar nicht in das Feld mitzunehmen; vielmehr kann ich diese Behauptung, sowie zugleich die Widerlegung des Grundsatzes, ein Hund, der das Feld und seine natürliche Bestimmung schon kennen gelernt habe, sei nachher einer vollkommenen Ausarbeitung nicht mehr fähig, durch Gründe unterstützen, welche mir die verschiedenartigsten, während meiner Jagd-Praxis angestellten Versuche reichlich an die Hand gaben. Diese Versuche machte ich theils planmäßig, theils nur, weil es die Umstände so mit sich brachten. Ich habe nämlich mehrere junge Hunde in einem Alter von 8—10 Monaten, ohne daß sie noch einen Begriff von Gehorsam oder Stuben-Dressur hatten, mehrmals mit hinausgenommen und insofern wenigstens zum Jagen gebraucht, als sie den Wald durchsuchen und das Wild den vorstehenden Schützen zutreiben, oder die Waldschnepfen 2c. rege machen, kurz die Dienste eines sogenannten Stöberhundes versehen mußten. Ferner habe ich Mehrere, noch ehe sie dressirt waren,

zur Vorsuche auf Hühner, Wachteln, Enten rc. benutzt, vor ihnen geschossen und sie auf alle erdenkliche Weise, bisweilen, d. h. in besonderen Nothfällen, sogar während der Stubendressur, gebraucht. So ganz regelwidrig nun dieses Verfahren, namentlich das letztere, auch war, so habe ich doch keinen besonders nachtheiligen Einfluß desselben auf die Gelehrigkeit und Ausbildung dieser Zöglinge wahrgenommen; sie machten vielmehr fast dieselben Fortschritte, wie jeder andere auch, nur freilich mit dem Unterschiede, daß diejenigen, welche ich zum Stöbern gebraucht hatte, später hasenrein wurden und nicht so leicht, wie andere, dahin zu bringen waren, bei dem Vorstehen ganz fest und ruhig auszuhalten, was denn auch sehr natürlich ist, da ich ihnen erst aufs Neue wieder begreiflich machen mußte, daß das, was sie früher im Walde hatten ungestraft thun dürfen, im freien Felde unrecht sei und sich überhaupt eine so tiefe in der Natur des Hundes liegende Leidenschaft bei weitem leichter erwecken, als, einmal erwacht, wieder unterdrücken läßt. Möge man mich übrigens hierbei nicht mißverstehen. — Keineswegs will ich die heilsame Vorschrift, daß man einen jungen Hund vor und während der Dressur nicht zu wirklichen Jagden benutzen soll, dadurch widerlegen oder als überflüssig darstellen, sondern ich will nur zeigen, daß die zu weit getriebene Aengstlichkeit, den Hund vor der Dressur gar nicht in's Freie mitzunehmen, unnöthig ist, da selbst gewagte Versuche, wie die obigen, nicht die Nachtheile erzeugten, die nach der gewöhlichen Meinung unausbleiblich daraus hätten erfolgen müssen. Im Gegentheile rathe ich Niemandem zu so mißlichen Proben und Unternehmungen, zu denen nur die Neugierde mich antrieb; denn es würde sehr gefährlich sein, blos weil sie mir größtentheils gelungen sind, auch gleiche Resultate im Allgemeinen davon zu erwarten und sich jener strengeren, mit ungleich größerer Mühe und Umständlichkeit verbundenen, Vorsichtsmaßregeln vor und während der Dressur überheben zu wollen. Nur den Grundsatz, daß ein junger Hund vor der Dressur gar nicht ins Freie gebracht werden dürfe und während derselben stets eingesperrt oder an der Kette gehalten werden müsse, will ich bekämpfen, da ich mich mit der von beinahe allen Schriftstellern gegebenen Vorschrift, daß der junge Hund in den letzten vierzehn Tagen vor der Dressur niemals frei herumlaufen und nur von seinem Lehrer gefüttert werden dürfe, nicht unbedingt übereinstimmend erklären kann. Denn nur, wenn er diesen noch gar nicht kennt, oder durch die frühere Erziehung menschenscheu geworden ist, räume ich die Nothwendigkeit solcher Vorsicht ein, damit er ihn liebgewinne.

Bei Hunden hingegen, die unter meinen Augen aufgewachsen waren und deren Temperament ich ganz genau kannte, habe ich nur selten streng hierauf gesehen und selbst nach der Lection, zumal wenn sie ihre Sache recht gut gemacht hatten, nicht immer für nöthig erachtet, sie an einem einsamen Orte einzusperren, sondern mich damit begnügt, sie auf einige Stunden im Zimmer mit der Leine anzubinden. Dann ließ ich sie wieder, wie gewöhnlich, frei umhergehen und obschon ich, der größeren Bequemlichkeit wegen, diese Methode schon bei vielen Hunden angewendet habe, so ist mir doch noch kein einziger mißrathen. Sie leisteten vielmehr Alles das, was man mit Recht von einem Lehrling fordern kann, in eben so kurzer Zeit, als andere, welche man viel strenger behandelt hatte.

Ich kann daher, so weit meine bisherige Erfahrung reicht, jene strengeren und beschwerlicheren Einschreitungen nur bei bösen, widerspenstigen und verwilderten Hunden als absolut nothwendig anerkennen, nicht aber bei solchen, die, wie die meinigen, schon von früher Jugend an durch den Umgang mit Menschen zur Folgsamkeit und zu schnellem Verstehen dessen, was man von ihnen verlangt, gewöhnt worden sind.

Eben so wenig glaube ich, daß es unerläßlich sei, einem jungen Hunde, den man unmittelbar nach der Abrichtung zur Jagd zu gebrauchen und möglichst bald ferm zu machen wünscht, die Stubendressur selbst zu geben. Sobald er das Vergnügen der Jagd kennen gelernt und man schon mehrmals Wild vor ihm geschossen hat, gewöhnt er sich schon binnen acht Tagen so sehr an seinen neuen Lehrer, daß er von dem früheren keine Notiz mehr nimmt. Dieses gilt aber ebenfalls nur von solchen Hunden, welche nicht in gänzlicher Abgeschiedenheit, sondern unter den Menschen aufgewachsen sind, — eine Art der Erziehung, die ich überhaupt nicht dringend genug empfehlen kann.

Kaum sollte man glauben, daß in unsern Zeiten, in welchen die Jagdkunde zur Wissenschaft sich erhoben hat und bei dem nun wieder ziemlich guten Stande der meisten Niederjagden in Deutschland, wobei der Gebrauch des Vorstehhundes so häufig ist, die Nothwendigkeit oder Nützlichkeit der festen Dressur noch irgend eines Beweises bedürfen werde! Allein, da mehrere Schriftsteller meines Faches die Regel geben, man könne mit gleich gutem Erfolge auch spielend und nur durch gute Worte unterrichten, ja, bei manchen Hunden sei sogar diese Methode jeder andern vorzuziehen, so scheint es mir allerdings der Mühe

werth die Gründe hier anzugeben, warum die Abrichtung durch Zwang als die einzig wahre und zweckmäßige zu betrachten ist. Sie gewährt nämlich folgende höchst wichtigen Vortheile:

1. Sie prägt dem Lehrling gleichsam für sein ganzes künftiges Leben pünktlichen Gehorsam ein.

2. Sie verhindert ihn handscheu zu werden, d. h. sich, wenn er einen Fehler begangen hat, der verdienten Strafe zu entziehen, während der spielend unterrichtete, einmal furchtsam gemacht, sich nur zu gern seiner Unabhängigkeit bedient und nicht selten lieber nach Hause eilt, als sich strafen läßt.

3. Sie lehrt ihn das erlegte Federwild leise und schonend auf nehmen, weil die Gegenstände, an welchen er das Apportiren gelernt hat, ihm nichts weniger als angenehm, zum Theil sogar seinen Zähnen schmerzlich waren; zugleich lernt er aber auch jene Thiere, die, wie z. B. die meisten Raubvögel, einen höchst widerlichen Geruch haben, auf Befehl seines Herrn, wenn auch mit sichtbarem Widerwillen, dennoch schnell und unweigerlich, selbst aus dem kältesten Wasser, beibringen, während der nur spielend dressirte, in dergleichen Fällen allen Gehorsam versagend, was ihm zuwider ist liegen läßt und nur solches Wild herbeiholt, welches seiner Neigung entspricht; dabei auch nicht selten in das entgegengesetzte Extrem verfallend, kleinere Vögel durch sein hastiges Zufahren quetscht und verdirbt, ja wohl gar verschlingt.

Die gewöhnliche und allgemein verbreitete Meinung von der sogenannten Stubendressur ist die: „daß der junge Hund dadurch lernen „müsse, sich auf Befehl seines Lehrers flach niederzulegen, langsam vorzu„rücken und zuletzt den ihm vorliegenden Gegenstand herbeizubringen."

Das ist aber eine ganz irrige Ansicht, denn es ist damit noch bei Weitem nicht der wichtigste Vortheil errungen, welchen sie gewährt, sondern sie muß auch, und zwar ist dies, wie schon oben unter 1. bemerkt wurde, ein viel größerer Gewinn, die Hauptgrundlage des künftigen Gehorsams bilden.

Einzelne Ausnahmen beweisen Nichts gegen die Richtigkeit des allgemein Gültigen, da, obschon ich sehr wohl weiß, daß bisweilen ein Hund (zumal weiblichen Geschlechts), auch ohne par force dressirt zu sein, bei fleißiger Uebung recht gut werden kann, doch unter Zwanzigen kaum Einer geräth, und auch dieser Eine nur selten in allen Zweigen seines Berufes das leistet, was man mit Recht von einem vollkommenen Hühnerhunde, zumal betreffs der unbedingten Folgsamkeit, fordern kann, z. B.

wenn er sich vom Vorstehen abrufen lassen, übelriechendes Raubzeug, oder schwere Hasen beibringen, oder bei kalter Witterung in das Wasser fahren soll u. dgl. m., und daher bei strenger Prüfung einen Kenner auch nur selten ganz befriedigen wird. Bequemer mag allerdings solch eine spielende Dressur sein, allein, wie schon gesagt, es eignen sich nur wenige Hunde dazu, auch wenn nur Halbes gefordert wird und man dürfte vielleicht ein Dutzend, oder noch mehr erziehen, bis man endlich einen von der Natur mit Begriffsvermögen sattsam ausgestatteten erhalten würde.

Beinahe möchte ich behaupten, daß das Anpreisen der spielenden Dressur bei manchem Jäger nur von der Unkenntniß der nöthigen Vortheile herrühre, welche bei der festen Abrichtung unentbehrlich sind und es mag wohl hauptsächlich nur das Mißlingen der ersten Versuche eine solche Abneigung gegen die, allerdings mit Mühe und Zeitverlust verknüpfte, feste Dressur hervorgebracht haben.

Geduld und Geschicklichkeit, in manchen Fällen sogar Muth, gehören immerhin dazu, einen bösartigen Vorstehhund rein auszuarbeiten, wobei ich unter Geschicklichkeit nicht etwa nur die Kenntniß einiger Handgriffe, sondern auch genaue Berechnung der Wirkung der bei der Dressur in Anwendung kommenden Instrumente und Hülfsmittel, sowie den nöthigen Beobachtungsgeist verstehe, um den eigentlichen Charakter des Hundes zu studiren.

Wie oft kommen aber Fälle vor, in welchen gar nicht darauf geachtet wird, ob der Hund schwer oder leicht begreift, ob er weich oder hart ist, ob er durch sein Verschulden gefehlt hat, oder ob die Ursache des Fehlers irgend anderswo, vielleicht gar in dem Verfahren des Lehrers selbst, zu suchen war! Leider wird nur zu oft ein, mehrere Monate dauerndes, Herumzerren des armen gequälten Thieres an der Korallenleine, tägliches Aufhängen und Prügeln bis zur Bewußtlosigkeit, für feste Dressur ausgegeben. Dies Verfahren kann aber in Wahrheit nur im buchstäblichen Sinne eine Dressur par force genannt werden, indem es fast scheint, als wolle der Lehrer dadurch nur zeigen, wie viel Gewalt ihm über den bedauernswürdigen Eleven gegeben sei. Solch ein unsinniges Reißen, Peitschen, Prügeln und auch oft sogar Treten, verstehe ich nicht unter fester Dressur; vielmehr rathe ich Jedem, der sich mit der Abrichtung eines Hundes befassen will, die Peitsche sowohl, als Korallenleine nur als Hülfsmittel für besondere Fälle, nicht aber als Werkzeuge täglicher Qual und Mißhandlung anzusehen; denn so große Dienste sie bei vernünftiger Anwendung leisten, so verderblich werden sie bei rücksichtslosem

Gebrauche, weshalb die genaue Kenntniß der Wirkung dieser Hülfsmittel bei ihrer Anwendung als unerläßlich betrachtet werden muß.

Auch darf nicht planlos verfahren, nicht bald Dieses, bald Jenes vorgenommen werden, sondern es ist ein gewisser, regelmäßiger Gang einzuhalten und fest muß der Grundsatz stehen, nicht eher zu einer andern Aufgabe überzugehen, bis die vorherige vollkommen begriffen und ohne Fehler gelöst worden ist.

Geduld ist nicht minder ein Haupterforderniß bei der Dressur eines Hundes und das Mißlingen derselben, auch bei den besten Anlagen des Lehrlings, hat oft seinen Grund allein in dem Mangel an Selbstbeherrschung des Lehrers.

Wer nicht völlig Herr über sich und so unglücklich ist, bei jedem Fehler des Lehrlings heftig zu werden, der nehme doch ja keinen weichen Hund in die Schule, denn er wird, wie man zu sagen pflegt, nur Schande an ihm erleben, wogegen ich aber auch einem phlegmatischen Jäger, oder einem solchen, der, in Gedanken vertieft, dem Hunde die gehörige Aufmerksamkeit nicht schenkt, gar keinen jungen Hund in Dressur zu nehmen, vorzüglich aber keinen feurigen, oder wohl gar zur Widerspenstigkeit geneigten, zu führen rathe.

Kurz zusammengefaßt, kann man vollkommene Selbstbeherrschung, wie richtige Urtheilskraft zur Bemessung der Fehler und der entsprechenden Strafen, als unentbehrliche Eigenschaften des Lehrers betrachten, wozu auch noch die Gabe, sich dem Hunde leicht verständlich zu machen, gehört, die eigentlich größtentheils in der richtigen Anwendung von Blick und Stimme, wie in der gehörigen Handhabung der ebenso einfachen, als wirkungsreichen Instrumente und in der Kenntniß aller hülfeleistenden Manipulationen liegt.

Ehe ich zur Beschreibung des Verfahrens bei der Dressur selbst schreite, kann ich nicht genug empfehlen, daß Jeder, der einen Hund dressirt, jedesmal, so oft der Hund gefehlt hat, genau untersuche, ob der Lehrling wirklich allein die Schuld trägt, und ob zuvor alle zweckmäßigen Hülfsmittel an ihm versucht worden sind? Es ist wohl zu unterscheiden, ob Undeutlichkeit des Unterrichtes, oder wirkliche Widersetzlichkeit, das Mißlingen veranlaßt hat und man nehme in zweifelhaften Fällen lieber die Schuld auf sich selbst.

Ich gehe nun zu den bei der Dressur nöthigen Instrumenten und Hülfsmitteln über; sie bestehen:

1) in ledernen Handschuhen, die theils bei Handhabung der

Korallen- oder Knotenleine und sonstigen Manipulationen, theils auch bei etwa vorkommender Widersetzlichkeit zum Schutze der Hand dienen;

2) in einer kurzen, kantschuartigen Peitsche, welche aber nur in besonderen Fällen und sehr vorsichtig gebraucht werden muß, wenn sie nicht mehr verderben, als gut machen soll;

3) in der Korallen- oder Knotenleine, letztere gewöhnlich genügend, erstere blos bei harten, halsstarrigen und zur Widersetzlichkeit geneigten Hunden nothwendig;

4) in einem eisernen Ringe, welcher am Fußboden oder unten in der Wand befestigt sein muß, um durch denselben die Leine ziehen und den Hund bei offenbarer Widersetzlichkeit, ohne Gefahr für den Lehrer gehörig bestrafen zu können. Es ist dieses das sicherste Mittel, dem stärksten und bissigsten Hunde sehr bald die Lust zu künftigen Widersetzungsversuchen zu benehmen und ihn zu entwaffnen; jedoch nur selten wurde ich in die Nothwendigkeit versetzt, dieses Hülfsmittel zu gebrauchen, da thätliche Widerspenstigkeit des Hundes fast immer nur Folge der isolirten Erziehung ist;

5) in einem sogenannten Dressir- oder Apportirbock, gleichviel ob er nur von Holz oder mit Stroh oder Lumpen umwickelt ist, nur muß er etwas hohl, d. h. nicht glatt auf der Erde liegen, damit ihn der Hund recht gut fassen kann. Der Ort, wo die Abrichtung vorgenommen wird, soll einsam, verschlossen und geräumig sein; einsam, damit die Aufmerksamkeit des Lehrlings auf keine Weise gestört werde (am allerwenigsten dürfen sich Zuschauer dabei einfinden, die er kennt, denn gewiß würde er in diesem Falle Zuflucht bei ihnen suchen); verschlossen, damit der Hund bei zufälligem Abstreifen oder Zerreißen der Dressirleine nicht entwischen kann; und geräumig, damit es nicht an Platz zu den verschiedenen Bewegungen fehlt, welche bei diesem Geschäfte nothwendig sind.

Der erste Schritt zur festen Dressur, oder eigentlich die Vorbereitung dazu, ist, den Hund leinenführig zu machen, d. h. ihn daran zu gewöhnen, daß er willig und, ohne an der Leine zu dehnen oder zu rücken, auf der linken Seite neben seinem Führer hergeht. Beim ersten Anhängen an die Leine zeigen sich die meisten Hunde sehr unruhig, auch oft ungestüm, was aber bald durch Rücken mit derselben und zu rechter Zeit angebrachtes Schmeicheln aufhört. Sollte aber, als eine höchst seltene Ausnahme, dieses Zureden, Rücken und Nachsichziehen mit der Leine, statt den Hund gehorsam zu machen, verstärkte Weigerung zur Folge haben, so lasse man Jemanden mit einer Peitsche oder Ruthe dem Widerspen-

stigen in dem Augenblicke, in welchem er sich zu folgen weigert, einige leichte Hiebe geben; diese werden ihn dann sicher bald vorwärts bringen. Die auch ohne weitere Beschreibung leicht zu errathende Anwendung von Stimme, Blick, Leine und Peitsche bewirkt dann ebenfalls leicht das Zurückbleiben auf der linken Seite, auf welcher, der Regel nach, der Vorstehhund geführt werden muß. Dieses Leinenführigmachen (wenn ich mich dieses eben so langen, als barbarisch klingenden Wortes bedienen darf) erstreckt sich nicht blos auf den geschlossenen Raum, sondern wird auch im Freien geübt.

So einfach dieses ganze Verfahren ist, so großen Vortheil bringt es bei gehöriger Anwendung, denn es überzeugt den Lehrling, daß er ganz in der Gewalt seines Lehrers sich befindet; es wird ihm auf diese Weise, vorzüglich im Freien, in kurzer Zeit begreiflich, was der Pfiff und der warnende Zuruf: „Pfui!" und „Zurück!" zu bedeuten haben und der Grund zum Appell dadurch gelegt. Bei Hunden, welche viel Unachtsamkeit und Leichtsinn und eben deshalb nur wenig oder gar keine Aufmersamkeit auf Pfiff und Ruf zeigen, möchte die Anwendung der von C. Kegel in seinem Werke über die Abrichtung des Vorstehhundes angegebenen Methode den besten Erfolg haben.

Man führt nämlich den Hund in Versuchung, auf irgend einen Gegenstand hin zu eilen und stößt ihm in dem Augenblicke des Heranpfeifens mit einem verborgen gehaltenen Stock in die Hessen, wodurch er natürlich vor- aber auch von selbst in die Leine prellt und dadurch unwillkührlich gegen seinen Führer herumgeworfen wird.

Rechtzeitige und sparsame, nur bei fortdauernder Unachtsamkeit wiederholte, Anwendung dieser Manipulation versteht sich von selbst.

Uebung im Freien an der Leine, wobei der Hund durch so viele Gegenstände angezogen, leicht in Versuchung geführt wird, in seine frühere Unachtsamkeit zurückzufallen, wird bald deutlich zeigen, ob er Aufmerksamkeit und Gehorsam auf Ruf und Pfiff des Lehrers an den Tag legt, worauf man, wenn diese unerläßliche Eigenschaft ihm beigebracht ist, mit dem Niedersetzen- und Couchenlassen beginnen kann.

Das Erste wird der Hund sehr bald, das Zweite aber ungleich schwerer begreifen aus dem natürlichen Grunde, weil das Couchen immer eine etwas unbequeme Stellung ist.

Um dem Hunde das Niedersetzen auf den Ruf: „setz dich!" begreiflich zu machen, ruft man ihn zu sich heran, faßt mit der Rechten die Leine ganz kurz an der Halsung und hält die Linke bereit, um — wenn

der nach Maßgabe des Widerstrebens stärker oder schwächer angebrachte Zug nach rückwärts mit der Leine den Hund nicht zum Sitzen bringen sollte — dies durch einen Druck auf das Kreuz desselben bewirken zu können. Nur kurze Uebung wird hinreichen, es dahin zu bringen, daß der Hund ohne Anwendung irgend eines Zwanges blos auf den Ruf: „setz dich!" Folge leistet und so lange in dieser Stellung verweilt, bis er die Erlaubniß zu freier Bewegung wieder erhält.

Beim Couchen kann man entweder ein Stückchen Brodes oder sonst etwas dergleichen zum Vorwerfen benützen, oder auch ohne dieses Hülfsmittel verfahren. Man läßt den Hund niedersetzen, faßt ihn mit der Rechten ganz kurz an der Halsung und ruft laut und gedehnt: „Couche!", während man in demselben Augenblicke durch Hülfe beider Hände das Vordertheil des Hundes auf den Boden drückt, wodurch natürlich auch das Hintertheil folgen muß.

Ein Haupt-Augenmerk muß dabei bleiben, daß der Hund frei auf seinen Hinterläufen liege, sich nicht umkehre, und daß der Kopf zwischen den ausgestreckten Vorderläufen zu liegen komme.

Anfangs lasse man den Hund in dieser Stellung so lange bis er ungeduldig wird, gestatte ihm übrigens dann durchaus nicht, seine Stellung zu verändern; sollte er aber dennoch dieses ohne Geheiß versuchen, so muß er unter dem warnenden Zuruf: „Couche!" kräftig niedergedrückt und, im Falle er sich sträuben sollte, auch durch einige Hiebe auf das Vordertheil zur Ruhe gebracht werden. Diese Uebung wird so lange fortgesetzt, bis der Hund ohne allen äußeren Zwang auf den Ruf: „Couche!" die bekannte Lage annimmt und selbst dann, wenn man sich von ihm entfernt oder über ihn wegschreitet, ruhig liegen bleibt.

Hat nun der Lehrling diese sämmtlichen Lectionen wohl inne, macht er alle hierauf bezüglichen Pensa ohne Fehler, so kann man weiter, nämlich zum Avanciren, schreiten. Dabei läßt man den Hund couchen, tritt einige Schritte von ihm, indem man die Leine so hält, daß er nicht leicht ganz aufstehen kann und ruft ihm, ihn gelind mit der Leine an sich ziehend, „Avance!" oder „Vorwärts!" zu. Macht er Miene zum völligen Aufstehen, so muß ihn sogleich der warnende Zuruf: „Couche!" in seine alte Stellung zurückbringen; welche Uebung so lange fortgesetzt wird, bis er sich auf den Zuruf: „Avance!", auf allen Vieren kriechend, vorwärts bewegt.

Zuletzt muß er auch avanciren, wenn der Lehrer hinter ihm steht. Vortheilhaft ist es, sich bei dieser Lection eines Bissen Brodes oder der-

gleichen zum Vorwerfen zu bedienen, um, wenn der Hund einmal auf das Geheiß avancirt, zugleich die Uebung des Zurückpfeifens damit verbinden zu können, welches die Vorbereitung zum künftigen Abpfeifen beim Vorstehen abgibt.

Zur Befestigung des Lehrlings in dieser Lection nimmt man auch denselben einigemal in's Freie mit, wobei man ihn, wenn er auf den Zuruf: „Avance!“ vorrückt, durch Zusprechen zum fortgesetzten Vorgehen ermuntert, dagegen aber, wenn er hartnäckig an der Seite des Führers bleiben will, ihn durch den ausgestreckten linken Arm mit der Leine von sich abhält, und in dem Augenblicke des lauten Rufes: „Avance!“ ihm einige derbe Hiebe auf das Hintertheil gibt, dann aber die Leine schießen läßt.

Ich kann nun zum Apportiren übergehen, wozu der erste Schritt dadurch geschieht, daß man den Hund niedersitzen läßt und ihm begreiflich macht, was er eigentlich auf den Zuruf: „appporte!“ und „faß!“ zu thun hat. Das einfachste und am sichersten zum Ziele führende Verfahren besteht in Folgendem:

Man läßt den Hund vor sich niedersitzen, hält ihm den Apportirbock unter dem Zuruf: „faß!“ „apporte!“ vor, zwingt ihn dabei, durch engeres Zusammenziehen der Halsung an der Korallen- oder Knotenleine, den Rachen zu öffnen, und schiebt dann das Dressirholz schnell bis hinter die Fangzähne. In diesem Augenblicke muß man aber das Zusammenschnüren des Halses sogleich endigen und den Hund nicht mehr würgen, dagegen mit der linken Hand den Unterkiefer schnell unterstützen, um das Fallenlassen des Dressirholzes zu verhindern, wobei man dem Hunde durch Zusprechen Recht gibt. Anfangs läßt man das Holz nicht lange halten, sondern ergreift es schnell und nimmt es ihm sanft unter dem deutlichen Zurufe: „Laß!“ wieder ab. Andere lassen ihren Hund vor sich hinsitzen, nehmen dessen Kopf zwischen die Knie, schieben ihm den Bock in den Rachen, sagen zugleich „apporte“ und verhindern ihn, denselben fallen zu lassen, bis er ihn frei hält. Dann lassen sie ihn den Bock tragen, und erst, wenn dieses geschehen ist, bringen sie den Zuruf: „Faß apporte!“ in Anwendung. — Diese Manipulation, wie einfach und kunstvoll sie auch auf den ersten Anblick Manchem vorkommen mag, gehört unstreitig zu den besten, die es gibt. Einer meiner Freunde, derselbe, dessen Leistungen in der Waldschnepfenjagd ich in diesem Werke mit voller Ueberzeugung so sehr hoch gestellt habe, und der zu den ausgezeichnetsten Jägern nicht nur, sondern auch Schützen, gehört, die mir jemals vorgekommen sind,

hat schon seit mehr als zwanzig Jahren alle seine Hunde nach dieser Methode dressirt. Und mit welchem Erfolge hat er das gethan!

Ich will hier nicht von dem großen Credit sprechen, dessen diese Hunde von jeher sich in ihrer nächsten Umgebung erfreueten und noch erfreuen, sondern ich berufe mich nur auf das, was ich mit eigenen Augen von ihnen gesehen habe und namentlich auf die (Seite 124 der 1sten Auflage dieses Werkchens gegebene) Erzählung, nach welcher ich einen dieser Hunde in einer 10 bis 12jährigen, sehr dicht geschlossenen Kieferncultur auf dem Geläufe zweier Feldhühner nachschleichen sah, deren eines gesund, das andere aber flügellahm geschossen war, wobei er ein fast an das Wunderbare grenzendes Talent und Unterscheidungsvermögen entwickelte.

Die ganz vorzügliche Qualification dieser Hunde liefert aber auch zugleich den besten Beweis für das, was ich schon bei mehreren Gelegenheiten gesagt habe: daß nämlich, so wichtig auch die Zimmerdressur aus sehr vielen Gründen und namentlich als Grundlage des künftigen Gehorsams ist, doch die nachherige feine und umsichtige Führung im Freien, welche indeß mit einem vorzüglichen Grade der Geschicklichkeit des Lehrers, besonders im Flugschießen, verbunden sein muß, immer das Haupterforderniß bleibt, um einem, freilich auch von der Natur mit den nöthigen Anlagen versehenen, Hunde das so vielsagende Prädicat der Vortrefflichkeit zu verschaffen.

Der ausgezeichnete Lehrer, von dem ich hier spreche, ist der Herr O. X. Z. B. zu D., dessen Anspruchslosigkeit mir nicht gestattet, seinen Namen hier vollständig zu nennen, der aber dem waidmännischen Publicum sehr wohl bekannt ist, da seine Beiträge für die Forst- und Jagdzeitung (mit einer der höheren Chiffern unterzeichnet und größtentheils dem Fache der Kritik angehörend) mit immer gleichem Beifall und Vergnügen gelesen werden.

Nur wenige Lectionen werden genügen, dem Hunde die Bedeutung der Worte „Faß apporte“ und „Laß“ verständlich zu machen und so einzuprägen, daß er den schon bekannten Gegenstand, der ihm vorgehalten wird, auf Befehl ergreift und nicht eher ausgibt, bis ihm das Wörtchen „Laß“ die Erlaubniß dazu ertheilt. — Es hat auch sein Gutes, wenn man jetzt den Hund schon mit dem Apportirbock im Rachen einige Schritte sich folgen, dann wieder niedersitzen und erst auf Geheiß ausgeben läßt. Streng muß man darauf sehen, daß der Hund den Gegenstand nicht früher loslasse, als ihm befohlen wird, und es ist im mehrmaligen Wieder-

holungsfalle auch nothwendig, durch stärkeres Rücken mit der Leine die Strafe zu schärfen; nur hüte man sich, wenn die Sache etwa nicht sofort gehen sollte, sich von Zorn oder Ungeduld überwältigen zu lassen und durch Schläge erzwingen zu wollen, was nur anhaltende Geduld zu bewirken im Stande ist, da ein solches Verfahren das Dressurgeschäft mindestens sehr erschweren und verzögern würde. Nimmt einmal der Hund auf Geheiß das vorgehaltene Dressirholz auf und gibt dasselbe nicht eher aus, bis er von dem Lehrer die Erlaubniß dazu erhält, so steht der Lection des eigentlichen Aufnehmens nichts mehr im Wege. Es ist sonderbar, daß die meisten Hunde, obschon sie den vorgehaltenen Gegenstand willig nehmen, dennoch das Aufheben desselben vom Boden oft verweigern. Um daher auch dieses zu erwirken, läßt man den Lehrling vor dem Apportirbocke couchen, wobei man die Leine kurz an der Halsung faßt und ihn durch den Zuruf: „Faß apporte“ zum Aufnehmen vom Boden ermuntert; weigert er sich, wie es gewöhnlich geschieht, so werden auch hier Zusammenziehung der Halsung, Druck gegen den vorliegenden Gegenstand und Einschieben desselben mit der andern Hand bis hinter die Fangzähne als Hülfsmittel angewendet. Für das Zwangsmittel, durch Reiben mit dem Dressirholze an dem Zahnfleische des Hundes, diesen zum Oeffnen des Rachens zu bringen, kann ich, nicht nur des starken Schweißens wegen, welches gewöhnlich danach folgt, sondern auch, weil es ein höchst inconsequentes Verfahren ist, nicht stimmen; denn gerade dadurch wird dem Hunde, der doch in der Folge den Dressirbock schnell und freudig aufnehmen soll, ein Abscheu nicht nur gegen diesen, sondern überhaupt gegen jeden anderen Gegenstand, welcher nicht ganz nach seinem Geschmacke ist, beigebracht.

Nunmehr lasse man den Hund, nachdem man ihm den Dressirbock vorgeworfen, anfänglich langsam darauf zu avanciren, und wenn er nah genug daran ist, dann pfeife man ihn ab.

Hat der Hund diese Uebung gehörig begriffen und sich angeeignet, so lasse man ihn, ohne vorherige Warnung bis dicht an den vorgeworfenen Gegenstand hineilen und pfeife ihn erst dann ab, wenn er den Rachen schon geöffnet hat, um zuzugreifen, also nicht mehr glaubt daran verhindert zu werden.

Der Pfiff muß jedoch ebenso scharf und gellend sein, wie man ihn nachher bei der Jagdausübung und namentlich bei der Verfolgung eines Hasen anzuwenden gedenkt.

Dies unerwartete Abpfeifen (nicht Abrufen) im letzten Augenblick

ist besonders deshalb von großer Wichtigkeit, weil dadurch der junge Hund die schwere Kunst begreifen lernt, unter allen Umständen gehorsam zu sein. In solchem schnellen und augenblicklichen Umkehren hinlänglich geübt, wird er sich dann später auch im Freien nicht blos williger zeigen, beim Anziehen oder Vorstehen alsbald dem Befehl seines Herrn Folge zu leisten, sondern diese heilsame Vorbereitung hat auch außerdem noch großen Einfluß auf das leidige Hasenjagen; denn er muß förmlich erschrecken, sobald ihm der ungewöhnlich stark lautende Pfiff in die Ohren tönt.

So oft der Hund Folgsamkeit zeigt und das Verlangte thut, dürfen Lob und Belohnung durch freundlichen Zuspruch und Liebkosen mit der Hand nicht fehlen; dagegen muß auch, wenn der Lehrling schon einsehen gelernt hat, worauf es ankommt, jede Weigerung unnachsichtlich bestraft werden, da sie offenbaren Ungehorsam und grobe Widersetzlichkeit beweiset, welche nie ungeahndet hingehen dürfen.

Bisweilen kann sogar der Fall eintreten, daß man den Unterricht auf eine halbe Viertelstunde unterbrechen muß.

Es giebt nämlich, wenn auch glücklicherweise nur selten, junge Hunde die in so hohem Grade weich und furchtsam sind, daß sie durch ein einziges rauhes Wort bis zur gänzlichen Verzagtheit eingeschüchtert werden und dann gleichsam nicht mehr wissen, wo ihnen der Kopf steht, folglich auch nicht, was sie thun sollen.

So bald man also den jungen Hund bis zu diesem Grade außer Fassung gebracht sieht, so setze man lieber ein Weilchen mit der Lection aus, lasse ihm Zeit sich zu sammeln und zu beruhigen, rede ihm, während er, wie es sich von selbst versteht, angeleint bleibt, von Zeit zu Zeit freundlich zu und fahre mit der Abrichtung erst dann fort, wenn man sieht, daß er wieder Vertrauen gewonnen und — ich möchte sagen — seine Gedanken wieder beisammen hat.

Durch dergleichen Intermezzos wird zwar allerdings die Dressur etwas mühseliger, langweiliger und zeitraubender, allein es ist doch viel besser dieses kleine Opfer zu bringen, als den von Natur allzufurchtsamen Lehrling durch ein barsches Verfahren zu sehr einzuschüchtern, was oft recht schlimme Folgen hat.

Man könnte daher beinahe sagen, es gebe auch bei der Behandlung der Hunde eine Art von Diplomatie, welcher man von Zeit zu Zeit Zugeständnisse machen müsse, um seinen Zweck vollständig zu erreichen.

Wie ganz anders verhält sich das bei einem sogenannten harten Hunde! Bei diesem darf man, scharf einschreitend, unbedenklich die erfor-

derlichen Zwangsmittel anwenden, so bald er den Gehorsam verweigert. Indem man ihn das ganze Uebergewicht des Herrn und Meisters fühlen läßt, wird ihm sicher, und auch auf dem kürzesten Wege, der Wille vollständig gebrochen.

Auf diese Art behandelt, lernen die meisten jungen Hunde schon in den ersten acht Tagen, ja oft noch viel früher, aufnehmen. Je gelassener, ruhiger und kaltblütiger der Lehrer dabei zu Werke geht, um so schneller erreicht er seinen Zweck. Zwei, höchstens drei Lectionen des Tages, die man, wenn der Lehrling sich folgsam bewiesen hat, abkürzt, bei Unachtsamkeit und Ungehorsam aber verlängert, sind hinreichend.

Sollte übrigens ein Hund, als seltene Ausnahme, so halsstarrig und widerspenstig sein, daß er trotz aller Geduld und angewandten Mühe keinen Willen zeigen würde, den Rachen ohne vorhergegangene Zwangsmittel zu öffnen und freiwillig das Dressirholz aufzunehmen, so werden kurzes Anhängen und Zwang durch Hunger und Durst am schnellsten zum Ziele führen. Der Hund wird dann mittelst einer Kette auf dem Abrichtungsplatze selbst so kurz angehängt, daß er sich nicht legen kann, worauf man ihn allein läßt. Nach einigen Stunden macht man den Versuch, ob er sich jetzt williger bezeigt, indem man, das diesen Thieren eigene sehr gute Gedächtniß voraussetzend, ihm den Apportirbock ohne weitere Ansprache vorhält. Gibt jetzt der Hund nach und ergreift denselben, so muß er ihn bis an seinen Stall tragen, wo man ihn einige Zeit einschließt und dann füttert; versagt er aber wieder den Gehorsam, so entfernt man sich nochmals und bleibt die doppelte Zeit aus, welches Verfahren man unter immer längerem Entfernen so oft wiederholt, bis der Hund durch Hunger, Durst und seine unbequeme Lage gezwungen, endlich gehorcht. Sollte diese Weigerung länger als einen Tag dauern, so muß man es sich zur Regel machen, daß je länger der Hund ohne Nahrung zugebracht hat, um so kleiner die erste Portion sein muß, die er bekommt; immer aber muß ihm vorher erst Wasser gegeben werden.

Es versteht sich von selbst, daß bei der Anweisung zum Apportiren anfänglich nur gut anzufassende Gegenstände zum Vorlegen gewählt werden und man so allmählich — wie bei jedem zweckmäßigen Unterrichte — vom Leichteren zum Schwereren übergeht.

Den Beschluß machen ausgestopfte Bälge, die man nach und nach immer mehr beschwert, um den Hund auf das Tragen der Hasen und Füchse vorzubereiten; als Allerletztes kommt frisch geschossenes oder gefangenes Raubzeug an die Reihe.

Da es für den künftigen Gebrauch des Hundes von großer Wichtigkeit ist, daß er schon in früher Jugend Alles im besten Gleichgewichte, namentlich aber die ihm vorgeworfenen schweren Gegenstände immer recht genau in der Mitte ergreife, so empfehle ich, an die Stelle des gewöhnlich ganz leichten, sogenannten Kreuzbockes, so bald der Lehrling dahin gebracht ist, diesen gehörig aufzunehmen, ein ungleich schwereres Holz zu setzen.

Dieses Holz muß an beiden Enden schwarz gefärbt und so dick sein, daß der Hund es kaum in den Rachen bringen kann. Die etwa ein Drittheil des Ganzen betragende Mitte aber bleibt weiß und wird so dünn gedrechselt, daß sie ganz hohl liegt, und sich leicht ergreifen läßt. So bald der Hund von diesem Unterschied sich überzeugt hat, wird er sich *leicht* daran gewöhnen, das Holz nur da anzufassen, wo der Griff mit der größten Leichtigkeit und Bequemlichkeit geschehen kann.

Auf gleiche Weise wird dann später auch mit einem ausgestopften Hasenbalg verfahren, den man in der Mitte des Leibes um die Hälfte enger, als hinten und vorne, zusammenschnürt, um dem Lehrling dadurch begreiflich zu machen, daß er ihn nur an dieser Stelle packen soll.

Durch besagte Vorkehrung gewöhnt er sich sehr bald daran, alle Gegenstände, die er herbeibringen soll, genau in der Mitte zu fassen, was ihm für das spätere Tragen schwerer Hasen und Füchse wesentlichen Vortheil gewährt; denn es ist eine bekannte Erfahrung, daß selbst der größte und stärkste Hund, wenn ihm diese Geschicklichkeit mangelt, langsamer vorwärts kommt, als ein viel kleinerer und schwächerer, der aber Alles, was er apportiren soll, an der rechten Stelle zu fassen, mithin im vollkommenen Gleichgewichte zu tragen versteht.

Ist der Hund, welchen man dressirt, zum eigenen und längeren Gebrauche bestimmt, so quäle man ihn nicht unnöthigerweise mit dem Beibringen von Eisen, Stahl, Glas, Steinen u. dergl., denn wozu soll das dienen? Wir jagen nicht nach Metallen*), sondern nach lebendigen Gegenständen. Beabsichtigt man dagegen, ihn in der Folge zu verkaufen, so darf diese Uebung um deswillen nicht verabsäumt werden, weil sonst der Käufer sich vielleicht darauf beziehen könnte, daß der Hund nicht vollkommen ausgearbeitet, folglich auch weniger werth sei, als einer, der Alles apportirt.

---

*) Gold und Silber etwa ausgenommen, wobei aber leider oft genug Fehlhatzen gemacht werden.

Ein gut und rein ausgearbeiteter Hund wird und darf jedoch auch dann sich nicht weigern, wenn der Gegenstand, den er beibringen soll, ihm noch ganz unbekannt ist. Ich spreche daher eigentlich nur von dem unnöthigen Zeitverluste, welcher dadurch entsteht, wenn man sowohl den Hund, als sich selbst, mit so vielen Dingen belästigt, die nachher bei der Jagdausübung, bei welcher doch sein wahrer Wirkungskreis sich ihm eröffnet, nie in Anwendung kommen.

Bei jeder Stockung im Unterrichte, sie werde veranlaßt, wodurch immer sie wolle, muß wieder von vorne angefangen werden. Das gilt sowohl von jeder einzelnen Lection, als auch von dem Unterrichte im Ganzen; denn bisweilen zeigt der Lehrling, nachdem er zuvor Alles recht gut gemacht hatte, auf einmal wieder eine unerklärbare Widerspenstigkeit.

In diesem Falle wird er dann mit Strenge zum Gehorsam angehalten die ganze Lection muß von vorne beginnen, bis er sich wieder willig und folgsam zeigt; da, wollte man nur ein einziges mal seinem Eigensinne nachgeben, er nachher gar nicht, oder doch nur mit großer Mühe davon abzubringen sein würde. Dies geschieht aber am häufigsten dann, wenn der junge Hund zum ersten male Raubzeug aufnehmen soll. Wie überall, wo bei der Abrichtung der Thiere ein natürlicher, angeborner Abscheu in's Spiel tritt, hat auch hier der Lehrer einen harten Stand, indem solche Aufgaben bei weitem die schwierigsten sind. Wenn nun gleichwohl die Kunst auch dieses Hinderniß besiegt und die Natur endlich dem Gehorsam weichen muß, gestehe ich doch aufrichtig, daß mir die Opfer, welche man in solchen Fällen bringt, beinahe zu groß erscheinen.

So quält man sich z. B. Tage lang damit ab, einen jungen Hund dahin zu bringen, daß er kalte, widerlich aussehende, bisweilen sogar schon übelriechende Katzen, alte Hase und Füchse ꝛc. apportirt. Mit großer Mühe erreicht man nun endlich das vorgesteckte Ziel. Er thut es, aber wie? Traurig, muthlos, langsam, mit augenscheinlicher Abneigung, und nur so lange, als er durch die gefürchtete Dressirleine dazu gezwungen wird, nur in Gegenwart seines Gebieters, nicht aber aus eigenem Antriebe.

Wie leicht, wie ganz ohne Mühe lernt er dagegen alle diese Dinge, wenn man ihm Zeit dazu läßt, das heißt, wenn man ihn nicht schon bei der Stubendressur, sondern erst später, bei der Jagdausübung selbst, dazu anhält!

Man zeigt ihm junge Raubthiere, z. B. Füchse, Katzen, Marder u. s. w., die er, weil sie noch schwach und klein sind, eben so leicht überwältigen, als forttragen kann. Fehlt es ihm an dem nöthigen Eifer, so

ermuthigt man ihn dazu durch Schießen, durch leichte Verwundung dieser Thiere, besonders aber durch das Beispiel älterer Hunde. Er lernt dann bald sie nicht nur angreifen und würgen, sondern auch beibringen und so erhöht sich sein Muth immer mehr, so daß er zuletzt auch alte Füchse, — alle seine Kräfte aufbietend — nachdem er sie todtgebissen, freudig herbeiträgt. Es wird also auf diese Weise der beabsichtigte Zweck mit unendlich weniger Mühe für den Lehrer sowohl, wie für den Lernenden erreicht, als wenn jede dieser Manipulationen zwischen vier Wänden vorgenommen und das junge Thier durch Schmerz, Gewalt und unerbittliche Strenge zu dem gezwungen worden wäre, was er mit der größten Freude und Bereitwilligkeit, wenn auch vielleicht etwas später, vollziehen lernt.

Ich glaube jedoch, damit Niemand mich mißverstehen möge, hier nochmals wiederholen zu müssen, daß ich damit nicht gesagt haben will, es bedürfe gar keiner Zwangsmittel, oder, welches einerlei ist, keiner festen Dressur, ich will vielmehr nur sagen: man könne sich die allerdings beschwerliche Mühe, den jungen Hund im Zimmer zum Aufnehmen des Raubzeuges zu zwingen, auf dem angegebenen Wege sehr erleichtern. Doch handle hierin Jeder nach seiner Ueberzeugung; ich gebe keineswegs meine Ansicht für die allein richtige aus, sondern erzähle nur, was ich gethan, um schneller zum Ziele zu gelangen. Auf alle Fälle stimme ich dafür, die ausgestopften Bälge solcher Thiere im Zimmer apportiren zu lassen, nicht aber, wie Manche wollen, die Thiere selbst, deren ekelerregender Geruch, zumal wenn sie schon ganz kalt und starr sind, allen jungen Hunden äußerst zuwider ist und daher dem Lehrer, wie dem Lernenden, sein Geschäft ganz unnöthigerweise erschwert.

Als vollendet kann man die Stubendressur ansehen, wenn der Hund auf den Ruf: „Wahr dich, tout beau," oder „couche" sich flach auf die Erde wirft, dem Zuspruch: „avance" Folge leistet, vor jedem Gegenstande, sei er auch noch so reizend für ihn, auf das Geheiß „couche" macht, sich zurückpfeifen läßt und auch, bei oftmaliger Wiederholung dieser Probe des Gehorsams, keine Ungeduld zeigt. Erhält er endlich die Erlaubniß zum Apportiren, so muß dies rasch und willig geschehen und das Thier sitzend den beigebrachten Gegenstand zur Abnahme darbieten.

Als Vorbereitung zur Führung im Felde durchgeht man nunmehr alle Lectionen nochmals im Freien, zuerst noch an der Leine, später aber ohne diese, indem man immer größere Excursionen mit dem Hunde vornimmt. Vorzüglich suche man jetzt seine Aufmerksamkeit auf Ruf und

Pfiff des Führers zu schärfen, so daß zuletzt ein bloßes „Pst“ hinlänglich ist, ihn herein zu rufen. Auch werden nun Zurückbleiben und Vorgehen auf Befehl seines Führers gehörig eingeübt. Da die meisten jungen Hunde das Ab- oder Wegstehlen aus dessen Nähe bald versuchen, in der Hoffnung sich der strengen Aufsicht zu entziehen, so muß man dem Lehrlinge eine ungetheilte Aufmerksamkeit widmen und jeden Versuch zu einer eigenmächtigen Entfernung sogleich mit vernünftiger Strenge ahnden.

Sehr gute Dienste soll hierbei, nach Herrn Stallmeister Kegel's Angabe, ein Wurf mit einem kleinen Stein oder Stückchen Erde (?), der ohne daß der Hund sieht, woher derselbe kommt, verbunden mit dem Zuruf: „Zurück“ angebracht wird, leisten. Ich sage soll; denn dieses sehr gelinde und daher auch wohl unwirksame Mittel kann höchstens auf ganz weiche und empfindliche Hunde Eindruck machen; für solche von entgegengesetztem Temperament empfehle ich ein anderes, dessen Wirkung niemals fehl schlägt. Es ist dies der Schuß mit harten thönernen Kugeln aus einem guten Blaserohre, welcher bekanntlich, nach Befinden der Umstände, bis zum heftigsten Schmerz gesteigert werden kann, wenn man mit voller Lunge bläst. Dieses Geschäft darf jedoch der Lehrer des Hundes nicht selbst übernehmen, sondern ein dicht hinter ihm hergehender Gehülfe muß die Strafe vollziehen, so daß der Hund nicht anders glauben kann, als der empfundene Schmerz, der immer in ganz richtigem Verhältnisse zu dem bewiesenen Ungehorsam stehen muß, komme von der eigenen Hand seines Führers her. Um ihn daher in dieser nothwendigen Täuschung zu erhalten, muß der Kugelschuß in demselben Moment erfolgen, in welchem der Hund den Ruf oder Pfiff seines Führers zwar vernommen, aber nicht befolgt hat und dem Grade der Unachtsamkeit, welche er so eben sich hat zu Schulden kommen lassen, genau angemessen sein. Ich kaufte einst einen großen, sehr ungezogenen Hund, welchen die übertriebene Nachsicht seines ersten Erziehers gänzlich verwöhnt hatte. Dieser Hund war gewissermaßen ganz nach Studentengrundsätzen dressirt; das heißt, es wurde ihm als großer Vorzug angerechnet, daß Niemand seinen Herrn und Meister hart anreden durfte, den er nicht sogleich angefallen hätte, daß er Jeden, der ihn, wenn auch in der allerbesten Absicht, anrührte, entweder sogleich biß oder doch heftig erschreckte und überall Raufereien anfing, bei denen er, vermöge seiner Goliathsgestalt, zur größten Freude seines Gebieters, begreiflicherweise immer das Schlachtfeld behauptete und durch bedeutende Verletzung seiner Gegner nicht selten viel Verdruß veranlaßte.

Mir waren nun alle diese sogenannten Tugenden ein wahrer Gräuel und ich benutzte die erste Gelegenheit, als er einen mir sehr werthen Jagdgast, der sich durch meine wiederholte Warnung nicht hatte abhalten lassen, ihn zu streicheln, derb in die Hand biß, zu einer so nachdrücklichen Züchtigung, daß er sich von Stunde an in dieser Hinsicht besserte und bald nicht mehr gefährlich war. Allein desto unausstehlicher betrug er sich im Zwinger, bald jämmerlich heulend, bald Löcher in die Erde scharrend, kurz Alles versuchend, um sich von der ihm so verhaßten Gefangenschaft zu befreien.

Es wurde mir zu lästig, täglich selbst zu ihm hinunterzugehen, um ihn dafür zu strafen und sonst irgend Jemand brachte ich nicht dazu, weil sich alle Welt vor dem Hunde fürchtete; ich kam daher auf den Gedanken, ihn von einem Hinterzimmer des Hauses aus beobachten und mich sogleich rufen zu lassen, als er wieder an dem Zwingerthore kratzte. Ganz unvermuthet jagte ich ihm nun eine derbe Kugel auf den Pelz, so daß er laut schreiend in einen Winkel kroch und noch lange nachher fortbrummte. Nur noch ein einziges Mal wurde diese Scene wiederholt; von dieser Zeit an wagte er sich selten mehr an die Thüre und wenn es etwa einmal geschah, so brauchte man nur das ihm so furchtbare Fenster zu öffnen, um ihn sogleich in die Flucht zu treiben. Ich führe übrigens diesen Vorfall nur darum an, um zu zeigen, welchen heftigen Schmerz eine Blaserohrkugel, wenn auch nicht ganz in der Nähe abgeschossen, selbst dem stärksten Hunde zu verursachen im Stande ist und gründe hierauf die Vermuthung, daß dieses energische Mittel bei jungen, an einer langen Leine suchenden Hunden, auch hinsichtlich des Hasenjagens vielleicht schneller als irgend ein anderes wirken möchte, worüber ich jedoch noch nicht aus eigener Erfahrung sprechen kann.

Wie schon gesagt wurde, läßt sich nichts Bestimmtes über die Dauer der Zeit, in welcher ein Hund so weit gebracht werden kann, angeben, indem hier sowohl die Gelehrigkeit desselben, eigentlich sein Talent, als auch die Geschicklichkeit des Lehrers, vorzüglich dessen Geduld und Beharrlichkeit, in Betracht kommen. Auch kann ich nicht umhin, zu wiederholen, daß eine genaue Kenntniß des Lehrlings besonders wichtig ist, nicht allein für die Abrichtung im Zimmer, sondern auch für die im Felde; denn schonend und gelinde will der weiche und furchtsame Hund behandelt sein, während der boshafte und widerspenstige mit Strenge bestraft werden muß.

Wenn man meinem Rathe gemäß sich nur mit jungen Hunden von

anerkannt guter Abkunft beschäftigt und diesen schon in ihrem ersten Lebensalter Gelegenheit verschafft, ihre natürlichen Anlagen im Freien zu entwickeln, so wird dann später ein besonderer Unterricht im Revieren kaum nöthig sein; denn sie werden, so bald ihr Eifer gehörig ins Leben gerufen ist, vielleicht eher zu viel, als zu wenig suchen und nur in zwei Fällen kann etwa eine Ausnahme dieser Regel stattfinden.

Ist nämlich ein junger Hund fortwährend an der Kette oder doch in einem beschränkten Raume aufgewachsen und daher noch völlig unwissend, oder zeigt er aus Mangel an Feuer und Lebhaftigkeit, so wie überhaupt an guten Anlagen, nur wenig oder gar keinen Eifer zum Suchen (welcher Fall aber nur selten vorkommen wird, man müßte denn eine durchaus schlechte Wahl getroffen haben), dann freilich bleibt nichts Anderes übrig, als künstliche Mittel anzuwenden und ihn gleichsam mit der Nase auf seinen künftigen Beruf zu stoßen.

Wenn ein solcher Tölpel in seiner Dummheit und Unerfahrenheit ohne die geringste Seitenwendung immer geradeaus fort trollt, so hat der Lehrer keinen andern Ausweg, als indem er ihn ruft oder pfeift, ihm nicht blos ein Zeichen mit der Hand zu geben, sondern auch, da dies letztere allein nicht viel nützen würde, sich selbst, je nachdem der Hund rechts oder links suchen soll, nach dieser oder jener Seite hin zu bewegen und ihm dadurch begreiflich zu machen, daß auch er dieselbe Richtung nehmen soll.

Es ist jedoch, wie schon angeführt wurde, ein schlimmes Zeichen, wenn man sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, solche Manipulationen vorzunehmen; denn bei einem Lehrling, welcher von anerkannt guten Eltern abstammt, werden sie nur selten oder niemals nothwendig sein, da die Gabe, rasch und lebhaft zu revieren, nicht als Gegenstand des Unterrichts betrachtet werden, sondern angeboren sein muß. Wer möchte sich aber wohl mit einem Zögling ohne Talent abquälen, da es so viele junge Hunde gibt, die, ihrem Lehrer schon auf halbem Wege entgegenkommend, ihm das Geschäft der Abrichtung bedeutend erleichtern und in ein wahres Vergnügen umwandeln, indem sie Alles, was man ihnen zeigt, schnell begreifen und ausführen lernen!

Durch Geduld und Beharrlichkeit besiegt man aber, wie in so vielen tausend anderen Fällen, so auch hier, die größten Hindernisse und ich habe Menschen von übrigens sehr geringen Geistesfähigkeiten gekannt, die sich mit dem besten Erfolge der Abrichtung der Hunde im Zimmer widmeten, dagegen bei der Feldarbeit sich selten über die Mittelmäßigkeit, ja selbst kaum bis zu dieser, erheben konnten.

Auch ist das sehr natürlich. Im Zimmer lernt der Hund gleichsam nur das A B C. Wenn man ihm Alles recht begreiflich macht, wenn man mit eiserner Geduld jede Manipulation dreißig bis vierzig Mal wiederholt und ohne einer so geistlosen, man möchte sagen, blos mechanischen Beschäftigung müde zu werden, mit unerschütterlicher Ruhe und Beharrlichkeit seinen Zweck verfolgt (wobei Manchem eine gute Dosis Phlegma sehr zu statten kommt), so darf man nicht zweifeln, das vorgesteckte Ziel doch endlich noch zu erreichen. Ganz andere Eigenschaften muß dagegen Derjenige besitzen, welcher sich die ungleich schwerere Aufgabe stellt, die Ausbildung des Lehrlings zu vollenden, d. h. der ihn zur Feld-, Wald- und Wasserjagd geschickt machen und ihm den höchstmöglichen Grad von Brauchbarkeit geben will.

Bei der Führung im Freien hat man bei Weitem größere Schwierigkeiten zu bekämpfen. Beharrlichkeit, Geduld und Ausdauer sind zwar hier eben so unentbehrlich, allein man muß außerdem noch kalt, besonnen, schnell entschlossen, Herr seiner Leidenschaften und hinlänglich geübt im Schießen sein.

Ich möchte, um das, was ich ausdrücken will, in möglichst wenige Worte zusammenzudrängen, sagen: die Stubendressur beschäftigt nur die Hände, die Feldarbeit aber den Kopf. Wer nicht selbst seine Kräfte in diesem Fache versucht hat, kann es sich kaum vorstellen, wie viel Nachdenken, Erfahrung und Behutsamkeit dazu gehören, einen jungen feurigen Hund in den mancherlei, oft sehr schwierigen Fällen, die sich ereignen, stets richtig zu behandeln und wie hart man oft für eine einzige Uebereilung büßen muß, für einen Fehler, welchen man in einer Aufwallung des Zornes so leicht begeht.

In der ersten Zeit seiner neuen Bestimmung führe man den Hund an der Leine fleißig auf flache Felder, wo es viele Hasen gibt.

Ich nehme an, daß er diese schon kenne und liebe, weil ich voraussetze, daß man, um seine Fähigkeiten zu prüfen, ihn schon vor der Stubendressur öfter auf das Feld mitgenommen habe, ohne ihm übrigens dabei Zwang anzuthun. Er wird daher, zumal wenn ein Hase dicht vor seinen Augen aufsteht, auf alle Fälle vorfahren und zwar, wenn er heftigen Temperamentes ist, anfänglich so stark, daß man Mühe hat, ihn zu halten; allein das darf und wird nicht oft geschehen.

Beim ersten Vorfalle dieser Art ziehe man ihn etwa mit dem Zurufe: „Pfui Hase!“ oder „was ist das?“ nur zurück. Wenn das bei mehrmaligen Wiederholungen nicht fruchtet, so rucke man ihn etwas

schärfer mit der Leine und begleite diese Strafe, die — nach Befinden der Umstände — bei fortdauerndem Leichtsinne zuletzt bis zu einem gelinden Hiebe mit der Peitsche gesteigert werden kann, nur mit einem vernehmlichen „Pst", da dieses Warnungszeichen späterhin, wenn der Hund mehr zu Verstand gekommen und in der Nähe seines Herrn ist, die Stelle eines jeden anderen Rufes vertreten muß. So behandelt, wird der Lehrling bald die Hasen vor sich aufstehen sehen, ohne an der Leine zu ziehen und die Erinnerung an diese Züchtigungen wesentlich dazu beitragen, ihn auch nachher, wenn er freigelassen ist, bald zum Gehorsam zu bringen. — Bei einem sehr hartnäckigen und unfolgsamen Hunde mag man sich allenfalls auch einer längeren Leine von 10 oder 12 Ellen bedienen, damit er nachprellen und, wenn er nicht auf den Ruf gehört hat, um so nachdrücklicher gestraft werden kann; im Ganzen jedoch stimme ich nicht für den Gebrauch eines so umständlichen Mittels, da man in den meisten Fällen auch ohne dasselbe zum Zwecke kommt.

Schon ziemlich oft wurde es mir als ein erprobtes Mittel, bisweilen wohl gar als eine Radicalcur gegen das leidenschaftliche Hasenjagen empfohlen, „daß man, um einen Hund von diesem Fehler zu heilen, ihn nur im Winter auf ein hartgefrorenes und dabei recht rauhes Sturzackerfeld führen und sich dort vollkommen abtoben lassen dürfe."

Etwas hieran ist wahr, aber nicht Alles.

Wenn nämlich ein Hund so ganz verwildert und rasend ist, daß er, allem Rufen und Pfeifen zum Trotz, gar nicht mehr zu seinem Führer zurückkehrt, sondern von einem Hasen zu dem andern übergehend, wie unsinnig umhertobt, alsdann ist obiges Mittel in sofern allerdings das beste, als es überhaupt das einzige ist, einen solchen Wildfang wieder in seine Gewalt zu bekommen; denn er wird nicht eher ruhen, bis er gänzlich erschöpft ist und aus Müdigkeit niedersinkt.

Er wird zwar allerdings, so bald wieder ein Hase vor ihm aufsteht, diesem entweder gar nicht nachlaufen oder doch bald wieder umkehren, was ist aber damit gewonnen? Er thut das nicht aus Gehorsam, sondern aus Müdigkeit und Unlust, weil er auf den spitzigen Erdschollen des Brachfeldes sich die Ballen wund gelaufen hat, mithin des langen und erfolglosen Jagens überdrüssig geworden ist. Wenn er aber ein Paar Tage ausgeruht und wieder Kräfte gesammelt hat, wird er so wenig, als zuvor, auf Ruf und Pfeife achten, sondern gewiß wieder in sein altes Laster verfallen.

Sagt dagegen Jemand, es sei sehr gut und nützlich leidenschaftliche

Hunde so oft als möglich dahin zu führen, wo es viele Hasen gebe und sie dort sich recht abhetzen zu lassen, so gebe ich ihm zwar vollkommen Recht, allein darauf: ob dies auf einem glatten oder auf einem rauhen Felde geschieht, kommt es gewiß nicht an, sondern darauf: daß diese Uebung recht oft wiederholt und dabei, wenn irgend thunlich, entweder gar nicht, oder doch wenigstens nicht so geschossen wird, daß der Hund erst noch den Hasen verfolgen und fangen muß, weil er dadurch nothwendigerweise in seiner verderblichen Neigung nur noch mehr bestärkt werden würde.

Ganz so, wie vorhin angegeben, verfährt man auch, um die so höchst unangenehme Schußhitze schon in ihrer ersten Entstehung zu unterdrücken. Anfänglich lasse man Jemanden in der Ferne, dann immer näher schießen, besonders Vögel oder Jagdthiere, welche der Hund fallen sieht, die daher seine Begierde heftig reizen. Jedes starke Zucken an der Leine wird dabei bestraft, bis man keine Veranlassung mehr zur Correction findet. Zuletzt schieße man selbst und wenn er auch da ruhig bleibt, dann erst lasse man ihn von der Leine herunter und setze diese Prüfungen seiner Gelassenheit so lange fort, bis er das Wild fallen, flattern und zappeln sehen kann, ohne vorzufahren.

Das wird denn nun freilich nicht so ganz schnell gehen, allein gehen wird es, und zwar früher oder später, je nachdem der Hund weich, furchtsam und gelehrig, oder heftigen und unbiegsamen Temperamentes ist.

Viel gewonnen hat man auf alle Fälle, wenn man diese Uebungen schon in den ersten Wochen der Lehrzeit vornimmt; denn späterhin, bei der Jagd selbst, wo man bei angeschossenem Wilde, z. B. bei flügellahmen Hühnern, Enten, Schnepfen 2c., sogar in die Nothwendigkeit kommt, ihn zum raschen Vorfahren und Suchen zu ermuntern, kostet es unendlich viele Mühe und dennoch wird er nur selten zu dem Grade von Ruhe und Zurückhaltung gebracht, die man eigentlich von ihm verlangen kann, obschon der praktische Jäger keinen besonderen Werth darauf legt und solchen Hunden, welche nicht etwa für vornehme Herren bestimmt sind, gern erlaubt, das fallende Wild alsbald herbeizuholen, weil sonst gar mancher nur flügellahm geschossene Vogel verloren geht.

Es gibt Jäger, welche großes Gewicht darauf legen, zur Beseitigung der, bei fast allen jungen Hunden von feuriger und lebhafter Gemüthsart vorkommenden Schußhitze, dieselben so oft als möglich zum Scheibenschießen mitzunehmen und an das ruhige Anhören des Pulverknalles zu gewöhnen; allein dieses Mittel ist keineswegs ein durchaus untrügliches.

Gegen den Schlag des Schusses wird der Hund allerdings gleichgültig und bleibt zuletzt, auch unangebunden, dicht neben dem Schießenden ruhig liegen, nachdem er Hunderte von Schüssen unter gleichen Umständen gehört hat. Damit ist indessen noch wenig gewonnen; denn die eigentliche und gefährlichste Schußhitze hat ihren Grund in etwas ganz Anderem, nämlich in der Leidenschaft, welche durch den Anblick eines vor seinen Augen zusammenstürzenden Haarwildes oder der aus der Luft herabfallenden Vögel erregt wird und ihn vermöge seiner natürlichen Begierde antreibt, darauf loszufahren, wozu er beim Schießen nach der Scheibe durchaus keinen Anlaß findet. Es ist daher gewiß ein großer Irrthum, wenn man glaubt, durch jenes Mittel seinen Zweck erreichen zu können, denn es wird derselbe Hund, der auf dem Scheibenstande wie taub und gefühllos auf dem Boden liegen bleibt und auf das immerwährende Knallen fast gar nicht mehr achtet, auf der Jagd, wenn er etwas fallen sieht, sich ganz anders benehmen und so hitzig sein, als irgend ein anderer.

Man schlage daher lieber den schon bezeichneten Weg ein; nebstdem aber nehme man den jungen Hund, wenn er sehr schußhitzig ist, auch so oft nur möglich mit dahin, wo er Gelegenheit findet, sich die nöthige Ruhe anzugewöhnen.

Ehe ich in dieser Materie weiter gehe, muß ich vor Allem noch bemerken, daß ich es nicht nöthig erachte, sich an die gewöhnliche Regel, nach welcher unmittelbar nach der Stubendressur die Feldarbeit, dann die Wasserarbeit, und zuletzt die im Walde folgen soll, ängstlich streng zu binden. Vorschreiben läßt sich so etwas ganz leicht, aber nicht immer ausführen! Wenn ich z. B. im Februar einem Hunde die feste Dressur gegeben habe, so führe ich ihn im März allerdings so oft als möglich in's Feld; allein nie würde ich, um jener Regel willen, mir es versagen, ihn auch zur Schnepfenjagd zu gebrauchen, sobald diese ihren Anfang nimmt, wenn ich nicht etwa mit älteren und geübteren Hunden hinlänglich versehen wäre, welche begreiflicherweise bessere Dienste leisten, als ein junger.

Unter solchen Umständen wird also, wie man zu sagen pflegt, aus der Noth eine Tugend und mit der Waldarbeit der Anfang gemacht. Deshalb wird aber, bei richtiger Behandlung der Lehrling jedenfalls eben so gute Fortschritte machen, als wenn der Unterricht mit etwas Anderem begonnen worden wäre.

Noch auffallender zeigt sich dies bei der Wasserarbeit. Welche

Zeit eignet sich dafür besser, als der Sommer, wo sich Alles vereinigt, um jungen Hunden Lust dazu beizubringen, wo das Wasser warm und die Jagd auf junge Enten so ergiebig ist? Wie sonderbar würde es daher sein, wenn ich die so günstigen Monate Julius und August versäumen wollte? Wenn ich also z. B. erst im Mai, weil es seine Jugend nicht früher gestattete, meinen Hund dressirt habe, so mache ich in diesem Falle unbedenklich mit der Wasserarbeit den Anfang, da sich die Gelegenheit zu dieser mir zuerst darbietet. Doch muß ich hierbei ausdrücklich bemerken, daß solches nur bei Hunden von vorzüglicher Qualification und besonders guten Anlagen zum Vorstehen geschehen dürfe. Und so richte man sich denn immer nach den Umständen; denn theoretische Regeln, mögen sie auch noch so gut und empfehlenswerth sein, lassen sich im praktischen Leben nicht überall anwenden und es würde oft zu den größten Mißgriffen führen, wenn man sich, je nachdem es Zeit und Verhältnisse nothwendig machen, nicht hier und da Ausnahmen erlauben wollte. Dies erhellet aus obigem Beispiel zur Genüge. Wäre es wirklich absolut nothwendig, mit der Feldarbeit jedes Mal den Anfang zu machen, so würde man die allergünstigste Zeit zur Entenjagd, die nämlich, wenn die Jungen flugbar werden, versäumen und erst im Spätherbste, nach vollendeter Felddressur, zur Wasserarbeit schreiten müssen, wo sich doch weit weniger Gelegenheit, den jungen Hund darin zu üben, darbietet.

Wenn nun jene beiden Eigenschaften erworben sind, d. h. wenn sich der Lehrling sowohl beim Erblicken des Wildes, als beim Schusse ruhig und gelassen zeigt, dann fange man an, ihm mehr Freiheit im Suchen zu lassen.

Die in vielen Anweisungen zum Unterricht der Vorstehhunde gegebene Regel, daß man, wenn der junge Hund zu sehr gerade auslaufe, um ihm diesen Fehler abzugewöhnen, sich selbst möglichst oft nach verschiedenen Seiten, d. h. bald rechts, bald links, wenden müsse, um ihn dadurch zur Nachahmung dieser Wendungen zu veranlassen, ist nicht ganz zu verwerfen und wer Lust und Zeit dazu hat, der mag sein Heil damit versuchen. Ich selbst aber habe diese Methode zu befolgen nie für absolut nothwendig erachtet, sondern eine Bewegung mit der Hand zureichend gefunden, theils weil, nach meinen Erfahrungen, der junge Hund sehr bald von selbst einsehen lernt, wie er suchen muß, um das meiste Wild anzutreffen; theils auch, weil ich, wie ich schon angeführt habe, meinen Hunden schon vor der Stubendressur, durch öfteres Mitnehmen

in's freie Feld, Gelegenheit gebe, ihre natürlichen Anlagen einigermaßen auszubilden.

Die ersten Monate, in denen man den Hund im freien Felde führt, sind in gewisser Hinsicht nicht selten entscheidend für sein ganzes Leben. Hält man ihn während dieser Zeit sehr kurz, so lernt er dann vielleicht nie viel Feld nehmen, so wie es im entgegengesetzten Falle, d. h. wenn man ihm anfänglich zu viel Freiheit läßt, späterhin sehr schwer hält, ihm das Weithinaussuchen wieder ganz abzugewöhnen.

Es kommt hierbei hauptsächlich auf folgende zwei Fragen an:

1. ob der Hund für einen bloßen Dilettanten, etwa für einen Mann von Stande bestimmt ist, oder ob ein Jäger vom Metier ihn führen will?

2. ob in der Gegend, wo man sich seiner bedienen will, das sogenannte kleine Zeug häufig oder selten ist?

Der Jagdliebhaber, der nur von Zeit zu Zeit einmal seine Neigung befriedigen kann, sieht es nicht gern, wenn sein Hund rasch und feurig sucht, sei es nun, weil er ihm nicht Festigkeit genug im Aushalten zutraut, oder weil er nach Allem, was der Hund etwa vor der Zeit herausstößt, schießen zu könnnen wünscht, oder auch, weil er außer auf Hühner, Wachteln 2c. zugleich auch auf Hasen ausgeht.

In allen diesen Fällen darf er ihn nicht über höchstens dreißig Schritte hinaus lassen. Doch kann man diese Methode nur so lange anwenden, als noch Frucht auf dem Felde steht, oder doch wenigstens einzelne Kartoffel-, Klee- und Rübenäcker vorhanden sind, in welchen die Hühner nach der Ernte gewöhnlich liegen.

Ich kenne Jagdliebhaber, die es für sehr Unrecht halten, einen Vorstehhund nur einigermaßen weit hinaus suchen zu lassen und fünfzehn bis zwanzig Schritte als das Maximum der Entfernung betrachten, in welcher er suchen darf; ja, von einigen hörte ich sogar, daß sie ihre Hunde gleichsam nur vor sich her gehen, oder allerhöchstens langsam trollen lassen. Und das nennen sie mit vollem Rechte: ihn unter der Flinte halten. Mir kam diese Nachricht fast unglaublich vor, als ich zum ersten male davon erzählen hörte; allein in Gegenden, wo die Hühner in außerordentlicher Menge vorhanden sind, läßt sich eine so ungewöhnliche Art zu suchen allerdings rechtfertigen. Ueberdies wird an solchen Orten diese Jagd in der Regel schon mit dem Monate September beschlossen, weil man sich späterhin nicht mehr die Mühe geben mag, auf freien Ebenen die nun nicht mehr fest liegenden Hühner aufzusuchen. Auch thun solche Herren

daran sehr wohl; denn mit Hunden, die daran gewöhnt sind, nicht weiter hinaus zu revieren, als der Schuß ihres Führers reicht, würden sie in der späteren Jahreszeit sehr wenig ausrichten. Wie groß die Verschiedenheit des Geschmackes in diesem Punkte ist, mag folgendes Beispiel beweisen.

Ich wurde einst aufgefordert, einen Vorstehhund für einen Mann von hohem Range zu dressiren und man bemerkte mir dabei hauptsächlich, daß dieser Herr gewohnt sei, seine Hunde ungewöhnlich kurz zu halten. —

Nachdem ich nun lange vergebens bemüht gewesen war, ein Subject mit den erforderlichen Eigenschaften ausfindig zu machen, wurde mir endlich ein Hund vorgeschlagen, welcher, von Natur schon ziemlich phlegmatisch und verzagt, dadurch, daß ihm in einem Alter von drei Vierteljahren die Ruthe nochmals abgestutzt worden war, förmlich den Muth verloren und sich in eine wahre Schlafhaube verwandelt hatte. —

Da sein Besitzer ihn hiernach als ganz unbrauchbar betrachtete, so kam ich ohne große Mühe zu diesem Eigenthum und konnte es daher um so leichter darauf wagen einen Versuch mit ihm anzustellen, als selbst im schlimmsten Falle, nämlich in dem der Nothwendigkeit des Todtschießens, nicht viel dabei zu verlieren war.

Immer den Geschmack desjenigen, für den dieser Hund bestimmt war, so sehr dessen Ansicht auch mit der meinigen contrastirte, im Auge haltend, führte ich denselben nun täglich und hatte sehr leichte Arbeit mit ihm, da sein ruhiges, schüchternes Temperament meinen Absichten vollkommen entsprach. — Er wurde sehr bald vollkommen hasenrein und krabbelte mir so nahe vor den Füßen herum, daß ich dabei die bitterste Langeweile empfinden mußte, da ich gewohnt war, meine Hunde sehr viel Feld nehmen zu lassen und mehr als einmal erreichte mein Unmuth über diese erbärmliche Sucherei*) einen solchen Grad, daß ich es bereute, mich auf diese sonderbare Art von Dressur eingelassen zu haben. —

Nach beendeter Lehrzeit wurde der Hund durch einen Expressen bei mir abgeholt und ich sah mit Ungeduld dem Urtheil des durchlauchtigen Jägers, dessen Eigenthum er geworden war, entgegen. —

Bald nachher kam an seinen Hof ein benachbarter König zum Besuch und ich durfte es mit Recht als ein sehr günstiges Zeichen betrachten, als ich die Nachricht erhielt, daß, wenn beide Fürsten miteinander

---

*) Man verzeihe mir diesen Ausdruck! So wenig grammatikalisch er ist, so richtig bezeichnet er doch das, was ich damit sagen will.

spazieren gegangen seien, mein Admiral*) sie jedesmal habe begleiten dürfen. —

Hinsichtlich der Zufriedenheit mit dessen Leistungen hierdurch ganz beruhigt, schrieb ich nunmehr an den dortigen Hofjäger und bat denselben um nähere Auskunft, da das Urtheil eines so vorzüglichen Jagdkenners über die Brauchbarkeit des Hundes, den ich für ihn dressirt hatte, mir bei Weitem wichtiger war, als der hohe Preis, den ich dafür erhalten hatte. Die Antwort war quoad passum concernentem folgende:

„Seine königliche Hoheit sind mit dem Hunde überaus wohl zufrieden und haben nur zweierlei an ihm auszusetzen: (man denke sich, mit welcher Spannung ich dem nun folgenden Tadel entgegen sah!) erstlich, daß er sich die **Schritt**suche noch nicht ganz hat zu eigen gemacht und zweitens, daß er bisweilen sich noch so weit vergißt, die geschossenen Hühner ohne Allerhöchstdero ausdrücklichen Befehl herbeizuholen."

Als ich diesen Tadel gelesen hatte, fiel mir ein schwerer Stein vom Herzen; denn beide Fehler waren in meinen Augen sehr verzeihlich, und mit wahrem Erstaunen überzeugte ich mich, daß jener Hund, der mich durch seine schneckenartige Suche oft beinahe zur Verzweiflung gebracht hatte, der Hund, welcher unter allen, die ich je gesehen, der langsamste war, immer noch nicht die Meisterschaft in der Langsamkeit und die höchste Stufe der Vollkommenheit, nämlich das Suchen im Schritt, erreicht hatte, was nach meinem System nicht viel besser ist, als — gar nicht suchen. —

Es muß daher, wie gesagt, schon in der ersten Zeit der Führung der Grund dazu gelegt werden, wie der junge Hund seiner künftigen Bestimmung gemäß suchen lernen soll.

Hierbei versteht es sich von selbst, daß man in den ersten Monaten nach der Stubendressur jeden Hund ohne Unterschied, um ihn stets im Auge zu haben, ganz kurz halten müsse. Es darf ihm erst dann mehr Freiheit gestattet werden, wenn er anfängt mit gehöriger Zuverlässigkeit vorzustehen, und die Hasen ihm etwas gleichgültiger geworden sind.

Wir kommen nun zu dem weiteren Verfahren bei der Feldbressur zurück.

Es gibt Hunde, die schon in der frühesten Jugend sehr viel Anlage

---

*) Diesen sonderbaren Namen führte jener Hund, allein sehr mit Unrecht, denn das Wasser war durchaus nicht sein Lieblings-Element.

und guten Willen zum Vorstehen zeigen, indem sie, nur von ihrem Instincte geleitet, sich vorsichtig und auf dem Bauche kriechend dem durch ihr Geruchsorgan entdeckten Wilde nähern; andere dagegen geben, wenn sie etwas in die Nase bekommen, dies blos durch stärkere Bewegung der Ruthe und fleißigeres Suchen zu erkennen; noch andere eilen in voller Begierde dem Orte zu, wo sie das Wild vermuthen und stoßen dasselbe heraus.

Hierauf kommt jedoch bei weitem nicht so viel an, als manche Jagdliebhaber sich einbilden. Bei einer zweckmäßigen Behandlung lernt der rasche, feurige junge Hund, der anfänglich Alles herausgestoßen hatte, insofern es ihm nur nicht an einer guten Nase fehlt, bald eben so gut vorstehen und aushalten, als jener, welchem eine gewisse Behutsamkeit schon angeboren ist.

Die Behandlung beider muß jedoch, wie es sich von selbst versteht, genau nach ihrem, augenscheinlich so verschiedenen, Temperamente eingerichtet werden.

Dem vorsichtigen und furchtsamen Hunde muß man Muth zu geben suchen, indem man ihn liebkosend mit der Hand streichelt und durch freundliches Zureden zum Vorrücken ermuntert, bis er dem Wilde nahe genug ist.

Ganz anders will dagegen der rasche und hitzige Hund behandelt sein, dessen allzugroßes Feuer man zu mäßigen suchen muß.

Es geschieht dies am sichersten dadurch, daß man ihn, wenn er etwas herausgestoßen, auch wohl eine Strecke weit verfolgt hat, sogleich an die Leine nimmt und vor der Stelle, wo das Wild aufgestanden ist, sich niederlegen heißt, damit ihm die noch warme Witterung desselben zugehe.

Uebrigens wird hierbei ganz so verfahren, wie im Zimmer, wenn man ihn vor Brod, Fleisch oder lebendigen Vögeln flach auf den Boden, mit dem Kopf zwischen den Vorderläufen, niedergedrückt hat.

Dabei wird in warnendem Tone immer wiederholt: „Hab Acht!" oder „Wahr' dich!" Doch muß der Zuruf stets derselbe bleiben, damit sich der Hund ganz daran gewöhne.

Wenn er nun ganz ruhig liegen bleibt, dann lasse man die Leine leise fallen und umgehe ihn mehrmals, immer dieselben Worte dabei wiederholend. Mit dieser Uebung wird fortgefahren, bis er, auch wenn sein Herr in größeren Kreisen um ihn herumgeht, demselben blos mit den Augen folgt, nicht aber den Kopf erhebt, um sich nach ihm umzusehen, oder wohl gar sich vorne aufrichtet. Jeder Ungehorsam dieser Art

wird anfänglich nur mit rauhen Worten, dann durch Rucken mit der Leine und, wenn wider Erwarten auch das nicht wirken sollte, zuletzt mit leichten Peitschenhieben bestraft. Doch werden diese letzteren nur selten nothwendig sein.

Diese Uebungen müssen jedes mal wiederholt werden, wenn er irgend ein zur Jagd gehöriges Wild aufgestoßen hat, bei kleineren Vögeln aber, z. B. bei Lerchen, muß man sie unterlassen, wodurch er diese um so leichter von jenen unterscheiden lernt und späterhin Niemanden durch unnöthiges Markiren derselben belästigt und aufhält.

Hat man es dahin gebracht, daß der junge Hund zum ersten Mal vorsteht, so nehme man ihn, unter fortwährendem Zureden, an die Leine, lobe ihn mit Streicheln und freundlichen Worten, führe ihn etwas seitwärts und wer sich die Mühe geben will, ihn mit einigen Stückchen Fleisches oder ähnlichen Leckerbißlein — wie es die alten deutschen Jäger nannten — zu erfreuen, der wird wohl daran thun; doch ist Letzteres eben nicht nothwendig, da auch jedes andere Lob dieselben Dienste leistet.

Hierauf führe man ihn abermals an das Wild, vor welchem er gestanden, umkreise dasselbe mehrmals und suche dann einen sicheren Schuß auf dem Boden anzubringen.

Es halten Viele dieses Schießen vor dem Hunde für das beste und einzige Mittel, ihn ganz vorständig zu machen; allein wer das glaubt, der geht wohl zu weit. Wenigstens kann ich aus eigener Erfahrung versichern, daß man dessen gar wohl entbehren und dennoch seine Absicht vollkommen erreichen kann.

Meine große Vorliebe für diesen Zweig der Jagdkunde hat mich nämlich veranlaßt, auch hierin mancherlei Versuche anzustellen, aus welchen die obige Ueberzeugung hervorgegangen ist.

Mehrere junge Hunde, vor denen ich gar kein Wild auf dem Boden schoß, haben ebenso bald aushalten gelernt, als andere, bei welchen ich mich dieses so hoch gepriesenen Mittels häufig bedient hatte.

Unverzeihlich ist es daher, wenn manche Jäger behaupten, man müsse jede Gelegenheit, vor dem vorstehenden Lehrling etwas zu schießen, mit Begierde ergreifen und Manche sogar gestehen, in dergleichen Fällen kleine, kaum gesetzte und daher noch ganz unbrauchbare Häschen, oder wohl gar brütende Hennen und trächtige Häsinnen nicht verschont zu haben.

Welch ein abscheulicher Grundsatz! Um eines eingebildeten Vortheiles willen, den man sich zu jeder andern Zeit eben so gut verschaffen kann, und welcher über die frühere oder spätere Brauchbarkeit eines jungen

Hundes durchaus nicht entscheidet, eine ganze Familie nützlicher Thiere ohne weiteres vernichten zu wollen!

Kaum würde es ein zu hartes Urtheil sein, wenn man Jemanden, der solche Regeln gibt, ohne alle Schonung mit dem Prädicate eines „Aasjägers“ belegte; denn wer in der Setz- und Brütezeit eine, zu den eßbaren Jagdthieren gehörige Mutter, wäre es auch nur eine Wachtel oder Wasserschnepfe, vorsätzlich, d. h. nachdem er dieselbe, als über den Eiern oder Jungen sitzend, erkannt hat, tödtet, der möge sich ja nicht beklagen, wird er mit jenem Namen gebrandmarkt.

Die Gelegenheit, junge Hunde im Vorstehen zu üben, wiederholt sich so oft, warum wollen wir daher so großen Werth auf den Augenblick legen, in welchem sich dieselbe zum ersten Male darbietet, wenn wir durch andere, ganz unschädliche Mittel unsere Absicht eben so sicher erreichen können?

Als ein solches Mittel hat sich mir hauptsächlich das öftere Abrufen des jungen Hundes, während er vorsteht, bewährt, und ich stelle dasselbe jenem so oft und viel gerühmten unbedenklich an die Seite.

Es gibt viele Dilettanten und selbst einige Männer vom Fache, die auf das Abgehen des vorstehenden Hundes wenig oder gar keinen Werth legen, und es nicht für der Mühe werth halten, ihn daran zu gewöhnen. Zu diesen gehöre ich aber nicht, sondern bin vielmehr so fest von der Wichtigkeit dieser Eigenschaft überzeugt, daß ich mich niemals werde dazu entschließen können, einen Hund, der sie nicht besitzt, für vollkommen abgeführt anzuerkennen.

Würde mein Publicum nur aus Sachverständigen bestehen, so könnte es fast als überflüssig erscheinen, die Gründe, welche mich zu dieser Ansicht bestimmen, hier noch weiter aus einander zu setzen. Allein um der jungen Anfänger willen dürfte es denn doch wohl nöthig sein; ich führe sie daher in Folgendem an:

1. Der Hund wird, da es seinem Naturtriebe ganz entgegen ist, das angetroffene Wild zu verlassen, durch oftmaliges Abrufen an einen unbedingten Gehorsam gewöhnt, der auch zugleich viel dazu beiträgt, die bekanntlich sehr große Schwierigkeit besiegen zu helfen, ihn schon in der Jugend vom Hasenjagen abzubringen.
2. Er lernt dadurch, daß er nach geschehener Abrufung und, wenn er schnell Folge geleistet hat, nach jedesmal erhaltener Belohnung seines Gehorsams angewiesen wird, nicht rasch und übereilt, sondern langsam, vorsichtig und schleichend sich der Stelle wieder

zu nähern, wo er von dem vor ihm liegenden Wilde abgegangen war, mit einer gewissen Bedachtsamkeit und Vorsicht zu Werke gehen, welche, wenn die Fasane oder Schnepfen, besonders aber die Feldhühner, stark vor ihm laufen, für den Jagdbetrieb in den späteren Monaten von großer Wichtigkeit sind.

Endlich muß er auch schon um deswillen daran gewöhnt werden, auf den ersten Pfiff augenblicklich abzugehen, weil es sonst beim Reiten und Fahren, so wie im Walde oder einer unebenen, aber stark mit Obstbäumen bewachsenen Gegend, wo man ihn bei flüchtigem Revieren leicht aus den Augen verlieren kann, sehr lästig sein würde, jedesmal, wenn man ihn vermisset, erst lange nach ihm herum suchen zu müssen. Für wie mancherlei Fälle es erwünscht und nützlich ist, einen Hund daran zu gewöhnen, daß er unter allen Umständen sich sogleich abrufen läßt, davon hat mir unter andern auch der nachstehende Vorfall einen Beweis geliefert.

Ich war einst mit meinen beiden Hunden, einem ganz neuen und unbekannten, den ich zum erstenmal probiren wollte, und einem zweijährigen, welcher unter meinen Augen aufgewachsen und gewöhnt war, vom Nachen aus sogleich in vollem Laufe das anstoßende Feld abzurevieren, soeben erst an's Land gestiegen, als ich den mir weit vorauseilenden Hund auch schon auf einer Anhöhe vorstehen sah. Kaum hatte dies der neue Ankömmling, welcher noch in meiner Nähe war, bemerkt, als er ebenfalls gestreckten Laufes nach derselben Gegend hineilte, was mir in sofern höchst unangenehm war, als sich voraussehen ließ, daß nun ein gemeinschaftliches Einspringen dieser beiden Hunde, die sich noch gar nicht kannten, unfehlbar erfolgen werde. Indeß nahm die Sache eine ganz andere und in doppelter Hinsicht für mich erwünschte Wendung. Da nämlich der fremde Hund meine Pfeife noch nicht kannte, so würde es ganz unnütz gewesen sein, diese anzuwenden; ich zog es daher vor, ihn mit recht lauter Stimme bei seinem Namen zu rufen, als er etwa noch fünfzehn Schritte von dem andern bereits vorstehenden, entfernt war. Dieser, in der Meinung, daß mein starkes Rufen ihm gegolten habe und ein Befehl gewesen sei, das vor ihm liegende Hühnerpaar zu verlassen, ging augenblicklich ab, so daß die beiden Hunde einander im vollen Lauf begegneten, der eine auf dem Hin-, der andere auf dem Herwege. Als ich nun, nur damit beschäftigt, jenem die wohlverdienten Lobsprüche für seine Folgsamkeit zu ertheilen, erst um einige Augenblicke später auch wieder an den neuen Ankömmling dachte und meine Augen vorwärts richtete, war ich sehr angenehm überrascht, ihn auf derselben Stelle, wo sein Kamerad die Hühner verlassen

hatte, eben so fest und in der schönsten Haltung vorstehen zu sehen und durfte daher auch mit seinem Benehmen für's Erste ganz wohl zufrieden sein.

Bezähmung der Leidenschaft, Besiegung der Begierde einzuspringen, das ist es, womit wir bei dem Lehrling zu kämpfen haben; dies Hinderniß wird aber durch das öftere Abrufen sicherer beseitigt als durch Schießen.

Die Erlegung des Wildes auf der Erde, während der junge Hund vorsteht, ist hauptsächlich dazu bestimmt, ihn vor einer Verwechselung der Begriffe vom Vorstehen und Apportiren zu bewahren, indem man ihm den Unterschied zwischen beiden möglichst klar zu machen sucht. Er soll nach und nach das Herbeiholen des vor ihm geschossenen Wildes als eine nothwendige Folge und auch zugleich als eine wohlverdiente Belohnung seines guten Vorstehens und Aushaltens betrachten lernen und hiernach das Einspringen jedesmal bis zu dem mit Ungeduld von ihm zu erwartenden Moment des Schusses verschieben.

Stellen wir beide Methoden vergleichend nebeneinander, so wird sich die Richtigkeit meiner Ansicht leicht bewähren.

Bei dem Abrufen kann kein Nachtheil, wie er auch immer heißen mag, eintreten; der Hund wird in der Geduld geübt und mit jedem Tage ruhiger, er lernt sich beherrschen und sieht sich zuletzt, sobald er etwas in die Nase bekommt, jederzeit nach seinem Führer um; diese Bedachtsamkeit aber sichert ihn vor der Versuchung, zu stark vorzurücken, oder wohl gar das Wild herauszustoßen. Auch gewöhnt er sich dadurch am leichtesten, schon in gehöriger Entfernung dasselbe anzuzeigen, was für den praktischen Jäger, so sehr auch manche Schriftsteller dagegen eifern mögen, immer ein großer Vorzug bleibt und durchaus unentbehrlich ist, um auch auf kahlen Feldern in der späteren Jahreszeit noch bedeutende Hühnerjagden zu machen. Denn nur wenn der Hund weit vorsteht, halten die Hühner dann noch aus, nicht aber wenn, wie im August und September, er bis auf wenige Schritte an sie hinanrückt. Wollte Jemand nur durch öfteres Schießen vor dem Hunde ihn im Vorstehen fest zu machen suchen, so würde ich gegen diese Methode hauptsächlich Folgendes zu erinnern finden:

1. Ist es nur Vermuthung, nicht Gewißheit, daß der Hund wirklich sich daran gewöhne, niemals einzuspringen, bis er den Knall des Schusses hört. Und wenn er nun an einem Orte steht, wo gar nicht geschossen werden kann, oder wenn das vor ihm sitzende Thier nicht geschossen werden darf, wie dann?

2. Nicht selten wird das auf dem Boden erlegte Wild, weil man dasselbe in gewöhnlicher Schußweite noch nicht erkennen kann, folglich sehr nahe hinangehen muß, durch die Schrote zu stark verletzt, wenn man auf den ganzen Körper des Vogels oder Hasen hält.

3. Schießt man nur auf den Kopf des Wildes, so entsteht gerade durch solche Kopfverletzungen das stärkste Flattern der Vögel, so wie heftiges Herumschnellen der Hasen, wodurch die Begierde des Hundes zu heftig aufgereizt wird. Ist er nun ohnehin von Natur heftig und leidenschaftlich, so nimmt er auf diese Weise leicht die schlimme Gewohnheit an, das zu apportirende Wild stark zu quetschen, zumal wenn dasselbe durch die Schrote ohnehin schon bedeutend verletzt ist. Endlich

4. tritt auch nicht selten der Fall ein, daß hitzige Hnnde, von der Begierde das Wild zu ergreifen verleitet, vor der Zeit einspringen, oder doch sehr nahe hinanrücken, sobald sie bemerken, daß der Jäger das Gewehr an den Kopf nimmt. Hieraus entsteht aber, wenn etwa das Pulver langsam zünden sollte, große Gefahr für den Hund und mancher hat schon auf diese Weise sein Leben eingebüßt.

Ich selbst besaß einst einen solchen Hund, der zwar auch in der größten Entfernung von mir ganz vortrefflich aushielt und mich um sich herum gehen ließ so oft ich wollte, allein in dem Moment, in dem ich das Gewehr an den Kopf nahm, seiner gleichsam nicht mehr mächtig war und dann jedesmal einsprang. So kam es denn, daß ich ihn einst, ohne mich im Allermindesten einer Uebereilung schuldig gemacht zu haben, um ein Haar todtgeschossen hätte. Er stand nämlich vor einem Fasan, der sich zwischen den Wurzeln einer Forle sehr fest aufgedrückt hatte, so daß, obschon meine Augen damals in dergleichen Fällen mich nur selten im Stiche ließen, ich beim ersten Umkreisen den Vogel nicht erkannte, sondern dessen aufrechtstehendes Spiel zwischen den vielen dürren Reisern und Grashalmen für ein Stückchen trocknen Holzes hielt. Der Vogel war nämlich eine Henne, mithin grau und in einer solchen Umgebung sehr schwer zu erkennen. Als ich mich nun, von meinem Irrthume zurückkommend, noch um etwas entfernt hatte, um den Vogel nicht zu stark zu verletzen und die Flinte an den Kopf nahm, sprang der Hund ein und würde ohne Rettung verloren gewesen sein, wenn ich nicht in dem Moment des Abdrückens dies gesehen und das Gewehr noch durch einen

kleinen Ruck in die Höhe zu bringen gesucht hätte, so daß der Schuß dicht über des Hundes Kopf in den Baum fuhr.

Der zweite Lauf verhalf mir nun zwar noch zu der in jener Gegend seltenen, mithin sehr erwünschten Beute, allein es ergriff mich doch ein so unangenehmes Gefühl, eine solche Mischung von Zorn und Unmuth über die Leidenschaftlichkeit des Hundes und zugleich auch von Unzufriedenheit mit mir selbst, daß ich mir es von jener Stunde an zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht habe, nie wieder so kurz vor dem Hunde zu schießen und diese Vorsicht hiermit auch meinen jungen Lesern auf das Angelegentlichste empfohlen haben will.

Ruft man dagegen den Hund jedesmal erst ab und läßt ihn hinter sich hergehen, ehe man schießt, so gewährt dies, nebst der Beseitigung aller Gefahr für denselben, auch noch den wichtigen Vortheil, daß man auf diese Weise am Leichtesten alle Anlage zur Schußhitze bei ihm unterdrücken kann, indem man, ihn bei sich behaltend, das geschossene Thier nicht eher von ihm apportiren läßt, bis man wieder geladen hat.

Der in England sehr geschätzte Autor Hutchinson in seinem Buche über Dressur des Vorstehhundes erzählt Folgendes als das **non plus ultra** von Dressur:

Capitain F—n aus B—w in der Grafschaft Essex dressirte sich seine Hunde selbst. Eine Zeitlang führte er zwei Pointers und einen kleinen Spaniel zugleich und es ereignete sich dabei einst folgende Scene: Ein Pointer stand vor, der andere nach, eben so der Spaniel. Der Capitain schoß ein Huhn und rief, nachdem er geladen hatte: „Don, faß apporte". Don rückte vor. „Don, halt". Don blieb stehn. „Carlo, faß apporte". Carlo rückte vor. „Carlo, halt". Carlo gehorcht. „Tiny, apporte". Das Hündchen that was ihm befohlen war und während die Pointers sich nicht vom Fleck rührten, lieferte es das Huhn in seines Herrn Hände ab.

Ich muß aufrichtig bekennen, daß ich, trotz der großen Autorität dieses Schriftstellers, dennoch glaube, er gehe um etwas zu weit, wenn er besagte Probe von Gehorsam als das Maximum der Dressirkunst bezeichnet.

Daß der Spaniel sich zurückhalten ließ, ist allerdings in so fern viel, als dieser Hund, wie ich wenigstens voraussetzen zu dürfen glaube, für gewöhnlich die Erlaubniß hatte, auf den Schuß seines Gebieters vorzufahren und den erlegten Vogel herbeizuholen; allein ganz anders verhält es sich mit den beiden Vorstehhunden, die bekanntlich in Eng-

land selten oder nie zum Apportiren, selbst des Federwildes, verwendet werden.

Ich sehe daher nichts besonders Ueberraschendes dabei, wenn diese beiden Pointers, die in der Regel, sobald ein Schuß fällt, zu ihrem Herrn zurückkehren und sich bei demselben ruhig niedersetzen müssen, bis er wieder geladen hat, welche also gar keine Leidenschaft für das Apportiren haben konnten, je nachdem es ihnen befohlen wurde, bald vorrückten und bald stehen blieben.

Wenn also überhaupt sich Jemand dabei eines besonderen Lobes würdig gemacht hat, so war es nur die kleine Tiny*), nicht aber die beiden andern; denn diese letzteren hatten kein Opfer der Enthaltsamkeit zu bringen und ohne Versuchung gibt es bekanntlich keine Tugend.

Die schwerste Aufgabe bei der Feldarbeit ist unstreitig die Bekämpfung und Unterdrückung des Instinctes, welcher den Vorstehhund, wie jeden andern auch, auf das heftigste antreibt, jeden Hasen, dessen er ansichtig wird, zu verfolgen und von jeher hat dieser Gegenstand die Aufmerksamkeit aller Jäger und Jagdliebhaber vorzugsweise beschäftigt, ja, man ist hie und da sogar auf die sonderbarsten und abentheuerlichsten Gegenmittel verfallen. So hat man z. B. leidenschaftlich jagende Hunde bald mit einem Hasen und mehreren Steinen zugleich in einen großen Sack gesteckt und dann herumgerüttelt, bald dem Hund einen todten Hasen angebunden und ihn damit im Felde laufen lassen, bald einledernes Geschirr, wie das der Kutschenpferde, ihm angelegt, und eine schwere Walze von Holz oder Stein daran befestigt, welche er hinter sich her ziehen mußte, damit er nicht laufen könne, bald hat man an lange Leinen Steine befestigt und ihn diese in gleicher Absicht nachschleppen lassen, bald junge Hasen im Hause erzogen, um ihn an den Anblick derselben schon in früher Jugend zu gewöhnen und noch, wer weiß wie viele andere ähnliche Versuche gemacht. Doch ist bis jetzt noch kein Specificum gegen jenes Uebel erfunden worden. Werfen wir einen, wenn auch nur flüchtigen Blick auf die angegebenen Methoden, so wird sich bald finden, daß die beiden ersten unter aller Kritik sind, folglich gar keiner Widerlegung bedürfen. Von Nr. 3 könnte man wohl nicht ohne Grund behaupten, daß der Jäger durch solche einem Kinderspiel ähnliche Versuche (die Kosten für Fertigung

---

*) Dem Namen nach eine Hündin, also von Natur aus schon weich und folgsam, wodurch ich aber nicht gesagt haben will, daß sich das weibliche Geschlecht im Allgemeinen durch Folgsamkeit auszeichne.

des Geschirres nicht in Anschlag gebracht) sich lächerlich mache; endlich ist kein Zweifel, daß Nr. 4 nicht viel besser ist; denn gewiß wird jeder Bauer, der solche Manoeuvres auf dem Felde machen sieht, darüber lachen.

Kommen wir endlich zu Nr. 5, so findet sich in der Forst- und Jagdzeitung — Jahrgang 1826, Monat Februar, Seite 62 — eine Erzählung, welche den sprechendsten Beweis liefert, daß von der Anwendung dieser Methode kein praktischer Nutzen zu erwarten ist. Jenem Erzähler würde es jeder erfahrne Jäger, den er darum befragt hätte, vorausgesagt haben, daß Alles so und nicht anders kommen werde; denn Nichts ist trüglicher, als von dem Betragen eines Hundes im Zimmer auf dessen Gehorsam im Zustande der Freiheit schließen zu wollen. Dort ist er unmittelbar vor den Augen uud in der Gewalt seines Gebieters; er hört jedes Wort, er sieht jeden Wink und die Furcht vor der Strafe hält ihn von jedem Fehler ab, ja, seine Leidenschaft kann sich hier gar nicht entwickeln, es ist keine Gelegenheit dazu vorhanden, die Versuchung zur Sünde mangelt. Ganz anders aber verhält es sich damit im Freien; hier ist die gefürchtete Peitsche ihm nicht mehr so nahe auf dem Nacken, der Gebieter ist oft fern, der Hund glaubt sich allein und unbemerkt, seine Begierde ist vielleicht durch vorausgeganges Schießen und Apportiren auf das lebhafteste erregt, was Wunder also, wenn ihn nun der angeborne Trieb zu jagen fortreißt?

Es war daher eine ganz irrige Voraussetzung, wenn Herr N. N.*) glaubte, durch Erziehung eines jungen Hasen, welchen sein Vorstehhund täglich sah, diesem eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das ganze Hasengeschlecht beibringen zu können. Schon die im Vergleiche mit anderen Thieren auffallende Ueberlegungsfähigkeit des Vorstehhundes bedingt es, daß er solchen Geschöpfen, die seinen Herrn zunächst umgeben und unter dessen unmittelbarem Schutze stehen, Nichts zu leide thun darf. Das Gefühl dieser Nothwendigkeit söhnt ihn ja sogar mit der, ihm von Natur so verhaßten Katze aus. Herr N. N. konnte daher, noch einmal sei es gesagt, als erfahrner Waidmann von diesem Versuche kein Heil erwarten. Niemand wolle es ihm übrigens zum Vorwurf machen, daß er, nachdem sein Vertrauen zu dem gewöhnlichen Mittel verloren gegangen war, zu diesem ungewöhnlichen seine letzte Zuflucht nahm. Zwei Umstände besonders sind es, die ihn vollkommen entschuldigen: erstens, daß er blos Dilettant war, der vielleicht nur bisweilen Zeit zum Jagen hatte, folglich

---

*) Siehe die Behlen'sche Forst- und Jagdzeitung.

folglich seinen Hund bei weitem nicht genug ausführen konnte; zweitens, daß er nur ein sehr kleines Jagdrevier besaß, auf welchem er vielleicht, aus Besorgniß, sein Hund möge einige Hasen über die überall nahe Grenze escortiren, diesem wohl nur selten freien Lauf ließ. Wenn nun aber die Verhältnisse wirklich so waren, wie ich sie vermuthe und beinahe vermuthen muß, so erscheint es keineswegs befremdend, wenn dieser Tippo, von Natur rasch und feurig, bei jedesmaligem Erblicken eines so reizenden Gegenstandes, wie überhaupt jeder Hase und insbesondere ein halbgewachsener ist, das Joch des Gehorsams abschüttelnd, seiner Leidenschaft blindlings folgte. Herr N. N. konnte sich daher durchaus keine Hoffnung machen, ihn davon abzubringen, so wenig als an seiner Stelle, und unter gleichen Umständen, es irgend einem Andern gelungen sein würde.

Man kann aller dieser theils überspannten, theils beschwerlichen Vorkehrungen entbehren, sobald man nur nach einem festen Plane handelt und das, was erst nach und nach gelingen kann, nicht mit Einem male erzwingen will. Für Jagdliebhaber, die weder Zeit noch Kenntniß genug haben, ihre Hunde selbst in Ordnung zu bringen, übrigens aber die damit verbundenen Auslagen nicht zu scheuen brauchen, gibt es keinen besseren Rath als den: dieselben auf einige Zeit einem tüchtigen Jäger zu übergeben, der sie täglich und zwar in der Schießzeit bis zur Erschöpfung strapazirt, bei welchem sie viele Hasen zu sehen, aber wenig angeschossene zu fangen und zu apportiren bekommen. Nur auf diesem Wege wird das vorgesteckte Ziel erreicht. Und dennoch verfällt gar mancher Hund, der trefflich gearbeitet aus den Händen des adoptirten Lehrers in die seines früheren Besitzers zurückgeht, nur zu bald in den alten Fehler, weil es ihm bei seinem eigenen Herrn zu sehr an Uebung fehlt. Daher wähle der Dilettant, welcher seinem Hunde die erforderliche Uebung nicht verschaffen kann, wenn er sich doch durchaus mit dem Dressiren abgeben will, was ihm aber selten Segen bringen wird, nur Hunde von etwas phlegmatischem Temperamente und von einer Race, die nicht allzuleidenschaftlich jagt, nie aber rasche und feurige; denn diese machen ihm in der Regel weit mehr Verdruß, als Vergnügen. Besser thun übrigens solche Leute, wenn sie nur ältere, ganz ruhige Hunde führen, die sich, wie man zu sagen pflegt, die Hörner schon gehörig abgelaufen haben, weil diese am leichtesten zu regieren sind. Derselbe Rath gilt indeß auch für Leute, die sehr reizbarer Gemüthsart sind und sich daher leicht erzürnen.

Ein besonders kritischer Fall ist der, wenn ein junger Hund, der zuvor nach kein Haarwild apportirt hatte, im Walde oder im Getreide,

kurz, außer dem Gesichtskreise seines Führers, einen jungen Hasen fängt und mit unverkennbaren Zeichen des Vergnügens und der Selbstzufriedenheit aus der Ferne flüchtig herbeiträgt.

Hier hat man mit einer doppelten Sorge zu kämpfen; denn straft man den Hund, so kann man ihn dadurch leicht dahin bringen, daß er das nächste Mal den gefangenen Hasen liegen läßt und leer zurückkommt; lobt man ihn aber, so ist zu befürchten, daß er, in der Meinung, seine Sache recht gut gemacht gemacht zu haben, bei erster Gelegenheit abermals Hasen fängt und apportirt und auf diese Weise bei mehrmaliger Wiederholung sich zuletzt eines der abscheulichsten und schlimmsten Laster, das des Hasenfangens, angewöhnt.

In einem solchen Falle schlage ich den Mittelweg ein, indem ich den Hund weder lobe, noch strafe. — Ich nehme ihm den Hasen ab, lasse ihn unter warnendem Zuruf couchen und führe ihn dann geraume Zeit an der Leine. Sobald sich aber ein ähnlicher Fall vor meinen Augen ereignet dann muß eine sehr strenge Strafe den Lehrling überzeugen, daß er durchaus nicht zugreifen, sondern blos vorstehen darf. — Ich bin übrigens der Ansicht, den Hund, wenn er schon länger geführt ist und die nöthige Erfahrung hat, daran zu gewöhnen, daß er bei Hasen gar nicht mehr vorstehe, sondern solche, auf die kein Schuß geschehen ist, ganz unbeachtet lasse, oder nur wie im Vorbeigehen aus dem Lager stoße; vor allen weniger als halbwüchsigen aber präge man ihm durch unerbittlich strenge Strafen eine Art von heiliger Scheu — wenn ich dieses Wort hier brauchen darf — schon in frühester Jugend ein, so daß er heftig davor erschrickt und augenblicklich abgeht; denn je besser eine Jagd besetzt ist, desto größer ist der Schaden, welchen ein ungezogener Hund durch das Todtbeißen kleiner Häschen verübt, wozu sich ihm den ganzen Frühling und Sommer hindurch, namentlich aber bei der Hühnerjagd, in den einzelnen Kartoffeläckern, wo sie nach der Aerndte so häufig angetroffen werden, mehr als zuviel Gelegenheit darbietet.

Wäre nicht der Unterhalt von Hündinnen überhaupt, besonders aber dann, wenn man zugleich mit ihnen noch mehrere männliche Hunde im Hause haben muß, durch das von Zeit zu Zeit eintretende Hitzigwerden, sowie durch die Unbrauchkeit während des Tragens und Säugens der Jungen 2c. äußerst lästig und unangenehm, so würde ich allen Denen, die nicht Gelegenheit haben, oft auf die Jagd zu gehen, den Rath geben, sich zur Hühner- und Schnepfensuche immer weiblicher Individuen zu bedienen. Es unterliegt nämlich keinem Zweifel, daß diese viel gelehriger,

feiner, gehorsamer und besonders im langsamen Nachziehen auf dem Geläufe des Federwildes viel vorsichtiger sind, als männliche Hunde, während sie dagegen freilich auch sehr oft, wegen mangelnder Körperkraft und Größe, im Apportiren schwerer Hasen und Füchse weniger brauchbar und auch zum schnellen Abwürgen des Raubzeuges nur selten geeignet sind, auf welche letztere Eigenschaft übrigens in der Regel nur die Jäger vom Fache besonderen Werth legen. Für diese passen daher solche Hunde deßhalb nicht, weil sie zwar bald verständig und hasenrein werden, aber selten viel Muth, Ausdauer und Körperkraft an den Tag legen, noch seltener indeß im Apportiren des Haarwildes sich auszeichnen, worauf doch bei dem praktischen Jagdbetriebe so unendlich viel ankommt. Ich liebe daher — und gewiß werden viele meiner Leser diesen Geschmack mit mir theilen — Hunde, die in der Jugend recht rasch und feurig, ja, so zu sagen, mit allen Fehlern ihres Alters behaftet sind, dennoch weit mehr, als die langsamen und schläfrigen, weil die Erfahrung mich gelehrt hat, daß man in späteren Jahren, wenn sie — um mich eines bekannten Sprüchwortes zu bedienen — die Kinderschuhe ausgezogen und sich ausgetobt haben, durch ihre ausgezeichnete Brauchbarkeit für die Geduld, die man früher mit ihren Thorheiten haben mußte, reichlich belohnt wird.

Sehr viel, wo nicht Alles, hängt davon ab, wie reich oder arm an Hasen die Gegend ist, in welcher ein junger Hund zuerst geführt wird. Wo des Wildes genug ist, da gibt sich Alles von selbst und ohne besondere Mühe, da läßt sich selbst jedem Dächsel, jedem Spitz und Pudel, im freien Felde wenigstens das Jagen abgewöhnen. Aufseher über Gehege, in denen man jeden Tag dreißig bis vierzig Hasen zu sehen bekommt, thun daher sehr Unrecht, sich viel darauf einzubilden, wenn ihre Hunde hasenrein sind, d. h., wenn sie nicht jagen. Jeder oft wiederkehrende Genuß, wäre es auch der allerreizendste, sättigt endlich und Ueberfluß erzeugt, wie beim Menschen, so auch beim Hunde (der ihm, den Elephanten etwa ausgenommen, unter allen Thieren auf der Stufenleiter der Natur unstreitig am nächsten steht), wenn auch nicht gerade Ekel, doch gewiß Gleichgültigkeit.

Und das ist es ja, wonach wir im vorliegenden Falle streben. Gleichgültig bleiben soll der Hund, wenn er Hasen vor sich laufen sieht und das lernt er auf dem Wege der Erfahrung und der täglichen Uebung am sichersten. Man nehme ihn daher überall mit sich dahin, wo es Wild zu sehen gibt und zwar sowohl bei Tag, als früh und Abends; wobei jedoch zu bemerken ist, daß in den Morgen- und Abendstunden, wo die Witterung

der frischen Fährten am stärksten ist, jeder junge Hund an der Leine geführt werden muß, damit man es sogleich wahrnehmen und bestrafen kann, wenn er, am Boden schnüffelnd, die warmen Fährten aufnimmt, woran er sich durchaus nicht gewöhnen darf. —

Das öftere Besuchen des Anstandes, das Treiben und Suchen nach Schnepfen nebst häufigen Fuchs- und Hühnerjagden, kurz alle jene Gelegenheiten, wo nach Hasen gar kein Schuß geschieht, sind hierzu die besten. —

Alle Warnungen und Strafen fange man mit einem leisen „Pst" an. Dann folge, im Wiederholungsfalle, erst ein gelinder, dann immer stärkerer Ruck mit der Leine; zuletzt ziehe man, immer stärker rückend, den Hund drei bis vier Schritte weit mit sich fort, indem man abwechselnd dabei warnend spricht und pfeift. —

Für den öfteren Gebrauch der Peitsche stimme ich auch hier nicht, sondern erlaube mir denselben vielmehr nur in außerordentlichen Fällen, z. B. wenn der Hund einen alten Hasen angeschnitten, oder dicht bei mir, alles Zurufens ungeachtet, einen jungen Hasen gefangen und todtgebissen, oder einen Vogel ganz verschluckt hat 2c.

Bei weichen, schüchternen und furchtsamen Hunden wirken eigentliche Schläge, sie mögen nun mit der Peitsche oder nur mit einer Gerte (deren man sich wohl in Nothfällen bisweilen, statt jener, bedient, obgleich es eigentlich nie geschehen sollte) ausgetheilt werden, in der Regel höchst nachtheilig. Bei solchen Hunden bediene man sich daher nur der Korallen, die jedoch mit einzelnen kleinen, nur nicht zu starken Stacheln besetzt werden können, damit man im Stande sei, in besonderen Fällen die Strafe zu schärfen. — Nur bei harten und besonders halsstarrigen Hunden, die, wie man zu sagen pflegt, einen tüchtigen Puff vertragen können, sind die Strafen mit der Leine nicht immer hinreichend. Ihnen darf man also von Zeit zu Zeit, je nachdem sie es mehr oder weniger verdient haben, eine gute Portion Hiebe zumessen, ohne fürchten zu müssen, daß es sie allzusehr einschüchtern werde. —

Als ein sicheres Mittel, dem ebenso leicht herbei zu führenden, als schwer wieder zu beseitigenden Uebel der Handscheue gänzlich zuvor zu kommen, wird zwar von allen Schriftstellern das Anbinden des Hundes an die Leine unmittelbar nach beendigter Strafe empfohlen; allein auf das Gelingen desselben mag Niemand unbedingt vertrauen. Das beste unter den bis jetzt bekannten Mitteln ist dies Anbinden und Führen allerdings, aber darum doch keineswegs ein untrügliches!

Man wird mir gewiß gern glauben, daß ich dasselbe schon längst gekannt und von jeher genau angewendet habe und dennoch ist es mir mehr als einmal begegnet, daß junge Hunde, bei deren Abrichtung ich jene Regel nie aus den Augen gelassen hatte, handscheu wurden, zwar nicht in dem Grade handscheu, daß sie nach Hause gelaufen, oder gar nicht mehr herangegangen wären, aber doch in einem so hohen Grade furchtsam, daß sie sich mir nur mit Zittern und Zagen und auf der Erde kriechend näherten.

Sobald man einen solchen Grad von Verzagtheit an einem jungen Hunde wahrnimmt, dann ist es — nach einer bekannten sprichwörtlichen Redensart — hohe Zeit, einen Pflock zurückzustecken und einzulenken.

Statt zu strafen, nehme man in solchen Fällen den Hund geraume Zeit an die Leine, oder lasse ihn lieber auf diesem Gange gar nicht mehr suchen, rede auch eine Zeit lang gar nicht mit ihm, auf keinen Fall aber freundlich und liebkosend, denn er muß wissen, daß er gefehlt hat und daß man mit ihm zürnt.

Für sehr bedenklich halte ich in den meisten Fällen den Grundsatz, einen Hund, der aus Furcht vor der Peitsche nach Hause gelaufen ist, hier abzuholen, an der Leine bis an den Ort, wo er entlaufen war, zu führen und dort abermals, und zwar noch unbarmherziger, durchzuprügeln, oder wohl gar schon vom Hause an seinen Rücken mit Peitschenhieben zu bearbeiten, bis der durch fortwährendes Schlagen ermüdete Arm schlaff und kraftlos niedersinkt.

Wie man glauben kann, daß ein auf solche grausame Weise — denn jede allzulange fortgesetzte Strafe verdient, wenn sie heftigen Schmerz erregt, gewiß grausam genannt zu werden — gemißhandelter Hund nun keine Furcht mehr vor Schlägen äußern, sondern sich mit Zutrauen seinem Führer nähern werde, ist um so unbegreiflicher, da sich durchaus nicht absehen läßt, warum er eine so viel härtere Strafe nicht fürchten soll, nachdem zuvor schon eine weit geringere ihn so sehr eingeschüchtert hatte.

Ich rathe daher nicht zu einem so strengen Verfahren, bei welchem selbst harte Hunde oft, weiche aber fast durchgängig verderben.

Der verstorbene Oberforstmeister Jester erzählt in seinem rühmlichst bekannten Werke über die Niederjagd einen sehr interessanten Fall von einem ungewöhnlich halsstarrigen Hunde, der ihm auf der Jagd entwischte und nach Hause lief und den er aus einer weiten Entfernung wieder auf den Platz, von welchem aus er ihm entlaufen war, zurückführte.

Diese Mühe ist von manchem seiner Leser als zu groß angesehen und eine solche Sorgfalt für übertrieben erklärt worden, allein sehr mit Unrecht; denn aus der genauen Erwägung aller Umstände geht die vollständige Gewißheit hervor, daß Jester so und nicht anders handeln mußte. Jener Hund war nämlich nicht nur total verschlagen, sondern auch völlig schußscheu, mithin dessen Behandlung doppelt schwierig. Der frühere Besitzer hatte ihn, als völlig incurabel, aufgegeben und allgemein wurde die Möglichkeit, ihn wieder auf den rechten Weg bringen zu können, in Abrede gestellt. Es war daher für Herrn Jester gewissermaßen zur Ehrensache geworden, diese Aufgabe zu lösen, da er sich einmal dazu verstanden hatte, einen solchen Versuch zu wagen und ohne die bewundernswürdige Geduld, Beharrlichkeit und Consequenz, welche er dabei entwickelte, würde es ihm sicher nimmermehr gelungen sein, seinen Zweck zu erreichen. —

Dies Factum liefert einen sprechenden Beweis, daß bei der Dressur ganz verdorbener Hunde allerdings der Fall vorkommen kann, daß man stundenweit zurückgehen, den entflohenen Lehrling zu Hause abholen und unter zweckmäßiger Bestrafung wieder auf denselben Platz führen muß, wo er sich der Herrschaft seines Lehrers entzogen hatte. — Es liegt aber auch zugleich hierin eine Warnung, sehr verwilderte und ungehorsame Hunde nicht eher von der Leine zu befreien, bis man hoffen darf, ihre bösen Gewohnheiten hinlänglich beseitigt zu haben.

Wenn man nach der, schon weiter oben gegebenen Regel, die Peitsche so selten als möglich und nur in außerordentlichen Fällen gebraucht, nicht aber bei jedem unbedeutenden Fehler, den der Lehrling begeht, indem er z. B. einem Hasen eine Strecke weit nachläuft, eine neue Prügelscene aufführt; wenn man ferner seine Leidenschaft gehörig zu bezähmen weiß und nicht aus Unmuth und Zorn, folglich nie im Uebermaße, sondern mit ruhiger Besonnenheit und immer nur so straft, wie es der bewiesene Ungehorsam wirklich erfordert, wenn man endlich den unverzeihlichsten aller, bei der Feldbressur vorkommenden Fehler vermeidet, d. h. wenn man sich hütet, den furchtsam gewordenen Hund erst durch freundliche Worte an sich zu locken und das von ihm bewiesene Zutrauen dann mit Schlägen zu belohnen — ein höchst inconsequentes Verfahren, dessen sich, so sehr es auch aller Vernunft widerstreitet, dennoch viele Hundebesitzer und sogar Jäger schuldig machen — wenn man alle diese Mißgriffe kennt und sorgfältig vermeidet, so wird man nicht leicht in den höchst unangenehmen Fall kommen, einen Hund zu verschlagen.

Sollte aber dessen ungeachtet dadurch, daß man in unbewachten

Augenblicken, die sich freilich auch bei der Jagd, wie sonst wo, einstellen, sich zu einer zu strengen Behandlung hat hinreißen lassen, der Hund zu sehr in Furcht gerathen und ausgewichen sein, so gebe man sich, um das Uebel nicht noch ärger zu machen, lieber das Ansehen, als habe man es gar nicht bemerkt und gehe seines Weges fort, bis er nahe kommt, oder rede ihn zu Hause, wenn er sich — ein Fall, der mir kaum zweimal in meinem Leben begegnet ist — dahin geflüchtet haben sollte nur mit den Worten an: „Was ist das?" und sperre ihn ein, ohne ihm weiter etwas zu Leide zu thun. Nur in dem einzigen Falle stimme ich für eine strengere Behandlung, wenn er etwa, anstatt auf Ruf und Pfiff heranzukommen, mit einem an Unverschämtheit grenzenden Leichtsinne zu suchen fortfährt, auf's Neue zu jagen anfängt und sich gleichsam gar nicht mehr um seinen Herrn bekümmert. Dann treffe man ihn tüchtig, damit der Freiheitstaumel nicht zu fest in seinem Kopfe einwurzele.

So wird das Laster des Nachhauselaufens, welches überhaupt fast immer nur Folge einer eigentlichen Mißhandlung durch Schläge, Fußtritte, Stoßen mit dem Gewehre, kurz eines unüberlegten und zweckwidrigen Verfahrens ist, schon im Entstehen erstickt.

Bei sehr weichen und furchtsamen Hunden gewährt es schon großen Vortheil gegen die bei einem solchen Temperamente etwa zu befürchtende Handscheue, wenn man dieselben schon vom ersten Anfange an, bei jeder Strafe ohne Ausnahme, z. B. nur bei Verweisen, die man bei geringen Fehlern des Leichtsinnes und der Unachtsamkeit gibt, zuvor an die Leine nimmt. Sie verlieren nämlich dadurch, daß sie oft angebunden werden, ohne eine weitere Strafe zu bekommen, die Furcht vor dem Anbinden überhaupt, mithin auch die vor der weiteren Züchtigung, oder es wird ihnen doch wenigstens zur Gewohnheit sich jedesmal anleinen zu lassen und damit ist schon viel gewonnen.

Zum unverbrüchlichen Gesetze mache man es sich übrigens in allen dergleichen Fällen, dem Hunde, der sich aus Furcht niedergelegt hat, niemals entgegenzugehen; denn einmal hierin verwöhnt, geht er nachher nicht mehr leicht vorwärts. Er darf nicht abgeholt werden, sondern muß herankommen, sollte es auch noch so lange währen. Nicht einmal drei Schritte darf man demselben entgegengehen, sondern ihn erst dann an die Leine nehmen, wenn er bis vor die Füße seines Herrn gekommen ist.

Doch sei man in Fällen, in denen er einen hohen Grad von Furcht offenbart hat, ja nicht zu strenge, sondern begnüge sich damit, ihm die Peitsche nur zu zeigen, nachdem er durch die ausgestandene Angst für

einen nicht allzugroßen Fehler schon hinlänglich gebüßt hat. Niemals aber darf ihm, wie ich das schon von vielen Jägern thun sah, das Instrument, mit welchem man ihn züchtigen will, verborgen werden, indem man etwa einen Stock unter dem Rocke oder die Peitsche im Büchsensacke versteckt und erst dann hervorholt, wenn man den Hund in seiner Gewalt hat.

Das ist der sicherste Weg ihn mißtrauisch zu machen und ein solches Mißtrauen führt zuletzt zu gänzlicher Handscheue. Er muß vielmehr die Vorbereitung zu der Strafe, die ihm bevorsteht, vor Augen sehen und dennoch herankommen, darf aber nie in seinem Vertrauen getäuscht werden. Ist übrigens der Fehler der Handscheue schon so weit zur Entwicklung gekommen, daß der Hund nach Hause läuft, so leistet, wenn jener noch nicht gar zu tief eingewurzelt sein sollte, längeres Einsperren und Versagen des Fraßes, vorzüglich aber des Wassers, wesentliche Dienste. Der Hund wird endlich durch Hunger und Durst gezwungen, seinem Lehrer, der hier aber das Geschäft des Fütterns selbst besorgen muß, aus freiem Antriebe entgegenzukommen. Es versteht sich übrigens, daß schon zuvor Jemand instruirt sein muß, welcher den Hund, sobald er vom Felde zurückkommt, einsperrt oder anhängt. Daß nach diesem Verfahren die vorsichtigste Behandlung nothwendig ist und alle Strafen mit der Peitsche auf lange Zeit eingestellt werden müssen, bedarf wohl keiner Erwähnung. Nach der vom Herrn Stallmeister Kegel angegebenen Methode, welcher ich, obgleich bis jetzt ohne Selbstüberzeugung, weil mir, seit dem ich dieselbe kenne, noch kein total verschlagener Hund unter die Hand gekommen ist, die beste Wirksamkeit zutraue, empfängt den handscheuen Hund bei seiner Ankunft im Hause ein dazu schon bestellter Gehülfe und hängt ihn ganz kurz an eine Kette, worauf er ihm, statt des Futters, eine, seiner Körper-Constitution angemessene, Tracht Schläge verabreicht. Diese Züchtigung wird von Zeit zu Zeit wiederholt; am folgenden Tage nimmt der Gehülfe den Hund an die Leine und führt ihn, nachdem er ihm noch eine Portion Peitschenhiebe ertheilt hat, zu dem Lehrer, der sich während der Zwischenzeit nicht vor demselben sehen lassen darf, an den nämlichen Platz, wo Tags zuvor der Hund entlief. Der Gehülfe läßt, während der Lehrer den Hund heranpfeift und ruft, die lange Leine schießen und gibt ihm noch einige Hiebe mit auf den Weg; freundlich wird er nun von Letzterem empfangen und sogar gegen den sich entfernenden Gehülfen angehetzt, worauf mit der, am vorigen Tage durch die Flucht des Hundes unterbrochenen Arbeit fortgefahren wird. Selten wird

diese Execution wiederholt zu werden brauchen; ist dieses aber dennoch der Fall, so würde sie dann freilich in verstärktem Maße eintreten müssen.

Viele Jäger haben die Gewohnheit, unmittelbar, nachdem sie gestraft haben, die Peitsche apportiren zu lassen. Verwerfen will ich zwar diesen Gebrauch nicht durchaus; denn die Angst und Furcht des Hundes werden allerdings dadurch beschwichtigt, aber gewiß ist es nicht gut, daß dies so ganz schnell und unmittelbar nach der Züchtigung geschehe. Will man ihn daher die Peitsche tragen lassen, so gebe man dieselbe ihm selbst in in den Rachen, jedoch ohne ihn dabei abzuleinen.

Mir wenigstens erscheint es auf keinen Fall als zweckmäßig und consequent, sich augenblicklich nach vollzogener Züchtigung schon wieder mit dem Lehrlinge auszusöhnen; wenn ich ihn aber die Peitsche apportiren lasse, so ist ja das gerade soviel, als dürfe er wieder suchen. Vielmehr muß es als eine der allerwichtigsten und bewährtesten Vorschriften gelten, ihn unmittelbar nach der Strafe niemals sogleich wieder loszulassen oder zu liebkosen, sondern, nach Maßgabe des begangenen Fehlers, bald längere, bald kürzere Zeit an der Leine zu führen und gleichsam mit ihm zu grollen.

Eine der wichtigsten Regeln bei der Führung eines jungen Hundes, der sein erstes Feld macht, ist ferner die, daß man ihn nie durch eine Art von Billigung dessen, was er gethan hat, in seinen Fehlern bestärke. So darf z. B. niemals geschossen werden, wenn er das Wild vorsätzlich herausgestoßen hat, weil man sich sonst des Rechtes, ihn dafür zu bestrafen, begeben und er glauben würde, künftig wieder eben so einspringen zu dürfen, nachdem es diesmal so wohl gelungen ist und der Schuß seines Herrn so gut getroffen hat. Allein wie leicht vergißt man sich in solchen Augenblicken! wie oft kommt bei leidenschaftlichen Jagdliebhabern (zumal bei jüngeren) die Schießlust mit der, bei jedem Unterricht so nöthigen Ruhe und Gelassenheit in Collision! Wie hart fällt es einem jungen feurigen Schützen, zumal, wenn er nicht zu unserer Fahne geschworen hat, nachdem seine Hoffnung vielleicht schon durch stundenlanges vergebliches Suchen getäuscht, seine Geduld schmerzlich geprüft worden war, das erste Volk Hühner, das sein allzubegieriger Begleiter nun endlich angetroffen hat, ohne jedoch auszuhalten, vor sich aufstehen zu sehen und — nicht schießen zu dürfen! Wie hart ist das, zumal wenn der Hühner so viele sind, daß sich kaum ein Fehlschuß befürchten lassen dürfte.

Doch das ist nur ein Beispiel. Es ereignen sich aber bei dem Jagdbetriebe beinahe täglich ähnliche Fälle, in denen der junge rasche

Schütze dem Verlangen, das aufgefundene Wild zu erlegen, nur zu oft die strengeren Grundsätze der Abrichtnug aufopfert und dadurch die Mühe derselben zwar nicht gänzlich vereitelt — denn sobald der Hund einmal fest ist, haben dergleichen einzelne Mißgriffe keinen wesentlichen Einfluß mehr auf seine Qualification — aber doch in manchen Fällen einigermaßen erschwert und die Beendigung der Arbeit verzögert.

Noch weit unverzeihlicher ist es aber, wenn der Hund, ohne einen eigentlichen Fehler begangen zu haben, nur deshalb hart, ja wohl gar grausam, behandelt wird, um den eigenen Unmuth, z. B. über einen mißlungenen Schuß, oder irgend etwas Aehnliches Luft zu machen, oder, wie ich einst sagen hörte — den Zorn an ihm herauszuschlagen.

In manchen Gegenden herrscht unter den Jägern die sonderbare Gewohnheit, daß sie immer mit großen Peitschen auf der Schulter gehen und ihre Hunde durch Klatschen zum Gehorsam bringen, während man dies an andern Orten mit der Pfeife thut. Nicht nur kann ein solcher Peitschenknall nicht weit hörbar, folglich nur bei sehr kurz suchenden Hunden anwendbar sein, sondern es dürfte auch das öftere Herunternehmen und Wiederaufhängen der Peitsche eben so lästig, als im Gebrauche der Flinte hinderlich sein, wenn man nämlich nicht blos als Hundeführer zu agiren, sondern selbst mitzuschießen hat. Im ersten Falle wird freilich das Strafinstrument meist nur in der Hand getragen.

Ich muß überhaupt bekennen, daß mir ein Jäger, immer klatschend oder die Peitsche auf dem Rücken tragend, gar zu hirten- oder fleischerartig vorkommt; eine lebhafte Phantasie kann sich vor einem Waidmann in solchem Ornate beinahe eben so gut — Kälber und Schweine denken, als irgend etwas Anderes.

Es gab einst eine Zeit, in der auch ich der Meinung war, man müsse bei jedem Fehler, den ein junger Hund begehe, alsbald derb dreinschlagen; allein in spätern Jahren bin ich davon abgekommen, weil die Erfahrung mich eines bessern belehrt hat. Sie hat mich einsehen gelehrt, daß, so wie der Mensch, von jugendlichem Leichtsinn und Unverstande hingerissen, sich Thorheiten und Fehler zu schulden kommen läßt, deren er sich nachher, bei reiferem Alter, schämt, so auch der Hund während seiner ersten Jugend Manches thut, was ihm nachher gar nicht mehr in den Sinn kommt. Dies gilt besonders in Betreff der Neigung, den Hasen nachzulaufen. Vergebens erzürnt man sich über diese unselige Leidenschaft, vergebens regnet es Hiebe auf den Rücken des unbesonnenen Wildfanges, welcher jeder neuen Versuchung wiederholt unterliegt! Was wird damit

gewonnen? Wenig oder Nichts, bis er später von selbst einsehen lernt, wie thöricht es ist, sich so vergebens zu ermüden. Welche Unbilligkeit ist es aber, von einem jungen, noch ganz unvernünftigen Thiere die augenblickliche Besiegung einer Leidenschaft zu fordern, die von der Natur selbst ihm eingeprägt, welche mit ihm geboren ist? Ist es denn nicht sein Instinct, der ihn zum Jagen antreibt? Ist das Verfolgen des Wildes nicht seine eigentliche und ursprüngliche Bestimmung? Und sind denn wir etwa in der Kindheit und in den Jünglingsjahren schon so weise, so folgsam in Allem gewesen, was man von uns verlangte?

Ich sollte meinen, die tägliche Erfahrung zeige das Gegentheil deutlich genug. Habt also Geduld, ihr raschen jähzornigen, immer schlagfertigen Waidmänner! Kein Baum fällt auf den ersten Hieb! Verlangt nicht mehr von euern Lehrlingen, als sie ihrem Alter nach zu leisten im Stande sind. Hat man doch auch mit euern jugendlichen Thorheiten Geduld und Nachsicht haben müssen! Nur die Zeit bringt Rosen. Man führe nur den jungen Springinsfeld täglich an Orte hin, wo er Hasen zu sehen bekommt, man lasse ihm keinen Ungehorsam, selbst nicht den kleinsten, ungerügt, d. h. ohne Verweis (worunter ich das Zusprechen mit drohender Stimme verstehe) hingehen; man gewöhne ihn in allen Stücken an strenge und pünktliche Folgsamkeit und übe auf alle Weise fortwährend seine Gelassenheit und Geduld, dann wird man sich gewiß nicht lange mit ihm ärgern dürfen, er müßte denn etwa von einer im Jagen ganz zügellosen Race sein; vor den Sprößlingen eines solchen Stammes aber soll man sich, so viel als möglich, hüten.

Als eine der einfachsten und leichtesten Methoden, junge Hunde schon sehr frühzeitig zu einem vorzüglichen Grade von Intelligenz und Gehorsam zu bringen, hat sich mir die nachstehende bewährt, welche auch in den späteren Lebensjahren, in denen man nicht mehr Eifer und Beweglichkeit oder auch Kraft und Lust genug besitzt, Alles rasch und gewaltsam (gleichsam mit Feuer und Schwert) durchzuführen, ganz angemessen ist. Sie ist zugleich mit dem wesentlichen Vortheile verbunden, daß man sie nicht nur in der Jagdzeit, sondern auch im Frühjahre und sogar im Sommer, wo doch, wegen des schon zu sehr erwachsenen Getreides, alles andere Suchen mit Vorstehhunden aufhört, auf großen Wiesenflächen, Oedungen, Culturplätzen und jungen Holzschlägen ganz füglich anwenden kann.

Es hat von jeher zu meinen besonderen Liebhabereien gehört, immer zwei Hunde zugleich zu führen, weil ein einziger nur selten flüchtig, lebhaft und ausdauernd genug war, um mich vollständig zu beschäftigen und

weil dadurch das Vergnügen der Jagd, ganz abgesehen von dem besseren Erfolge, auch schon an Mannichfaltigkeit und Abwechslung, wie nicht minder an Schwierigkeiten (die man bei solchen Uebungen fast immer als gleichbedeutend mit Reiz und Interesse betrachten darf) gewinnt. — Dabei kam ich nicht selten in den Fall, zwei Hunde zugleich führen zu müssen, die beide noch jung waren, wenn ich gleichwohl sehr gut wußte, daß es besser sei, einen älteren und schon ganz fermen dabei zu haben, welcher dem jungen Wildfange zum Muster dienen könne.

In diesem Falle nun durfte ich begreiflicher Weise die beiden Lehrlinge, wegen der unvermeidlich schlimmen Folgen, nicht zu gleicher Zeit revieren lassen; ich führte daher abwechselnd bald den einen, bald den andern an der Leine.

Auf diese Weise überzeugte ich mich sehr bald, daß die auf das Anleinen verwendete Zeit und Mühe keineswegs verloren waren, daß vielmehr der mir zur Seite gehende Hund verhältnißmäßig ebenso gut seine Fortschritte machte, als der frei laufende.

Wenn nämlich letzterer einen Hasen aufthat, so wurde jener immer in ganz richtigem Verhältniß zu seinem Betragen entweder nur gewarnt oder wirklich bestraft. Stand er beim Erblicken des Hasen ruhig oder nur die Ruthe lebhaft bewegend und dabei etwa leise winselnd, so sprach ich ihm freundlich zu und bediente mich nur eines: Pfui! oder des in nächster Nähe so wichtigen oder wirksamen: Pst! Rückte er dagegen stärker vor, so wurde er mit einem fühlbaren Ruck der Korallen- oder Knotenleine zurückgerissen und dabei mit strengen Worten gewarnt. Noch ungleich schärfer fiel diese Züchtigung aus, wenn er sich soweit vergaß, stark in die Leine zu fahren, laut zu heulen oder durch Toben und Aufbäumen zu versuchen, ob er sich nicht losreißen könne. In diesem Falle wurden ihm unter warnendem Zuruf einige derbe Hiebe aufgezählt, die in der Regel sehr gute Wirkung thaten, wie man denn überhaupt bei einem schon vor der Begehung seines Fehlers angeleint gewesenen Hunde nicht so leicht besorgen bedarf, ihn durch eine, wenn auch etwas schärfere Strafe handscheu zu machen.

Sah ich dagegen den revierenden Hund vorstehen oder auch nur anziehen, so ließ ich den angeleinten sogleich sich niederlegen, wodurch sich solche Lehrlinge in kurzer Zeit daran gewöhnen, sobald sie ihren Kameraden oder auch einen fremden Hund in der Ferne vorstehen sehen, nicht einen Schritt weiter vorzurücken oder wohl gar aus Neid und Mißgunst oder übergroßer Begierde zu ihm hinzurennen, was in der Regel Anlaß

zum beiderseitigen Einspringen gibt, sondern auf dem Platze, von welchem aus sie sehen, daß ein anderer etwas angetroffen hat, ruhig stehen zu bleiben oder sich flach auf den Boden zu legen.

Alles, was dem frei laufenden Hunde widerfährt, sei es Lob oder Tadel, empfindet gewissermaßen auch der angeleinte, namentlich dann, wenn vor seinen Augen jener des Hasenjagens wegen abgestraft wird.

Und so machen denn beide Rekruten, obschon der Eine nur direct und nur als Zuschauer, mit jeder neuen Uebung auch neue Fortschritte, und bis die Zeit der wirklichen Jagdausübung herbeikommt*), haben sie schon jedes Wort und jeden Wink ihres Lehrers verstehen gelernt. Zuvor aber suche man sie erst, wenn auch ohne daß man dabei schießt, recht oft an junge Hühnerketten zu bringen und im vorsichtigen Nachziehen auf dem Geläufe zu üben; eine Eigenschaft, die besonders von der Zeit an, in welcher die Hühner anfangen stark zu laufen, bei dem praktischen Jagdbetriebe von der größten Wichtigkeit ist.

Hat man nun es nach und nach so weit mit der Dressur gebracht, daß man es wagen darf, beide Hunde zugleich revieren zu lassen, dann brauche man immer noch die Vorsicht, die ersten Versuche dieser Art nicht unmittelbar nach dem Ausgange zur Jagd, in welchem solche jungen Anfänger noch voll Feuer und Leidenschaft sind, mithin sehr leicht in mancherlei Fehler verfallen können, sondern erst später vorzunehmen, nachdem sie sich durch abwechselndes Suchen (zumal bei warmer Witterung) schon hinlänglich ermüdet und abgetobt haben.

Auch dann wird es allerdings nicht immer ohne alle Fehler abgehen, denn auch bei den Jagdhunden findet die alte Regel: „daß die Jugend noch ohne Tugend sei", ihre volle Anwendung; allein man wird dennoch ganz gewiß auf keine andere Weise seinen Zweck so sicher und so bald erreichen, als wenn man vorstehende Anweisung genau befolgt. Nur hüte man sich jedenfalls sehr sorgfältig, von solchen jungen und feurigen Burschen schon einen Grad von Ruhe und Besonnenheit zu erwarten, wie er nur dem reiferen Alter beiwohnt, oder überhaupt mehr von ihnen zu verlangen, als nach ihrer Jugend und Unerfahrenheit billig und recht ist; denn zu große Ansprüche bleiben wie überall, so auch hier, unbefriedigt.

Meine Methode zu suchen wich übrigens auch noch darin von der gewöhnlichen ab, daß ich, so lange ich noch keine Hühner angetroffen hatte, selten selbst über das Feld suchte, sondern nur auf gebahnten und

*) Endlich herbeikommt, würde ich vor 30 oder 40 Jahren gesagt haben!

bequemen Wegen, Fußpfaden, Rainen und Stoppel= oder abgemähten Kleeäckern fortging, und meine Hunde nur rechts und links revieren ließ, bis eine Kette Hühner aufgefunden war, die ich dann, gesprengt oder nicht, weiter verfolgte.

Diese Schonung meiner Kräfte setzte mich in den Stand viel länger auszuhalten, als jene Jäger, welche schon bei'm Beginne der Jagd und ehe noch ein besonderer Vortheil davon zu erwarten ist, alle Aecker selbst abtreten zu müssen glauben und sich dadurch vor der Zeit ermüden.

Die sonderbarste Art zu suchen, die mir jemals vorgekommen ist, sah ich einst von einem Jagdbesitzer und dessen Jäger ausführen. Diese hatten nämlich einen äußerst langsamen und phlegmatischen Hund bei sich, der kaum zehn Schritte vor ihnen herumtappte; es würde daher gewiß vollkommen hinreichend gewesen sein, wenn sie zu beiden Seiten in der Furche hergehend, ihm das Durchsuchen der ohnehin sehr schmalen Kartoffeläcker überlassen hätten; damit begnügten sie sich indeß nicht, vielmehr mußte nicht nur zum Ueberfluß auch der Jäger denselben Acker durchtreten, sondern dessen Herr und Meister übernahm diese zwecklose Mühe sogar selbst. Gewiß wird nun Jeder, der dieses lies't, sagen, das heiße den Fleiß und die Vorsicht auf das Aeußerste treiben, allein auch dies war noch nicht genug; denn wenn der Acker auch noch so schmal war, mithin füglich von dem langsamen und bedächtigen Hunde allein ganz genau hätte abgesucht werden können, so glaubte man dennoch, noch mehr thun zu müssen, kehrte daher am Ende des Ackers um und machte den ganzen Weg noch einmal bis dahin, wo man zu suchen angefangen hatte, zurück.

Anfänglich glaubte ich, dieses wiederholte Absuchen einer und derselben Stelle aus der Ferne mit ansehend, es seien gesprengte einzelne Hühner dort eingefallen; später aber überzeugte ich mich, daß jeder Acker auf dieselbe Weise behandelt wurde, woher es kam, daß die beiden oder vielmehr die drei Zauderer, denn der Hund paßte ganz zu seinen Führern, die noch überdies mit der größten Bedachtsamkeit und sehr langsam vorwärts schritten, immer eines vollen Vormittages bedurften, um eine ganz kleine Strecke Feldes abzusuchen. Noch eine auffallende Sonderbarkeit dieser Jagden bestand darin, daß sie regelmäßig schon Morgens 6 Uhr begannen und, ohne die geringste Rücksicht auf den vorausgegangenen Thau oder Regen, vorgenommen wurden, weshalb die Jäger, gegen Mittag zurückkehrend, von den sehr dichten, und oft 2 bis 3 Fuß

hohen Kartoffelsträuchen bis an den halben Leib durchnäßt und beschmutzt waren.

Ueber den sonstigen Erfolg dieser eigenthümlichen Jagden hier etwas zu sagen, gehört nicht zur Sache; auch wird man denselben nach obiger Schilderung leicht errathen können, nur das Einzige will ich noch bemerken, daß es gar keinen größeren Contrast geben kann, als der war, welcher zwischen dieser Art zu jagen und der meinigen statt fand. Mein vorzüglichstes Augenmerk war immer darauf gerichtet, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel zu thun, folglich auch eine große Strecke Feldes abzusuchen. Ich nahm daher, ohne Rücksicht auf die etwa damit verbundenen Auslagen, bei Jagden von längerer Dauer immer Jemanden mit, um auf dem Hin- und Herwege mein Gewehr, bei heißer Witterung wohl auch meinen Rock, in der Regel aber wenigstens meine Jagdtasche tragen zu lassen, die nach und nach, wenn auch etwas leichter an Pulver und Blei, doch meist um so schwerer an Feldhühnern wurde. Knaben von zwölf bis siebenzehn Jahren sind die besten Begleiter; denn für die meisten jungen Leute dieses Alters hat die Jagd sehr großen Reiz, ja, sie freuen sich, wenn gut geschossen wird, weit mehr als der Jäger selbst und leisten diesem besonders auch dadurch sehr wesentliche Dienste, daß sie nicht nur den zum Ausruhen bestimmten Hund an der Leine führen, sondern auch an schicklichen Orten, namentlich auf Hügeln &c., als eine Art von Wachtposten aufgestellt, das Wiedereinfallen der angetroffenen Hühner beobachten können.

In England, wo die wenigen Hasen, die man dort antrifft, seltener geschossen, als mit Bracken und anderen Hunden gejagt werden, wo man also die eigentlichen Vorstehhunde (Pointers und Setters) zum Fangen oder Apportiren derselben selten oder nie gebraucht, bedient man sich, nach der Versicherung des nunmehr verstorbenen Generals von H.....sch, welcher lange in britischen Diensten stand, eines höchst wunderlichen, aber ganz erprobten Mittels, ihnen das Nachprellen abzugewöhnen.

Man reitet nämlich mit ihnen über das freie Feld und sobald sie einem rege gewordenen Hasen folgen, sucht man ihnen durch volles Auslaufen des Pferdes die Seite abzugewinnen. Hierauf bekommen sie, während man sie hart anruft, einige derbe Hiebe mit der Hetzpeitsche. Der General versicherte mich, diese Kur wirke so vortrefflich, daß sie kaum vier- bis fünfmal wiederholt zu werden brauche, um dem Lehrlinge alle Lust zu fernerem Jagen zu benehmen, so zwar, daß er entweder den Hasen

gar nicht mehr nachgehe, oder doch auf den ihm wohl bekannten Ruf augenblicklich umkehre.

Ich führe diese besondere Art zu dressiren, wenn sich mir gleich manches Bedenken dagegen aufdrängt, da ich selbst noch keine Versuche damit angestellt habe, folglich weder aus eigener Erfahrung sprechen, noch mich für den Erfolg verbürgen kann, hauptsächlich nur deshalb hier an, weil dieselbe, meines Wissens wenigstens, den meisten deutschen Jägern wohl noch unbekannt sein dürfte.

Schade nur, daß wir, selbst wenn diese Methode ganz erprobt ist, so wenig Gebrauch davon machen können. Theils würde es zu kostspielig für uns sein, andere Hunde zum Vorstehen und wieder andere zum Apportiren zu halten, theils sind auch wohl nur die wenigsten von uns so gut beritten, daß sie einen flüchtigen Hund, ohne Gefahr für Hals und Beine, mit ihren Dienstpferden, die höchstens nur bei der Verfolgung eines Forst- oder Wildfrevlers in Galopp, selten oder nie aber in Carrière gesetzt zu werden pflegen, einholen und — gehörig durchpeitschen könnten.

Wir wollen daher lieber beim Alten bleiben, den Briten ihre Wettrenner nicht mißgönnen, unsere Hunde aber, wie von jeher, zu Fuße dressiren.

Will man sich aber durchaus dieser Methode bedienen, so gibt es dafür einen passenden Mittelweg und dieser ist folgender:

Eine Leine, etwa 4 bis 6 mal so lang, als eine gewöhnliche, wird an das Korallenhalsband befestigt und während der Hund in, wie sich von selbst versteht, ganz freien und buschlosen Feldern, wo diesebe an keinem festen Gegenstande hängen bleiben kann, hin und her revieret, schleift er sie, ohne es selbst zu wissen, mit sich fort.

Sobald er nun vor einem Hasen vorsteht, nähert man sich leise von hinten und sucht das Ende der Leine zu ergreifen, mit welcher man ihn sodann, je nachdem er vorrücken will, mehr oder weniger daran ziehend, einen leichteren oder stärkeren Ruck mit den Korallen gibt, bis er gehörig aushalten lernt und ruhig wird.

Will freilich ein einzelner Jäger auf diese Weise verfahren, so muß er in der Regel auf alles Schießen verzichten. Es ist daher weit besser, wenn man noch einen Begleiter bei sich hat, um, während dieser die Leine festhält, den vorstehenden Hund mehrmals zu umkreisen, sodann aber, nachdem sich seine Ruhe und Geduld hinlänglich bewährt haben, den vor

ihm sitzenden Hasen vor seinen Augen, wie zur Belohnung seines Aushaltens, todt zu schießen.

Es ist mit diesem Verfahren aber auch noch ein anderer, nicht minder wichtiger Vortheil verbunden, indem man auf keine andere Weise von dem, fast allen Anfängern von sehr lebhaftem Temperamente eigenen Fehler zu großer Hitze bei dem hastigen Zufahren unmittelbar nach dem Schusse, wenn sie dicht vor ihren Augen etwas auf dem Boden zappeln sehen, abhalten und an ein ruhiges, bedachtsames und schonendes Aufnehmen des Wildes gewöhnen kann.

Diese letztere Eigenschaft aber ist kaum minder wichtig, als jene des Vorstehens. Man kann daher allerdings behaupten, durch die obenerwähnte Manipulation einen doppelten Zweck zu erreichen und gleichsam zwei Bäume auf einen Hieb zu fällen.

Zu den mancherlei Mitteln, auf die man verfallen ist, um den Hunden das Hasenjagen abzugewöhnen, gehört auch das Nachschleifenlassen irgend eines Gegenstandes, welchen man mit der Leine an das Halsband befestigt.

Einen Versuch dieser Art will ich hier mittheilen, nicht etwa um denselben zur Nachahmung zu empfehlen, sondern vielmehr um zu zeigen, daß man ihn **nicht** nachahmen soll.

Ein Jagdliebhaber, der bei einem Hunde von englischer Abkunft, welcher sehr leidenschaftlich jagte, wegen seiner sonstigen, sehr vorzüglichen Eigenschaften, schon alle gewöhnlichen Mittel erschöpft und sich sehr viele Mühe gegeben hatte, ohne seinen Zweck zu erreichen, kam, als dieser Hund durch die häufigen Strafen anfing, sehr furchtsam und beinah handscheu zu werden, zuletzt auf den Gedanken, eine hölzerne Kugel von 3 Zoll Durchmesser drechseln zu lassen, welche in der Art an eine Leine befestigt wurde, daß sie einige Fuß weit hinter dem Hunde hergeschleift wurde, ohne ihn besonders zu belästigen so lange er nur in mäßigem Galopp revierte, dagegen bei den, mit der Verfolgung eines Hasen verbundenen, größeren Bogensprüngen in excentrische Bewegungen gebracht, nach Zurücklegung einer kleinen Strecke den Hund schon festhielt, weil sich die Leine um seine Hinterfüße schlang.

Schon nach kurzer Zeit zeigten sich jedoch die nachtheiligen Folgen dieses Verfahrens, indem sich der Hund stark beschädigte und diese Wunden beinah krebsartig zu werden drohten.

Dem unermüdlichen Lehrer, der sich ein so hoffnungsvolles Subject gern um jeden Preis zu erhalten suchen wollte, blieb nur noch

das allerletzte Mittel, nämlich die Anwendung von Schrot-Schüssen übrig.

Als der Hund diese neuen Schmerzen hinlänglich kennen gelernt hatte (denn anfangs ließ er zwar einen klagenden Laut hören, setzte aber dennoch die Verfolgung des Hasen fort), wurde er vorsichtiger und mäßigte sich in seiner Leidenschaft, jedoch nur so lange, als er sich im Bereich der für ihn gefährlichen Schrote befand; außer Schußweite war er klug genug, um zu wissen, daß man ihm in so großer Entfernung Nichts mehr anhaben könne; in dieser Ueberzeugung jagte er noch eben so zügellos, wie zuvor und mußte zuletzt, wenn auch zum größten Bedauern des Besitzers, als in das Spital der Unheilbaren gehörig betrachtet und, da er ihm nicht gern den Lebensfaden abschneiden wollte, verschenkt werden.

Ich bin H. Ch. Z., einem ausgezeichneten Jäger, um so größeren Dank für die Mittheilung dieser Thatsache schuldig, da sie einen neuen und sprechenden Beweis für die Verstandesfähigkeit der Hunde liefert*)

Noch muß ich einer Methode, den Hunden das Jagen abzugewöhnen gedenken, die zwar sehr Vieles gegen sich hat und vielleicht nicht mit Unrecht, in die Classe der sogenannten Desperations-Mittel zu rechnen sein dürfte, welche aber doch hier und da mit gutem Erfolge angewendet wird und, wenn sie gelingt, unstreitig unter allen bis jetzt bekannten am schnellsten wirkt, folglich hier auf alle Fälle, wenn auch nicht empfohlen, doch angeführt zu werden verdient, ich meine, das Bestrafen der Hunde durch leichte Schrotschüsse.

---

*) Bei einem Feldtreiben wurde einem nur leicht angeschossenen Hasen ein zweijähriger Hühnerhund nachgeschickt, der ihn aber nicht einholen konnte. Als er ihn schon zum zweitenmale im Kreise herum getrieben hatte, kam er auch bei seinem Besitzer, dem Revierförster H. zu N. vorbei. Da nun dieser bemerkte, daß der Hund im Vorbeilaufen sich nach ihm umsah und ihn erkannte, so rief er ihm nur scherzweise und gar nicht im Tone des Befehles, zu: Komm her und laß ihn laufen! wobei er ihm zugleich mit der Hand winkte.

Gegen alle Erwartung ließ hierauf der Hund von aller weiteren Verfolgung des Hasen ab und setzte sich ruhig neben seinem Herrn nieder.

Man wird mir nun zwar vielleicht einwenden wollen: Das sei nichts Ungewöhnliches oder Außerordentliches und ich selbst würde kein besonderes Gewicht darauf legen, wenn von einem älteren, schon erfahrenen und ruhigen Hunde die Rede wäre, allein der, welcher es that, war noch sehr jung und dem Hasenjagen leidenschaftlich ergeben. Unter diesen Umständen war es also allerdings bemerkenswerth, daß er sich so bereitwillig zeigte, einem blosen Wink seines Gebieters augenblicklich zu gehorchen, wenn auch ein Theil dieser Bereitwilligkeit auf Rechnung der vorausgegangenen starken Ermüdung zu schreiben sein dürfte.

Ganz unverzeihlich erscheint eine solche Handlung, wenn man sich dieselbe, ohne alle Rücksicht auf die Ladung des Gewehres und den Werth des Hundes, welcher gestraft werden soll, sowie auf dessen Stellung und Entfernung in dem Moment des Schusses, nur um einer augenblicklichen Anwandlung von blindem Zorn Luft zu machen, erlaubt, weil sie so lediglich als Folge eines gänzlichen Mangels an Selbstbeherrschung, der jedem denkenden Manne zur Schande gereichen muß, sich darstellt.

In einem ungleich günstigeren Lichte erscheint dagegeu die Sache wenn man zu so drastischem Mittel erst dann seine Zuflucht nimmt, nachdem man sich überzeugt hat, daß alle gewöhnlichen Warnungen und Strafen fruchtlos bleiben, wenn man ferner dabei nach einem festen Plane und mit völlig kaltem Blute handelt.

Man wird mich vielleicht eines Widerspruches beschuldigen, weil ich in meinen Fragmenten für Jagdliebhaber mich ziemlich bestimmt gegen das Verwunden der Hunde durch Schießen erklärt habe; allein in der Jagdkunde gilt, fast mehr als in irgend einer anderen Wissenschaft, die alte Regel: Prüfet Alles und das Beste behaltet. Ich habe seit der Zeit, da ich jene Abhandlung schrieb, auch hierin mancherlei Versuche angestellt und kann nun meinen Lesern, wenn durchaus ein ungehorsamer Hund mit Schroten bestraft werden soll, folgende Regeln als bewährt empfehlen:

1. Nie schieße man mit groben Schroten, theils weil diese selbst in sehr großer Entfernung noch tödtlich werden können, theils weil sie sich oft so stark zerstreuen, daß man befürchten muß, eine Stelle damit zu treffen, nach der man gar nicht gezielt hatte.

Als Beweis für die erste Hälfte dieses Satzes erlaube man mir einen Fall zu erzählen, von welchem ich selbst Augenzeuge war. Der Revierförster F. zu J. besaß einen ganz vorzüglich guten Dachshund, welcher sich eines Tages, als wir eben auf den Anstand gehen wollten, unbemerkt hinausgeschlichen hatte, und, auf dem Felde sitzend, uns erwartete. Hierüber aufgebracht und wohl wissend, daß der Hund sich weder fangen lassen, noch gutwillig nach Hause gehen werde, schoß F., in der Absicht: ihn durch das Pfeifen der Schrote nur zu erschrecken und zur Flucht zu bewegen, in einer Entfernung von vielleicht 130 Schritten nach ihm. Aber wie groß war unsere Bestürzung, als sein treuer Waldmann mit einem lauten Schrei zusammenfiel, um nie wieder aufzustehen! Ein einziges Schrotkorn hatte ganz gegen den Willen des Schützen, das Ziel erreicht und unglücklicher Weise gerade das Rückenmark des Hundes

getroffen. Vergebens brach nun F. in lautes Wehklagen aus; seine Reue kam zu spät.

Man schieße daher nach Hunden, an deren Erhaltung etwas gelegen ist, nie anders, als mit feinen Schroten und

1. niemals auf die volle Seite, sondern halb schief oder spitz von hinten; denn selbst feine Schrote können gefährlich werden, wenn sie den Kopf das Blatt oder die Geschlechtstheile treffen.
2. Nie schieße man, ohne den Hund zuvor laut und wiederholt bei seinem Namen gerufen oder ihn abgepfiffen zu haben, und eben so wenig bei dem ersten oder zweiten Hasen, den er verfolgt, sondern erst dann, wenn er dieselbe Ungezogenheit, aller Warnungen ungeachtet, mehrmals wiederholt hat.
3. Endlich, und zwar ist dieser Punkt der wichtigste des ganzen Verfahrens, muß dem Hunde unmittelbar nach dem Schusse abermals stark zugerufen oder gepfiffen werden; dann nimmt man ihn, wenn er auch noch so sehr bei dem Schmerze seiner Wunden winseln sollte, alsbald an die Leine und giebt ihm mit der Peitsche eine sehr nachdrückliche Strafe, während welcher man den, von ihm unbeachtet gelassenen, Ruf oder Pfiff immer wiederholen muß.

Kennern brauche ich den Zweck dieses Verfahrens nicht auseinander zu setzen, diese verstehen mich ohnehin; für minder erfahrene Jagdliebhaber jedoch sei gesagt, daß diese Manipulation durchaus nothwendig ist, um dem Lehrling begreiflich zu machen, daß der Schuß, der ihn getroffen hat, nicht etwa dem Hasen zugedacht und daher nur eine Folge des Zufalles, sondern eine wirkliche Strafe für das Nachsetzen gewesen sei. Je schneller also der Schmerz der Peitschenhiebe auf das Brennen der Schrote folgt, desto besser; beide Züchtigungen müssen gewissermaßen ein Ganzes bilden, so zwar, daß wenn etwa der Hund nicht sogleich herankommen und sich anbinden lassen sollte, in diesem besonderen Falle eine Ausnahme von der oben gegebenen Regel gemacht und ihm rasch entgegengegangen werden muß, damit ja keine zu große Pause zwischen dem Schuß und den hierauf folgenden Peitschenhieben entstehe.

Den ersten Versuch dieser Art habe ich mit einer Hündin gemacht, welche mir zugelaufen und dem Hasenjagen, vermuthlich durch lange Gewohnheit, ganz unmäßig ergeben war.

Ich schoß sie, ohne allen Erfolg, in einem Zeitraume von vierzehn Tagen fünfmal. Die Schuld davon, daß diese Proben gänzlich miß-

langen, lag indessen vielleicht zum Theil an mir selbst, indem ich die Hündin, um sie nicht zu stark zu verletzen, immer etwas zu weit hinaus ließ. Im Schusse schrie sie nun zwar jedesmal, fuhr auch, nach Art der angeschossenen Füchse, mehrmals mit dem Kopfe nach der getroffenen Stelle herum; allein sie ließ sich dadurch nicht in ihrem Geschäfte irre machen, sondern hetzte immer frischweg hinter den Hasen drein. Durch schärfere Schüsse wäre sie nun vielleicht noch von ihrem Laster abzubringen gewesen, aber ihre übrigen Talente entsprachen meinem Geschmacke zu wenig; ich verschenkte sie daher und erfuhr späterhin, daß sie, selbst nach monatelanger Führung in einem Leibgehege, wo es eine Menge von Hasen gab, nicht im Jagen nachgelassen und bei einer solchen Gelegenheit einmal durch einen Schuß, nicht auf den Hintern, sondern auf den Kopf, ihren längst verdienten Lohn erhalten hatte.

Ein anderer Versuch, welchen ich ebenfalls mit einer Hündin vornahm, die zwar die Hasen auch sehr liebte, aber doch nicht so unbändig war, wie jene, gelang mir um so besser. Die gewöhnlichen Strafen konnten bei ihr nicht wohl in Anwendung kommen, theils weil sie nicht par force dressirt, theils weil sie überhaupt äußerst weich und furchtsam war. Da man nun, allem Ansehen nach, bei diesem leichtsinnigen Geschöpfe auf den mit den Jahren kommenden Verstand etwas lange würde haben warten müssen, so beschloß ich, zu dem Extrem „des Schießens“ meine Zuflucht zu nehmen. Vielleicht zwanzig Mal hatte ich das Gewehr schon an dem Kopfe gehabt, aus übergroßer Besorgniß aber, ein ebenso schönes, wie talentvolles Thier bedeutend zu verletzen, meinen Vorsatz immer wieder aufgegeben.

So verging ein Tag nach dem andern, und — zu meiner Schande sei es gesagt! — nur eine Anwandlung von Zorn konnte zuletzt meiner Unentschlossenheit ein Ende zu machen.

Es traf sich nämlich eines Tages, daß zwei andere Hunde dicht vor mir einen jungen Hasen vorbeijagten. Meine Hündin eilte zwar, wie sich leicht denken läßt, in vollem Laufe dieser Hetze zu, ließ sich aber doch zur Noth noch abhalten und stand nun, die Augen auf den Hasen gerichtet und vor Begierde zitternd, dicht vor mir. An ihrem ganzen Benehmen merkte ich jedoch, daß bei dem sichtbaren Kampfe in ihrem Innern aller Wahrscheinlichkeit nach nicht der Gehorsam die siegende Partei sein werde, und für diesen Fall war ich denn fest entschlossen, sie etwas Tüchtiges fühlen zu lassen, da ich von jeher solche Beweise von Unfolgsamkeit, die zunächst vor meinen Augen gegeben wurden, weit strenger

ahnden zu müssen geglaubt habe, als Fehler, welche der Lehrling in größerer Entfernung beging.

Wie gedacht, so geschehen! Meine Begleiter, welche den Hund wegen seiner übrigen, ausgezeichneten Eigenschaften sehr lieb hatten, mochten mir wohl ansehen, was in meinem Herzen beschlossen war; statt aller Versuche, mich zu besänftigen, deren günstigen Erfolg sie im Voraus bezweifelten, waren sie daher nur darauf bedacht, durch lautes Geschrei den Hund vom Nachlaufen abzuhalten. Allein alles Zurufen war vergebens! Die Leidenschaft siegte abermals. Ich selbst hätte es weit lieber gesehen, wenn er noch zur Besinnung gekommen wäre, auch ich rief und pfiff daher aus Leibeskräften; als aber auch dies Uebermaß von Nachsicht ohne Erfolg blieb, ging mir endlich die Galle über und ein Schuß feiner Hühnerschrote flog, als Donna Manilla ohngefähr fünfzig Schritte weit hinaus war, hinter ihr drein.

Augenblicklich kehrte sie um, kam mit lautem Winseln und Hülfe suchend auf mich zu und wurde nun, zwar nicht mit der Peitsche, wohl aber mit den Korallen, nochmals nachdrücklich abgestraft.

Ihr Hintertheil glich einem weißen Leinenzeuge mit kleinen, rothen Punkten, denn um jedes Schrotkörnchen herum zeigte sich etwas Schweiß und eines, welches unglücklicherweise die Geschlechtstheile getroffen hatte, machte der Hündin vielen Schmerz und mir zugleich große Sorge wegen der zu befürchtenden Entzündung, die erst nach Verlauf einiger Tage sich wieder verlor. Ich führe diesen letzteren Umstand besonders deßhalb hier an, weil derselbe einen Beweis liefert, wie leicht, selbst bei der größten Vorsicht, ein Hund durch Schrotschüsse, ganz gegen den Willen des Schützen, gefährlich verletzt werden kann. Die Kur schlug übrigens vortrefflich an; von dieser Zeit an ließ die Sünderin, so eifrig sie zuvor gejagt hatte, und so gut sie auf dem Schweiße auch nachher noch jagte, sich augenblicklich von jedem gesunden Hasen abrufen und wurde bald so folgsam, daß sie gar keines warnenden Zurufes mehr bedurfte und sich meine volle Zufriedenheit erwarb.

Ich habe mir es überhaupt bei der Abrichtung meiner Hunde von jeher zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht, die Strafe nicht nur immer genau nach dem Grade des Vergehens einzurichten, sondern hauptsächlich auch darauf gesehen, in wie weit der Reiz der Versuchung dem Fehlenden zur Entschuldigung dienen konnte. Ich befolgte hierbei gewissermaßen die Grundsätze jener Völkerstämme im Lande der Kaffern, bei denen die Entwendung von Kupfer oder Eisen, im Vergleiche mit anderen Gegen-

ständen, nicht eben sehr strenge geahndet wird, weil diese Metalle das Kostbarste sind, was sie kennen, folglich auch die Versuchung, sich ihrer zu bemächtigen, doppelt lockend ist, während dagegen die Entwendung eines Ochsen oder Schafes unnachsichtlich mit dem Tode bestraft wird, weil diese Thiere dort nur einen äußerst geringen Werth besitzen und darum derjenige, welcher eine so werthlose Sache stiehlt, als ein gänzlich verlorener und unverbesserlicher Dieb, als eine blose Last für seine Mitmenschen betrachtet zu werden pflegt.

Ich hoffe, meinen jungen Lesern mich durch dieses Gleichniß in so fern verständlich gemacht zu haben, als ich damit nur andeuten wollte, wie ein feuriger, rascher Hund weit eher Nachsicht verdiene, wenn er, zumal in größerer Entfernung von seinem Führer, durch den Anblick eines dicht vor ihm laufenden Hasen sich zu einem Fehler hinreißen läßt, als wenn dies in der Nähe seines Herrn geschieht, oder der Hase sich ihm nur in einer bedeutenden Distance gezeigt hat und er ihn dennoch verfolgt. Um etwas strenger muß schon die Strafe ausfallen, wenn er z. B. nur auf der frischen Fährte schnüffelnd und bohrend auf Ruf oder Pfeife nicht achtet, am allerstrengsten da, wo gar keine Versuchung seinem Ungehorsam zur Entschuldigung gereicht. Nichts ist empörender, als wenn ein Hund, ohne irgend ein Wild im Auge oder auch nur eine frische Witterung in der Nase zu haben, dennoch alle Folgsamkett verweigert und dicht vor den Augen seines Herrn hin und her läuft, als ob er sich gar nicht um ihn zu bekümmern brauche! — Und doch sind dergleichen Fälle nichts weniger als selten!

Herren vom Stande, denen es gleichgültig sein kann, ob sie ein halbes Dutzend Hunde mehr oder weniger zu ernähren haben, die also nicht, wie wir Jäger, darauf zu sehen brauchen, daß alle Eigenschaften in einem und demselben Individuum vereinigt sind, würden nicht nur ihr eigenes Vergnügen befördern, sondern auch ihren Jägern die Abrichtung außerordentlich erleichtern, wenn sie sich darauf beschränken wollten, von jedem Hühnerhunde nur die Hälfte der Dienste zu verlangen, welche er sonst gewöhnlich leisten muß, das heißt, ihn entweder nur zum Suchen und Vorstehen oder nur zum Apportiren zu verwenden, wie dies in England Sitte und auch schon an einigen deutschen Fürstenhöfen eingeführt ist.

Ist auf diese Weise das Geschäft zwischen zwei Individuen getheilt, so lernt jedes seine Pflichten um so früher kennen und erfüllen. Der Apporteur geht so lange hinter dem Schützen her, bis etwas geschossen

und ihm befohlen wird das erlegte Thier herbei zuholen. Die Vorstehhunde dagegen dürfen nach dem Schusse durchaus nicht schwärmen, sondern werden daran gewöhnt, sich bei dem Schützen so lange niederzusetzen, bis derselbe wieder geladen hat und ihnen weiter zu gehen erlaubt. Solche Hunde, die von Jugend auf nur auf Federwild gearbeitet werden und nur selten einen Schuß nach Hasen thun sehen, viel weniger einen fangen oder apportiren dürfen, ja, denen man es sogar verweis't, wenn sie bei Haarwild vorstehen, oder auch nur markiren, lassen sich in kurzer Zeit dahin bringen, daß sie auf einen Hasen gar nicht mehr achten, während bei solchen, wie sie der Jäger und Jagdbesitzer braucht, durch das öftere Fangen des angeschossenen Wildes die Leidenschaft des Jagens immer neue Nahrung erhält.

Ich habe daher oft gesehen, daß Jagdliebhaber sich von der Befürchtung, ihr Lehrling möge durch die Erlaubniß Haarwild zu apportiren allzusehr in seiner Neigung zu jagen bestärkt und dazu fortgerissen werden, im ersten Jahre gänzlich abhalten ließen, ihn zu üben.

Sie setzten ihn daher nie auf einen angeschossenen Hasen und ließen ihn auch sogar keinen verendeten herbeiholen. Das heißt aber doch wohl die Vorsicht um etwas zu weit treiben; denn ob man früher oder später damit anfängt, gilt ziemlich gleich, einmal muß es ja doch geschehen. —

Diese Vorsichtsmaßregel paßt überhaupt höchstens für Dilettanten, aber für keinen praktischen Jäger, welchem daran gelegen sein muß, seinen Hund so bald als möglich vollkommen brauchbar zu machen; ohne Uebung aber gibt es bekanntlich keinen Meister. — Von dieser Ansicht ausgehend habe ich daher alle meine Hunde, unmittelbar nach beendeter Stubendressur, nicht nur zum Apportiren des Haarwildes überhaupt, sondern insbesondere auch zum Aufsuchen und Herbeiholen angeschossener Hasen und Kaninchen verwendet, da diese letzteren vorzüglich dazu geeignet sind, einem jungen Hunde schon frühzeitig Lust und Eifer zu seinem künftigen Berufe als Apporteur beizubringen.

Wünscht man also vorzugsweise für diesen Zweck seinen Hund zu erziehen, so muß dazu einer gewählt werden, der flüchtig, rasch, feurig und gewandt ist. Er muß eine starke Brust haben, um das Wild auch bei tiefem Schnee mit Leichtigkeit tragen, und ein guter Läufer sein, um auch das nur leicht angeschossene bald einholen zu können. Man thut daher wohl daran, dem hierzu bestimmten Lehrlinge, so oft als möglich Gelegenheit zum Beibringen angeschossener Hasen und Füchse zu verschaffen.

Dies läßt sich sowohl im freien Felde, als auf dem Anstande und beim Treiben im Walde leicht bewerkstelligen, indem man nur von Zeit zu Zeit solche Hasen, welche gut schußmäßig anlaufen, auf das Hintertheil schießen und dann nach einiger Zeit den Hund auf die Fährte setzen darf.

Wer etwa seines Schusses noch nicht gewiß genug ist, um dieses vorsätzliche Anschießen zu bewerkstelligen, der bediene sich etwas feinerer Schrote, als die sind, welche man gewöhnlich bei Hasen anzuwenden pflegt, oder lasse diese letzeren um 15 bis 20 Schritte weiter hinauslaufen dann wird der Erfolg so ziemlich derselbe sein.

Wenn man diese Uebungen fleißig fortsetzt und dabei, wie bei der Stubendressur, den Uebergang vom Leichteren zum Schwereren gehörig im Auge behält, so kann man meist in einem einzigen Herbste und Winter jeden Hund von guten Anlagen zu einem tüchtigen Apporteur ausbilden; für den practischen Jäger hat aber bekanntlich die Geschicklichkeit, das angeschossene Wild durch die schweißende Fährte mit Sicherheit ausfindig zu machen, sehr großen Werth, ja noch weit größeren, als das reine Vorstehen, da der geübte Schütze sich, sobald er nur schußmäßig hinangekommen ist, nicht eben besonders viel daraus macht, ob der Hund ganz fest ausgehalten hatte oder nicht, die angeschossenen Hasen und Füchse aber nicht selbst einholen und fangen kann.

Bei einem Hunde, welcher dazu bestimmt ist, oft im Walde gebraucht zu werden, ist besonders auch darauf zu sehen, daß er laut sei; ja es fehlt ihm, wenn er es nicht ist, eine der wichtigsten Eigenschaften eines vollkommenen Apporteurs.

Ich weiß zwar sehr wohl, daß ich vielleicht bei Manchem, der immer nur das Ideal eines ganz reinen Vorstehhundes vor Augen hat und es daher für einen großen Mißbrauch hält, diesen auch zu etwas Anderem zu verwenden, durch obige Aeußerung anstoßen werde; allein im täglichen Leben gestalten sich gar viele Dinge ganz anders, als in den Büchern und in der Theorie.

Es gab eine Zeit, in der auch ich über diesen Gegenstand noch nicht so dachte, wie jetzt. Damals durfte keiner meiner Hunde sich einfallen lassen, einen Hasen oder ein Reh zu verfolgen; sie wurden nie anders, als in der Schnepfenzeit im Walde gebraucht und durften selbst dem angeschossenen Wilde nicht eher folgen, als bis sie ausdrücklich dazu aufgefordert wurden; ja, es kam mir beinahe komisch vor, wenn ich von einem für gut angepriesenen Hühnerhunde sagen hörte, daß er auch zum Stöbern brauchbar sei, das heißt, daß er im Walde zum Jagen verwendet werden

könne. Wie sehr hat sich das Alles geändert! Seitdem ich nicht mehr, wie damals, im Walde selten und im Felde oft, sondern umgekehrt meist nur im Walde, auf Hühner aber nur ausnahmsweise jage, weil hier nicht der Wald im Felde, sondern das Feld im Walde liegt; seitdem ich den alten bockbeinigen Sylvan als meinen Hauptpatron verehrend, der holden Göttin mit Pfeil und Bogen nur nebenbei einen freundlichen Blick zuwerfe, seit dieser Zeit frage ich, ganz im Gegensatze zu meinem früheren Geschmack, wenn von einem zu meinem eigenen Gebrauche bestimmten Hunde die Rede ist, zuerst und vor Allem: ob er im Walde laut sei? Denn ein stummer Hund hat für den, welcher den größten Theil seiner Zeit im Walde zubringt, fast gar keinen Werth.

Bezüglich des Vorstehenden ist die Frage an mich gestellt worden:

„Wie sich eine so oftmalige Beunruhigung des Wildes mit der bei so vielen anderen Gelegenheiten nachdrücklichst von mir empfohlenen regelmäßigen Jagdbehandlung vertrage?“

Da dieses Bedenken vielleicht von mehreren Seiten erhoben werden könnte, so halte ich für nöthig, mich näher darüber zu erklären, unter welchen Verhältnissen ich ein solches Suchenlassen der Vorstehhunde für zuläßig erkenne.

In Waldungen von beschränktem Umfange, zumal wenn man sie oft besucht, würde es allerdings, selbst bei den folgsamsten Hunden, nachtheilig für den Rehstand werden, wenn man sie jedesmal revieren lassen wollte; allein das zu sagen ist mir auch nie in den Sinn gekommen; denn es versteht sich gleichsam von selbst, daß so etwas nicht geschehen dürfe. Ich sprach nur von meiner Art und Weise und ich konnte das; denn, wenn man 16,000 Tagwerke Waldes mit eben so großen Feldmarkungen dazwischen zu bejagen hat, wie ich damals, als ich mich in jener Weise äußerte, so kommt man kaum in je vierzehn Tagen oder drei Wochen einmal auf dieselbe Stelle; von einer oftmaligen Beunruhigung kann daher dort schon an und für sich keine Rede sein.

Nebstdem habe ich aber auch vorausgesetzt, man werde mir zutrauen, daß ich nur solchen Hunden zu suchen erlaubt habe, die entweder ohne alle Erinnerung das Wild laufen ließen, oder doch auf den ersten Ruf oder Pfiff augenblicklich abgingen.

Hoffend, nunmehr gegen jedes Mißverständniß ähnlicher Art gesichert zu sein, gebe ich übrigens gern zu, daß ich mich schon früher etwas bestimmter hierüber hätte erklären sollen.

Ich bin gewöhnt, außer der Satz- und Hegezeit, das ganze Jahr

hindurch meine Hunde revieren zu lassen, wenn ich durch den Wald gehe, und sehr oft ist es mir schon begegnet, daß Füchse, Rehböcke und Hasen ganz gut schußmäßig an mir vorbei kamen, ohne daß ich schießen konnte, weil der Hund, der sie angetroffen, nicht laut gewesen war, mithin mein Begleiter mir das Gewehr nicht hatte in die Hand geben können, was ganz gewiß und zu rechter Zeit geschehen sein würde, wenn wir nur durch einen einzigen Schlag des Hundes beim ersten Antreffen darauf vorbereitet gewesen wären. Diese Unannehmlichkeit ist aber nicht die einzige, welche aus dem Stumm-Jagen hervorgeht. Noch weit größer ist der Nachtheil bei angeschossenen Rehböcken, die noch so weit fortgehen, daß man sie, selbst bei ganz stillem und heiterem Wetter, nur selten, wie viel weniger bei Wind, Regen oder Sturm in dem Augenblicke, in welchem sie von dem sie verfolgenden Hunde gefangen werden, klagen hören kann.

Wie höchst unangenehm und ärgerlich ist es aber dann, dem mit Schweiß und Rehhaaren bedeckten Hunde anzusehen, daß er seine Beute ohne allen Zweifel gefangen hat und nicht einmal die Gegend zu wissen, wo man suchen soll!

Ich erinnere mich eines solchen Falles, der mich zu dem Entschlusse bestimmt hat, für den gewöhnlichen Gebrauch im Walde mich nie wieder eines stummen Hundes zu bedienen.

Ich hatte nämlich einem zu spät erkannten Rehbocke in ein dichtes Gertenholz, welches die Schrote theils schwächte, theils ganz von ihrem Zielpunkte abhielt, nachgeschossen. — Der ihn verfolgende Hund blieb sehr lange aus und kam endlich mit allen Wahrzeichen, daß das kranke Thier von ihm eingeholt und gefangen worden sei, zurück. — Vergebens ermunterte ich ihn, mich an Ort und Stelle zu führen, wozu andere Hunde oft so leicht sich bewegen lassen; er that es aber nicht, sondern schien ganz ermüdet zu sein und suchte gar nicht mehr. — Alle meine Bemühungen, den Rehbock zu finden, blieben, obgleich bis zum späten Abend fortgesetzt, dennoch fruchtlos.

Am folgenden Tage begab ich mich abermals an Ort und Stelle und suchte mit mehreren Hunden und Leuten bis Mittag, ohne meinen Zweck zu erreichen.

Am dritten Tage ließ ich, durch den bisherigen schlechten Erfolg vom Selbstsuchen abgeschreckt und in der Meinung, daß Jemand den Rehbock gefunden haben müsse, nochmals von mehreren Leuten Alles durchsuchen; allein auch diesmal war der Erfolg um Nichts glücklicher, als zuvor. —

Und dennoch wurde mir fünf Tage später der von einem Holzsammler gefundene Rehbock überbracht! — Glücklicherweise befand sich zwar derselbe noch in gutem Zustande; allein dies wiederholte fruchtlose Suchen hatte mich in einem so hohen Grade verstimmt, daß ich, wie schon gesagt, von jener Stunde an mir vornahm, mit keinem Hunde mehr im Walde zu jagen, der nicht wenigstens auf dem frischen Schweiße laut sei. Höchst wahrscheinlich würde ich den besagten Rehbock, welcher mir so sehr viel Mühe und Verdruß verursacht hatte, schon in der ersten Stunde gefunden haben, wenn der Hund durch lautes Jagen mir die ganz unerwartete Richtung angedeutet hätte, wohin diese stumme Jagd plötzlich hinaus gegangen war und die ich besonders deshalb, weil der Hund nicht aus dieser Gegend zurückkam, durchaus nicht errathen konnte.

Das laute Jagen im Walde ist dem praktischen Jäger aber auch noch aus einem andern Grunde wichtig. — Es ereignet sich nämlich gar oft der Fall, daß man, ohne eigentlich auf der Jagd zu sein oder sonst noch Schützen bei sich zu haben, nur gelegentlich und im Vorbeigehen dies oder jenes Dickicht durchzustöbern wünscht und dazu entweder gar keine, oder doch bei weitem nicht genug Treiber zur Hand hat. — Hierbei kommt nun Alles darauf an, wo möglich immer einige laut jagende Hunde bei sich zu haben, die, von einem einzigen localkundigen Menschen geführt, den abzujagenden District besser rege machen und das Wild sicherer zum Schusse bringen, als zehn und zwanzig Treiber.

Es dürfte hier wohl der schicklichste Ort sein, etwas über die sogenannten Stöberjagden zu sagen, die an und für sich schon für die meisten eifrigen Jagdliebhaber vielen Reiz haben, besonders wichtig aber, gewissermaßen sogar unentbehrlich in solchen Gegenden sind, wo keine Jagdfrohnde Statt findet, sondern die Treiber aus der Tasche bezahlt werden müssen, man also bei den Waldjagden meist nur auf den Gebrauch der Hunde beschränkt ist.

Außer dem allerdings wichtigen Vortheil einer bedeutenden Kostenersparniß hat diese Art zu jagen jedoch noch andere Vorzüge, welche Beherzigung verdienen. Sowie die Treiber dabei nämlich ganz entbehrlich sind, so sind es gewissermaßen auch die Schützen.

So sonderbar diese Behauptung im ersten Augenblicke klingen mag, da eine Jagd ohne Schützen nicht wohl denkbar ist, so richtig ist sie doch; denn es ist darunter nur zu verstehen: ohne fremde Schützen. Man braucht nämlich nur zwei Personen dazu, die eine, um mit den Hunden durchzusuchen, die andere, um sich auf dem Hauptwechsel vorzustellen;

mithin sind weder Treiberbestellungen, noch Einladungen an auswärtige Schützen dazu erforderlich.

Ferner kann eine solche Jagd leichter, als irgend eine andere und beinahe ohne allen Zeitverlust mit dem Vollzuge der Berufsgeschäfte, die einem Forstmanne obliegen, verbunden und gleichsam nur im Vorbeigehen vorgenommen werden, während man im Walde aus einem Districte in den andern geht.

Wenn man bei solchen zufälligen Gelegenheiten etwas schießt, so wird dadurch das gewöhnliche Vergnügen noch merklich erhöht; denn man betrachtet das auf solche Weise erlegte Wild nur als die Folge eines glücklichen Ungefährs, oder, wie man im täglichen Leben zu sagen pflegt, als gefunden.

Für den wesentlichsten Vorzug dieser Jagdmethode halte ich aber insbesondere, daß dadurch die Füchse sehr vermindert werden, da diese, sobald sie laut jagende Hunde hinter sich hören, sehr bereitwillig sind, Reißaus zu nehmen und daher oft zum Schuß kommen. — Ebenso werden erfahrungsmäßig vor den Hunden eher vier Rehböcke geschossen, als vor den Treibern — zwischen denen sie so gern durchbrechen — ein einziger. — Endlich sind solche Jagden für Jagdliebhaber, die das Alter zu drücken anfängt oder schon wirklich drückt, um deswillen sehr zu empfehlen, weil sie dabei keine zu große Ermüdung zu befürchten haben.

Wenn nämlich, wie es allerdings sehr angenehm und wünschenswerth erscheint, nicht ohnehin schon auf allen Hauptständen Sitze hergerichtet sind, so kann man sich dabei sehr wohl eines Jagdstuhles bedienen und allenfalls auch dabei lesen.

Ich sage allenfalls; denn ein Freund, der etwas Aehnliches von mir hörte, war gar nicht damit zufrieden, eine so frivole Lehre von mir ausgehen zu sehen, sondern behauptete, daß man während einer Jagd, wie dieselbe auch immer den Namen haben möge, seine Aufmerksamkeit niemals auf etwas Anderes, als auf das zu erwartende Wild zu richten habe, folglich auch nicht lesen dürfe.

Ich kann jedoch diesem, im Ganzen allerdings richtigen, Grundsatze insofern nicht beipflichten, als sich beide Zwecke ziemlich gut mit einander vereinigen lassen. Wenn das durchzustöbernde Treiben nicht allzuklein ist, so hat man bei dem ersten Anschlagen der Hunde noch Zeit genug, sich schußfertig zu machen.

Ist freilich besonders große Hoffnung vorhanden, daß ein Langschwanz zum Vorschein kommen werde, dann darf kein Buch auf dem Schoße liegen, vielmehr muß die ganze Aufmerksamkeit auf die Gegend gerichtet

sein, aus welcher derselbe vermuthlich hervorbrechen wird. — Dieselbe Regel gilt auch, wenn das Treiben sich schon seinem Ende nähert, mithin das Antreffen und Zumvorscheinkommen des Wildes schnell aufeinander folgen kann, oder wenn überhaupt der District, welcher durchgesucht werden soll, keine große Ausdehnung hat.

Das Lesen bei solchen Gelegenheiten ist überdies nur Sache des Geschmackes oder der Gewohnheit; es würde daher sehr Unrecht gethan sein, wenn man Jemandem, der keinen Beruf dazu fühlt oder noch Zeit genug vor sich hat, manches lesenswerthe Buch kennen zu lernen, das heißt, welcher den größten Theil seiner Lebensreise vor sich hat, den Rath ertheilen wollte, auf der Jagd zu lesen. Dagegen ist aber dem, der schon nahe dem Ziele seiner Laufbahn steht, nicht zu verdenken, wenn er jede ihm vom Schicksale noch bewilligte Stunde bestens auszunützen sucht*) und, das Nützliche mit dem Angenehmen verbindend, während der Jagd, so weit es thunlich ist, auch für die Nahrung des Geistes und die Erweiterung seiner Kenntnisse sorgt.

Zur Stöberjagd werden zwar, je nach Verschiedenheit des Geschmackes, allerlei Hunde gebraucht und ich habe schon Schäferhunde, Rattenfänger, Dächsel, Bracken, Pudel, Spitze und sogar Fanghunde gesehen, welche ihre Schuldigkeit thaten und daher zu diesem Zwecke brauchbar waren; am häufigsten aber werden Dächsel und Bracken dazu verwendet und ziemlich allgemein für die besten Stöberhunde gehalten. Beide Racen kommen indeß in den zu diesem Berufe nöthigen Eigenschaften bei weitem den Hühnerhunden nicht gleich. Die Bracken oder sogenannten Wildbodenhunde haben nämlich fast alle den Fehler, daß sie keiner Dressur und keines Gehorsams fähig, sondern, lediglich ihrem Naturtriebe blindlings folgend, viel länger und anhaltender jagen, als man es haben will. Daher kommt es denn, daß sie auf Pfeifen und Rufen nicht achten, vielmehr auch die anstoßenden Walddistricte, in denen man vielleicht später noch zu jagen beabsichtigte, rege machen und oft sogar noch in fremde Reviere gerathen, wo sie, wenn auch nicht als unberufene Gäste todtgeschossen, doch wenigstens aufgefangen werden und ihrem Besitzer bald Kosten, bald Verdruß und Streitigkeiten verursachen. Sie sind daher nur in großen zusammenhängenden Waldungen, namentlich aber in gebirgigen Gegenden, wo man mit minder feurigen Hunden wenig oder nichts würde ausrichten können, anwendbar. Ihnen ist daher der Dachshund weit vorzuziehen, da

*) Quem sors dierum cunque dabit, lucro
Apponas! Horaz.

er fast eben so viel Lärm macht, als jene und doch nicht halb so lange auf sich warten läßt, bei fleißigem Gebrauche und zweckmäßiger Behandlung auch bald einen ziemlichen Grad von Folgsamkeit annimmt. — Allein auch diese Hunde lassen noch viel zu wünschen übrig; denn sie treffen meist nur jenes Wild an, auf welches sie, mit der Nase immer am Boden schnüffelnd, unmittelbar stoßen, besitzen aber nicht die Gabe, augenblicklich zu erforschen, wohin das angetroffene Thier sich gewendet hat, sondern bohren und schwärmen oft zur Ungebühr hin und her, nehmen oft die Rückfährte auf und verlieren, mit Einem Worte, unnützerweise eine Menge von Zeit. Ferner geht ihre Jagd zu langsam und zögend von Statten, das Wild gewinnt einen zu großen Vorsprung, sie kommen ihm nicht genug auf den Nacken, wodurch es zu viel Zeit erhält, dem vorstehenden Schützen auszuweichen, obschon ich nicht in Abrede stellen will, daß es vor langsam jagenden Hunden den Wechsel vielleicht besser einhalte. Endlich ist es auch gar nicht rathsam, einen Dachshund, der im Bau gut ist, oft zum Jagen zu verwenden, weil man gewärtig sein muß, daß er dadurch verderben und seiner eigentlichen Bestimmung entfrembet werde.

Will man daher sich solcher Hunde vorzugsweise zum Stöbern bedienen, so wähle man dazu Bastarde von einem recht krummbeinigen Dachs und einem Bracken, oder noch besser von Dachs- und Hühnerhunden. Solche Bastarde finden meist sehr gut und sind viel flüchtiger, als die gewöhnlichen Dächsel, lassen daher dem Wilde weniger Zeit, Wiedergänge zu machen und auszuweichen, auch jagen sie nicht so weit fort, als die reinen Bracken, denen es nur um die Befriedigung ihrer Leidenschaft zu thun ist, weshalb sie, ohne alle Rücksicht auf den Willen ihres Führers, nur immer vorwärts jagen und nicht eher auf das Wiederkommen bedacht sind, bis sie sich entweder ganz ermüdet fühlen oder die Fährte verloren haben.

Den Vorzug vor allen obenbezeichneten Racen möchten wohl die sogenannten Pinscher verdienen, die sehr lebhaft und eifrig suchen, gut finden, äußerst gewandt und flüchtig sind und dabei doch nicht zu lange ausbleiben.

Die übrigen Hunderacen, welche ich vorstehend aufgezählt habe, verdienen kaum Berücksichtigung und werden auch meist nur da, wo man keine Auswahl hat, mithin nur nothgedrungen, zur Jagd verwendet. Nur die Pudel, die überhaupt zu den talentvollsten Hunden gehören, machen hierin eine Ausnahme und qualifiziren sich oft recht gut.

Ich meines Theils bin, obgleich weit entfernt, meinen Geschmack für den richtigsten ausgeben zu wollen, der Meinung, daß kein anderer Hund, wie er auch immer den Namen haben möchte, zum Durchsuchen so gut zu brauchen sei, als der Hühnerhund, in dem dieser allein alle, für einen solchen Zweck erforderliche, ja, ich darf wohl sagen, alle nur irgend wünschenswerthe Eigenschaften in sich vereinigt. Diese sind nämlich folgende:

1. Er übertrifft im Finden alle seine Geschlechtsverwandten, weil er, mit dem feinsten Geruchsorgane begabt, nicht nur schnüffelnd, also bei Thau, Regen und Nebel oft ohne Erfolg auf dem Boden herum bohrt, um die frische Fährte des Wildes aufzusuchen, sondern dem Wind die Nase hoch entgegen trägt, folglich dasselbe schon in großer Entfernung wittert und weit mehr antrifft, als irgend ein anderer.
2. Er entfernt sich nicht zu weit von seinem Führer und wenn dieser sein Geschäft gehörig versteht, wenn er beim Durchsuchen nicht immer gerade vorwärts schreitet, sondern sich bald rechts, bald links wendet, wenn ihm die Lieblingsplätze des Wildes genau bekannt sind, so darf man, mit zwei oder drei fleißigen Hühnerhunden durchsuchend, selten befürchten, daß Etwas stecken bleiben werde, während andere Hunde bei ihrem unbesonnenen und wilden Herumrennen sehr leicht das Wild übergehen.
3. Er hat weit mehr Dauer, weil er das Wild nur eine ganz kurze Strecke weit verfolgt, während die Bracken gewöhnlich von der ersten Tour schon ganz erschöpft zurückkommen, die Dachshunde aber in der hohen Haide und bei starkem Schnee um so eher ermüden, je niedriger sie gebaut sind.
4. Er beunruhigt niemals die anstoßenden Districte, weil er sowohl von seinem Führer, als von dem vorstehenden Schützen sogleich abgepfiffen werden kann, wenn er bei diesem erscheint, oder irgend eine Wildgattung verfolgt, welche nicht geschossen werden darf, während andere, weniger gehorsame Hunde sich in solchen Fällen durchaus nicht zurückhalten lassen.
5. Endlich fügt er auch, und zwar ist dies einer seiner größten und unverkennbarsten Vorzüge, dem gefangenen Wilde nicht nur keinen Schaden zu, sondern bringt vielmehr dasselbe, insofern eine solche Aufgabe seine Körperkräfte nicht übersteigt, unverletzt herbei, während man bei allen übrigen Stöberhunden, mit nur wenigen Ausnahmen, darauf gefaßt sein muß, daß sie alles Wild, welches

nicht sogleich auf den Schuß liegen bleibt, sobald sie allein sind, wo nicht anschneiden, doch wenigstens verletzen, in Gesellschaft mit anderen ihresgleichen aber gewöhnlich mehr oder weniger aufzehren oder doch für den Jagdbesitzer unbrauchbar machen.

Diese Gefahr wird größtentheils abgewendet, wenn man immer zugleich mit einigen Dächseln einen Hühnerhund, welcher gut apportirt, durchsuchen läßt, da dieser das kleine Gesindel von solchen Ungezogenheiten dadurch, daß er dasselbe wegbeißt, oder das Geschossene sogleich fortträgt, am besten abzuhalten im Stande ist. — Nebstdem wird auch, wenn man große und kleine Hunde zugleich jagen läßt, das Vergnügen der Schützen noch dadurch erhöht, daß es sehr angenehm klingt, wenn einige Hunde einen ganz hellen und feinen, andere aber einen starken und tiefen Laut haben, weshalb denn diese Art zu jagen sehr viel Unterhaltung und Abwechslung gewährt, zumal in Gegenden, wo außer dem Haarwilde von Zeit zu Zeit auch noch Waldschnepfen, nebst Auer-, Birk- und Haselhühnern zum Vorscheine kommen.

Man hat mir hiergegen zwar den doppelten Einwurf gemacht, daß der Dächsel, weil er den Hühnerhunden nicht schnell genug folgen könne, zu bald ermüde und lau im Jagen werde, so wie auch, daß das Wild auf mehreren Seiten zugleich den Laut der Hunde vernehmend und deshalb nicht recht wissend, wohin es sich zu wenden habe, seinen gewöhnlichen Wechsel weniger gut einhalte, daher auch nicht so sicher zum Schuß komme, als außerdem; allein ich habe diese Besorgnisse in meiner Praxis nicht bestätigt gefunden.

Der Dachshund ist ein so leidenschaftlicher Jagdliebhaber, daß er, so lange er noch ein Glied rühren kann, nur selten in seinem bekannten Eifer nachläßt, vielmehr sehr oft auch dann laut wird, wenn er nicht selbst angetroffen, sondern nur den Laut seiner Kameraden gehört hat, wodurch übrigens das Vergnügen der vorstehenden Schützen eher erhöht, als vermindert wird. Was ferner das Einhalten des Wechsels von Seiten des Wildes betrifft, so habe ich auch hierin keinen wesentlichen Unterschied finden können, die durchsuchenden Hunde mochten von gleicher oder von verschiedener Größe sein.

Am Allerwenigsten aber kann dieser Umstand Einfluß auf das Vorwärtsgehen des Fuchses haben, der in meinen Augen immer die Hauptperson war. Diesen jagt man ja überhaupt meist nur bei gänzlichem Mangel an Treibern, oder im Gebirge, oder in großen, undurchdringlichen Dickungen mit Hunden, und je mehr Lärm der Patron hinter sich hört,

um so mehr beeilt er sich, die Flucht zu ergreifen. Da er nun ohnehin seinem gewohnten Wechsel unter allem Wilde am treuesten bleibt, so kommt er auch zuerst und am Sichersten ins Feuer, wenn, wie es immer der Fall sein sollte, die Hauptstände gehörig besetzt sind.

Ein Fehler, den ich bei solchen Jagden sehr oft begehen sah, ist der, daß man oft schon in den ersten Stunden seine sämmtlichen Hunde löste, woher es dann kam, daß, zumal bei etwas warmer Witterung, Mittags alle schon total ermüdet und dienstunfähig waren, so daß viel früher, als man gewünscht hatte, der Beschluß gemacht werden mußte.

Diesem Uebel läßt sich aber sehr leicht begegnen, wenn man, — vorausgesetzt, daß die Größe des Jagdbezirkes das Halten mehrerer Hunde bedingt — wie ein Feldherr, der nicht alle seine Truppen zugleich in's Treffen führt, sondern auch für eine gute Reserve sorgt, nur die Hälfte der disponiblen Hunde auf einmal verwendet, die andere aber an der Leine behält. Nach Beendigung eines Treibens werden dann jedes mal die, welche durchgesucht haben, angeleint und ruhen aus, bis die Reihe wieder an sie kommt. Auf solche Weise kann man Tage lang fortjagen, ohne daß es an frischen Hunden fehlt; überhaupt aber thut es kein anderer dem Vorstehhunde an Ausdauer gleich, weil dieser, an ruhiges, ich möchte sagen, besonnenes und vernünftiges Revieren gewöhnt, sich niemals zu weit von seinem Führer entfernt, sich daher auch nicht leicht ermübet. — In Wildheit und Zügellosigkeit darf so etwas freilich nicht ausarten; dazu läßt es aber auch ein tüchtiger Jäger nicht kommen. — Ich habe Hühnerhunde gesehen, welche dermaßen an das Stöbern gewöhnt und demselben so leidenschaftlich ergeben waren, daß sie, wenn sie nur von weitem einen Wald erblickten, schon kaum mehr gebändigt werden konnten, und, einmal dort angekommen, sogleich anfingen, so leidenschaftlich und anhaltend zu jagen, daß man sie unter einer halben oder wohl auch ganzen Stunde nicht mehr zu Gesicht bekam. Von solchen ausgearteten Schäfern spreche ich aber begreiflicherweise hier nicht, diese haben aufgehört Hühnerhunde zu sein; sie sind nur noch Bracken und thun nicht, was von ihnen verlangt wird, sondern nur was ihnen beliebt, da hingegen ein gut dressirter Vorstehhund im Walde eben so gehorsam sein muß, wie im freien Felde, wo sein Führer ihn unausgesetzt unter den Augen hat.

Am Schlusse dieser Bemerkungen über die Jagd mit Stöberhunden muß ich, um ganz aufrichtig zu sein, auch noch ein Geständniß ablegen, das Geständniß nämlich, daß ich alt und grau geworden bin, ohne das Geheimniß ergründet zu haben, wie man in möglichst kurzer Zeit einen

Vorstehhund dahin bringen könne, daß er mit Jedem, der ihn an die Leine nimmt, durchsuche, ohne alsbald nach dem Lösen zu seinem Herrn zurückzukehren.

Ich nenne dies insofern ein Geheimniß, als ich mich des gewöhnlichsten und leichtesten Mittels zur Erreichung dieses Zweckes, welches darin besteht, den zurückkehrenden Hund jedesmal zu schlagen, nie habe bedienen mögen; denn mein Gefühl empört sich gegen jede Ungerechtigkeit und unverdiente Mißhandlung. Was ist es aber anderes, als eine solche, wenn ich einem armen treuen Thiere seine Liebe und Anhänglichkeit, sein Verlangen bei mir zu bleiben auf eine so grausame Weise lohne?

Ich habe mich daher, wie schon gesagt, noch nie zur Anwendung solchen harten Mittels entschließen können und deßhalb meinen Zweck oft gar nicht, oft sehr spät erreicht.

Die Hunde nämlich, die ich gewöhnlich führte, waren mir alle in so hohem Grade zugethan, daß sie ihren Führern augenblicklich entliefen, um zu mir zurückzukehren, und ich konnte mich nicht dazu bringen, sie in solchen Fällen durch Züchtigungen auf ihr Unrecht hinzuweisen; sie glaubten ja augenscheinlich, durch diese Rückkehr nicht nur keinen Fehler zu begehen, sondern vielmehr ihre Pflichten zu erfüllen.

Ich beschränkte mich daher darauf, sie hart anzureden und mit Worten zu bestrafen. — Manche legten sich hiernach schüchtern und furchtsam hinter mir nieder und waren nicht mehr fortzubringen; andere, besonders weiblichen Geschlechts, entfernten sich zwar auf meinen Befehl wieder, legten sich aber entweder in einiger Entfernung von mir nieder oder gingen, wenn sie wirklich ihren Führer wieder aufsuchten, ganz unthätig und verzagt hinter diesem her, ohne irgend eine Aufmunterung zum Vorwärtsgehen und Revieren Folge zu geben.

In allen diesen Fällen wurde der Zweck verfehlt; ich bediente mich daher eines anderen Mittels, um sie meinen Wünschen willfährig zu machen. Ich ließ sie nämlich von demjenigen, der mir gewöhnlich durchsuchte, nicht nur an dem Tage der Jagd schon zu Hause anleinen und führen, sondern auch bei anderen Gelegenheiten mitnehmen, so daß sie gut mit ihm bekannt wurden und sich an ihn gewöhnten. Doch war auch dies bei allen jungen Hunden, die ich selbst dressirt hatte, mit großen Schwierigkeiten verbunden oder mißlang auch wohl gänzlich.

Dagegen bequemten sich ältere, schon von Anderen geführte und durch mehrere Hände gegangene Hunde viel leichter dazu.

Wenn ich diesen Gegenstand vielleicht zu ausführlich abgehandelt haben sollte (was mir besonders jene Leser, die einen solchen Nebengebrauch des Hühnerhundes als ganz regelwidrig und unzuläßig betrachten, zum Vorwurf machen werden), so muß ich mich darauf berufen, daß so Etwas Geschmackssache ist, und jeder meiner Leser in diesem Stücke nach dem seinigen handeln kann.

Nur das Einzige muß ich zur Steuer der Wahrheit noch anführen, daß ein solcher Gebrauch des Vorstehhundes Dilettanten, die nur selten auf die Jagd gehen, durchaus nicht anzurathen ist, sondern nur der praktische Jäger, welchen sein Beruf täglich in's Freie führt, es wagen darf, Hunde, die noch nicht durch vieljährige Erfahrung in ihrem Thun gehörig befestigt sind, so auf verschiedenartige Weise zu gebrauchen, da es sich nicht in Abrede stellen läßt, daß junge Anfänger, zumal wenn sie sehr feurigen Temperamentes sind und von keiner Meisterhand regiert werden, durch häufiges Stöbern im Walde nicht selten einen Theil ihrer Festigkeit im Vorstehen verlieren. Es ist daher allerdings besser, wenn man solchen Hunden, die sich durch ihr Talent für die Feldjagd ganz besonders auszeichnen, keine Gelegenheit gibt, durch öfteres Jagen im Walde einen Theil ihrer Virtuosität auf das Spiel zu setzen.

Nur der Jäger vom Fache, der seine Lehrlinge unaufhörlich in Uebung und pünktlicher Folgsamkeit erhält, darf darauf rechnen, wenn auch nicht ohne manches Opfer an Zeit und Mühe, zuletzt seine Absicht zu erreichen und sie dahin zu bringen, daß sie, wie ein Chamäleon, alle Farben annehmen und, bald in ihrer ursprünglichen Rolle, bald in der des Pudels, des Bracken oder des Schweißhundes auftretend, Alles thun, was und wie er es von ihnen verlangt. Einen fermen, gehorsamen, hasenreinen Vorstehhund abzurichten, ist in einer Gegend, wo die Niederjagd in gutem Stande ist, etwas sehr Leichtes, zumal wenn man darauf sieht, daß er von recht guter Race ist; allein Hunde so zu dressiren, daß sie in alle Sättel passen und in einer und derselben Viertelstunde die verschiedenartigsten Functionen mit gleicher Sicherheit und Geschicklichkeit ausführen, das halte ich für das Höchste der Dressirkunst und erkenne nur den, welcher eine solche Aufgabe zu lösen vermag, für einen tüchtigen Praktiker und Meister in seinem Fache.

Daß es Hunde gibt, an deren feurigem Temperament und übermäßiger Hitze alle Mühe des Lehrers scheitert, wenn er sie nicht schon in früher Jugend unter die Hände bekommt, davon ist mir manches merkwürdige Beispiel vorgekommen, wovon ich hier nur eines anführen will.

Ich sah einst einen dreijährigen Hund, der ausnehmend hoch und flüchtig suchte, im Walde laut war und gut apportirte. Diese Eigenschaften, besonders aber die erstgenannte, bestimmten mich, ihn zu kaufen, obgleich mir vorausgesagt wurde, daß er nicht vorstehe, wenigstens nicht gehörig aushalte. Da dessen Besitzer ein Schulmeister war, so glaubte ich, derselbe werde auch diesem Zögling wenigstens einigen Gehorsam beigebracht haben, den man durch fortgesetzten Unterricht und fleißige Uebung nach und nach zur Vollkommenheit bringen könne; denn die Anlagen des Hundes waren die vortrefflichsten, die man nur wünschen konnte. Aber ich sah mich in meiner Erwartung bitter getäuscht. Namentlich war die Schußhitze des Hundes so grenzenlos und so tief eingewurzelt, daß alle meine Bemühungen an dieser Klippe scheiterten.

Unvergeßlich bleibt mir besonders der erste Auftritt, den ich mit ihm erlebte.

Ich hatte ihn nämlich zu einem Scheibenschießen mitgenommen, um ihn auf jede thunliche Weise an Geduld und Ruhe zu gewöhnen, weil man bei einem solchen Wüthrich keine Gelegenheit dieser Art unbenutzt lassen darf.

Schon in voraus nicht viel Gutes von ihm erwartend, hatte ich die Vorsicht gebraucht, ihn fest anzubinden.

Als nun der erste Schuß geschah, fuhr er von seinem Lager auf wie vom Teufel besessen, sprengte zwar nicht die Leine, welche sehr stark war, wohl aber den Ring des Halsbandes ab, rannte pfeilschnell hinaus und ungleich früher als der etwas phlegmatische Zeiger an Ort und Stelle ankommend, sprang er in die Höhe und riß die Scheibe, die zwar nur von Pappendeckel, aber sehr wohl befestigt war, mit einem einzigen Rucke aus den Nägeln, dann schüttelte er sie ganz wüthend hin und her, als habe er einen Fuchs oder sonst etwas Aehnliches zwischen dem Gebiß.

Man kann sich leicht denken, daß bei diesem höchst sonderbaren Auftritte die ganze Gesellschaft in ein lautes Gelächter ausbrach, und so wenig ich auch Ursache hatte, über diesen ersten Exceß der ungezügelten Leidenschaft meines neu acquirirten Eigenthumes erfreut zu sein, so konnte ich mich doch nicht enthalten, eben so herzlich mitzulachen, als irgend einer der andern Anwesenden; denn ein solcher Anblick war mir noch niemals vorgekommen. Ich sah aber auch von diesem Augenblicke an nur zu deutlich voraus, welche Sorge und Arbeit ich mir aufgeladen und das Prognostikon, welches ich dem Erfolge meiner Dressur stellen mußte, war nichts weniger als ein erfreuliches.

Was man aber am wenigsten vermuthet hatte, gerade das gelang mir am Ersten, nämlich die dem Anschein nach kaum zu lösende Aufgabe, diesem Hunde das Hasenjagen abzugewöhnen.

Dagegen war ich nicht immer im Stande, es dahin zu bringen, daß er beim Vorstehen gehörig ausgehalten hätte; aber auch daran war ganz allein seine maßlose Schußhitze Schuld.

Da er sehr weit hinaus suchte, so mußte er oft sehr lange vorstehen, ehe man zu ihm kam, was er auch meisterhaft ausführte; allein kaum war man so weit vorgerückt, daß man bald hätte schießen können, als er sich auch schon, ohne, wie die meisten Hunde zu thun pflegen, allmälig näher zu rücken, wie ein Drache mit einem einzigen großen Sprunge auf das vor ihm liegende Wild stürzte, man mochte nun die Flinte im Arm oder auf der Schulter haben, oder auch ganz ohne Gewehr sein.

Nachdem ich mich ein volles Jahr mit ihm abgequält hatte und die Hoffnung, ihn von seiner fast beispiellosen Schußhitze, die ihn offenbar auch zum Einspringen verleitete, zu heilen aufgegeben hatte, beschloß ich endlich, mich trotz mancher für mich sehr wichtigen Vorzüge von ihm zu trennen. Sein leidenschaftliches Benehmen bei einem großartigen Feldtreiben beschleunigte die Ausführung dieses Entschlusses.

Seine gewöhnliche Leidenschaftlichkeit wurde nämlich bei dieser Jagd durch das fortwährende ungeheure Schreien der Treiber und häufige Schießen vor und neben ihm, sowie durch den Anblick mehrerer Hunde, die eben so zwecklos als regelwidrig zur Verfolgung angeschossener Hasen in das Treiben geschickt worden waren, bis zu einer Art von Wahnsinn gesteigert, so daß er nicht nur zweimal mit der größten Anstrengung (denn das Halsband war ziemlich eng) den Kopf durchzog, um sich frei zu machen, sondern sogar den schon ziemlich erwachsenen und kräftigen Knaben, der ihn führte, zu Boden riß und förmlich schleifte, obschon ich ihm erst ganz kurz zuvor in Ermangelung einer Peitsche mit einem Stock mehrere derbe Hiebe zugetheilt hatte, welche so nachdrücklich waren, daß sie ihn füglich zur Vernunft hätten bringen können und sollen. Kurz, an jenem Tage zeigte sich seine äußerst heftige Gemüthsart in ihrer ganzen Zügellosigkeit.

Er kam bei dieser Gelegenheit so ganz außer sich, daß er, obgleich sonst der beste Schweißhund, den man finden konnte, diesmal wie völlig sinnlos über die Fährten der lahmen Hasen, auf die man ihn gesetzt hatte, hinausrannte, während andere Hunde, wahre Dummköpfe im Vergleiche mit ihm, langsam auf dem Schweiße fortbohrend, die kranken

Hasen, nachdem dieselben sich entweder gedrückt hatten oder verendet waren, endlich doch auffanden.

Von diesem Tage an hatte Normann meine Gunst vollends verloren und ich gab ihn bald nachher weg. Ich konnte mich aber dennoch einer lebhaften Theilnahme für den Sonderling nicht entschlagen, aus welchem in einer guten Schule etwas Ausgezeichnetes hätte werden können, der aber nun, ohne alle Erziehung aufgewachsen, ebenso große Laster als Tugenden in sich vereinigte. Auch später noch habe ich mich, als er in weiter Ferne von mir sein Wesen (oder vielmehr sein Unwesen) trieb, bei jeder Gelegenheit nach ihm erkundigt, aber nie etwas Anderes von ihm gehört, als daß er bis zum Ende seines Lebens stets so unbändig geblieben sei, wie in seiner Jugend, nur mit dem großen Unterschiede, daß dort seine Fehler keine Fehler mehr waren, sondern nur seine Vorzüge sich geltend machten; denn in einer Gegend, welche eben so reich an Wald, als arm an Feldern ist, gibt es keine Hühner herauszustoßen, sondern nur Hasen und Füchse aufzustöbern, zum Schuß zu bringen und dann, wenn es möglich ist, auch zu fangen und zu apportiren.

Wie leicht es sich ereignen kann, daß aber selbst Kenner und erfahrene Leute sich in der Beurtheilung eines Hundes irren können, davon liefert nachstehende Geschichte einen sprechenden Beweis:

Empört über die, für den Jäger so schmerzlichen Ereignisse des Jahres 1848, hatte ein alter Praktiker zugleich mit seinem Wilde auch die Lust verloren, die Traurigkeit und Langeweile seiner Hühnerhunde noch länger mit anzusehen und daher, wenn auch mit blutendem Herzen, den Entschluß gefaßt, sich lieber gänzlich von ihnen zu trennen, als ihr Leben von übermüthigen und frechen Wilddieben bedroht zu sehen.

Nach Verlauf einiger Jahre war jedoch unter etwas veränderten Umständen ein Theil der ihm vom Staat genommenen und den Bauern geschenkten Jagdreviere wieder in seine Hände zurückgekommen, und nun regte sich auch wieder das von früher Jugend an gefühlte und ununterbrochen befriedigte Bedürfniß, wenigstens einen eigenen Hund zu besitzen.

Als es in seiner Umgebung bekannt wurde, daß er mit dem Vorhaben, sich einen Hund anzuschaffen umgehe, wurden ihm viele Anerbietungen dieser Art gemacht, aber die angestellten Proben fielen alle, mehr oder weniger, unbefriedigend aus. Der eine hatte keine Dauer; der andere nahm kein Futter an; der dritte hatte keinen Apell; der vierte jagte zu viel, der fünfte zu wenig, das heißt, er war auch im Walde stumm; der sechste war handscheu; der siebente würgte zu wenig, denn er wagte

sich an kein Raubzeug; der achte würgte zu viel, denn er biß die jungen Hasen todt; der neunte quetschte; der zehnte schnitt den Hasen an, anstatt zu apportiren und der elfte ließ alles geschossene Wild liegen. Mit einem Wort, es hatte jeder einen Fehler, der den etwas verwöhnten Käufer abschreckte; besonders aber bohrten und schnüffelten sie alle zu viel am Boden.

Endlich hörte er von einem großen langhaarigen Hunde von englischen Voraltern, dessen flüchtige und schöne Suche allgemein gerühmt wurde, von welchem man aber zugleich vernahm, daß er nicht feil wäre.

Auf die desfalls gestellte Anfrage erfolgte jedoch, unter dem allerdings annehmbaren Vorwande, daß man zwei Hunde habe, dies aber der Hausfrau zu viel sei, gegen alles Erwarten, eine willfährige Antwort und bald darauf überbrachte ein Expresser den Hund zur Probe.

Mit großer Spannung wurde derselbe nun ins Feld geführt und befriedigte nicht nur, sondern übertraf sogar alle von ihm gehegten Erwartungen; denn mit ganz hohem Kopfe revierte er im gestreckten Galopp in kurzer Zeit die größte Feldstrecke ab, zog die Hühner in fast unglaublicher Entfernung an und hielt meisterhaft im Vorstehen aus.

Von der Verfolgung gesunder Hasen ließ er sich abhalten, und einen zur Probe geschossenen apportirte er rasch und mit großer Leichtigkeit. Wer also war froher als der Käufer, der nach so mancher fehlgeschlagenen Hoffnung sich nun auf einmal am Ziele seiner Wünsche sah?

Nach Verlauf einer halben Stunde war schon Alles im Reinen; die Probe zur größten Zufriedenheit des Käufers beendet und die als Kaufpreis verlangte Summe nicht nur ohne den geringsten Abzug dem Boten eingehändigt, sondern auch noch obendrein ein freundlicher Dank für die so bereitwillige Abtretung eines so kostbaren Kleinodes rc. beigefügt.

Bis jetzt war Alles sehr gut gegangen, aber allmälig traten die Nachwehen ein. Die erste unerfreuliche Entdeckung war die, daß, als der Hund, durch das böse Beispiel zweier andern verführt, einen Hasen verfolgt hatte ohne auf die Pfeife seines Führers zu hören und nun dafür gestraft werden sollte, er sich als zwar nicht total verschlagen, aber doch als sehr scheu und furchtsam erwies, so daß ihm dieser so höchst bedenkliche Fehler nur durch die sorgfältigste und vorsichtigste Behandlung und erst nach geraumer Zeit abgewöhnt werden konnte.

Die zweite Entdeckung war, daß der Hund auch unmittelbar nach dem Antreffen des Wildes völlig stumm blieb. Es war dies nun zwar kein wesentlicher Fehler, aber doch für den neuen Besitzer, der ihn mehr

im Walde als im Freien, nämlich zum Durchsuchen und Stöbern benutzen wollte, sehr unangenehm.

Die dritte Wahrnehmung war aber noch ungleich weniger erfreulich, als die beiden ersten. Wenn nämlich ein Feldhuhn oder eine Wachtel sehr kurz vor dem Hunde geschossen wurde, so fuhr er überaus hastig darauf zu und quetschte mitunter ziemlich stark — eine höchst fatale Untugend, die bekanntlich um so schwerer sich beseitigen läßt, wenn, wie es hier der Fall war, bei dem damit behafteten Sünder die erste Jugend schon vorüber ist. —

Als im nächsten Herbste bei dem ersten Treibjagen, welches angestellt wurde, ein geringer Fuchs erlegt worden war, wollte man sich überzeugen, ob er in diesem Fache etwas leiste; allein was geschah?

Der Fuchs wurde weder fortgetragen, noch, wenn auch nur momentan, aufgenommen, sondern blos berochen und dann liegen gelassen, ja sogar an der Leine blieb jeder weitere Versuch fruchtlos und es zeigte sich bei dieser Gelegenheit zum ersten male ganz augenscheinlich, daß dieser Hund nicht par force dressirt, wenigstens nicht gehörig ausgearbeitet worden war, obgleich der frühere Besitzer versichert hatte, daß er ihm mit bedeutenden Kosten die vollkommenste Stubendressur habe geben lassen, daß das Thier also (?!) Alles apportire.

Diese Mängel hätten sich alle zur Noth noch verschmerzen lassen, und selbst der wichtigste, nämlich das scharfe Zugreifen unmittelbar nach dem Schusse, würde, obgleich das Laster, einmal zur Gewohnheit geworden, sehr schwer wieder zu beseitigen ist, vielleicht durch fleißige Uebung an kleinen Vögeln und mit einer langen Leine sich wenigstens haben vermindern und in gehörige Schranken zurückführen lassen; indeß mit allen diesen Entdeckungen war es noch nicht abgethan, sondern es zeigte sich auch sehr bald, daß der Hund nicht gesund war.

Kleinere Krankheitsanfälle, durch welche seine unstreitig für eine so schwächliche Konstitution viel zu große Thätigkeit von Zeit zu Zeit höchst unangenehmer Weise unterbrochen wurde, konnten zwar durch thierärztliche Hülfe nothdürftig wieder entfernt werden; allein bald nahm das Uebel so sehr überhand, daß kein Mittel mehr wirkte. Der Hund zehrte zusehends ab, und nach Verlauf weniger Wochen wurde er einst des Morgens todt in seinem Behälter gefunden. Bei der Section zeigte sich, daß er total lungenfaul, mithin ohne Rettung verloren war.

Der ganze Besitz beschränkte sich daher nur auf einen Zeitraum von sechs Monaten, und so konnte man mit Wahrheit sagen, daß ein Pfuscher

aus der allerneusten Zeit einen bewährten Praktiker aus der alten recht ordentlich über den Löffel barbirt hatte.

Man hat in neuester Zeit in Norddeutschland besondere Vereine gebildet, um auf gemeinschaftliche Kosten (die gewiß nicht gering gewesen sein werden) ächte Hühnerhunde direct aus England zu verschreiben und sich eine ganz reine Race zu verschaffen.

Das eine Motiv für ein solches Vorhaben liegt klar vor Augen und verdient alles Lob, da es allgemein bekannt ist, daß die englischen Vorstehhunde in der Regel ganz vorzüglich gute Nasen haben, dabei nicht nur meistens hoch, sondern auch sehr flüchtig und lebhaft suchen, also so lange nur von der Hühnerjagd die Rede ist, allerdings die deutsche Race übertreffen. Das ist aber auch ihr einziger Vorzug. Um so unerwarteter mußte also für das Jägerpublicum die Nachricht sein, daß man bei jener Verpflanzung englischer Pointers auf unsern vaterländischen Boden hauptsächlich auch die weitere Absicht gehabt habe, sich **gute Schweißhunde** zu verschaffen. Von dieser Hoffnung möchte sich wohl schon in voraus mit ziemlicher Gewißheit annehmen lassen, daß sie zu den piis desideriis gehören werde.

Zwar ist es allerdings eine gar nicht seltene Erscheinung, kluge, erfahrene und im Alter schon etwas vorgerückte Hühnerhunde auf dem Schweiße gut arbeiten zu sehen, und sie werden in solchen Gegenden, wo kein eigentlicher Hochwildstand existirt, sondern meist nur Rehe vorkommen, fast überall statt der Schweißhunde gebraucht; allein ich würde unter allen mir bekannten Vorstehhunderacen gerade die englische am wenigsten dazu wählen.

Meine Gründe für diese Ansicht sind ganz einfach die, daß sich Hunde, die dem Winde die Nase ganz hoch entgegentragen und dabei noch überdies sehr flüchtig, rasch und beinahe unbesonnen suchen, gewiß nicht dazu eignen können, langsam, besonnen, ruhig und mit der Nase ganz tief am Boden einer schweißigen Fährte zu folgen. Wenn überhaupt irgend eine Vorstehhunderace im Stande wäre, die Arbeit des eigentlichen Schweißhundes am Riemen zu ersetzen, was ich aber schon von vorn herein in Abrede stellen möchte, da solche Hunde nur selten dahin zu bringen sind, mit gehöriger Vorsicht und Ruhe dem angeschossenen Wilde eine große Strecke weit nachzuziehen; ich sage, wenn überhaupt eine Vorstehhunderace jene Aufgabe, nämlich den Ersatz des Schweißhundes, vollständig zu lösen fähig wäre, so würde es gewiß die deutsche weit eher vermögen, als die englische, die ja sogar in dem bei

weitem leichteren Auffuchen und Beibringen angeschossener Hasen und Füchse wenig oder gar nichts leistet. In dieser Kunst aber, im Auffuchen und Apportiren des kleineren Haarwildes, muß, meiner Ansicht und Beobachtung nach, ein Huud erst vollkommen geübt und erfahren sein, ehe man ihn mit gutem Erfolge auf Hochwild gebrauchen kann, immer aber, auch bei der sorgfältigsten Vorbereitung, wird sein Talent mehr darin bestehen, daß er, wie bei Hasen und Füchsen, auf die Fährte gesetzt, die verwundeten Thiere aufsucht, verfolgt und fängt, als daß er am Hängeseil den Jäger aus größerer Entfernung dahin führt, wo dieselben sich krank niedergethan haben oder verendet sind. Ich möchte daher fast eine Wette darauf eingehen, daß Niemand über den fraglichen Plan sich mehr wundern werde, als die Engländer selbst, denen man in solcher Absicht ihre Hunde abkauft, da sie ihren reinen Pointers, um dieselben ja nicht ihrer eigentlichen Bestimmung zu entfremden, nicht einmal erlauben, Hühner oder Schnepfen, wie viel weniger Haarwild, zu apportiren, sondern hierzu eigene Hunde halten, welche nicht revieren, sondern nur hinter dem Jäger hergehen und nur, nachdem dieser geschossen hat, das erlegte Wild beiholen dürfen, während der Pointer durchaus nur zum Suchen und Vorstehen verwendet wird.

Also ich wundere mich nicht nur überhaupt über das Auftauchen einer solchen Idee, sondern namentlich auch darüber, daß jene Vereine (die doch wohl größtentheils nur aus Dilettanten bestehen werden, weil der praktische Jäger solchen Neuerungen abhold, lieber bei der alten ächten Schweißhundsrace bleiben und überhaupt bei dem Hochwilde, welches er bei dem Pürschgange und Anstande selbst erlegt oder durch sein Personal erlegen läßt, Sorge tragen wird, daß es, tödtlich getroffen, keines umständlichen Nachsuchens bedürfe) dennoch so großen Werth auf einen so heterogenen Gebrauch ihrer Vorstehhunde legen, da sie doch gewiß der Mehrzahl nach eher sechs und acht mal Gelegenheit finden werden, eine Hühnerjagd, als einer Hirsch- oder Saujagd beizuwohnen, ihnen daher weit mehr daran gelegen sein muß, daß ihr Hund im freien Felde etwas Vorzügliches, als im Walde, nur die Rolle eines Lückenbüßers übernehmend, kaum das Mittelmäßige leiste.

Doch das Alles sind nur individuelle Ansichten, Zweifel und Muthmaßungen. Der Erfolg kann vielleicht günstiger sein, als ich mir ihn denke, und in diesem Falle bitte ich recht angelegentlich, zu meiner und vieler anderen Waidmänner, die gleicher Meinung mit mir sind, Beleh-

rung und Zurechtweisung uns das Resultat jener Versuche in der Forst- und Jagdzeitung bald mittheilen zu wollen.

Wenn diese Bitte unerfüllt bleibt, so werden wir daraus dann wohl auf ein stillschweigendes Geständniß schließen dürfen, daß die aus dem Dreiinselreiche verschriebenen Pointers und Setters zwar recht viele Hühnerketten, aber wenige waidwund geschossene Feistthirsche aufgesucht haben.

Wie mit dem Apportiren, so verhält es sich auch mit dem Abwürgen des Raubzeuges. Es gibt Racen, die sich hierin auszeichnen, und wieder andere, welche man nur mit großer Mühe dazu bringt, weil der Haß gegen die Raubthiere, wenn er ihnen nicht angeboren ist, sich nur schwer oder gar nicht durch Abrichtung beibringen läßt.

Zu den Racen, die zum Abwürgen des Raubzeugs nicht brauchbar sind, gehören die englischen Vorstehhunde, Setters und Pointers, und zwar vielleicht darum, weil sie dazu in ihrem Vaterlande nicht gebraucht werden, also die Anlage dafür sich nicht vererbt. Der englische game keeper (Leibjäger, Jagd-Aufseher) führt zur Verfolgung des Raubzeuges einen besondern Hund bei sich, entweder einen Dachshund oder einen Bastard von Dachshund und Bulldog.

Doch kann man den mangelnden Eifer dadurch einigermaßen rege machen, daß man ihnen Gelgenheit verschafft, sich an jungen Raubthieren zu versuchen, die sie leicht überwältigen können, und die man nöthigen Falles zuvor auch leicht verwunden kann, da der Knall eines Schusses Hunde, denen es an Muth fehlt, außerordentlich anzufeuern pflegt.

Auch das Beispiel anderer Hunde macht ihnen große Lust zum Zugreifen. Wenn sie sich daher anfänglich allzufurchtsam bezeigen, so gebe man ihnen von Zeit zu Zeit einen scharfen Würger zur Unterstützung und zum Muster. Doch sind, wie gesagt, diese Mittel bei sehr weichen und muthlosen Hunden nicht immer wirksam, während andere gar keiner Anweisung bedürfen und von Jugend auf unversöhnliche Feinde der Katzen, Füchse und jedes andern Raubzeuges sind. Ueberdies hat die erwähnte Eigenschaft nur für den Jäger vom Fache und für den Jagdbesitzer Werth, nicht aber für den blosen Jagdliebhaber, welcher nicht nur selten Gelegenheit hat, einen Schuß nach Raubthieren zu thun, sondern sich auch für die Verminderung desselben überhaupt wenig oder gar nicht interessirt.

Viele Hunde haben die schlimme Gewohnheit, alles Zurufens ungeachtet, an Füchsen, Mardern, Katzen und dergleichen Thieren sehr lange

zu zausen und zu schütteln, ja wohl gar sich damit zu entfernen, ehe sie dieselben dem Schützen zutragen. Diese Unart dulde man ja nicht; denn nur zu leicht gewöhnen sie sich, das Nämliche späterhin auch mit den Hasen zu thun.

So lange das Raubthier noch lebt und sich vielleicht, wenn auch nur schwach, noch vertheidigt, kann man es wohl gestatten; aber sobald dasselbe abgewürgt und verendet ist, muß der Hund ebenso schnell damit herankommen, als mit irgend etwas Anderem.

Bevor der Lehrling ganz zuverlässig im Apportiren ist, hüte man sich, ihn auf die Fährte solcher Hasen zu setzen, die nicht schwer genug verwundet sind. Man verliert ihn dadurch zu sehr aus den Augen, um sein Benehmen gehörig überwachen zu können.

Wenn ein Hund vorzugsweise zum Apporteur herangebildet und zum Beibringen angeschossener Hasen bestimmt werden soll, was allenthalben da der Fall ist, wo Jäger oder Jagdliebhaber in ihren Bezirken mehr Wald als Feld haben, so darf derselbe seine ersten Studien in diesem Fache nicht im freien Felde machen, sondern muß hierzu anfänglich bei den Waldjagden unterrichtet werden.

Wird ein junger Hund bei den Feldjagden zuerst auf angeschossene Hasen gelassen, so lernt er ohne Zweifel sehr bald, mehr das Gesicht als die Nase gebrauchen und beachtet dabei natürlich die schweißige Fährte viel weniger als den Gegenstand seines Zieles. Umgekehrt wird es sein, wenn er zuerst im Walde auf Hasen, die voraussichtlich nicht mehr sehr weit fortlaufen, und zwar dann erst gesetzt wird, wenn sie seinem Gesichtskreise bereits entschwunden sind und er wieder zur Ruhe gebracht ist.

Bei gehöriger Anweisung wird er die Fährte des kranken Thieres sehr bald aufnehmen und verfolgen lernen, wobei der große Vortheil errungen wird, daß der Hund, wie es der größte Theil bei solchen Gelegenheiten thut, später nicht wie rasend umherschießt, wenn ihm ein angeschossenes Wild, das er apportiren oder fangen soll, aus den Augen gekommen ist, wodurch dieses, falls er die Fährte nach dem Umherrennen auch wieder richtig aufnimmt, mindestens einen zu großen Vorsprung gewinnt, oder einen Zufluchtsort erreichend — z. B. ein Fuchs einen nahen Bau — gar verloren geht; sondern er wird, alsbald mit der Nase am Boden forteilend, den von dem Wilde gemachten Weg unabläßig verfolgen und dieses wo möglich beizubringen suchen.

Ein so gearbeiteter Hund läßt sich dann auf dem Felde wohl besser gebrauchen, als ein auf dem Felde zuerst gearbeiteter im Walde.

Sollte man die Bemerkung machen, daß er begierig den Schweiß eines Hasen ableckt, oder wohl gar damit umgeht, diesen anzuschneiden, so eile man, ohne ihn erst zu rufen, hinzu, nehme ihn an die Leine und gebe ihm, nach Befinden der Umstände, eine empfindliche Strafe mit den Korallen oder mit der Peitsche, wobei der Ruf „apporte!“ immer wiederholt werden muß; auch lasse man ihn dann einige Zeit den Hasen tragen. Sollte diese erste Correction fruchtlos bleiben und der Fehler wiederholt werden, so muß dann eine härtere Züchtigung folgen. Es ist dies aber einer jener besonderen Fälle, in denen ich der Meinung bin, man könne nicht leicht zu streng sein, weil ein Hund, der nicht etwa nur ein= oder zweimal und aus jugendlichem Unverstande, sondern aus Gewohnheit sich des abscheulichen Fehlers schuldig macht, die Hasen zu fressen, anstatt sie zu apportiren, nichts Besseren werth ist, als daß man die erste Mahlzeit dieser Art, bei der man ihn wieder betrifft, für ihn zur Henkersmahlzeit, d. h. durch einen tüchtigen Schuß auf den Kopf ihn für immer unschädlich mache.

Je wichtiger und entscheidender aber ein solches Extrem ist, um so sorgfältiger und genauer muß man erst alle Umstände untersuchen und mit einander vergleichen, ehe man das Todesurtheil gegen ihn ausspricht.

Besondere Rücksicht verdient z. B. großer Hunger, der selbst dem Menschen, wie viel mehr dem Thiere, oft keine andere Wahl übrig läßt, als die erste Gelegenheit zu dessen Befriedigung begierig zu ergreifen; ebenso auch Lüsternheitsfolge bei einer tragenden Hündin, in welchem Falle harte Strafe zwar folgen muß, das Todesurtheil aber grausam sein würde. Auch das entschuldigt einigermaßen, wenn zwei Hunde zugleich einen Hasen gefangen und aus Neid und Mißgunst, weil nämlich jeder ihn allein haben und forttragen wollte, zerrissen haben und nun der jüngere seinen Kameraden schmausen sieht. Exempla trahunt! Endlich kann auch große Müdigkeit, d. h. Mangel an Kraft, den gefangenen Hasen fortzubringen und starkes Schweißen desselben, welches anfangs nur zum Lecken Anlaß gibt, eine freilich nur nothdürftige Entschuldigung abgeben, jedoch immer nur beim erstenmale; bei einer mehrmaligen Wiederholung desselben Fehlers verlieren solche Milderungsgründe ihre Kraft gänzlich. Es ist daher sorgfältig darauf zu sehen, daß man keinem Hühnerhunde das Ablecken des Schweißes an geschossenem Wilde oder auf der Erde oder auch nur bei Schlachtereien im Hause gestatte, um eine so schlimme Gewohnheit nicht bei ihm rege werden zu lassen. Auch in dieser Beziehung sind mir während meiner vieljährigen

Praxis Fälle vorgekommen, die ich mir nur schwer oder gar nicht zu erklären vermochte.

Ein Hund, welchen ich während einer Reihe von Jahren geführt, und der nie einen Hasen angeschnitten hatte, pflegte sich, als seine Kräfte nachzulassen anfingen, bei den Hasen, die er nach vorgängiger starker Anstrengung gefangen hatte, niederzulegen und dabei zu warten, bis Jemand hinzu kam, sie ihm abzunehmen. Das währte aber oft ziemlich lange, weil er die unangenehme Eigenschaft besaß, auch im Walde und auf dem frischen Schweiße niemals laut zu geben; wenn man daher durch zu große Entfernung oder das Rauschen des Windes u. s. w. verhindert war, den Hasen schreien zu hören, oder wenn dieser schon, ehe der Hund ihn einholte, verendet liegen geblieben war, so wußte man nicht, wo man ihn suchen sollte. — Dadurch nun entstand Langeweile für den Hund, weil er zu sehr entkräftet war, um den Hasen forttragen zu können und doch auch nicht leer zu mir zurückkehren wollte.

Diese Langeweile, in Verbindung vielleicht mit Durst und Erhitzung, mag ihn wohl zuerst verleitet haben, den Schweiß abzulecken, welche Liebhaberei aber bald in wirkliches Anschneiden ausartete, so daß er, in Folge dieses, während seiner ganzen früheren Lebenszeit ihm fremd gebliebenen Lasters, von welchem er nicht mehr zurückzubringen war, todtgeschossen werden mußte.

Noch weit befremdender als diese, offenbar nur durch Kraftlosigkeit und Altersschwäche herbeigeführte, Ausartung war mir folgender Vorfall:

Ich besaß einst einen Hund, der, als Apporteur und auf dem Schweiße gleich ausgezeichnet, in der ganzen Umgegend berühmt war und noch nie einen der vielen von ihm herbeigeholten Hasen auch nur im mindesten verletzt, viel weniger angeschnitten hatte. Mit diesem ging ich einst bei einer Waldjagd neben der Treiberwehre her und schoß in's Dickicht nach einem Hasen. — In demselben Augenblick fuhr ein Rehbock, von welchem ich vorher nichts gesehen hatte, hinter mir über den Weg. Ich eilte ihm nach und schoß ihm am jenseitigen Rande eines tiefen Grabens einen Vorderlauf hoch am Blatte ab, worauf er zwar stürzte, sich aber wieder aufraffte und dann, obschon sehr krank, noch eine kleine Strecke fortging.

Nun war ich erst darauf bedacht, meinen Hund zu rufen; allein er kam nicht, denn der ihn führende Treiber, ein Knabe, hatte ihn, ohne daß ich es bemerken konnte, nach dem Hasen losgelassen. Wie groß war daher mein Erstaunen, als ich, in dieser Richtung eine kleine Strecke fortgehend

und dabei pfeifend, den Hund mit einem vorn stark angerissenen Hasen aus dem Dickicht herauskommen sah. — Ich traute meinen Augen kaum; allein es war kein Trugbild meiner Phantasie, sondern die unwidersprechlichste Wirklichkeit. — Mein erster Gedanke war nun: es möge noch ein anderer Hund dazu gekommen sein; indeß ein solcher war weder nahe, noch fern, es konnte daher nur der meinige, obwohl bis jetzt ganz ohne Tadel, sich dieses Vergehens schuldig gemacht haben.

Mein Entschluß war bald gefaßt. Um kein Aufsehen zu erregen, was doch unvermeidlich gewesen wäre, wenn die übrige Jagdgesellschaft von diesem mir so höchst unangenehmen Vorfalle etwas erfahren hätte, beschränkte ich mich, meinen Unmuth nur mit Mühe unterdrückend, darauf, den Sünder mehrmals den verletzten Hasen herbeitragen zu lassen und dann anzuleinen. — Der Hase wurde sodann in einen Busch gelegt und ein Zeichen beigefügt, sodaß der Jagdaufseher, hiervon in Kenntniß gesetzt, ihn leicht finden und, da nur das Blatt verletzt war, noch für sich benützen konnte.

Dieser eigenthümliche Vorfall verstimmte mich jedoch in hohem Grade, denn einen so vorzüglichen Hund nicht mehr brauchen zu können, wäre mir äußerst empfindlich gewesen. Wie sich leicht denken läßt, behielt ich ihn, zumal da der Rehbock bereits verendet gefunden worden war, bis zum Ende der Jagd an der Leine und war so sehr mit dem Nachdenken über den Grund seines Fehltrittes beschäftigt, daß ich in der darauf folgenden Nacht beinah nicht ruhig schlafen konnte.

Schon mit Anbruch des Tages machte ich mich auf den Weg nach dem Walde, höchst gespannt darauf, ob der Hund seinen Fehler wiederholen werde oder nicht. Meine desfalls gehabte große Sorge war aber ganz unnöthig gewesen; denn er brachte mir die Hasen, die ich, um ihn auf die Probe zu stellen, absichtlich nur angeschossen hatte, so schnell und gut, als je zuvor.

Es blieb mir daher nur ein Ausweg übrig, jenes auffallende Ereigniß zu erklären. — Dieser Hund hatte nämlich ein überaus feuriges, rasches, heftiges, begieriges und leidenschaftliches Temperament, in dessen Folge keine Kreatur, ganz kleine Häschen ausgenommen, die er aus Furcht vor scharfer Strafe sorgfältig schonte, lebendig aus seinen Zähnen kam; auch wurde er nur selten an der Leine geführt. Das anhaltende, wirklich zügellose und unsinnige Schreien und Brüllen der Treiber, sowie das häufige Schießen auf allen Seiten, mochten daher seine ohnehin schwer genug geprüfte Geduld auf die höchste Folter gespannt und ihn in eine

Art von Raserei versetzt haben, so daß, als ihn der Knabe in meiner Abwesenheit losließ, er sich wie wüthend auf den angeschossenen Hasen gestürzt und diesem vermuthlich schon auf den ersten Griff ein Stück aus dem Vorderblatte gerissen hatte. — Anders weiß ich mir den Vorfall, der sich nachher nie wiederholte, nicht zu erklären. Erst zwei Jahre später ereignete sich etwas Aehnliches.

Ein durch einen Schrotschuß am Unterleibe stark beschädigter Hase wurde im Dickicht von ihm verfolgt. Wegen des heftigen Windes konnte Niemand hören, ob derselbe gefangen worden sei oder nicht; doch war mir das lange Ausbleiben des Hundes bedenklich und ich entschloß mich daher, in lebhaftem Andenken an jenes frühere Ereigniß, nun Etwas zu thun, was ich sonst nie zu thun pflegte, ihn nämlich vermittels der Pfeife an seine Pflicht zu erinnern. — Er brachte nun zwar sogleich den Hasen, allein die Stelle des Anschusses war durch den Hund sichtlich vergrößert worden und höchst wahrscheinlich würde diese Unart noch weiter getrieben worden sein, wenn nicht die warnende Pfeife ihn erschreckt und von der Fortsetzung seines Beginnens abgehalten hätte.

Ob nun hierbei, da er den ganzen Tag hindurch bis zum späten Abend, wo dies geschah, noch kein Futter bekommen hatte, vielleicht der Hunger mitgewirkt, oder nur das ungewöhnlich starke Schweißen des Hasen, welchem ganz aus der Nähe ein Loch in den Leib geschossen worden war, ihn zu diesem Fehler verleitet haben mochte, kann ich nicht bestimmen, sondern bemerke nur, daß, nachdem ich ihn diesmal mit aller Strenge bestraft hatte, er nachher nie wieder eine Spur jener Untugend gezeigt, sondern auch im Walde, ohne irgend eine Warnung durch Ruf oder Pfiff, eine Menge angeschossener Hasen, oft aus sehr großer Entfernung, schnell und sicher herbeigebracht hat.

Ein anderes, nicht minder interessantes, Beispiel dieser Art ist mir erst vor gar nicht langer Zeit vorgekommen.

Ich hatte nämlich eine noch ganz junge, sehr lebhafte Hündin einem benachbarten Jäger bei der Eröffnung des Hühnerschießens auf einige Zeit, aushülfsweise, zur Führung überlassen. Als er mir dieselbe bald zurückbringen wollte, wünschte er mir erst zu zeigen, wie geschickt sie im Apportiren geworden sei; er ließ sie daher einen so eben erst geschossenen, schon fast ausgewachsenen jungen Hasen herbeiholen, was sie auch ganz willig, jedoch nicht ohne Anstrengung that. Nicht zufrieden mit diesem ersten Versuche, wiederholte er, gegen meinen Wunsch, die Probe nochmals und das Tragen ging nun schon weit schlechter, als das erste Mal.

Ich fand mich daher um so mehr veranlaßt, gegen jede weitere Wiederholung zu protestiren, da der Hund von Natur schon sehr klein und schwach, noch überdies sehr schlecht im Futter gehalten und durch anhaltendes Suchen schon ganz ermüdet war; weshalb ich mich denn auch ganz unverholen darüber aussprach, daß es höchst unpassend, ja wegen der weiteren möglichen Folgen hinsichtlich des Anschneidens ꝛc. sogar gefährlich sei, unter solchen Umständen einem noch ganz jungen Hunde eine Zumuthung zu machen, welche seine Kräfte augenscheinlich übersteige.

Damit hielt ich Alles für abgethan und ging, ohne weiter darauf zu achten, meines Weges. Der Jäger aber, welcher die Sache besser zu verstehen glaubte, als ich, ließ, um der anwesenden Gesellschaft zu zeigen, daß mein Tadel ein ungegründeter und unnöthiger gewesen sei, den Hasen zum dritten Male eine Strecke weit hinauslegen, um ihn von seinem kleinen und schwachen Lehrling herbeiholen zu lassen.

Und was erfolgte hieraus?

Der Hund, als er sich zu schwach fühlte, den Hasen emporzuheben und fortzutragen, fing an, ihn hin und her zu zerren und zu schütteln, sodann aber riß er ihm, vor den Augen aller Anwesenden, den Leib auf. An der Fortsetzung dieser Mahlzeit konnte er aber kaum durch lautes Rufen und Hinzulaufen seines Führers abgehalten werden.

Meine Besorgniß hatte sich daher vollkommen und sogar schneller noch, als ich selbst es vermuthete, bestätigt, und der Alles besser wissenwollende Jäger fühlte sich durch den Ausgang der Sache nicht wenig beschämt, wollte auch nunmehr durch Mißhandlung des Hundes seinen Zorn auslassen, was ich mir jedoch verbat. Zugleich aber beschloß ich, über ein so irrationelles Verfahren empört, den Hund nicht länger in seinen Händen zu lassen.

Mehrere der Anwesenden gaben mir jetzt den Rath, denselben entweder zu vertauschen oder zu verschenken, oder, was vielleicht das Allerbeste sei, todtschießen zu lassen; es werde ja doch nichts weiter aus ihm, als ein Hasenfresser. Diese Ansicht war aber nicht die meinige; ich betrachtete den von ihm begangenen Fehler nur als die natürliche Folge von Hunger und Ermüdung, ließ mich daher durch das Vorgefallene nicht abschrecken und fand mich auch für mein gutes Zutrauen reichlich belohnt. Das Thier wurde nichts weniger, als ein Hasenfresser, sondern ein vortrefflicher Apporteur und ausgezeichneter Schweißhund, welcher, die Hasen sehr geschickt im Gleichgewichte fassend, durch Eifer und guten Willen, was ihm an körperlicher Stärke abging, vollkommen zu ersetzen verstand

und von Allen, die ihn apportiren sahen, wegen der außerordentlichen Schnelligkeit, mit welcher er das Wild herbeitrug, bewundert wurde, ja sogar um so größeres Aufsehen erregte, weil seine Leistungen Alles, was man von einer so kleinen und leichten Gestalt erwarten durfte, weit übertrafen.

Da es von jeher für mich ein sehr angenehmer Anblick war, starke Hasen und, wo möglich, auch Füchse im gestreckten Galopp apportiren zu sehen, so wählte ich, um diese Liebhaberei zu befriedigen, nicht nur zu meinem Gebrauch überhaupt Hunde von hinlänglicher Körperkraft und vorzüglicher Gewandtheit, sondern sah besonders auch dabei auf ein rasches und feuriges Temperament. Dennoch kamen mir von Zeit zu Zeit solche vor, welche von Natur nur sehr wenig Eifer hatten, das geschossene Haarwild, wenn es ihnen etwas schwer erschien, schnell herbeizuholen; namentlich aber bemerkte ich auch, daß manche Hunde dann am wenigsten eilten, wenn sie in meiner Nähe und vor meinen Augen solches Wild apportiren sollten. Diese Wahrnehmung brachte mich auf den Gedanken, dergleichen von Natur etwas laue, träge und phlegmatische Hunde durch öfteres Verlorensuchen zu üben und anzufeuern; denn ich hatte, wie schon gesagt, sehr oft wahrgenommen, daß sie mit dem Gegenstande, den ich ihnen auf den Weg gelegt, um so rascher mir nacheilten, je weiter ich sie zurückgeschickt hatte. Diese Eile zu meinem Zweck benützend, ließ ich sie anfänglich leichteres, dann schwereres Federwild, ferner auch Kaninchen und junge Hasen aus immer größeren Entfernungen herbeiholen. Wenn sie nun nach längerer Uebung diese Pflicht mit der gewünschten Schnelligkeit erfüllt hatten, so setzte ich meine Versuche auch mit ausgewachsenen Hasen und zuletzt sogar mit Füchsen fort, bis meine Absicht erreicht war. Dieses Mittel hat mir sehr gute Dienste geleistet und ich kann dasselbe allen Denen, die es gerne sehen, wenn ihre Hunde recht rasch und flüchtig das geschossene Wild herbeibringen, als das leichteste und einfachste empfehlen, bin jedoch weit entfernt, mich bei allen Hunden für dessen Erfolg verbürgen zu wollen. Es gibt vielmehr auch solche, an denen jede Kunst und Bemühung scheitern, weil kein Eifer, keine Lust zu eilen, keine Gewandtheit, mit einem Worte, kein Leben in ihnen ist. Noch muß ich bemerken, daß die vorhin bezeichnete Uebung mit dem Verlorensuchen des schweren Haarwildes ja nicht erst, nachdem der Hund sich schon stark ermüdet und sein Feuer verloren hat, vorgenommen werden darf, sondern immer möglichst bald nachdem man vom Hause weggegangen, sowie überhaupt nur dann, wenn er noch recht munter und kräftig ist.

Noch muß ich eines Vortheils beim Apportiren gedenken, den ich nur von einigen wenigen Hunden anwenden sah. Es ist der, den Hasen immer so zu fassen, daß dessen Läufe mehr aufwärts stehen, als abwärts hängen, da hierdurch das Tragen um Vieles erleichtert wird, wovon man sich schon durch bloße Versuche mit der Hand hinlänglich überzeugen kann.

Wollte man einen jungen Hund durchaus hieran gewöhnen, so würde dies schon bei der Stubendressur geschehen müssen, indem der zur Vorübung bestimmte Hasenbalg immer zwischen zwei Leisten oder in sonst eine Vertiefung auf den Rücken gelegt und dort etwas mehr mit Gewicht beschwert werden müßte, als auf der Bauchseite, an der ihn der Hund packen soll. — Doch ist dies nur eine Idee, welche ich nicht einmal auszuführen gesucht, viel weniger bewährt gefunden zu haben behaupten kann; auch ist das Mittel überhaupt nur bei solchen Hunden nöthig, die, weil sie keine starke Brust besitzen oder es ihnen überhaupt an Kraft gebricht, alte Hasen nicht ohne Anstrengung fortbringen können; solche hingegen, welche von der Natur mit allen zum Apportiren erforderlichen Eigenschaften ausgestattet sind, tragen den Hasen leicht, sie mögen ihn oben oder unten gefaßt haben; es würde daher überflüssig sein, sie besonders daran zu gewöhnen, daß sie ihn immer nur am Bauche anpacken dürfen.

Ehe ich dieses Kapitel schließe, will ich, um nichts Wesentliches zu übergehen, auch noch das Hauptsächlichste der Wasserarbeit anführen; denn wohl Niemand wird in Abrede stellen, daß ein Vorstehhund nur halb ausgearbeitet genannt werden kann, wenn er nicht sowohl aus dem Wasser rasch apportirt, als auch in Bruch, Moor und Schilf fleißig und unverdrossen sucht.

Das Apportiren aus dem Wasser wird solchen Hunden, die einen ganz entschiedenen Widerwillen dagegen zeigen, am leichtesten an einem nicht allzubreiten Teiche oder anderem Gewässer auf folgende Art beigebracht: an der Halsung der Korallen- oder Knotenleine wird eine zweite Leine von solcher Länge befestigt, daß sie bis an das jenseitige Ufer hinüberreicht, wo ein schon im voraus instruirter Gehülfe damit, wie hier folgt, manipulirt.

Ist jene Vorrichtung getroffen, so wirft man nicht allzuweit vom Ufer ein Paar zusammengebundene Gänse- oder Entenflügel, so daß sie der Hund sehen kann, in das Wasser, in welches ihn nun der Gehülfe mittelst der langen Leine auf den Zuruf „apporte!" bis an den Gegenstand, der herausgebracht werden soll, hinzieht.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Sollte der Hund, was jedoch nur selten geschieht, sich weigern zu apportiren, so wird er mittelst der beiden Leinen nicht vom Platze gelassen und durch diese unbequeme Lage nebst verstärktem Zurufe sich bald gezwungen sehen, den Rachen zu öffnen und das Hingeworfene zu nehmen. In diesem Augenblicke gibt ihm der Gehülfe Raum zum Umkehren, während man ihn unter immerwährendem lobenden Zuspruche „so recht, mein Hund!", wenn er beim Heranschwimmen eine andere Richtung, als nach seinem Lehrer hin, nehmen sollte, mittelst der Leine sanft zurechtweisen kann. Oftmalige Wiederholungen werden hinreichen, den Hund so weit zu bringen, daß er mit der größten Begierde auf den bloßen Zuruf „apporte!" sich vom steilsten Ufer hinab in das Wasser stürzt.

Die Wirksamkeit dieses Mittels unterliegt keinem Zweifel; denn selbst der hartnäckigste und halsstarrigste Hund kann durch ein solches Verfahren in kurzer Zeit vermocht werden, zu thun, was man von ihm verlangt, weil ihm keine andere Wahl übrig bleibt, als zu gehorchen. Allein es ist nur äußerst selten nöthig, einen so umständlichen Weg einzuschlagen, weil jeder nur einigermaßen feurige und lebhafte Hund im Sommer mit Freuden in's Wasser geht und durch öftere Wiederholung solcher Uebungen mit diesem Elemente bald so vertraut wird, daß er sich auch zu andern Jahreszeiten nicht mehr davor fürchtet. — Will man jedoch die Lust dazu ihm noch mehr und für immer einprägen, so darf man nur von Zeit zu Zeit einen Vogel so schießen, daß er in das Wasser fällt, oder einen schon geschossenen in dem Augenblick hineinwerfen, wo man einen blinden Schuß thut, daß der Hund glauben muß, man habe ihn wirklich soeben erst erlegt, und ihn dann herausholen lassen. Dadurch entsteht bald eine wahre Begierde, Alles, was der Hund fallen sieht, sogleich herauszuholen, — einer der wenigen Fälle, wo man behaupten könnte, daß auch die Schußhitze zu etwas gut sei; augenscheinlich aber ist sie es hauptsächlich, die antreibt, sich in's Wasser zu stürzen. Doch hat diese Manipulation die unvermeidliche Folge, daß ein rascher Hund, der oft auf solche Weise angefeuert wird, auch dann merklich schwerer zurückzuhalten ist, wenn er irgend ein geschossenes Wild fallen sieht.

Ferner die Suche im Sumpf und Wasser anlangend, so habe ich mich überzeugt, daß diese von selbst sich gibt, wenn man entweder alsbald bei dem Anfange der Jagd auf junge Enten mit durchwadet oder Jemanden, an den der Hund gewöhnt ist, mit ihm suchen läßt. — Sind ältere, geübte Wasserhunde bei der Jagd, so erreicht man seinen Zweck um so eher, da er in ihrer Gesellschaft bald begreifen wird, um was es sich hier

handelt. — Im Winter bei strenger Kälte einen guten Vorstehhund zum Apportiren aus dem Wasser zu brauchen, kann ich übrigens nicht rathen, da es höchst nachtheilig auf seine Gesundheit wirkt und, wenn es oft geschieht, die Dauer seiner Brauchbarkeit dadurch sehr abgekürzt wird.

Obgleich manche Jäger nur mit großer Geringschätzung und nur spottend von dem Verlorensuchen der Hühnerhunde sprechen und dasselbe zu den sogenannten Pudelkünsten rechnen, so giebt es doch auch wieder andere, welche dieser Meinung nicht sind. Zu diesen letzteren gehöre ich selbst; ich darf daher nicht unterlassen, auch über diesen Gegenstand hier einige Worte anzufügen.

Allerdings gehört es blos in die Kategorie unnützer Spielereien, wenn man im Hause hier und da Kleinigkeiten versteckt und dann die Hühnerhunde stundenlang damit quält, diese Kleinigkeit zu suchen; denn nicht Zimmer und Haus sind die eigentliche Sphäre, in der sich dieselben bewegen sollen, sondern Wald und Feld. Inzwischen können auch hier sehr leicht Fälle vorkommen, welche das Verlorensuchen als eine recht schätzenswerthe Eigenschaft erscheinen lassen.

Wie leicht kann es z. B. geschehen, daß man Pulverhörner oder Schrotbeutel verliert, oder auf der Stelle, wo man geruht hat, einen Stock oder sonst irgend Etwas liegen läßt, oder endlich, daß eine Schleife aufgeht, oder der stark durchschossene Hals eines Feldhuhnes oder einer Schnepfe, die man an der Jagdtasche hängend trägt, sich ablös't und der Vogel unbemerkt herunterfällt! In allen diesen Fällen ist es sehr angenehm, nicht selbst zurückgehen und suchen zu müssen. Eine einzige Bewegung mit der Hand ist hinreichend, dem treuen Diener begreiflich zu machen, was er zu thun habe. Er eilt in vollem Laufe zurück und holt den verlornen Gegenstand herbei.

Die Anweisung dazu ist höchst einfach und leicht.

Man legt vor den Augen des Hundes, welcher an der Leine geführt wird, Etwas auf den Weg und läßt es unter dem Zuruf: „Verloren" aus geringer Entfernung, nachdem man eine Strecke mit ihm fortgegangen ist, herbeiholen.

Diese Uebung wird in immer größeren Distanzen fortgesetzt, und unter dreißig Hunden wird kaum Einer sein, der nicht schon bei der ersten Section vollkommen begreifen sollte, was man von ihm verlangt. Jedoch gehen sie nicht alle auf gleiche Weise dabei zu Werke; manche laufen genau auf der Spur ihres Gebieters zurück und verlassen sich dabei nur auf ihr Gesicht, andere aber eilen mit gutem Wind neben den Fuß-

tritten des Jägers fort und vertrauen daher mehr auf ihre gute Nase. —

Diese letztere Methode verdient den Vorzug, weil der verlorene Gegenstand, wenn er in die Stoppeln, in die Haide, in hohes Gras u. s. w. gefallen, besonders auch, wenn er klein, mithin schwer zu sehen ist, sich weit leichter durch den Geruch, als mit den Augen entdecken läßt.

Alle diese Uebungen gehen, selbst in großer Entfernung, ganz gut von Statten, so lange man in gerader Linie, zumal auf gebahntem Wege, fortgeht, weil dann der Hund nur der ihm wohlbekannten Spur zu folgen braucht; aber weit schwieriger wird die Aufgabe, wenn man bei mehrmaligem Hin- und Her- oder, wie es im täglichen Leben oft genannt wird, Kreuz- und Quergehen, etwas verloren hat. In diesem Falle wird der Hühnerhund viel eher confus, als der Pudel und steht daher letzterem gewissermaßen nach.

Einen sprechenden Beweis, wie viel Einfluß die Neigung der Hühnerhunde für das Verlorensuchen oft auf das Apportiren überhaupt äußert, liefert nachstehende Thatsache, deren Mittheilung ich hier nicht unterlassen darf:

Ein großer und starker Hund von zwei Jahren wurde mir einst, ungeachtet seiner vielen sonstigen Vorzüge und guten Eigenschaften, hauptsächlich nur darum überlassen, weil dessen Besitzer es ihm nicht vergeben konnte, daß er mit aller erdenklichen Mühe nicht dahin zu bringen war, eine Katze, wie viel weniger einen Fuchs zu apportiren.

Wohl wissend, daß bei diesem starrsinnigen Lehrlinge schon jedes erdenkliche Zwangsmittel vergebens angewendet worden war, beschloß ich, die Erreichung meines Zweckes auf einem andern, weniger beschwerlichen Wege zu versuchen. Ich verschonte ihn also fortan mit allen weiteren Quälereien dieser Art und wartete eine schickliche Gelegenheit für die mit ihm vorzunehmende Probe ab.

Diese Veranlassung ergab sich, indem ich alsbald nach der Erlegung eines Marders diesen, als er noch warm war, unbemerkt im Walde in bedeutender Entfernung auf den Weg legen ließ und dann den Hund zurückschickte. Er nahm denselben, zu meiner großen Ueberraschung und Freude, sogleich auf und brachte ihn mir.

Zur Fortsetzung dieser Uebung wählte ich bald nachher einen ebenfalls erst geschossenen und daher noch warmen, dabei auch sehr leichten Fuchs, welchen er auf den Zuruf: „such, verloren!“ eben so willig aufnahm und aus bedeutender Entfernung mir nachtrug, wie zuvor den

Marder. Dieselbe Bereitwilligkeit zeigte er später auch bei stärkeren Füchsen, und der frühere Besitzer des Hundes war nicht wenig überrascht, als er später sah, mit wie viel leichterer Mühe ich durch ein höchst einfaches Mittel, ohne die geringste Anstrengung für mich und ohne alle Marter für den Hund, meine Absicht durchgesetzt hatte, während schon so viele Versuche, das Ziel durch eine strenge und gewaltsame Behandlung zu erreichen, gänzlich fehlgeschlagen waren.

Ich glaube nunmehr dieses Kapitel schließen zu dürfen, da in demselben, meines Wissens, Nichts übergangen ist, was über die Dressur des Vorstehhundes zu sagen nothwendig war. — Im weiteren Verlauf meiner Schrift werde ich mich indeß doch noch wiederholt hierauf beziehen müssen, und was bei der Lehre von den mancherlei Jagdbetriebs-Arten über die Anwendung des Vorstehhundes vorkommt, wird stets in der genausten Verbindung mit den hier ausgesprochenen Grundsätzen stehen.

Zum Ende will ich nur noch einige Beispiele von der nicht selten wahrhaft bewundernswürdigen Intelligenz und Stärke des Gedächtnisses des Hundes anführen.

Auf einem mit hohem Grase bewachsenen Schlage verlor ich einst meine Schreibtafel, die trotz aller Mühe nicht mehr aufgefunden werden konnte.

Als ich ungefähr drei Vierteljahre später wieder auf diesen Schlag kam, sah ich meinen Hund aus der Ferne herbeikommen und Etwas tragen. Ich konnte mir nicht erklären, was es wohl sein möge; denn der ehemalige rothe Saffian hatte inzwischen die Wetterfarbe dermaßen angenommen, daß er einem grauen Holzspahne ähnlicher sah, als einer Schreibtafel. Allein diese war es wirklich, wovon ich mich bald und mit nicht geringer Ueberraschung überzeugte. Hier entsteht zwar die Frage, ob für den Hund, nachdem jene schon so lange Zeit jedem Einflusse der Witterung ausgesetzt war, noch die Möglichkeit vorhanden gewesen sei, sie durch den Geruch als mein Eigenthum zu erkennen, und ich muß gestehen, daß ich mehr geneigt bin, diese Frage zu verneinen, als zu bejahen; allein auch in diesem Falle beweis't es viel Intelligenz, daß der Hund, der überdies noch sehr jung, nämlich kaum zwei Jahre alt war, sich für verpflichtet hielt, einen solchen Gegenstand aufzunehmen und mir zu überbringen. Zugleich kann dies Beispiel einen Beweis liefern, wie gut es ist, junge Hunde schon bei dem ersten Unterricht im Apportiren an das Verlorensuchen zu gewöhnen.

Auf einem Posten, den ich früher bekleidete, führte mich mein Weg aus dem Forste an einem kleinen, ringsum mit Gras bewachsenen Weiher vorbei, in welchem zur Strichzeit fast immer Becassinen der kleinsten Art (sogenannte Haarschnepfen) anzutreffen waren, die bekanntlich sehr fest liegen. Wenn ich nun eben Zeit und Lust hatte, so ging ich vom Wege ab nach dem einige Hundert Schritte seitwärts liegenden Teiche, um mir die Anwesenheit dieser Gäste zu Nutze zu machen. Als dieses mehrmals geschehen war, gewöhnte sich mein Hühnerhund jedesmal schon in großer Entfernung von besagter Stelle mir voraus zu eilen, und fing an den Weiher abzusuchen, als ob ich selbst dabei sei, bis er eine Schnepfe fand. Vor dieser blieb er sodann ruhig stehen, die Blicke immer nach mir richtend und jede meiner Bewegungen genau beobachtend.

Sobald ich nun, wie es oft geschah, gleichgültig vorüberging und ihn unbeobachtet hinter mir stehen ließ, hielt er längeres Vorstehen nicht mehr für nothwendig, sondern stieß den Vogel heraus und kam mir dann, ohne die geringste Furcht vor irgend einer Strafe zu äußern, munter und flüchtig nach, da er doch sonst, wenn es ihm begegnet war, etwas heraus zu stoßen, sich nur langsam und mit Zittern und Zagen zu nähern pflegte.

Dies Schauspiel haben, da es sich oft wiederholte, viele meiner Bekannten in dortiger Gegend nicht ohne das lebhafteste Interesse mit angesehen und von allen wurde der Scharfsinn bewundert, mit welchem der Hund so richtig zu unterscheiden wußte, daß unter den erwähnten besonderen Umständen und nur in diesem einzigen Falle das Einspringen, ohne vorherigen Befehl, **kein Fehler sei.**

Einst suchte ich mit einer, mir nur auf kurze Zeit übergebenen Hündin, welche dem Hasenjagen außerordentlich zugethan, dabei aber sehr gut vorständig war, in einem Wiesengrunde. An ihrem leisen und vorsichtigen Nachschleichen auf dem Geläufe konnte ich deutlich wahrnehmen, daß sie Hühner in der Nase habe und bald stand sie ganz fest. In demselben Augenblicke stand ein halbgewachsener Hase nur wenige Schritte vor ihr auf und wandte sich nach der den Hühnern entgegengesetzten Seite. Ganz nahe dabei stehend, konnte ich deutlich wahrnehmen, wie der ganze Körper der starr und unbeweglich vorstehenden Hündin von einer heftigen Erschütterung durchzuckt wurde, als habe sie ein elektrischer Schlag getroffen. Dennoch aber blieb sie in ihrer vorigen Stellung, nur mit dem Unterschiede, daß sie die Augen nicht mehr, wie zuvor, dahin richtete, wo die

Hühner lagen, sondern am ganzen Leibe zitternd, dem davoneilenden Hasen nachsah.

Dieser Anblick war für mich höchst interessant; denn ich sah den ungeheuren Kampf im Innern dieses Thieres ganz deutlich vor Augen. Die heftigste Begierde trieb die Hündin an, den Hasen zu verfolgen und doch wollte sie auch, so nahe und unmittelbar vor den Augen ihres Führers, nicht wagen, von den Hühnern abzugehen. Da endete der Zufall diesen schmerzlichen Kampf; es standen nämlich nun auch die Hühner auf und obgleich deren zwei dicht vor ihren Augen niederstürzten, und sie sonst gewöhnlich, zumal in dem Moment des Schusses, mit der größten Schnelligkeit dahin eilte, wo sie einen Vogel hatte herabfallen sehen, so setzte sie doch ihre gewöhnliche Liebhaberei für das Apportiren diesmal ganz bei Seite und würdigte die fallenden Hühner keines Blickes, sondern eilte aus Leibeskräften dem schon weit entfernten Gegenstande ihres Verlangens, dem Hasen, nach. Diese an sich schon sehr große Selbstbeherrschung erscheint noch bewundernswürdiger, wenn man erwägt, daß der Hund sehr häufig auf Koppeljagden gebraucht und daher, wenn er Hasen fing und beibrachte, nicht nur nicht, wie es hätte geschehen sollen, dafür gestraft, sondern vielmehr gelobt und mit Liebkosungen überhäuft, mithin in der Meinung, daß er die ihm angeborene Neigung zu jagen unbedenklich und auf alle Weise befriedigen dürfe, immer mehr bestärkt worden war, weshalb er die Verfolgung eines Hasen, zumal eines jungen, welchen er einzuholen hoffen durfte, für eine seiner wesentlichsten Berufspflichten hielt.

Und dennoch hatte er Gewalt genug über sich, um fest vor den Hühnern stehen zu bleiben, bis diese freiwillig aufstiebten! Ein solcher Grad von Resignation gehört gewiß zu den seltenen Erscheinungen.

Eines der interessantesten Beispiele von der Stärke des Rückerinnerungs-Vermögens der Hühnerhunde erzählt Herr Lootz, Revierjäger zu Neudorf in Schlesien, im Hartig'schen Archiv für Preußen.

Dieser aufmerksame Naturbeobachter brachte einst bei dem Aufsuchen eines Fuchsbaues im freien Felde einen Flug Wespen durch Beunruhigung ihres Nestes in Alarm, so daß sie ihn heftig verfolgten und namentlich auch der Vorstehhund, welchen er mit sich führte, mehrmals gestochen wurde.

Ein volles Jahr später wollte Herr Lootz denselben Bau visitiren und vermißte, als er in dessen Nähe kam, seinen Hund. Als er sich nun umdrehte, sah er denselben in einiger Entfernung mit eingezogener Ruthe

stehen, trotz seiner sonstigen großen Folgsamkeit diesmal weder Rufen noch Pfeifen beachtend. Herr Lootz, gereizt durch diesen scheinbaren Ungehorsam, kehrte um und war eben im Begriffe, ihn zu strafen, als derselbe winselnd und mit allen Zeichen von Angst und Furcht ihm entgegenkroch und sich dadurch Verzeihung erwirkte.

Als aber Herr Lootz der fraglichen Stelle abermals zuging und auch diesmal der Hund durchaus nicht folgen wollte, gerieth er auf's Neue in Zorn, kehrte um, und sah mit Erstaunen eine genaue Wiederholung des vorigen Auftrittes; denn das treue Thier war diesmal noch ängstlicher und winselte noch lauter, als zuvor.

Nun erst erwachte in dem Gedächtniß des Herrn Lootz die Erinnerung an die Verfolgung der Wespen im vorigen Jahre und das Räthsel war gelöst. Um sich jedoch vollständig zu überzeugen, wiederholte er später denselben Versuch, und der Hund wich abermals dieser ihm so furchtbaren Stelle mit der größten Vorsicht aus, erwartete in einiger Entfernung seinen Gebieter und empfing dann denselben mit unbeschreiblicher Freude, als wollte er sagen: Hier stechen mich die Wespen nicht! —

Herr N. N. hat uns — ich erinnere mich nicht mehr genau, in welcher Zeitschrift — folgenden Vorfall mitgetheilt:

Im Sommer 1822, als ich mich auf dem Forstinstitut in Fulda befand, ging ich mit einigen Freunden und in Begleitung zweier, von einem und demselben Wurf gefallener Hühnerhunde, welche damals halbjährig waren, am Ufer der Fulda, nach einer dort gelegenen Mühle hin, spazieren. Als wir den über den Mühlenbach führenden Steg überschritten hatten, verwehrten wir den Hunden den Uebergang, um sie zu nöthigen, durch das Mühlwasser zu schwimmen. Die mir zugehörige Hündin that dies ohne Weiteres; der Hund meines Freundes aber war, ungeachtet wiederholter Ermunterung, nicht dazu zu bewegen und blieb einen Schritt weit im Wasser, laut heulend, stehen. Meine Hündin, die peinliche Lage des Verzagten erkennend, schwamm hinüber, ergriff ihn am Behang, zog ihn tiefer in's Wasser und vollendete in dieser Attitüde mit ihm die Fahrt bis zum jenseitigen Ufer. — Diejenigen meiner Freunde, welche dabei anwesend waren, werden beim Lesen dieser Zeilen sich dieses Vorfalls gewiß noch erinnern.

Als ein seltenes Beispiel von der Stärke eines Hühnerhundes kann folgender Vorfall dienen:

So wie sich bei dem Menschen bisweilen in außerordentlichen Fällen heftiger Aufregung oder großer Gefahr, z. B. wenn es gilt, Jemanden

aus dem Feuer oder Wasser zu retten, oder wenn die Mutterliebe und dergleichen in's Spiel kommt, selbst bei schwächeren Personen ein Grad von Körperkraft, den sie weder vor= oder nachher jemals besessen, wenn auch nur auf wenige Augenblicke entwickelt, so ist mir auch bei einem Hühnerhunde ein solcher Fall vorgekommen und ich halte mich für verpflichtet, denselben hier wiederholt mitzutheilen, nachdem dies schon in den kritischen Blättern von Pfeil, unmittelbar nachdem das fragliche Ereigniß vorgefallen war, geschehen ist.

Als ich am 5. März 1837, theils um zu sehen, ob noch keine Schnepfen angekommen seien, theils auch, um vielleicht einem „rothen Freibeuter" das Handwerk zu legen, mir einige Schläge durchgehen ließ, sprengte mein Hühnerhund ganz zuletzt noch einen Spießbock über den Weg, jedoch ohne einen Laut zu geben, denn er hatte ihn nicht gesehen. Ich war daher ganz unvorbereitet und konnte erst schießen, als der Bock diesseits im Gebüsch schon verschwunden war*). Der Waldaufseher Durschang von Oberhausen, welcher, soeben mir gegenüber aus dem Treiben auf den Weg tretend, diesen Schuß mit angesehen hatte, äußerte sogleich: er glaube kaum, daß der Bock getroffen sein werde, weil er schon zu sehr im Dickicht gewesen sei, und ich war hierin ganz mit ihm einverstanden.

Man denke sich daher, in welchem Grade wir beiderseits erstaunt waren, als der Hund, den wir ganz kurz zuvor etwas seitwärts von der Fährte, hastig über den Weg hatten laufen sehen, jetzt auf einmal mit dem Rehbock im Rachen auf uns zukam. — Niemals hat mich während meiner Jägerpraxis irgend ein Anblick in einem solchen Grade überrascht! Es ist zwar gar nichts Seltenes, daß starke und feurige Hunde die kurz vor ihnen geschossenen Rehe fest anpacken und, zumal bergabwärts, eine kleine Strecke weit fortzerren; allein von einem so gewaltsamen, mit großer Anstrengung verbundenen Zerren und Schleifen war hier durchaus keine Rede, sondern der Hund apportirte den Rehbock im vollen Sinne des Wortes, das heißt er trug ihn ganz frei, wie einen Hasen oder Fuchs. — Um dies bis zur Evidenz zu beweisen, darf ich nur folgende Umstände anführen:

1. der Rehbock berührte durchaus den Boden nicht, sondern wurde

---

*) Ich bitte, mich mit allen Glossen über diesen „Engerlingsschuß" zu verschonen. Wenn man beinahe für jede Rehfährte Wildschaden bezahlen mußte, so lernte man die Böcke auch im Frühjahre niederschießen.

am Rücken gefaßt und ganz frei schwebend getragen, so daß die vier Läufe vorwärts gerichtet standen;

2. der Hund kam damit nicht im Schritt, sondern im vollen Trab auf einem alten Wege hergelaufen, so daß an irgend ein Ausruhen oder Niederlegen seiner Bürde gar nicht zu denken war;
3. er trug denselben auf diese Weise wenigstens dreißig Schritte weit;
4. er legte, als ob dieses Tragen nur ein Spielwerk für ihn sei, auf den ersten Zuruf: „Laß!" den Bock gar nicht ab, sondern hielt ihn, mit dem hochemporgestreckten Kopf — ein Anblick, den ich nie vergessen werde! — schon dicht vor mir stehend, immer noch im Rachen, bis ich den Befehl, ihn fallen zu lassen, wiederholte;
5. Ein Treiber, der mit dem Sattlermeister Michael Ludwig*) von hier in zu großer Entfernung von mir stand, um genau unterscheiden zu können, was der Hund trug, sagte zu diesem: „Schießt man denn aber jetzt noch Hasen?" „Du Narr", erwiderte der andere ganz lakonisch, „es is a Rämmeler."

Ich führe diesen Dialog nur deshalb hier an, weil er, sprechender, als die weitläufigste Beschreibung, die Leichtigkeit und den Anstand bezeichnet, die sich bei dem Tragen des (volle 20 Pfund bayerischen Gewichtes schweren) Rehbockes kund thaten.

Der Goliath, welcher ihn trug, war aber auch unter seinen Amtsbrüdern, was einst der große Ajax unter den Helden von Troja war; daher ich ihn denn auch oft scherzweise den Telamoniden nannte. — Größere Hunde, besonders höhere (die aber meist schmal an Brust und Hintertheil sind) findet man zwar hie und da, allein noch nie sah ich eine solche Länge, noch nie eine solche Brust und solche Knochen. Das seltene Ebenmaß, in welchem alle Theile seines Körpers zu einander standen, ließ selbst dem eigensinnigsten Kenner nichts zu wünschen übrig, und ich möchte um keinen Preis das Andenken an das Vergnügen entbehren, welches mir das hier erzählte, buchstäblich wahre Ereigniß schon

---

*) Warum, werden manche Leser vielleicht fragen, warum beruft sich der Erzähler nicht lieber auf das Zeugniß der neben ihm stehenden Schützen? Doch urtheilen Sie nicht zu rasch, meine Herren, der Grund ist ganz einfach der, daß, wenn man keinen neben sich hat, man sich auch auf keinen berufen kann; ich war nämlich allein.

gewährt hat und, so lange ich noch einer Erinnerung fähig bin, immer gewähren wird.

Als ich von dieser Jagd nach Hause kam, sagte ich meiner Umgebung, es habe sich Etwas ereignet, was mir zuvor noch nie vorgekommen sei und auch nie wieder vorkommen werde.

Und wirklich hat diese Ahnung sich vollkommen bestätigt. Wie oft ich es auch versuchte, von demselben Hunde geringe Rehe, selbst wenn sie merklich leichter waren, als der obenerwähnte Spießbock, aufnehmen und tragen zu lassen, es ist ihm niemals wieder gelungen; vielmehr packte er sie, was auch von anderen, minder kräftigen Hunden oft geschieht, blos am Halse oder an den Läufen und schleifte sie auf dem Boden fort, aber nicht ein Einzigesmal gelang es ihm mehr, sie frei aufzunehmen und mit Leichtigkeit fortzutragen. — Es ergibt sich daher hieraus offenbar, daß jene außerordentliche Leistung nicht die natürliche Folge seiner, wenn gleichwohl ausgezeichneten Körperkraft, sondern vielmehr, wie ich ganz richtig vermuthete, eines hohen Grades von Exaltation, das heißt, der großen Begierde und Mordlust gewesen war, mit der er sich in zügelloser Leidenschaft auf den von ihm verfolgten und nun, vielleicht mit den letzten Spuren des Lebens vor ihm liegenden Rehbock gestürzt, ihn durch einen, nicht blos starken, sondern auch überaus glücklichen Griff genau in der Mitte des Leibes gepackt und dadurch die Möglichkeit gewonnen hatte, ihn mit einem so herrlichen Anstande frei emporzuheben und fortzutragen.

Bald nachher verlor ich diesen, wirklich wunderschön gebauten Hund durch eine Lungenentzündung. Wie groß auch dieser Verlust für mich war, so würde ich dennoch auch jetzt, wenn ich zwischen seinem Leben und der Erinnerung an seine Stärke wählen dürfte, unbedenklich eher ihn selbst missen, als auf das Vergnügen Verzicht leisten wollen, eine Kraftäußerung von ihm gesehen zu haben, die — ich darf es ohne alle Uebertreibung behaupten — vielleicht einzig in ihrer Art war.

Bei einer Hühnerjagd, welcher ich in Begleitung eines vortrefflichen Schützen und seines eben so ausgezeichneten Hundes gegen Ende des Monats October beiwohnte, wurde in einer mit hohem und dichtem Gras bewachsenen Kiefercultur von 7—8 Jahren einem Feldhuhn der Flügel gelähmt. Dies wahrnehmend, eilten wir dahin, wo wir dasselbe hatten herabfallen sehen und ließen den Hund darauf suchen; dieser eilte aber nicht, wie ich es erwartet hatte, rasch hinterdrein, sondern kroch, niedergedrückt und sehr oft stutzend, mit der größten Vorsicht auf dem Geläufe

nach. So sehr ich auch einestheils so große Behutsamkeit und Mäßigung bewundern mußte, so fing ich doch, als dieses Nachziehen kein Ende nehmen wollte, zuletzt an, den damit verbundenen Zeitverlust zu bedauern; denn der ohnehin nur kurze Herbsttag neigte sich schon zum Ende, es gab noch viel zu thun und man mußte jeden Augenblick befürchten, daß die ganz nach Wunsch gesprengte und sehr starkzählige Hühnerkette sich zusammenrufen werde. — Ich äußerte daher meine Verwunderung darüber, daß der Hund so viel Zeit brauche, das lahme Huhn herbeizuschaffen. Mein Freund erwiderte aber sogleich, er sei fast im Zweifel, ob der Hund nicht außer dem Geläufe des angeschossenen Huhnes auch noch dem eines gesunden nachziehe, indem es sonst gar nicht seine Gewohnheit sei, so lange zu zögern.

Diese Vermuthung überraschte mich in hohem Grade. Ich setzte von nun an jede andere Rücksicht bei Seite und war, während wir dem Hunde langsam folgten, äußerst gespannt auf den weiteren Verlauf der Sache, die, als eine überaus interessante Erscheinung, mich alle Schießlust vergessen ließ.

Nachdem wir nun noch eine ziemliche Strecke fortgegangen waren, stand endlich der Hund fest und mein Freund sagte:

„Nun werden wir bald sehen, ob Hector Lob oder Tadel verdient, denn jetzt muß es sich entscheiden.“

In dem Augenblicke, wo er dies sagte, stand wirklich dicht vor dem Hunde ein gesundes Huhn auf und während kaum noch der Dampf aus der Flinte war, kam auch schon Hector, aber nicht mit diesem frisch geschossenen, sondern mit dem schon so lang verfolgten lahmen im Rachen herbei. — Er hatte daher nicht, wie ich anfänglich anzunehmen geneigt gewesen war, Tadel verdient, sondern Lob, und welches Lob!

Ich muß wirklich gestehen, daß ein so erstaunungswürdiger Grad von Verstand, Ruhe und Unterscheidungskraft, wie sich im vorliegenden Falle kund gegeben, mir noch niemals vorgekommen war! Welcher andere Hund würde wohl der Versuchung, einzuspringen und das lahme Huhn zu fangen, selbst da noch widerstanden haben, als er durch den aufmunternden Zuruf seines Führers vollkommen dazu ermächtigt worden war? Vielleicht unter Tausenden kein einziger!

Ich bin es aber auch der Wahrheit schuldig, hier beizufügen, daß eben so gewiß unter tausend Jägern keiner gewesen sein würde, welcher dem vielbewährten Verstande seines Hundes unbedingtes Vertrauen schenkend, mit solcher Zuversicht vorausbestimmt hätte, es müsse außer dem

flügellahmen Huhn auch noch ein gesundes vor ihm laufen; da dieser Fall gar nicht vorauszusetzen war, sondern es vielmehr zu den ganz unerwarteten und äußerst seltenen Ereignissen gehört, wenn unter solchen Verhältnissen, wie die hier obwaltenden waren, zwei Hühner, ein angeschossenes und ein gesundes, dicht beisammen so weit miteinander fortlaufen.

Je länger man mit Hunden umgeht, um so mehr, zum Theil höchst sonderbare Eigenheiten entdeckt man an manchen Individuen. So hatte ich mir unter andern einen Hund angeschafft, lediglich zum Stöbern und Apportiren während der Herbst- und Winterszeit, weil seit der Aufhebung der Jagdfrohnde oft die ganze Einnahme für das Wildpret kaum ausreicht, um damit die Treiberkosten zu bestreiten, man sich also hauptsächlich auf den Gebrauch lautjagender Hunde beschränken muß. Dieser Hund bezeigte mir schon in den ersten Tagen den höchsten Grad von Anhänglichkeit, deren ein dem Menschen so treu ergebenes Thier nur fähig ist, so zwar, daß er, obgleich ich ihn auf alle Weise von mir fern zu halten und zu entfremden bemüht war, dennoch in meinem Beisein dem Knaben, zu dessen täglichem Begleiter er bestimmt war, nicht die geringste Aufmerksamkeit widmete und nur mit Mühe dazu gebracht werden konnte, mich zu verlassen, wenn er mit jenem durchsuchen sollte. Als er nun dem ersten Hasen, den er im Dickicht aufgethan und mit seiner Stentorstimme mir zugejagt hatte, unfern von mir ganz kurz hinterdrein kam, glaubte ich nichts gewisser, als daß er ihn aufnehmen und mir bringen werde. Diese Voraussetzung war jedoch eine ganz irrige; er nahm zwar den Hasen, den er verendet liegen sah, rasch auf, aber nicht, um mir denselben zuzutragen, vielmehr eilte er damit, ohne auf meinen Zuruf zu achten, in das Dickicht zurück. Noch ganz unbekannt mit den Eigenthümlichkeiten dieses neuen Begleiters, glaubte ich fast, er werde ihn unterweges niederlegen und dann verzehren, was auch bei seinem etwas herabgekommenen Körperzustande keineswegs unmöglich gewesen wäre.

Allein der Verdacht war dennoch völlig unbegründet; denn er hatte den Hasen seinem Führer schnell und unbeschädigt zugetragen.

Bald nachher ereignete sich derselbe Fall bei einem andern Schützen, welcher gewohnt war, zu dem von ihm erlegten Wilde im schärfsten Trabe unmittelbar nach dem Schusse selbst hinzueilen. Er war jedoch nicht wenig betroffen, als ihm Unkas im Nehmen des erlegten Wildes zuvorkam; er lief ihm zwar mit manchem eben so lautem als ängstlichem „Apporte! Apporte!“ in das Treiben nach, ohne ihn jedoch einholen zu können oder Gehör zu finden.

Von dieser Zeit an überzeugte ich mich noch oft, daß durchaus kein Anschneiden von erwähntem Hunde zu fürchten sei und es gewährte mir manches Vergnügen, wenn er fremden Schützen die Hasen wegnahm und damit in vollem Laufe seinem Führer zulief, weil dann manche der ersteren, denen es vielleicht weniger um den Hasen, als um ihren Schützenruhm zu thun war, in große Sorge versetzt wurden.

Wenn ich nun aber dieses Räthsel der Thierseelenkunde lösen sollte, so würde es mir bei solcher Aufforderung nicht viel besser ergehen, als jenen beiden Secretairen, die von einem Finanzminister, dessen Talent die unermeßlichen Schulden seines Souverains zu bezahlen gänzlich erschöpft war, und der weder Geld in der Kasse, noch neue Hülfsmittel, welches herbeizuschaffen, besaß, so daß er sich genöthigt sah, die Erfindungsgabe seiner Subalternen zu Hülfe zu nehmen, mit einer tiefen Verbeugung erwiderten: „Wir bedauern unendlich unsere Unwissenheit!"

Ein beliebter Jagdschriftsteller erzählt in „Louis Ziegler's Federwildjagd" bezüglich des Verstandes der Hunde folgende Anecdote:

Einer seiner Bekannten habe den Grundsatz gehabt, seine Hühnerhunde alljährlich kurz vor dem Aufgange der Jagd tüchtig zu purgiren und zwar jedes Mal am 15. August, an welchem Tage er sie zu einem benachbarten Thierarzte geschickt habe, um sie dort — klystiren zu lassen. Warum aber eine so sonderbare, ungewöhnliche und vielleicht auch kostspielige Procedur dabei gewählt worden ist, da doch die materia medica so überreich — an Abführungsmitteln ist, welche den Hunden viel schneller und leichter, nebstdem auch mit weniger Umständlichkeiten beigebracht werden können und dennoch ihren Zweck nicht verfehlen, davon sagt jene Geschichte nichts.

Es wird vielmehr nur ganz kurz erzählt: am 15ten August des folgenden Jahres habe man des Morgens bei guter Zeit die besagten beiden Hunde sich auf den Weg zu dem bereitwilligen Veterinair-Arzt machen und, nachdem sie eingelassen worden, ihm (mit einem viel freundlicheren Gesicht, als man es sonst in dergleichen Fällen zu sehen pflegt) ihre posteriora hinhalten sehen, damit er abermals sein Geschäft an ihnen verrichten möchte.

Am Schlusse sagt der Referent: „Er glaube diese Geschichte nur theilweise."

Indeß auch dieser nur halbe Glaube ist, nach unserem Dafürhalten, immer noch mehr als zu viel.

Wir, die wir in Folge eines vieljährigen unausgesetzten Umganges

mit Hunden zu ihrem Scharfsinn alles erdenkliche Zutrauen besitzen, ja sogar selbst außerordentliche Proben von Intelligenz und Erinnerungsvermögen derselben erlebt zu haben vermeinen, fühlen uns dennoch viel zu schwach, um uns zu einer solchen Höhe des Glaubens mit dem Erzähler aufschwingen zu können; denn daß Hunde nach langer Zeit sich noch des Ortes erinnern, wo ihnen etwas Angenehmes widerfahren ist und solchen wieder aufsuchen, bezweifle ich durchaus nicht. Das Abenteuerliche dieser Geschichte liegt aber darin: daß Hunde in ihrem Kalender den Tag, an welchem ihnen Unangenehmes widerfahren, angemerkt und dies Unangenehme aus eigenem freien Antriebe an dem rechten Tage selbst wieder aufgesucht haben, um der darauf folgenden Jagdfreude theilhaft zu werden.

Wir gehen daher schwerlich fehl, wenn wir diese Geschichte zu denen jenes weltberühmten Jägers hinzurechnen, welchem, nachdem alle Ereignisse seines vielbewegten Lebens das Gepräge des Originellen und Wunderbaren getragen, auch im Tode noch die beispiellose Auszeichnung zu Theil wurde, daß ihm die Leichenbegleiter noch auf der Bahre ein donnerndes Vivat brachten, worauf er sogleich den Deckel des Sarges und sich selbst emporhob, seiner Umgebung für diese Aufmerksamkeit höflichst dankte und sich wieder niederlegte, um noch einmal zu sterben.

Meine verehrten Leser werden leicht errathen, daß so Etwas keinem andern Menschen in der ganzen Welt begegnet sein kann, als dem Präsidenten und Vorbild aller Jagdmänner, — dem viel und oft genannten Freiherrn von Münchhausen.

Als ich im Winter 1840, von heftigen Schmerzen gefoltert und in der tiefsten Betrübniß über mein hartes Schicksal, dennoch der Versuchung nicht widerstehen konnte, an das Fenster zu treten, um einem so eben beginnenden Feldtreiben meines Personals zuzusehen, obgleich die glänzende Schneefläche in Verbindung mit dem grellen Reflexe der Sonnenstrahlen meinen kranken Augen höchst empfindlich war, bemerkte ich auf einmal auf der Höhe des Berges einen dunklen Gegenstand, der sich, im Verhältniß zu dem damaligen hohen Schnee, ziemlich rasch fortbewegte, sobald er aber die ganz gut gebahnte Landstraße erreicht hatte, im vollen Laufe näher kam. Es war dies mein treuer Nero, welchen man auf eine schweißige Fährte gesetzt und der auch in einem jenseits liegenden Walde den kranken Hasen bald gefangen, aber trotz allem Rufen und Pfeifen nicht beigebracht, sondern, nur mit dem Gedanken an seinen abwesenden Herrn beschäftigt, ihn direct nach Hause getragen hatte. Er eilte durch

den Hof, alle Hausgenossen, die ihm seine Last abnehmen wollten, so sehr er auch sonst mit ihnen befreundet war, diesmal unbeachtet lassend, die Treppe hinauf, kratzte an meiner Thür und legte, mit dem Kennzeichen der größten Freude, den Hasen vor mir nieder.

Ich kann und darf hier nicht aussprechen, welchen Eindruck, zumal in meiner damaligen äußerst trüben Gemüthsstimmung, dieser Auftritt auf mich machen mußte; doch Alle, die einen solchen Beweis von Anhänglichkeit und Liebe zu würdigen wissen, werden mich verstehen.

„Es war ein einzelner Tropfen Honigs, der in den bittern Kelch meiner Leiden fiel.“

Dich dem Leser zu empfehlen
Könnt' ich leicht, du treues Thier!
Manches Wunder noch von dir
Und von deiner Kunst erzählen.

Bunsen.

Nachträge.

Als das vorstehende Kapitel noch unter der Presse war, erhielt ich vom Herrn Oberforstrath ꝛc. Pfeil zu Neustadt-Eberswalde ein Heft seiner kritischen Blätter zugeschickt, in welchem er die feste Dressur für unnöthig erklärt. Dieses veranlaßte mich zu folgendem Sendschreiben an denselben:

Wenn zwei alte Praktiker — bemooste Häupter, wie der Dichter Hauff die ergrauten Bursche zu nennen pflegte — über einen der interessantesten Gegenstände ihres Faches so sehr verschiedener Meinung sind, wie der verehrte Herausgeber dieser Blätter und meine Wenigkeit, so verlohnt es sich vielleicht für eifrige Jagdliebhaber der Mühe, die Gründe, die jeder für die Richtigkeit seiner Ansicht aufstellt, nicht nur aufmerksam anzuhören, sondern auch genau zu vergleichen und zu prüfen.

Es ist unstreitig eine sonderbare und überraschende Erscheinung, daß zwei berühmte Schriftsteller meine Grundsätze hinsichtlich der Dressur der Vorstehhunde gleich lebhaft bestritten und getadelt haben, aber nicht etwa, wie man auf den ersten Anblick erwarten sollte, mit voller Uebereinstimmung ihrer Ansichten, sondern vielmehr aus ganz entgegengesetzten Gründen.

Während nämlich S. F. D. aus dem Winkell, seiner Zeit die erste Autorität in der Jagdwissenschaft, mich bei jeder Gelegenheit — wir waren oft beisammen — wegen meines Leichtsinnes, wie er es scherzweise nannte, das heißt wegen meiner zu großen Schonung und Nachsicht, die mich oft veranlaßte, von den strengeren Vorschriften der Parforce-Dressur bedeutend abzugehen und sowohl mir selbst, als meinen

Lehrlingen diese Arbeit bequemer zu machen, tadelte und es häufig mißbilligte, daß ich (um nur einige seiner Ausstellungen anzuführen) während der Unterrichtszeit die Hunde nicht immer selbst füttern, nicht fortwährend an die Kette legen und von jedem Umgange mit den Hausgenossen entfernt halten wollte u. s. w., ich sage, während mein verstorbener Freund Winkell unaufhörlich wegen der — seiner Ansicht nach — gefährlichen Lockerheit meines Abrichtungssystemes mit mir haderte, macht es mir ein noch lebender, eben so berühmter Autor, wenn gleichwohl auf eine nicht minder liebevolle Weise, zum Vorwurf, daß ich der alten pedantischen Sitte der Stubendressur noch viel zu sehr ergeben sei, indem man diese doch ganz und gar entbehren und jeden Hund von guten Anlagen nur durch fleißigen Gebrauch und zweckmäßige Führung abrichten könne.

Bei diesem doppelten, aus ganz verschiedenen Richtungen mich treffenden, Tadel könnte ich mich nun zwar in so fern leicht beruhigen, als diejenigen, von denen er ausgegangen ist, mir beide von jeher nur Liebes und Gutes erzeigt haben; denn Niemand lobte und liebkoste meine Hunde mehr, als der verstorbene Forstoberaufseher von Winkell, Niemand sah sie lieber arbeiten, Niemand empfahl sie nachdrücklicher in die fernsten Gegenden, als er. Sie aber, Herr Oberforstrath, haben indirect meinem Verfahren ein Lob beigelegt, auf welches ich gewiß stolz sein darf, indem Sie mir im 2ten Hefte des 24sten Bandes Ihrer kritischen Blätter das so schmeichelhafte Zeugniß geben: „Der gute Ruf meiner Hunde erstrecke sich über Deutschlands Grenzen hinaus," was doch wohl kaum der Fall sein würde, hätte die Zweckmäßigkeit meines Verfahrens sich nicht schon längst und hinlänglich bewährt.

Ich könnte daher, wie gesagt, mit einem so freundlichen Ausspruche vollkommen zufrieden sein, allein die Wichtigkeit des Gegenstandes bestimmt mich dennoch zu einer ausführlichen Rechtfertigung meiner Motive.

Wenn Sie, verehrtester Herr Oberforstrath, das erste Kapitel meines demnächst erscheinenden Werkes über die Jagd mit Schießgewehr, nämlich jenes von der Abrichtung des Vorstehhundes, gelesen haben werden, dann darf ich mit größter Zuversicht hoffen, Sie vollständig mit mir versöhnt zu sehen; denn fast überall treffen unsere Grundsätze überein.

Ich habe, wie Sie es auch thun, bei jeder Gelegenheit meinen Lesern auf das Dringendste anempfohlen, ihre Hunde von frühester Jugend an durch den täglichen Umgang mit Menschen auszubilden und daran zu gewöhnen, daß sie jedes Wort verstehen lernen; ich habe die Quälereien

mit dem Beibringen von Glas, Eisen, Bürsten, übelriechendem Haarwild u. s. w. als zeitraubend und unnütz widerrathen; ich habe die zu oft wiederholten und zu scharfen Züchtigungen wegen geringer Fehler, und namentlich wegen des Hasenjagens, durchaus verworfen, weil, wenn diese tief in der Natur des Hundes liegende Neigung durch Schläge allein und mit Einemmale beseitigt werden könnte, jeder vierschrötige Bauer mit derben Fäusten ein guter Lehrer sein würde; denn seinen Hund prügeln und mißhandeln kann jeder Dummkopf, und wie oft wiederholen sich solche Executionen, ohne daß der bedauernswürdige Sträfling dadurch auch nur im mindesten gebessert wird! Ich habe ferner mehrmals wiederholt, daß man es gewissermaßen der Zeit überlassen müsse, den jungen Hund zur Vernunft zu bringen, daß derselbe bei fleißiger Führung in einem recht gut besetzten Reviere weit eher hasenrein werde, als durch die öftere Anwendung der Stachelkorallen oder gar unbarmherziger Peitschenhiebe u. s. w.

Dies Alles habe ich in dem fraglichen Kapitel wiederholt gesagt; unsere Ansichten stimmen daher vollkommen überein, nur in dem einzigen Punkte nicht, daß Sie die feste Dressur als ganz unnütz verwerfen. Wenn ich aber in der Nachgiebigkeit auch noch so weit gehe und einräume, daß unter gewissen Umständen die Nothwendigkeit der festen Dressur wegfalle, und daß sie bisweilen ausnahmsweise ohne großen Nachtheil umgangen, mithin entbehrlich genannt werden könne, so kann ich mich doch unter keiner Bedingung dazu verstehen, den Satz gelten zu lassen, daß sie ganz unnütz und überflüssig sei.

Die Fälle, in welchen man sich der damit verbundenen Mühe entschlagen kann, sind etwa folgende:

1) Wenn man einen jungen Hund im Hause erzogen und von frühester Jugend an zu pünktlichem Gehorsam angehalten hat;
2) wenn er von vorzüglich guter Race und, wenn möglich, weiblichen Geschlechtes ist;
3) wenn er, wo nicht täglich, doch sehr oft in einem reichlich mit Hasen und Hühnern besetzten Reviere und von einem ganz erfahrenen Jäger, der aber auch — quod bene notandum —
4) zugleich ein durchaus guter Schütze sein muß, geführt wird.

Es liegt klar vor Augen, daß diese Bedingungen nur selten alle erfüllt werden können; denn bald wird es an der zweckmäßigen Erziehung des Lehrlings, bald an dessen Talent, bald an der Menge des Wildes, und bald an der Sicherheit des Schützen fehlen.

Sie gestehen selbst ein, daß, um die feste Dressur entbehrlich zu machen, eine sehr gute Niederjagd erforderlich sei; wie viele Jagdliebhaber sind aber wohl im Besitze einer solchen? Und wenn sie es wären, was ich aber schon von vorneherein in Abrede stellen möchte, folgt daraus wohl, daß sie auch Zeit, Erfahrung und Geschicklichkeit genug besitzen, um ein solches Geschäft mit gutem Erfolge durchzuführen?

Stellen wir alle diese Hindernisse und Bedenklichkeiten zusammen, so wird sich ergeben, daß in der Regel nur der Jäger vom Fache, und auch dieser nur unter gewissen Umständen, sich dazu eigne, junge Hunde nur durch den täglichen Gebrauch auf diejenige Stufe von Vollkommenheit zu bringen, die man mit Recht von ihnen erwarten kann. Der Jäger vom Fache aber sollte sich, meiner Meinung nach, am allerwenigsten weigern wollen, sich der Mühe der festen Dressur zu unterziehen, da diese ja unstreitig einen wesentlichen Theil seines Berufes ausmacht. Doch ich will dies Alles nicht in Anschlag bringen, sondern nunmehr geraden Weges auf den Hauptpunkt übergehen und meine Zweifel blos in einige Fragen einkleiden. Diese sind folgende:

Wenn, was wohl keiner Widerrede unterliegen kann, der unbedingteste Gehorsam den größten Vorzug eines Hühnerhundes ausmacht und ihm unter allen seinen Geschlechtsverwandten den ersten Rang verschafft, weil kein anderer Hund, selbst die leisesten Winke seines Gebieters, so vollkommen verstehen und vollziehen lernt, wie dieser, so frage ich vor Allem, ob ohne feste Dressur ein solcher Grad von Folgsamkeit denkbar ist? Ob ein nur spielend abgerichteter Hund Thiere, die einen widerlichen Geruch von sich geben, oder sich gegen ihn zur Wehre setzen, apportiren wird? Ob er sich dazu verstehen wird, in das kalte Wasser zu springen, wenn man es von ihm verlangt?

Ob er Hasen, die schon seit mehreren Tagen verendet, mithin kalt und starr, z. B. im Walde, von ihm gefunden werden, sicher aufnehmen und beibringen, ob er überhaupt Gegenstände, deren Gewicht ihm lästig fällt, willig tragen wird?

Ob einer kleinen Häschen, welche bei der Hühnerjagd so häufig vorkommen, und zu deren alsbaldiger Erwürgung sein Instinct ihn so lebhaft antreibt, das Leben schenken wird, wenn nicht die Furcht vor der in solchen Fällen ihn erwartenden Strafe ihn dazu bewegt?

Und nun noch die letzte und wichtigste Frage, die ich Ihnen vorzulegen habe, und gewissermaßen alle bisherigen überflüssig macht:

Jeder junge Hund begeht, wie wir Alle aus eigener Erfahrung sehr

wohl wissen, Fehler, und zwar mitunter bedeutende Fehler, die mit Ernst und Nachdruck bestraft werden müssen. Eine solche Züchtigung, welche nach Befinden der Umstände, z. B. bei dem Anschneiden angeschossener oder dem Todtbeißen junger Hasen, bei dem starken Quetschen oder wohl gar gänzlichen Verschlingen von Federwild u. s. w. nicht selten mit unerbittlicher Strenge vollzogen werden muß, als unumgänglich nothwendig angenommen, wird sich nun wohl der Naturalist — man erlaube mir diesen Ausdruck, der wie in manchen andern Fächern, so auch in der Fechtkunst, denjenigen bezeichnet, dessen Leistungen sich auf keinen geregelten und kunstgerechten Unterricht, sondern nur auf Uebung gründen — ich frage: Wird sich der Naturalist, wenn ihm der Pelz einmal tüchtig durchgeklopft worden ist, wol auch zum zweiten- und drittenmale der Peitsche preisgeben?

Die Antwort ist ganz einfach die: Er wird es nicht thun, sondern, den sichersten Ausweg ergreifend, demjenigen, der ihm so übel mitgespielt hat, ausweichen; mit einem Worte: Er wird handscheu werden. Sobald er dies aber geworden ist, hört die Möglichkeit, ihm seine Fehler wieder abzugewöhnen, auf; er darf dann die Hasen und Rehe verfolgen, so weit er will; er darf den Hühnern nachprellen; er darf nützliches Wild abwürgen, dem Raubzeug Pardon geben, kurz er darf Alles thun und jeden Unfug treiben, ohne dafür verantwortlich gemacht werden zu können; denn was er thut, geschieht nur nach seinem eigenen Gutdünken und Geschmacke. Die Vorstellung von Pflicht und Nothwendigkeit ist ihm fremd geblieben; er folgt nur seinen angebornen Neigungen. Wenn diese zufälliger Weise gutartig sind, so hat der Jäger, der ihn behandelt, von Glück zu sagen und kann seinen Zweck nach Verlauf einer längeren Zeit vielleicht erreichen; im entgegengesetzten Falle aber, wenn nämlich der Hund zu schlimmen Gewohnheiten oder wohl gar wirklichen Lastern inclinirt, werden die Bemühungen des Lehrers erfolglos bleiben. So braucht zum Beispiel die abscheulichste aller Untugenden, das Anschneiden, nicht eben die Folge einer besonderen, bösartigen Neigung zu sein, sondern kann auch sehr leicht durch einen bloßen Zufall herbeigeführt werden, indem mehrere Hunde zugleich einen angeschossenen Hasen fangen und zerreißen, weil jeder ihn haben will und daher aus allen Kräften daran zerrt.

Es entsteht in Folge der bei dem Anfressen der Hasen, was auch immer Anlaß dazu gegeben haben mag, nothwendig werdenden scharfen Züchtigung die sehr unangenehme Alternative, daß der undressirte Hund entweder aus Furcht vor ferneren Schlägen nun gar nicht mehr

herangeht, oder — im glücklicheren Falle — doch künftig die gefangenen Hasen nicht mehr aufnimmt, sondern liegen läßt, während der dressirte auf den Zuruf: „Apporte!“ selbst die übriggebliebenen Fetzen augenblicklich aufsucht und herbeiholt und dadurch zugleich darauf hingewiesen wird, daß er den Hasen nicht hätte zerreißen, sondern apportiren sollen, was dann später auch — mit nur seltenen Ausnahmen — gewiß geschehen wird.

Und das eben ist der Punkt, wo unsere Systeme miteinander collidiren. Ich räume nämlich zwar gern ein, daß nach englischer Manier dressirte Hunde, — da Sie mit Recht eine ausgezeichnete Race zur Hauptbedingung machen, — vortrefflich suchen und vorstehen; daß sie, wenn auch nicht gerade die Quadrupeden, doch gewiß das Federwild ganz gut apportiren, ja sogar, daß sie im vierten oder fünften Jahre ziemlich viel Appell zeigen werden; allein es können und werden dennoch von Zeit zu Zeit Fälle vorkommen, wo diese Art zu unterrichten den Lehrer, wie man im Volksleben zu sagen pflegt, total sitzen läßt. Der durch Zwangsmittel dressirte Hund hingegen kann und darf den Gehorsam nie verweigern; er muß thun, was von ihm verlangt wird, weil ihm die unbedingte Folgsamkeit für seine ganze Lebenszeit eingeprägt ist. Schon das bloße Anleinen, auch ohne Korallen, erinnert ihn an seine Unterwürfigkeit; kurz, er weiß gar nichts Anderes, als daß er den Willen seines Gebieters schnell und pünktlich vollziehen muß; er naht sich ihm, wenn gleichwohl furchtsam auf dem Boden fortkriechend, auch dann, wenn er auf das bestimmteste voraussieht, daß ihm eine scharfe Strafe bevorstehen werde.

Hätte daher die altmodische Parforce-Dressur wirklich keinen andern Vorzug vor der neuen, als daß sie selbst den weichsten und furchtsamsten Lehrling nicht dahin kommen läßt, handscheu zu werden, so würde ich sie schon aus diesem einzigen Grunde jeder andern vorziehen und beibehalten.

Sie berufen sich ferner auf die Gelehrigkeit des Schäferhundes, der eben auch, ohne eine Spur von fester Dressur, in seinem Fache dennoch alles Mögliche leiste.

Ich stelle seine Geschicklichkeit, die ich selbst schon oft zu bewundern Anlaß fand, nicht in Abrede, muß aber hierauf erwidern, daß sich dieselbe doch nur auf das beschränkt, was er in Bezug auf die Schafheerde leistet, worin er jeden Tag geübt wird, während man auch bei dem besten Wetter nicht alle Tage auf die Jagd geht.

Außer diesem so beschränkten Wirkungskreise zeigt er sich so roh und ungehorsam, wie irgend ein anderer Hund.

Um dieses darzuthun, will ich nur von zwei Fällen sprechen. Wenn er Rehe oder Hasen laufen sieht oder ein Geschlechtsverwandter in seine Nähe kommt, mit welchem er, sei es nun, um sich mit ihm herumzubeißen, oder in irgend einer anderen Absicht, nähere Bekanntschaft zu machen wünscht, so kann der Schäfer rufen und pfeifen, soviel er will, er findet kein Gehör; es ist vielmehr gerade so viel, als habe er — man verzeihe mir diesen Ausdruck aus dem gemeinen Leben — den Mäusen gepfiffen.

Hieraus erhellt abermals, daß auch diesem, übrigens so verständigen, Thiere die Hauptsache, nämlich der Appell, fehlt.

Zum Schlusse erlauben Sie mir nun noch ein Beispiel aus dem praktischen Leben, eine Art von Argumentum ad hominem, hier anzuführen, welches vielleicht mehr, als irgend eine andere Demonstration für meine Meinung sprechen dürfte.

Es wurde einst Jemand aufgefordert, einer Person sehr hohen Ranges bei der Feldjagd vorzusuchen; dieser Auftrag setzte ihn aber in nicht geringe Verlegenheit, da seine Hunde nicht nur gewohnt waren, sehr weit hinaus zu suchen, sondern auch, obgleich übrigens ganz hasenrein, dennoch die Erlaubniß hatten, jedem Hasen, nach welchem ein Schuß geschehen war, 80 bis 100 Schritte weit nachzufolgen, um sich zu überzeugen, ob er getroffen sei oder nicht?

Diese beiden Gewohnheiten schienen aber völlig unvereinbar zu sein mit den strengen und ungewöhnlichen Anforderungen, die nun auf einmal an sie gemacht werden sollten; denn es wurde voraus erklärt, daß der Hund nicht anders als im Schritt vor dem Jagenden hergehen und bei keinem Schusse, gleichviel ob dieser getroffen haben oder vorbeigegangen sein werde, ohne besonderen Befehl vorprellen dürfe.

Sie werden einräumen, daß eine solche Aufgabe unter den bezeichneten Umständen gewiß ziemlich schwierig war. Es mußte dazu, in Ermangelung eines anderen tauglicheren Subjectes, ein Hund männlichen Geschlechtes gewählt werden, der zwar bereits vier Jahre alt und sehr gehorsam, aber dabei doch noch ziemlich hitzig auf den Schuß war. Zur Vorbereitung und Einübung desselben blieben übrigens nicht, wie es zu wünschen gewesen wäre, Monate oder Wochen, sondern nur Stunden übrig, indem schon an dem Tage nach dem Empfange erwähnten Auftrages die erste Jagd vor sich gehen sollte. Hiernach stand also das Messer ziemlich nah an der Kehle.

Bei der angestellten Probe prellte der Hund dem Hasen, auf welchen

man, um ihn zu täuschen, jedes Mal blind schießen ließ, sehr hitzig nach, bald aber, und schon nach Anwendung einer einzigen, nur sehr mäßigen Correction, begriff er, worauf es hier ankam und ließ sich abrufen. Zuletzt blieb er sogar auf ein leises Pst! stehen und sah den, dem Anschein nach zweimal gefehlten Hasen nach, als ob ihm das schon, wer weiß wie oft, vorgekommen sei. Zuviel durfte und konnte auch, wegen Kürze der Zeit und anderer Hindernisse, nicht auf einmal geschehen, das Problem der Schrittsuche mußte daher dem nächsten Morgen, kurz vor der Jagd selbst, bei welcher er verwendet werden sollte, vorbehalten bleiben. Man wählte zu diesem Versuche Klee- und Kartoffeläcker. Auf den Ruf: „Vor!" setzte sich der Candidat alsbald in seinen gewöhnlichen leichten Galopp und schien nicht wenig erstaunt zu sein, als er jedesmal unter dem Zurufe: „Langsam!" zurückgerufen wurde. Doch sah er auch hier sehr bald ein, was man von ihm verlangte und ging zuletzt ganz bedächtig sechs bis acht Schritte vor seinem Führer her, wie es von ihm gewünscht, aber — zur Steuer der Wahrheit sei es gesagt — nicht sehr zuversichtlich erwartet worden war.

Während der Jagd nun, welche kaum eine Stunde später schon ihren Anfang nahm, bewährte sich seine Philosophie, die stoische nämlich, immer besser; denn er folgte weder den gefehlten Hasen nach, noch unterlag er der so schweren Versuchung, die dicht vor seinen Augen niederstürzenden oder lahm herumrutschenden zu ergreifen. Wenn er auch manchmal anfänglich ein wenig zuckte, so reichte doch eine leise Warnung hin, seiner wankenden Tugend, wie nah sie auch dem gänzlichen Falle gewesen sein mochte, wieder auf die Beine zu helfen.

Sagen Sie mir nun aufrichtig, geehrtester Herr und Freund, ob Sie wohl glauben, daß ein nur spielend dressirter Hund, ein Hund, der nicht in Folge einer, wenn ich so sagen darf, rationellen oder doch wenigstens ganz konsequenten und strengen Abrichtung den pünktlichen Gehorsam in allen Gliedern gehabt hätte, sich eben so schnell in seine neue Rolle, namentlich in puncto des Kurzsuchens, einstudirt haben würde?

Und so wollen wir denn, Jeder seinen eignen Weg verfolgend und festhaltend an dem, was eine lange Erfahrung ihm als gut bewährt hat, in Frieden und Eintracht von einander scheiden, indem wir unsern Lesern überlassen, Alles zu prüfen und das Beste zu behalten.

So viel ist übrigens gewiß, daß, wenn Ihre Ansicht von der gänzlichen Entbehrlichkeit der festen Dressur die richtige ist und ich demnach

so viele Jahre lang nur leeres Stroh gedroschen habe, ich mir füglich manche bittere und mühevolle Stunde, besonders meines früheren Lebens, hätte ersparen können.

Aus allem Vorstehenden wird sich der Leser überzeugen, daß meine Ansicht über die Unentbehrlichkeit der festen Dressur des Vorstehhundes auf langjährige Erfahrung und unerschütterlich begründet ist und daher durch ausländische Autoritäten schwerlich einen Zuwachs bekommen kann. Es dürfte aber doch manchem Leser nicht uninteressant erscheinen, die Ansichten der neuesten französischen und englischen Jagdschriftsteller über diesen Punkt kennen zu lernen.

Daß bei den französischen Jägern zur Zeit der Blüthe des Jagdwesens in Frankreich, d. h. vor der ersten Revolution, die feste Dressur des Vorstehhundes allgemein im Gebrauch gewesen ist, darüber kann kein Zweifel obwalten, stammen doch alle bei uns gebräuchlichen Ausdrücke aus dem Französischen ab. Allein auch die besseren neuesten französischen Jagdschriftsteller reden noch jetzt der festen Dressur das Wort und bekämpfen die nur spielende Ausbildung des Vorstehhundes als unzureichend. Namentlich hat sich der in Frankreich so berühmte Schriftsteller Le Vallée auf das Entschiedenste dagegen erklärt.

Neben der jetzt in Deutschland sehr verbreiteten Vorliebe für englische Vorstehhunde (Setter oder Pointer) macht sich nicht selten die Ansicht geltend: als bedürfe ein solcher Hund gar keiner festen Dressur. Nur völlige Unkunde über das Naturell dieser Hunde kann jedoch zu solcher Ansicht verleiten. Die englischen Vorstehhunde, und unter ihnen die Setters noch mehr als die Pointers, sind viel feurigeren und stürmischeren Temperamentes, als unsere deutschen Hühnerhunde. Es liegt daher auf der Hand, daß die feste Dressur, deren Zweck Herbeiführung unbedingten Gehorsams ist, bei den genannten fremden Hunden eben so nothwendig wird, als bei ihren deutschen Geschlechtsverwandten. Jene bei uns verbreitete Ansicht ist deshalb wohl nur daher entstanden, daß die englische Dressur-Methode sich selbstständig und eigenthümlich nur den Bedürfnissen des d o r t i g e n Jagdwesens gemäß entwickelt hat, daß die dabei gebräuchlichen Kunstausdrücke nur der englischen Sprache entnommen sind, sowie daß englische Jagdschriftsteller in Deutschland wenig gekannt sind und noch weniger gelesen werden.

Der Gefälligkeit eines meiner Freunde verdanke ich die nachfolgende Uebersetzung eines Abschnittes aus der Schrift:

„Field sports in the United States and the British provinces of „America by Frank Forester; in two volumes. London 1848.“

(Der Name auf dem Titel ist pseudonym; der Verfasser heißt Henry William Herbert.)

Diese Uebersetzung aus einer den Jagdbetrieb in Nordamerika schildernden Schrift ist darum gewählt worden:

1) weil die in derselben geschilderte Dressur-Methode im Wesentlichen die nämliche ist, wie sie auch in England selbst betrieben und von englischen Jagdschriftstellern dargestellt wird, nur daß Letztere zum Theil viel weitläuftiger sind und das für deutsche Jäger Bemerkenswerthe nicht so charakteristisch schildern;

2) weil es jedenfalls von Interesse ist, zu sehen, daß auch in und für Nordamerika die feste Dressur-Methode empfohlen wird.

Aus diesen Gründen und um das oben erwähnte Vorurtheil zu bekämpfen, nehme ich die Uebertragung auf, in welcher die englischen Kunstausdrücke in Parenthesen beigefügt worden sind, weil sie bei Führung eines aus England herübergebrachten, bereits dressirten Vorstehhundes vielleicht nützlich werden können. — Daß ich mit manchen Ansichten Herbert's nicht einverstanden bin, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung; es kommt mir lediglich darauf an zu zeigen, daß wir in der Ansicht übereinstimmen: eine feste Dressur-Methode, wodurch der Vorstehhund zu unbedingtem Gehorsam herangebildet werde, solle und müsse der Führung im Felde vorangehen.

Ausbildung von Hühnerhunden.

Von Frank Forester.

Man setzt in der Regel nicht voraus, daß ein tüchtiger Jäger sich auch nothwendig seine Hunde selbst dressiren müsse, noch viel weniger läßt sich aber annehmen, daß ein Anfänger im Jagdwesen sich Fertigkeit im Hundedressiren durch das Lesen einiger mehr oder weniger umfangreichen, geschriebenen oder gedruckten Instructionen aneignen könne.

Es ist im Gegentheil bekannt, daß es kaum irgend eine Kenntniß gibt, die schwerer zu erlangen ist, oder die mehr von der Verbindung

mit persönlichen Eigenschaften des Inhabers abhängt, als die der Unterwerfung und Dressur von Thieren überhaupt. Außerordentliche Geduld, große Gemüthsruhe, Scharfsinn, Einsicht, Schnelligkeit im Begreifen, Festigkeit und erforderlichen Falls selbst Strenge müssen mit großer Erfahrung, Körperkraft, natürlichem Muthe, Ausdauer, unermüdlicher Thätigkeit, unbeugsamer Willenskraft und Beständigkeit verbunden sein. Selbst unter Denen, welche sich gewerbsmäßig mit der Dressur der Hunde abgeben, ist nicht Einer unter Funfzigen dem Geschäfte vollkommen gewachsen. Wie soll also der bloße Jagdliebhaber in einem Augenblicke zur Vollkommenheit zu gelangen hoffen?

Auf der andern Seite bleibt nur die Wahl übrig, daß Jemand, der nicht selbst ein ganz vollendeter Jäger ist, entweder einen ferm dressirten Hühnerhund kauft, oder einen mühsam und mit Gefahr des Mißlingens erzogenen eigenen jungen Pointer oder Setter einem tüchtigen Manne von Fach zum Dressiren und Abführen anvertrauen muß. So viel ist gewiß, daß ein Hund besser vor der Person arbeiten wird, die ihn selbst abgeführt und auch später zu führen fortgefahren hat, ohne daß jemals ein Wechsel des Herrn eingetreten ist; allein es haben so wenig Leute die Geschicklichkeit, und wiederum von Denen, welche sie besitzen, sind so wenige geneigt, sich die nothwendige Zeit zu nehmen oder sich der Anstrengung zu unterziehen, deren es bedarf, um einen Hund sorgfältig auszubilden, daß es fast niemals ein Jäger aus den höheren Ständen thut, und daß ich wirklich kaum zu einem Versuche rathen möchte.

Es würde die größte Thorheit sein, wenn ein völliger Anfänger dies Geschäft unternehmen wollte. Gleichwohl ist es nothwendig, Etwas von der Theorie dieser Kunst zu verstehen, sonst würde es unmöglich sein, einen vorzüglich abgeführten Hund in seiner Vollkommenheit bei der Führung zu erhalten; überdies ist es gut, daß die Theorie bestimmt aufgestellt wird, weil wirklich Manche, welche Hunde gewerbemäßig dressiren, nicht aus Mangel an Ausdauer, sondern aus Mangel an Kenntniß Fehler begehen.

Vor Allem ist hier die Bemerkung voranzuschicken, daß, obgleich das Vorstehen früher eine Eigenschaft gewesen, die gelehrt worden ist, es jetzt an den rein gezüchteten Pointern und Settern ein angeerbter, wenn nicht natürlicher Instinct ist, und daß bei der reinsten Race von Pointern das Nachstehen des Vorstehens anderer Hunde nunmehr eben so angeerbt ist. Ich habe ein halbes Dutzend Pointers von einem nicht über sechs Wochen alten Wurfe gesehen, welche, auf dem Hofe herumkriechend, vor den Tauben und zahmen Hühnern vorstanden und zwar einer hinter dem andern fest,

wie es nur alte Hunde auf der Jagd vermögen. Ich betrachte daher einen Hühnerhund, sei es ein Pointer oder Setter, kaum der Mühe und der Ausgaben der Dressur werth, wofern er nicht das erste Flugwild, welches er jemals in die Nase bekommt, selbst dann steht, wenn er es nicht sieht.

Der erste Versuch, welchen ich deshalb mit einem jungen Hunde mache, ist der, daß ich prüfe, ob er eine gute oder schlechte Nase hat, und ob er des Dressirens werth ist oder nicht? Zu diesem Zwecke gehe ich mit ihm, ohne eine Flinte bei mir zu führen, in einer Gegend aus, wo es Wild genug gibt, und beobachte dabei seine Handlungen und Bewegungen. Wenn er eine gute Nase hat und von reiner Race ist, so wird er ganz gewiß gleich das erste mal vorstehen, sowie er auf die Witterung eines Morasthuhnes (grouse), einer Wachtel, Becassine oder Waldschnepfe trifft.

Ist diese Frage einmal erledigt, so muß der Hund je eher, desto besser wieder nach Hause zurückgeführt und darf aus keinem Grunde wieder ausgeführt oder gar an Wild gebracht werden, bevor er nicht eine vollkommene Stubendressur erhalten hat.

Der ganz fehlerhaften Behandlungsweise, Hunden erst auf der Jagd und dem Wilde gegenüber Dressur beibringen zu wollen, ist die Existenz einer großen Anzahl wilder, werthloser, unverbesserlicher Bestien zuzuschreiben.

Der erste Schritt bei der Dressur ist der, dem Hunde das Niederfallen auf den Zuruf: „down“ oder „charge“ zu lehren, gleichviel in welcher Entfernung er sich befindet. Im Anfang wird ihm dies unter Anwendung mäßiger Gewalt und Strafe mit Hülfe einer Leine, die an das Halsband befestigt ist, beigebracht. Dies lernt er zuerst auf den Zuruf: „down“ oder „charge“, dann indem das Aufheben der Hand den Zuruf begleitet; zuletzt auf das blose Aufheben der Hand.

Ist dies beigebracht, so muß die Leine beseitigt und der Hund an das Niederfallen „charge“ auf eine weite Entfernung von seinem Herrn und an festes Ausharren in dieser Stellung bis zum Zurufe: „such fort“ („hold up“) gewöhnt werden. Selbst dann, wenn der Herr weggeht und dabei dem Hunde den Rücken kehrt, und auch dann, wenn der Herr so weit geht, daß ihn der Hund nicht mehr sehen kann, muß diese Leistung erfolgen. Zuletzt muß dem Hunde beigebracht werden, den Knall des Gewehres als gleichbedeutend mit dem Aufheben der Hand oder dem Zu-

ruf „charge“ zu betrachten und jedem dieser Signale selbst im flüchtigsten Laufe zu gehorchen.

Nächstdem muß der Hund lernen, dem Schalle des Pfeifchens gemäß der Art, wie es ihm der Herr beibringt, Folge zu leisten. Das beste Signal ist, daß der Hund sich wende und umsehe auf einen kurzen scharfen Pfiff, und daß er hereinkomme auf ein langgezogenes Pfeifen. Sobald er den Kopf wendet, muß er dem Winke der Hand nach der rechten oder linken Seite hin Folge leisten; hiernächst muß er unterrichtet werden, das Feld regelmäßig und rein abzusuchen und auf demselben hin und her zu revieren nach Anleitung des Pfeifchens und des Winkes mit der Hand. Allmählig wird er dahin gelangen, den Zweck dieses Unterrichts zu verstehen und dann auf dem Felde von selbst hin und her revieren. Dies ist ein sehr wichtiger Theil der Dressur; denn kein Hund kann überhaupt als vollkommen angesehen werden, welcher auf dem Felde unregelmäßig ohne ausgebildete und geordnete Methode hin und her läuft, wobei er Zeit verliert und viel Wild übergeht. Dessen ungeachtet ist es nicht unwahr, wenn man behauptet, daß von funfzig Hunden, welche amerikanische Hundedressirer als ferm dressirt vorführen, nicht ein einziger selbst nur in den Anfangsgründen dieses Theiles der Dressur unterrichtet worden ist.

Sobald der junge Hund auf den Schuß vollkommen und stätig niederfällt und sich auf den Pfiff und Zuruf rasch wendet, nachdem er die Nothwendigkeit eines augenblicklichen und unbedingten Gehorsams und die Gewißheit der Strafe im Falle der Halsstarrigkeit begriffen hat, soll ihn der Herr, ohne eine Flinte mitzunehmen, allein ausführen, um ihn an Wild zu bringen. Auf diese Weise muß er gewöhnt werden, den Zuruf: „Toho“ als das Signal zum Stehen zu betrachten, und zwar muß ihm dies so sorgfältig beigebracht werden, daß er dem Zurufe: „Toho“ durch festes Stehen auch dann gehorcht, wenn er kein Wild vor sich hat.

Ist dies beigebracht, so können mehrere junge Hunde zugleich ausgeführt werden, um gemeinsam zu arbeiten, und man lehrt sie alle zugleich auf den Zuruf: „charge“, die aufgehobene Hand oder den Schuß niederfallen, auch daß alle auf den Zuruf: „Toho“ gemeinsam stehen oder vorstehen und daß sie später, wenn einer des andern Vorstehen erblickt, dasselbe thun.

Um diesen Unterricht einzuprägen, ist nichts erforderlich als Ausdauer.

Die Hunde müssen nun zum Apportiren dressirt werden, und dies ist der schwerste Unterricht von allen; denn kein Hund ist vollkommen, bevor er es nicht erlernt hat. Ohnehin ist dies erstens beinahe unerläßlich, um

in unsrem wilden bewaldeten Lande reiche Jagdbeute zu erlangen und dient zweitens mehr als jedes andere Mittel dazu, die Hunde vorsichtig und ferm zu machen.

Dies muß, ganz wie das „down charge“, im Anfange mit Hülfe des Halsbandes und der Leine und unter Anwendung der Peitsche beigebracht werden.

Vor allen Dingen ist bei der Hundedressur zu bemerken, daß einem Hunde nichts durch bloses Liebkosen, sondern immer zugleich auch durch Furcht vor Strafe beizubringen ist. Ein Hund, welcher durch bloses Liebkosen unterrichtet ist, kann nie zu Etwas gezwungen werden, sobald er launig wird, weil er nicht weiß, was die Strafe zu bedeuten hat.

Der Hund wird im Apportiren durch Zwang unterrichtet, indem man ihm einen Ball oder irgend etwas Weiches in den Rachen steckt, die Fänge darüber schließt und es ihm mit mäßiger Strafe wieder eingibt, so oft er es wegwirft. Hat er dies gelernt, so wird er durch Wiederholung der nämlichen Vorgänge gezwungen, es aufzunehmen und wegzutragen, endlich es zu apportiren, wenn er es fallen gelassen oder weggeworfen hat, bis er darin ganz fest ist.

Nachher läßt man ihn, nachdem das zu Apportirende geworfen ist, zuerst niederfallen (down charge) und gestattet ihm das Apportiren nicht eher, bis ihm zugerufen wird „fetch“; sodann läßt man ihn verschiedene Male mit dem Zurufe „charge“ niederfallen, bevor er den Ball, nach welchem man ihn geschickt hat, erreicht und zuletzt läßt man ihn („charge“) in dem Augenblicke niederfallen, in welchem er mit seiner Nase den Ball schon berührt. Die Schluß-Lection ist die, daß er den Gegenstand ruhig und gutwillig ausgebe.

Alles dies muß mit Hülfe der Peitsche erzwungen werden, streng, aber gemäßigt; einmal wie das andere, aber niemals im Zorn; mit Lob und Liebkosungen, wenn der Hund es recht macht, im entgegengesetzten Falle mit Vorwürfen, die man mit Züchtigungen begleitet.

Der Hund muß gewöhnt werden, Alles, was ihm gelehrt worden ist, so zu thun, daß es ihm gänzlich zur andern Natur wird, ohne daß er bemerkt, zu welchem Zwecke der Unterricht erfolgt. Ist man bis dahin gelangt, daß der Hund niemals verfehlt, den angegebenen Signalen und Zurufen zu gehorchen, daß er sich durchaus überzeugt, wie geringste Unfolgsamkeit unausbleiblich die Anwendung der Peitsche zur Folge hat,

endlich, daß er den ganzen Umfang der Unterrichtsgegenstände mit der mechanischen Festigkeit und Ruhe eines Kunstreiterpferdes ausführt, alsdann kann man ihn allein mit ins Feld nehmen und dabei das Gewehr führen; man wird hier keine Schwierigkeit haben, ihn in der Gewalt zu behalten. Er wird alsdann reißend schnell die Theorie auf die Praxis anwenden lernen, er wird leidenschaftlich und mit Hingebung die Jagd lieb gewinnen und sein Enthusiasmus und Eifer werden immer mehr zunehmen, je mehr Wild vor ihm geschossen worden ist, während es dabei wenig oder keine Mühe kosten wird, ihn kaltblütig und gehorsam zu erhalten.

Auf diese Weise werden sich seine Ideen von Strafe nicht an das Wild oder an das Gewehr, sondern an die Beibringung der Stubendressur anknüpfen, und er wird in sehr kurzer Zeit vollkommen ferm werden, was er nie geworden sein würde, wenn man ihn halb dressirt mit ins Feld genommen und gestattet hätte, daß er üble Gewohnheiten annehme und Fehler begehe, bevor er weiß, daß es Fehler sind. Nach unsrer Behandlungsart wird der Fehler verhütet, ehe er begangen wird, und selbst einem Irrthume durch einen Zuruf vorgebeugt. Mit andern Worten: der Hund wird nicht dafür gestraft, daß er ein Huhn herausstößt, oder daß er es unterläßt, hinter einem andern Hunde nachzustehen, sondern dafür, daß er dem Zurufe: „Toho“ den Gehorsam verweigert; ebenso wird er nicht dafür gestraft, daß er einspringt, um ein Huhn anzuschneiden, sondern deshalb, weil er dem Zurufe: „charge“ oder der aufgehobenen Hand oder dem Knalle der Flinte nicht Folge leistet.

Wartet man, bis die Versuchungen der Hitze und Leidenschaft der Jagd zu den natürlichen Schwierigkeiten der Dressur hinzutreten, so wird man sich vergeblich abmühen. Kein Hund kann vollkommen ferm gemacht werden, der nicht auf die Zurufe: „down charge“, „Toho“ und „fetch“ zum vollkommensten Gehorsam ausgearbeitet worden ist, bevor überhaupt Wild vor ihm geschossen wird.

Darin besteht das große Geheimniß der Dressur des Vorstehhundes! Alles Uebrige beruht rein auf Uebung und Erfahrung, welche beide sowohl den Lehrer als den Schüler vervollkommnen.

Ein junger Hund sollte stets allein geführt werden, oder zusammen mit andern jungen Hunden. Es ist indessen immer bei weitem besser, ihn so lange allein zu führen, bis er zu einer vollständigen Ausbildung und zum Selbstvertrauen gelangt ist.

Wird dagegen der junge Hund mit einem bewährten alten zusammengeführt, so wird er bald ganz abhängig von diesem werden; er wird ihm folgen, jede seiner Bewegungen beobachten und niemals lernen, einen Theil des Feldes vor dem Schützen selbstständig abzusuchen oder Wild selbst auszumachen. Er wird sich begnügen, hinter dem alten Hunde nachzustehen, anstatt selbstständig vorzustehen und in Folge dessen schüchtern und zuletzt unbrauchbar werden. — Das Zusammenführen junger Hunde bringt dagegen den Nachtheil, daß sie alle zugleich wild und übereilt und verleitet werden, von einander gegenseitig nur die Fehler anzunehmen.

Im Ganzen ist daher die beste Methode die: junge Hunde im ersten Felde einzeln zu führen, dabei aber so viel Wild vor ihnen zu schießen, als irgend möglich; demnächst vom zweiten Felde an, jeden jungen Hund mit einem Kameraden von demselben Alter zusammenzubringen und mit Rücksicht darauf, daß die eigentliche Bestimmung von Pointern und Settern die ist, paarweise zu suchen, von da ab immer dasselbe Paar zusammen zu führen, auch, soweit es sich irgend thun läßt, zusammen zu füttern. Ein Paar Vorstehhunde, welche so gewöhnt sind, mit einander gemeinsam zu leben und gemeinsam zu revieren, werden auf der Suchjagd mehr leisten, als drei Vorstehhunde von denselben Eigenschaften, die aber — jeder auf seine eigene Hand — das Suchen betreiben.

So viel über die Regeln der Dressur des Vorstehhundes!

Ueber die praktische Anwendung derselben auf der Suchjagd bleibt mir wenig oder nichts zu sagen übrig nach dem, was ich bereits da und dort in den Abschnitten mitgetheilt habe, welche die Jagd der verschiedenen Wildarten des angebauten Festlandes von Nordamerika behandeln.*)

Man soll Hunde nicht durch zu viele Befehle ermüden und am Wenigsten durch solche, die sich gegenseitig widersprechen. Uebergeht man aber auch nicht einen einzigen Fehler mit Stillschweigen, so werden nur

---

*) Der Verfasser theilt die Jagd in Nordamerika in drei verschiedene Arten ein:

1) (Upland shooting.) Jagd mit der Flinte in den angebauten Theilen von Nord-Amerika, wobei auch Wassergeflügel auf Süßwasser mit eingeschlossen ist.

2) (Bay shooting.) Jagd an den Küsten sowohl mit gewöhnlichen Flinten, als mit einfachen schweren Entenflinten zu Wasser oder zu Lande, auf Sumpf- und auf See-Vögel.

3) (Western shooting.) Jagd in den westlichen unangebauten Gegenden von Nord-Amerika — mit der Büchse, zu Pferde oder mit Jagdhunden auf die starken Haarwildarten (nach deutschen Begriffen auf Hochwild), wie z. B. Bisons, Bären, Elennthiere und die verschiedenen amerikanischen Rothwild-Arten. Anm. d. Uebers.

sehr wenige begangen werden. Strafen soll man so selten als möglich auferlegen, aber wenn man sie ertheilt, muß es mit Nachdruck und sogar mit Strenge geschehen.

Man stürme nie auf einen Hund mit Geschrei ein, auch laufe man niemals hinter einem Hunde her, vielmehr suche man ihn dahin zu bringen, daß er hinter den Herrn zurückkehrt, oder man ertrage den Zeitverlust, bis er selbst ermüdet und aus eigenem Antriebe zurückkehrt; dann strafe man ihn für den doppelten Fehler.

Wenn man ein Feld oder ein Gehölz, mit dem Vorsatze, es abzusuchen, betritt, so gebiete man den Hunden („hold up") „such fort" und gebe ihnen durch Winke daher und dahin die Richtung. Man lasse sie sich auf das Pfeifen wenden und auf den Wink hierhin oder dorthin suchen. Sobald sie ein Volk Wachteln oder anderes Wild antreffen, so eile man ihnen niemals nach, sondern lasse sie auf den Zuruf: „sachte" („steady") langsam nachziehn. Sind die Hunde übereilt, so sei der Jäger um so ruhiger. Wenn man selbst hinzueilt, so ist das die beste Ermuthigung zur Eile für die Hunde. Man mache sich nichts daraus, wenn die Hunde ein Volk herausstoßen und man dadurch um einen Schuß gebracht wird. Man sei fest und strafe so, daß sie dies nicht wiederholen.

Sobald die Hunde vorstehen, so stoße man das Wild selbst auf, auch wenn man dadurch schlechter zum Schuß kommt, als es der Fall gewesen sein würde, wenn man den Hund hätte einsprengen lassen. Denn gestattet man dies Letztere, so macht man ihn unfolgsam und halsstarrig.

Wenn man getroffen hat, so bleibe man stehen, rufe dem Hunde „down charge" zu und lade wieder. Wenn die Hunde schwärmen, so laufe man nicht hinter ihnen her; denn dies würde sie nur noch wilder machen. Man stehe still und rufe: „down", bis man wieder geladen hat. Dann gehe man ruhig vor und beachte nicht das geschossene Huhn, welches möglicher Weise während dessen angeschnitten worden ist, sondern ziehe den Frevler zurück zu dem Platze, von wo aus er eingesprungen ist, indem man ihm zuruft: „down charge" und ihn auf der ganzen Strecke mit der Leine schnellt; dann drücke man ihn nieder und haue ihn auf das Allerstrengste. Man lasse ihn ruhig liegen, ohne daß er sich regen darf, bis man selbst das Huhn herbeigebracht und es ihm dicht vor die Nase hingelegt hat. Dann lasse man es ihn aufnehmen und abgeben — er wird lange Zeit nicht mehr schwärmen, wenn ihm einmal auf diese Weise mitgespielt worden ist.

Mag man nun seine Hunde selbst dressiren oder auf solche Weise dressirte Hunde besitzen, so behandle man sie stets nach dieser Vorschrift, sowohl im Zwinger*) als auch auf der Jagd. Sie werden dann — ich gebe mein Wort darauf! — gut sein und gut bleiben.

*) Der Verfasser verbreitet sich in seinem Werke über die Behandlung der Hunde im Zwinger, ehe er in dem hier übersetzten Abschnitte zur Dressur übergeht.
Anm. d. Uebers.

Der Hase.

Menschen, Hunde, Wölfe, Lüchse,
Katzen, Marder, Wiesel, Füchse,
Adler, Uhu, Raben, Krähen,
Jeder Habicht, den wir sehen,
Elstern auch nicht zu vergessen —
Alles, Alles will ihn fressen.

von Wildungen.

Es scheint auf den ersten Anblick allerdings ein eben so überflüssiges als undankbares Unternehmen zu sein, Unterricht in einer Sache geben zu wollen, welche die meisten Jagdinhaber, wenn sie auch eben nicht hirschgerechte Waidmänner sind, dennoch mehr als zu gut verstehen, und ich würde im vollen Ernste mich einer Sünde fürchten müssen, wenn ich in diesem Kapitel nichts weiter lehren wollte, als wie man sich der Hasen, dieser armen, ohnehin genug verfolgten Thiere, bemächtigen, oder was dasselbe ist, wie man sie vermindern soll. Auch ist das wirklich meine Absicht nicht; ich gedenke vielmehr, da ich sie als die einträglichste, folglich auch die wichtigste in meinem Vaterlande vorkommende Wildgattung betrachte, nicht sowohl die Lehre von der Kunst, sie zu erlegen, in welcher es ohnehin der Meister genug gibt, hier vorzutragen, als vielmehr die, wie man sie am Zweckmäßigsten benützen und ihre Vermehrung nach Möglichkeit befördern könne.

Unentbehrlich ist hierzu eine genaue Kenntniß der Naturgeschichte des Hasen, noch wichtiger aber die, nur durch lange fortgesetzte Uebung zu

erwerbende Geschicklichkeit, das männliche und weibliche Geschlecht, so weit dies im Freien möglich ist, von einander zu unterscheiden.

Bei jungen Hasen ist diese Kenntniß überhaupt schwer, wo nicht ganz unmöglich; bei alten hingegen kann man sich, was auch manche Jäger dagegen sagen mögen, durch jahrelang fortgesetzte, angestrengte Bemühungen doch nach und nach einen ziemlich sicheren und richtigen Blick erwerben. Schade nur, daß die Kenntniß dieser Merkmale sich weit leichter durch praktische Uebung erwerben, als durch Worte mittheilen läßt. Ich will es jedoch, wenn zuvor das Nöthige über die Naturgeschichte des Hasen im Allgemeinen gesagt worden ist, nach meinen besten Kräften hier versuchen.

In ganz Europa gibt es wohl kaum ein Land ohne Hasen, doch vermehren sie sich begreiflicherweise in einer Gegend stärker, als in der andern, je nachdem ihnen das Klima mehr oder weniger angemessen ist. Als ihr eigentliches Vaterland möchte übrigens wohl hauptsächlich Deutschland zu betrachten sein und nächst diesem vielleicht Ungarn und die untern Donauländer überhaupt, denn nach den, freilich nicht immer ganz zuverlässigen, Angaben der Reisebeschreiber sollen allein in der Wallachei von den dortigen Bauern jährlich mehr als eine halbe Million Hasen mit Windhunden gefangen werden.

Zu den ergiebigsten Gegenden in Deutschland zählt man besonders Böhmen, dann die Grafschaft Barby, von der man behaupten darf, daß sie sich in solcher Hinsicht einen wirklich ausgezeichneten Ruf erworben habe; herrscht doch bei allen Reisenden nur eine Stimme über die dort fast unglaubliche Menge der Hasen!

Außer Böhmen und der Grafschaft Barby sind ferner wegen ihres Reichthums an Hasen Dessau, Anhalt, Schwaben, Sachsen, Bayern und viele andere Länder berühmt, welche alle namentlich hier aufzuzählen zu ermüdend sein würde.*)

---

*) Wie ganz irrig die Meinung ist, daß es vor einigen Hundert Jahren noch fast gar keine Feldhühner und Hasen bei uns gegeben habe, ergibt sich deutlich aus dem Umstande: daß bei der Hochzeit Wilhelms von Wesenberg mit der Prinzessin Anna von Baden im Jahre 1576 nicht weniger als 2130 Hasen und 2050 Rebhühner verzehrt worden sind.

Wenn daher die Meinung einiger römischen Dichter richtig wäre, daß durch den häufigen Genuß des Hasenfleisches die körperliche Schönheit befördert werde, so müßten die sämmtlichen Gäste bei jener Hochzeit durch die ihnen so reichlich zugetheilte Hasen-Kost hinreißend schön geworden sein.

Zu den ergiebigsten Feldtreibjagden auf Hasen, die mir bekannt geworden sind, zähle ich die in der Nähe von Würzburg, und zwar besonders deßhalb, weil dabei gewöhnlich nicht mehr als 60—70 Treiber gegenwärtig sind, da dieselben aus der Tasche des Besitzers bezahlt werden müssen. Bei den dortigen Waldjagden nimmt man deren noch weniger, gewöhnlich nur 20—40. Die Zahl der Schützen richtet sich nach der Absicht des Pächters, eine größere oder geringere Anzahl von Hasen wegzuräumen; im letzteren Falle werden bisweilen nur 12—15 Schützen eingeladen.

Die sogenannte Stadtjagd, welche einen Theil der Würzburger Markung und die von Gerbrunn umfaßt, liefert in der Regel in einem Tage über 200 Hasen. Im Jahre 1832/33 wurden an einem Tage 323 geschossen, im Jahre 1834/35 348 Stück. Die Rottendorfer Feldjagd, links der alten Straße, liefert in der Regel an einem Tage 250 Hasen. Im Jahre 1841/42 stieg dieses Ergebniß auf 346, im Jahre 1842/43 auf 442 Stücke und im Jahre 1844/45 wurden sogar an einem Tage 540 erlegt.

Bringt man hierbei in Erwägung, daß bei dieser Jagd keinerlei Vorkehrung, wie man sie bei großen, für das Vergnügen regierender Herren veranstalteten, Jagden vermittelst nächtlichen Beitreibens, Einleuchtens u. s. w. gewöhnlich zu treffen pflegt, stattgefunden hatte, und daß dieselbe nicht mit frohnpflichtigen Unterthanen, deren man nach Belieben eine große Menge nehmen und damit das ganze Terrain umstellen kann, sondern nur mit bezahlten, mithin der beträchtlichen Kosten wegen nur mit möglichst wenigen Treibern ausgeführt wurde, so darf man unbedenklich das Resultat derselben zu den glänzendsten rechnen, die vielleicht jemals unter gleichen Verhältnissen erzielt worden sind, und ein unparteiischer Beobachter wird nach genauer Prüfung aller dabei obwaltenden Umstände sowohl der Einsicht und Erfahrung des Dirigenten, als der Ruhe, Ordnungsliebe und Geschicklichkeit der dabei anwesenden Schützen, sowie der rühmlichen Thätigkeit und Sorgfalt des Aufsehers, unter dessen Schutz jener Bezirk steht, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen.

Wenn man vorstehende Notizen aus der Gegend von Würzburg mit den Nachrichten vergleicht, die aus so vielen anderen Gegenden Deutschlands, z. B. aus Rheinbayern, aus Hessen, aus der Gegend von Augsburg u. s. w. über den Zustand der dortigen Pachtjagden eingehen, wo es als ein großes Glück gilt, wenn bei Hauptjagden durchschnittlich an einem Tage 4 oder 5 Dutzend Hasen geschossen werden, so ergibt sich

eine höchst auffallende Verschiedenheit, welche aber doch wohl nur in der ganz abweichenden Behandlung der Jagd ihren eigentlichen Grund haben kann, und man muß allerdings darüber erstaunen, daß manche Jagdbesitzer, wie verblendet, so ganz ihrem eignen Interesse zuwider handeln mögen, indem sie durch zu starke Benützung ihres Bezirks nicht nur ihr pecuniäres Interesse in Gefahr bringen, sondern namentlich auch ihr persönliches Vergnügen gänzlich untergraben. —

Die interessantesten Waldjagden in der Gegend von Würzburg sind folgende:

Erstens in dem sogenannten Körnacher Walde, die gewöhnlich 150 bis 200 Hasen liefert. Im Jahre 1834/35 stieg diese Zahl auf 259 Stück. —

Zweitens die in der Versbacher Waldung. Hier wurden, so klein dieselbe auch ist, im Jahre 1835/36 dennoch 128 Hasen, ferner im Jahre 1837/38 161 geschossen.

Drittens die Rottendorfer und Estenfelder Waldungen, welche gewöhnlich nur oberflächlich, d. h. mit nur 12 bis 18 Schützen und nur 20 Treibern abgejagt werden, liefern trotz dieser schwachen Hülfsmittel dennoch jedesmal über 100 Hasen.

Unter den sogenannten gemischten Jagden, bei welchen nämlich Feld und Wald abwechselt, zeichnet sich vor allen anderen die Rottendorfer Jagd, rechts der Straße, aus, die nur drei kleine Feldtreiben und vier Walddistricte umfaßt. Dieser Bezirk liefert regelmäßig mehr als 200 Hasen. — Im Jahre 1836/37 wurden dort 245 Hasen nebst 2 Rehböcken geschossen, und zwar in einem nur aus zwei Treiben bestehenden Feldkopfe, die gewiß merkwürdige Zahl von 171 Hasen. — Gleichmäßig lieferte auch die Lindelbacher Jagd, welche aus fünf Feld- und vier Waldtreiben besteht, in der Regel 150 Hasen; im Jahre 1831/32 wurden jedoch ausnahmsweise 227 Hasen dort erlegt. —

Die Ergiebigkeit aller dieser Jagden ist um so bewunderswürdiger, da dieselben ununterbrochen, d. h. alljährlich abgetrieben werden, während man in anderen Gegenden eine zweijährige, oft sogar eine dreijährige Hege anwenden muß, um so günstige Resultate zu erzielen. Namentlich muß man darüber erstaunen, wie es möglich ist, mit einer so auffallend geringen Anzahl von Treibern sich eines so glänzenden Erfolges zu versichern; denn in anderen Gegenden, wo die Jagdfrohnde noch existirte, wurden zu gleichem Zwecke viele Hunderte von Treibern verwendet und dennoch auch nicht mehr, ja oft sogar weniger, Hasen geschossen.

Es unterliegt schon längst keinem Zweifel mehr, daß die größere oder geringere Vermehrung der Hasen hauptsächlich von der Beschaffenheit des Bodens und der Lage abhängt; besonders sind ihnen hohe und kalte Lagen zuwider. Die nächste Umgebung von Würzburg liefert hiervon die sprechendsten Beweise. Sämmtliche Reviere rechts des Maines sind vortrefflich mit Hasen besetzt, während die auf dem linken Ufer eine merklich geringere Vermehrung derselben zeigen, so zwar, daß dort eine zweijährige Hege zur Nothwendigkeit wird, wenn man die Jagd in ganz gutem Stande erhalten will.

Ein Jagdliebhaber zu Würzburg erpachtete vor längeren Jahren eine dieser Jagden auf dem linken Mainufer und hegte dieselbe eine geraume Zeit sehr streng. Ob nun gleich dieser Bezirk sich einer sehr guten Aufsicht zu erfreuen hatte und das dortige Raubzeug mit allem erdenklichen Fleiß weggeräumt wurde, so ist dennoch der Hasenstand auf dem Reviere immer noch gering, in keinem Theile desselben aber besser, als auf jenen Revieren des rechten Mainufers, welche, bei übrigens guter Behandlung, alljährlich abgetrieben werden.

Der Grund dieser auffallenden Erscheinung kann nicht wohl ein anderer sein, als daß dieses Revier zu viele kalte, östlich oder nördlich sich hinziehende Höhen in sich faßt, die der Vermehrung der Hasen nicht günstig sind, während eine niedrige, geschützte und insbesondere warme Lage, nebst gutem, tiefgründigem Getreideland derselben überall unverkennbaren Vortheil gewährt.

Herr Bezirksgerichts-Direktor v. S., ein sehr erfahrener Jagdpraktiker, und seit vielen Jahren Besitzer vorzüglich schöner Niederjagden, behauptet, daß in den Monaten November und December der Hase im freien Felde von halb 12 Uhr an bis um 3 Uhr am besten halte, und ich mag ihm, obgleich die dritte Nachmittagsstunde während der kürzesten Wintertage mir schon etwas zu nahe an die Abendzeit anzustreifen scheint, als einem erfahrnen Jäger, und namentlich als einem großen Liebhaber der Suchjagden, hierin nicht widersprechen, da sich voraussehen läßt, daß diese seine Angabe sich auf vieljährige Erfahrungen gründet. Derselbe hat mir aus seiner eigenen Praxis ein sehr interessantes Beispiel mitgetheilt, wie viel auf die zur Suche gewählten Stunden ankommt. Er ging nämlich einst zur Mittagszeit mit einigen Freunden auf die Jagd. Die Gegend, in welcher dies geschah, lag hart an der Grenze des benachbarten Revieres, und es lieferte eine solche Suchpartie nach einem vieljährigen Durchschnitt nicht mehr als 20, höchstens 25 Hasen; diesmal aber stieg die

Zahl der Beute auf 47 Stück, worüber sich die anwesenden Schützen alle höchlich verwunderten, ohne jedoch den Grund der Erscheinung erklären zu können. Bald nachher löste sich dieses Räthsel durch eine Mittheilung des angrenzenden Jagdbesitzers. Dieser war nämlich an demselben Tage ebenfalls nahe an der Grenze seines Bezirkes auf der Jagd gewesen, hatte aber schon um 10 Uhr zu suchen angefangen und zwar viele Hasen angetroffen, aber nur wenige geschossen, weil sie fast alle außer Schußweite aufgestanden und der nahen Grenze zugeeilt waren, so daß nun der später kommende Grenznachbar nicht nur seine eigenen, sondern auch die fremden Hasen erlegt hatte, die ihm durch diesen sonderbaren Zufall zugeflüchtet waren. Ich habe bei dieser allerdings merkwürdigen Wahrnehmung mich am meisten darüber gewundert, daß diese erst vor so kurzer Zeit aufgeregten Hasen sich jenseits der Grenze schon so bald wieder fest genug gedrückt hatten, um von den absuchenden Schützen mit so gutem Erfolge erlegt werden zu können, und kann nur in dem dortigen, sehr coupirten Terrain die Ursache davon finden, daß sie so gut ausgehalten haben; ja, ich würde vielleicht die ganze Angabe in Zweifel ziehen, wäre nicht der Gewährsmann, dem ich diese Mittheilung verdanke, mir als ganz zuverlässig bekannt.

Für einen deutschen Jagdliebhaber grenzt es fast an das Märchenhafte und Wunderbare, wenn er hört, wie selten in manchen Ländern die Hasen sind. Als der verstorbene Dr. Michahelles, der dem Jägerpublicum durch seine Beiträge für die Behlen'sche Forst- und Jagdzeitung bekannt geworden ist, sich einst in Triest in einer zahlreichen Gesellschaft von Jagdliebhabern befand, trat einer seiner Bekannten, eben von einer Jagdpartie zurückkommend, hastig und in der größten Aufregung in das Zimmer, aber nicht etwa um die wichtige Nachricht zu melden, daß er ein seltenes Raubthier, vielleicht einen Wolf oder Bären, oder doch wenigstens einen jagdbaren Hirsch gesehen habe? Bewahre der Himmel! Die seltene Erscheinung, welche er anzuzeigen hatte, war nichts weiter als ein armseliger Hase. Dennoch kam bei dieser Nachricht die ganze Gesellschaft in Alarm. Die dort anwesenden Deutschen konnten sich des Lachens nicht enthalten, sämmtliche Italiener aber waren bei dieser Nachricht außer sich, und es kam sogleich zu einer lärmenden Berathung, wie die Jagd auf dieses seltene Thier einzurichten sein möge. Eine beträchtliche Anzahl von Jägern, theils zu Wagen, theils zu Fuß, zogen am folgenden Morgen hinaus in die bezeichnete Gegend. Sie umkreisten still, vorsichtig und feierlich, als ob es sich um die Erlegung eines Panthers

oder Löwen handle, die bezeichnete Stelle, und rückten dann immer näher zusammen. So schloß der Kreis sich immer enger, bis endlich Alle, getäuscht in ihren Erwartungen, im Mittelpunkt zusammenkamen; denn Meister Lampe hatte bereits die Nacht zur Flucht aus dieser gefährlichen Umgegend weislich benützt.

Mit Ausnahme der hohen, kalten und gebirgigen oder allzu waldreichen Gegenden vermehrt sich der Hase bei zweckmäßiger Behandlung überall, die Lage des Landes mag flach oder von Hügeln durchschnitten sein.

Außer Europa findet man unseren gewöhnlichen Hasen auch in den beiden andern Theilen der alten Welt, wenn gleich nicht häufig, dagegen wird er in Amerika nicht angetroffen.*) Gemäßigte Himmelsstriche scheinen ihm jedoch am meisten zuzusagen, denn in sehr kalten Ländern gedeiht er so wenig, als in sehr heißen, und wenn in den Jahren 1793, 1794 und 1795 aus Lappland sechstausend Hasenbälge nach Stockholm verkauft worden sind, so muß man diese dem veränderlichen (im Winter weißen) Hasen Lepus variabilis und nicht unserm gemeinen Hasen zurechnen.

Die Menge dieser Thiere würde ohne Zweifel ungleich größer sein, wenn denselben nicht von allen Seiten so viele Gegner im Wege ständen. Hat man sich doch sogar in manchen Gegenden bisweilen schon veranlaßt gesehen, der Vertilgung des Hasengeschlechtes durch besondere Gesetze entgegenzuwirken!

Eine der merkwürdigsten Verfügungen dieser Art war die kaiserliche Hetz- und Baitzordnung, welche Kaiser Ferdinand III. erließ. In ihr

---

*) Der in den gemäßigten Theilen von Nordamerika einheimische Hase Lepus Americanus ist seinem Körperbau und seinen Lebensgewohnheiten nach ein wirklicher Hase. Weil er aber an Gestalt und Farbe mehr dem wilden Kaninchen als dem gemeinen europäischen Hasen gleicht (Länge unsers Hasen 2 Fuß, Gewicht 6–8 Pfund. Länge des amerikanischen Hasen 18 Zoll, Gewicht 2 Pfund englisches Gewicht), haben sich die europäischen Einwanderer gewöhnt, ihn Kaninchen — Rabitt — zu nennen und diese Bezeichnung ist in den Vereinigten Staaten die vorherrschende geblieben, obgleich es dort gar keine wilden Kaninchen gibt.

Außer diesem gewöhnlichen amerikanischen Hasen gibt es noch eine andere Art, welche ganz so wie der veränderliche Hase der alten Welt im Sommer und Winter die Farbe wechselt, und zwar in der letzten Jahreszeit ganz oder größtentheils. Er wird in Amerika veränderlicher Hase oder weißes Kaninchen genannt, die Naturforscher unterscheiden ihn aber als Lepus Virgianus, vom Lepus variabilis der alten Welt. Er wird zuweilen in Virginien, regelmäßig aber von Canada bis zur Hudsons-Bai angetroffen.

Diese Notizen, die bei der jetzt vermehrten Aufmerksamkeit auf Nordamerika manchem Leser erwünscht sein dürften, sind Herbert's Werke Field Sports in the united states entnommen.

wurden nämlich zwei wichtige Einschränkungen bei der Hasenhetze befohlen, welche eine wohlthätige Erhaltung dieser armen Thiere zum Zweck hatten. Bei Einhundert Dukaten Strafe wurde darin verboten, mehr als zwei Windhunde am Stricke zu führen, oder mehr als diese Zahl hinter einem Hasen laufen zu lassen.

Bei einer gleichen Geldbuße wurde das Ausgraben eines Hasen, der sich während des Hetzens in einen Fuchsbau geflüchtet, untersagt. Beides waren sehr heilsame Anordnungen zur Erhaltung der Reviere; denn zwei Hunde können weder so viele Hetzen machen, noch so sicher fangen, als die sonst gewöhnlich dazu verwendete Zahl von drei Hunden; zumal bei coupirtem Terrain mußte sich dabei manche Fehlhetze ergeben. Auch ist es billig, dem armen Lampe, wenn er von seinen Verfolgern so geängstigt wird, daß er in einem Baue seine Zuflucht sucht und erlangt, diesen Rettungsort zu gönnen, und ihn dort in ungestörter Ruhe zu lassen, bis man ihn zu einem neuen Wettlauf auffordert. — Ueberhaupt liefert die ältere Geschichte häufige Beispiele des damals herrschenden großen Mangels an Hasen, wovon wir der Seltenheit wegen vorzugsweise nur Folgendes hier anführen wollen.

Als die Königin Eleonora von Frankreich am 18. October 1544 ihren Bruder, Kaiser Karl V., zu Brüssel besuchte, erhielt sie für ihre Tafel täglich, außer 128 Pfund Rindfleisch, vielen Hammeln, Kälbern, Schweinen ꝛc. ꝛc., nur zwei Hasen.

Bei einem sechstägigen Treibjagen, welches der König Ferdinand von Neapel auf seinen Jagdschlössern Carbitello und Domanio di Calvi einst abhielt, wurden 208 Sauen, 740 Schnepfen, 960 Stockenten, aber nur 5 Hasen geschossen.

Man kann aber auch mit Wahrheit behaupten, daß die Zahl ihrer Feinde dort Legion heißt.

Der unvergeßliche Wildungen hat diese Feinde in einer einzigen Strophe so schön zusammenzustellen gewußt, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen konnte, dieser Zusammenstellung einen Platz an der Spitze dieses Kapitels anzuweisen.

Der Hauptzug in dem Charakter des Hasen ist Furcht, weshalb auch ohne Zweifel Vater Linné ihm den Beinamen „der Furchtsame“ gab. Verzagte Gemüther lieben den Frieden, daher ist auch die Eintracht bei diesen Thieren zu Hause. Nur wenn der Geschlechtstrieb sich in ihnen regt, sieht man sie häufig miteinander streiten, obschon es oft nur der

heftige Angriff des Männchens auf das spröde Weibchen ist, was man in der Ferne für Feindseligkeiten ansieht.

Es verliert übrigens in solchen durch Eifersucht erregten Zweikämpfen keiner das Leben, da sie nur den kleinen Fehden erboster Fischweiber gleichen, die sich gegenseitig nur mit ihren Nägeln verwunden, und so wie dort etwa ein Büschel Haare, oder höchstens eine Haube abfliegt, so stieben hier blos einige Flocken Wolle ab, und damit ist es in der Regel abgethan; doch ist mir von einem zuverlässigen Jäger mitgetheilt worden (welcher ein vor 1848 mit Hasen außerordentlich gut besetztes Revier verwaltet), er habe nicht selten auf seinem Reviere erblindete Rammler angetroffen, welchen bei solchen Kämpfen die Lichter verletzt worden waren.

Was bei den Hirschen der Brunftplan ist, das sind bei den Hasen die Stellen, wo die abgekratzte Wolle herumliegt. Sie dienen dem Jäger zum Kennzeichen der wirklich angebrochenen Rammelzeit. Diese hängt übrigens nicht sowohl von der Jahreszeit, als von der Witterung ab. In gelinden Wintern nämlich tritt die Rammelzeit ungleich früher, oft schon im Januar ein; bei anhaltender und strenger Kälte hingegen, besonders bei tiefem Schnee, der ihnen den Lebensunterhalt sehr erschwert, bisweilen erst im März.

Als der gewöhnlichste Zeitpunkt der Begattung wird der Monat Februar angenommen.

Hier bietet sich nun dem aufmerksamen Beobachter die beste Gelegenheit dar, zu untersuchen, wie sich die Zahl der Häsinnen zu jener der Rammler verhält.

Die Geschlechtsproportion ist höchst auffallend. Es gehört gar nicht zu den Seltenheiten, daß man in gut besetzten Revieren sechs bis acht Rammler hinter einer einzigen Häsin herlaufen sieht. Von dergleichen einzelnen Fällen darf man indessen nicht auf das ganze schließen; denn schwerlich würde eine so beträchtliche Vermehrung der Hasen möglich sein, wenn wirklich nur der sechste oder achte Theil derselben aus Weibchen bestände; — was ich aber so lange bezweifeln werde, bis man mir den Beweis davon ad oculos liefert.

Diese auffallende Mehrzahl bemerkte ich vielmehr immer nur zu Anfang der Rammelzeit, in welcher der Begattungstrieb sich am Stärksten äußert. Späterhin sah ich gewöhnlich nur zwei, höchstens drei, oft nur einen einzigen Rammler bei einer Häsin, daher es mir bisweilen vorkam, als ob der Begattungstrieb sich weniger lebhaft zeige, sobald im Frühjahre das erste Erwachen der Natur vorüber war. Daß der Mutter-

hase als besondere Ausnahme von anderen vierfüßigen Thieren, worüber ich jedoch nicht aus eigener Erfahrung sprechen kann, auch dann noch die Begattung fortsetzt, wenn er schon wirklich aufgenommen hat, erhellt daraus, daß man schon bisweilen zweierlei Fötus in den Tragsäcken dieser Thiere gefunden haben will.

Etwa vier Wochen nach der Befruchtung setzt eine schon ältere Häsin mehrere Junge, gewöhnlich sind es deren zwei, drei, selten aber vier; fünf habe ich noch nie gefunden.

Dagegen hat Herr B. G. D. von S. zu W., ein sehr aufmerksamer Beobachter, deren schon mehrmals, und namentlich im Jahre 1840, zweimal fünf, und in dem ausgezeichnet guten Hasenjahre 1837 einmal sogar sechs beisammen gefunden, was aber wohl zu den seltensten Naturerscheinungen zu rechnen sein dürfte.

Das Wochenbett ist ein ruhiger Ort im Walde oder im Felde, meist in seiner Zubereitung sehr einfach; z. B. ein trockner, warmer Dornrain mit Wachholdern bewachsen, ein Misthaufen u. s. w. Es besteht oft aus einer nur ganz kleinen Vertiefung, oft auch wird nur der flache Boden dazu genommen.

Im Walde setzt die Häsin oft in die Höhlung alter Stöcke und in angehäuftes Laub, auf den Brachfeldern aber an die trockenen Düngerhaufen, vielleicht weil die mütterliche Sorgfalt sie darauf hinführt, daß durch diese Misthaufen allein ihren Jungen einiger Schutz gewährt werden kann.

Es ist befremdend, daß es bis jetzt noch keinem Naturforscher und keinem Jäger hat gelingen wollen, genau zu erforschen, wie lange die kleinen Häschen sich an der Muttermilch laben! Graf Mellin behauptet zwar in seinem Werke „Versuch einer Anweisung zur Anlegung der Wildbahnen“ (Berlin 1779. S. 181), die jungen Hasen genössen zwanzig Tage lang der Muttermilch; er setzt aber hinzu, daß von den mehrsten alten Jägern dafür nur die Zeit von 3 bis 4 Tagen angenommen werde. Da er nun nicht sagt, daß seine Angabe auf wirklicher Beobachtung beruhe, so kann dieselbe nicht als glaubwürdig betrachtet werden. Bringt man den Umstand in Anschlag, daß nach allen Erfahrungen die Mutter unmittelbar nach dem Setzen schon wieder zu rammeln anfängt, erwägt man ferner, daß sie nur selten mit oder zunächst bei ihren Kindern angetroffen wird, so findet man sich versucht zu vermuthen, daß dieselbe sich nur wenig um ihre Jungen bekümmere, ihnen nur während der ersten vier oder fünf

Tage, und auch da vielleicht nicht so oft, als andere Säugethiere es thun, die Milch darreiche.

Für die Hasenjagd ist, nach meinen vieljährigen Beobachtungen, das Ueberhandnehmen der Füchse und des Schlingenstellens etwa abgerechnet, kein anderes Uebel so gefährlich, als wenn mehrere sehr gelinde Winter aufeinander folgen, und dabei dann spät im Frühling noch anhaltende Kälte, mit Schnee verbunden, eintritt.

Das Regewerden des Begattungstriebes hängt bekanntlich bei diesen Thieren durchaus nicht von der Jahreszeit, sondern lediglich von der Witterung ab. Sobald diese ungewöhnlich gelinde ist, so fangen sie eben so gewiß schon im Januar zu rammeln an, als sonst gewöhnlich erst im Februar oder März, sobald die Frühlingssonne zu wirken anfängt.

Wie nachtheilig aber die Folgen sein müssen, die eine so frühzeitige Begattung nothwendigerweise herbeiführt, welcher aufmerksame Beobachter wird dies wohl verkennen? Wenn wir auch nicht so weit, als manche Jäger, gehen, und behaupten wollen, daß durch das Setzen bei strenger Kälte das Geburtswerkzeug bei der Häsin erschlaffe und, wo nicht deren gänzliches Eingehen, doch gewiß Unfruchtbarkeit veranlassen müsse, ich sage, wenn wir auch nicht so weit gehen wollen, diese noch durch keine wirkliche Erfahrung begründete Hypothese aufzustellen, so ist doch so viel gewiß, daß unter hundert jungen Hasen, die bei Schnee und strenger Kälte gesetzt werden, kaum 15 oder 20 das Leben davonbringen. Ein solches Durchkommen ist schon der Natur der Sache nach nicht wohl denkbar. Selbst von denen, welche auf zwar trockenen, dabei aber gefrorenen Boden gesetzt werden, können nur die wenigsten ihr Leben erhalten; denn jeder Frost setzt Kälte voraus, und ein so kleines, weiches, hilfloses und jeder äußeren Einwirkung preisgegebenes Geschöpf, als das eben erst aus der Mutter Leib kommende Häschen ist, kann gewiß keine Kälte vertragen. Der Uebergang aus der wärmsten Temperatur in die kälteste ist zu grell, es erstarrt augenblicklich und geht in der Regel zu Grunde, zumal da man die Häsin nicht eben unter die besorgten und zärtlichen Mütter, die viel Aufmerksamkeit und Sorgfalt auf die Erhaltung ihrer Säuglinge verwenden, zu zählen Ursache hat. Doch ist schon sehr oft die Bemerkung gemacht worden, daß trockene Kälte bei weitem nicht so nachtheilig auf diese hilflosen Geschöpfe wirkt, als anhaltende Nässe.

Wenn übrigens der Leichtsinn der Mutter wirklich so groß wäre, als man voraussetzt, wie könnten dann diese kleinen noch ganz hilflosen Thierchen, die man gleich jungen, unbefiederten Vögelchen dicht aneinander

sitzen und kaum noch athmen, vielweniger sich fortbewegen sieht, sich ihr Leben fristen, wenn nicht die Mutter sie ernährte, da sie gar oft zu einer Zeit zur Welt kommen, wo weit und breit noch kein einziges Pflänzchen aufkeimt, welches zart genug wäre, um von ihnen genossen werden zu können. Zwar will man behaupten, der junge Hase, selbst aus dem Mutterleibe geschnitten, putze sich schon, sobald er trocken sei, und bewege sich von der Stelle; allein die von mir gefundenen saßen alle still und unbeweglich.

Es ist, ich sage es noch einmal, höchst befremdend, daß in der Naturgeschichte eines Thieres, welches der praktische Jäger das ganze Jahr hindurch vor sich sieht, so etwas noch ein Räthsel sein kann, und es wäre sehr zu wünschen, daß hierüber genauere Untersuchungen und Beobachtungen angestellt werden möchten, als bisher. Dies würde am leichtesten bei gezähmten, oder doch eingesperrten Hasen geschehen können. Im Freien hat es mir, trotz aller angewendeten Mühe, nie gelingen wollen, Zeuge des Säugens zu sein, so daß ich auf die Vermuthung gekommen bin, es geschehe hauptsächlich nur zur Nachtzeit.

Der junge Hase entfernt sich, selbst wenn er schon mehr als die halbe Größe erreicht hat, selten weit von seinem Geburtsorte; er kommt, von Hunden verfolgt, immer wieder dahin zurück, wo sie ihn zuerst angetroffen, und zwar äußert sich diese Anhänglichkeit an die Heimath in weit höherem Grade bei ihm, als bei vielen andern Thieren.

Ueberaus possierlich sind die Sprünge, die man ihn machen sieht wenn er, schon etwas weiter im Alter vorgerückt, des Abends am Rande des Waldes mit seines Gleichen spielt! Der jugendliche Frohsinn spricht sich da in jeder Bewegung aus, während in der ersten Periode seines Lebens sich der Hase, außer wenn es der Aesung halber geschieht, nicht viel zu regen scheint. — Die gewöhnlichen vier Lebensstufen bezeichnet man durch folgende Benennungen: zuerst kommt das sogenannte Quarthäschen, dann der Halbgewachsene, dann der Dreiläufer, und zuletzt der ausgewachsene junge Hase. Nur in dieser letzten Periode wird es schwierig ihn vom alten zu unterscheiden und erfordert eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Für die sichersten Kennzeichen der Jugend halte ich: 1) die Farbe des Balges, und 2) die Art des Laufens unmittelbar nach dem Aufstehen aus dem Lager. Der junge Hase sieht nämlich in der Regel auf dem Rücken heller und weißlicher aus, als der alte, dessen Farbe, zumal beim Rammler, mehr ins Röthliche spielt. Ferner sieht man beim ersten Aufstehen jenem deutlich das Bestreben an, sich dem Auge Derer, die ihn aus dem Lager gestoßen haben, zu verbergen. Er sucht sich, die

Löffel auf den Hals drückend, gleichsam wegzustehlen; oft schlägt er auch, kurz nach einander, mehrere Haken, während der alte gewöhnlich schnell und in grader Linie laufend, davon eilt. Sehr leicht ist ferner der junge Hase an den lustigen Sprüngen zu erkennen, die er zu machen pflegt, wenn er Abends aus dem Walde kommt, wogegen der alte nicht selten halbe Viertelstunden lang unbeweglich auf einer und derselben Stelle sitzen bleibt. Endlich kann man es auch als ein ziemlich sicheres Kennzeichen der Jugend betrachten, wenn ein von Hunden verfolgter Hase bald nach dem Antreffen wieder dahin zurückkehrt, wo er sein Lager gehabt hatte, zumal wenn dieses Umkehren mehrmals und kurz nach einander stattfindet. Diese Vorliebe des Hasen für seinen Geburtsort ist sogar zum Sprüchworte geworden, da man oft Leute, die aus eigener Erfahrung gar nichts davon wissen, vergleichungsweise sagen hört, der Mensch halte sich, gleich dem Hasen, am liebsten da auf, wo er gesetzt worden sei.

Ich möchte jedoch als wahrscheinlich annehmen, daß diese Anhänglichkeit an die Heimath sich nicht viel über das erste Lebensjahr hinaus erstreckt. So gewiß nämlich es ist, daß der junge Hase in der ersten Zeit seines Lebens in der Regel immer da sich aufhält, wo ihn seine Mutter zur Welt gebracht hat, und so viele Beispiele mir auch hiervon vorgekommen sind, so kann ich doch nicht behaupten, einzelne Fälle ausgenommen, auch alte Hasen immer wieder auf derselben Stelle angetroffen zu haben, weil der Wahl ihres Aufenthaltes hauptsächlich Witterung, Wind und Aesung zur Richtschnur dienen.

Ich komme nun zu der ungleich schwierigeren Aufgabe, das männliche und weibliche Geschlecht von einander unterscheiden zu lernen. Vom Frühjahre bis zum Herbste irrt sich der aufmerksame Beobachter nur selten, allein von dieser Zeit an wird es mit jedem Tage schwerer, und im Winter endlich fast ganz unmöglich.

Für das einzige ziemlich sichere Kennzeichen des Rammlers halte ich das bekannte Schnalzen mit der Blume. Auch trägt er das Hintertheil oft etwas schief und läuft überhaupt rascher und flüchtiger als die Häsin. Diese hält zwar, wie ich, um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, hier ausdrücklich bemerken muß, während der ersten vier bis sechs Sprünge vom Lager aus die Blume bisweilen auch etwas hoch, und schnalzt auch wohl einige Male damit, allein nie setzt sie dieses Schnalzen fort, vielmehr drückt sie späterhin die Blume ziemlich fest an den Leib, so daß dieselbe weit länger zu sein scheint, als die des Rammlers.

Das Laufen der Häsin ist ferner, nach meinen Beobachtungen (die

ich aber keineswegs für unumstößlich ausgebe, sondern nur meinen Lesern zur näheren Prüfung empfehlen will) langsamer und steter, ihre Haltung bleibt sich mehr gleich. Der Kopf ist größer, der Leib länger, der Bauch niedriger und weißer; die Haltung des Hintertheiles nie schief, sondern gerade.

Zwischen verschiedenen Jagdschriftstellern findet man Widersprüche über die Kennzeichen der Farbe der beiden Geschlechter des Hasen. Während Mellin, „Versuch einer Anleitung zur Anlegung von Wildbahnen", S. 112 angiebt, der Rammler sei im Sommer weißlich, die Häsin roth, giebt Winkell in seinem „Handbuch", Bd. 2, S. 26, gerade das Entgegengesetzte an: das Seitenhaar sei heller gefärbt bei der Häsin, beim Rammler seien die Blätter mehr braunroth. Meine Wahrnehmungen bestätigen die Winkell'sche Meinung.

Nach den angeführten Kennzeichen kann man im freien Felde, so lange noch kein Schnee liegt, das Geschlecht eines aufstehenden Hasen in der Nähe ziemlich richtig beurtheilen. Endlich muß ich auch noch eines andern viel empfohlenen Kennzeichens gedenken, desjenigen nämlich: daß ziemlich allgemein behauptet wird, die Häsin, besonders die trächtige, wenn sie im Lager sitzt, lege die Löffel immer weiter auseinander und lasse sie mehr herunter hängen, als der Rammler. Allein diese Erfahrung würde, wenn sie auch hinlänglich begründet wäre, nur sehr wenig nützen; denn welcher rechtliche Waidmann wird zu der Zeit, in welcher sie noch Junge im Leibe tragen, solche alte Hasen schießen wollen? So etwas kann nur da geschehen, wo entweder eine zügellose Schießbegierde den Schützen aller Ueberlegung beraubt hat, oder wo der Jäger so schlecht besoldet ist, daß er, um den Hunger damit zu stillen, Alles niederschießen muß, was ihm vor die Flinte kommt, oder endlich auf einer Koppeljagd, wie sie zur Schande der deutschen Jägerei in manchen Ländern noch immer fortdauert, und wo Jeder mitnimmt, was er haben kann, sollte es auch der Jagd zum größten Nachtheile gereichen.

Wer das Geschlecht der Hasen, so weit als dies möglich ist, unterscheiden zu lernen wünscht, der mache es sich zum Gesetz, jeden Hasen ohne Ausnahme, der ihm nicht in zu großer Entfernung zu Gesicht kommt, scharf ins Auge zu fassen; besonders muß dies bei solchen geschehen, die in der Jagdzeit entweder ihm selbst oder seinen Begleitern anlaufen, damit man im Falle der Erlegung sie, insoweit es die Umstände gestatten, alsbald genau untersuchen könne, um das, was man zuvor an ihnen wahrzunehmen geglaubt hat, nunmehr mit der Wahrheit gehörig zu vergleichen.

Ferner beschäftige man sich besonders fleißig mit dergleichen Untersuchungen zu der Zeit, in welcher der Begattungstrieb sich schon äußert und die bereits angeschwollenen Testikeln das Erkennen des Geschlechtes so sehr erleichtern; endlich stelle man sich auch in der rechten Rammelzeit an solchen Orten fleißig an, wo die Hasen oft vorbeiwechseln, und beobachte den Habitus beider Geschlechter mit ungetheilter Aufmerksamkeit.

Durch fortgesetzte Bemühungen kann man sich, trotz aller Schwierigkeiten, nach und nach denn doch einen ziemlich sichern Blick, der wenigstens in der Rammelzeit vollkommen hinreichend ist, erwerben und manche alte Mutter am Leben erhalten, die außerdem nicht verschont geblieben sein würde. Wie wichtig aber bei allem eßbaren Wilde die Schonung des *weiblichen Geschlechtes* für das Wohl der Jagd ist, leuchtet Jedem von selbst ein; auch habe ich diesen Satz, den ich als die Basis der ganzen Jagdbehandlung betrachte, schon an mehreren Orten aufgestellt.

Ich gehe nunmehr zu der Beschreibung der verschiedenen Methoden, Hasen zu erlegen, über, und mache mit dem sogenannten *Anstande* den Anfang. Nicht ohne leise Anwandlung zum Lachen habe ich bisweilen die Verhaltungsregeln mit angehört, die man mit der größten Ernsthaftigkeit hier und da den jungen Anfängern gab, wenn sie zum erstenmale ihr Glück *auf dem Anstande* versuchen wollten. Immer sah ich diesen als das A B C der ganzen Jagdkunde an, obschon ich mich gar wohl erinnere, in meiner Jugend selbst in gleicher Absicht stundenweit gegangen zu sein.

„Ihr müßt,“ so lautete der Rath, den man den Anfängern ertheilte, „schon bevor die Jagdzeit angeht, recht fleißig Acht geben, wo des Abends Hasen aus dem Walde heraus und wo sie am folgenden Morgen wieder hinein rücken.“

Wahrhaftig, wenn es erst so weit gekommen ist, daß man beinahe Kataster über die noch vorhandenen Hasenreste oder Nothlappen, um sie vollends zu vertilgen, verfertigen muß, so weiß man kaum, ob man die armen Thiere, die durch immerwährende Verfolgung schon in einem solchen Grade vermindert sind, mehr bedauern soll, oder die Jäger, welche in einer so armseligen Wildbahn ihr Vergnügen suchen müssen.

Wenn ein Revier nur einigermaßen gut besetzt ist, so dürfen derartige Maßregeln gar nicht nöthig sein, sondern man muß überall, wo Felder an den Wald anstoßen, wenn nicht etwa der Platz gar zu beschränkt ist, doch wenigstens 10—12 Hasen an einem Abend zu sehen bekommen.

Noch sonderbarer, als dieses abendliche Vergnügen im Sommer, kommt es mir vor, wenn man solchen Leuten zumuthen will, auch darauf

ihr Augenmerk zu richten, wo des Morgens die Hasen einlaufen, Leuten, die vielleicht in ihrem ganzen Leben die Sonne nicht haben im Freien aufgehen sehen! Wer seinen besten Genuß in der Erlegung sitzender Hasen findet, der hat sich in der Regel noch nicht viel mit dem Waidwerk beschäftigt und steckt noch tief in den Federn, wenn der wahre Jäger, vom Thau durchnäßt, schon längst wieder aus dem Walde zurückgekehrt ist.

Man könnte vielleicht die sämmtlichen Anstandsschützen in fünf Klassen eintheilen, nämlich:

1) in solche, die auf keine andere Weise eines Hasen habhaft werden können, weil sie in der Flucht nichts treffen;

2) in solche, die, wegen anderer Geschäfte, selten eher als des Abends abkommen können, wie z. B. Lehrer, Beamte, Geschäftsleute &c.;

3) in solche, die den Anstand nicht, um Hasen zu schießen, sondern nur um das Raubzeug zu vermindern, dem Wildfrevel nachzuspüren und den Wildstand möglichst genau kennen zu lernen, besuchen;

4) in solche, die aus Bequemlichkeit ihn jeder andern Jagd vorziehen, und

5) endlich in solche, denen keine andere Gelegenheit, auf die Jagd zu gehen, übrig bleibt, und die ihn gewissermaßen als Erwerbszweig betrachten, das ist: in wirkliche Wilddiebe. —

So lange man noch ein junger ungeübter Schütze ist, hat der Anstand unendlich viel Reiz! Wie könnte man sich auch wohl eine bequemere Gelegenheit zum Schießen und — quod bene notandum — auch zum Treffen wünschen? Langsam uud vertraut kommt der Hase aus dem Walde herausgehüpft. Er hat denselben Weg schon so oft ohne irgend einen Unfall gemacht, daß er sich diesmal vollkommen sicher glaubt und so seinem Tode getrost entgegengeht. Gewöhnlich wird er im Sitzen, während er sich äset, expedirt, und man könnte vielleicht bei so gänzlicher Unbeweglichkeit des Gegenstandes, nach welchem man zielt, beide Augen zudrücken und dennoch treffen. Wenn alle Versuche, auf irgend eine andere Weise sich Ruhm zu erwerben, mißlungen sind, so muß zuletzt der Anstand noch manchem Aspiranten im Dienste Dianens Trost und Beruhigung gewähren. Man wirft sich ihm mit einer Art von Sehnsucht in die Arme, und wirklich söhnt er nicht selten seine Verehrer mit der Welt und mit ihrem Jagdunglücke aus; denn, wenn Abends ein stattlicher Lampe aus der Jagdtasche gezogen und mit glücklicher Selbstzufriedenheit

den zweifelsüchtigen Hausgenossen vorgezeigt wird, dann ist alles vorhergegangene Pudeln mit einem Male verschmerzt und rein vergessen.

Ein ganz anderes Ansehen gewinnt diese Jagd, wenn sie von Personen ausgeübt wird, welche den ganzen Tag für ihr Geschäft verwenden müssen und nun mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, sich des Abends noch eine Bewegung und zugleich ein kleines Jagdvergnügen zu verschaffen. Was können sie auch wohl Besseres thun, als dahin eilen, wo sie, wenn der Wildstand nicht etwa gar zu schlecht ist, mit ziemlicher Zuversicht auf einen günstigen Erfolg rechnen dürfen, während im freien Felde, weil der Abend schon zu nahe ist, kein Hase mehr hält?

Von manchen Phlegmatikern wird der Anstand blos deswegen besucht, weil er zu der Zeit, zu welcher sie ihn ausüben, d. i. in den Monaten August, September und October, ihrer Bequemlichkeitsliebe mehr, als irgend eine andere Jagd, entspricht, indem sie in jener Jahreszeit noch Nichts von der Kälte zu fürchten haben. Ebenso ist er auch mit durchaus keiner Anstrengung und Ermüdung verbunden, weil solche Leute nicht nur selten weit gehen, sondern sich auch meist nur solche Plätze wählen, wo sie ihrer Bequemlichkeit einen Altar errichten, d. h., sich setzen können; weshalb man auch von ihnen weit passender sagen könnte, sie gehen auf den Ansitz, statt auf den Anstand.

Will ihnen das Glück so wohl, daß sie einen Hasen schießen, so haben sie ihren Wunsch erreicht. An einen zweiten wird nun nicht mehr gedacht, sondern alsbald der Heimweg angetreten, und so sehr sie auch sonst jede Anstrengung hassen, so tragen sie doch in dergleichen außerordentlichen Fällen, ohne alle Klage, ihre Beute auf höchsteigenen Schultern nach Hause, denn sie ist eine — süße Last.

Eben so natürlich ist es, daß der eigentliche Wilddieb den Anstand vorzugsweise frequentirt, sobald seine Diebereien sich nicht nur auf Schlingenstellerei beschränken, sondern sich auch bis auf den Gebrauch des Schießgewehres ausdehnen. Nur das Dunkle des Waldes gewährt ihm den nöthigen Schutz. Dort verbirgt er sein Gewehr, dort sieht er, sowohl des Morgens, als in der Abenddämmerung, fast immer den Jäger früher, als der Jäger ihn, und das Dickicht, welches er mit wenigen Schritten erreichen kann, gewährt ihm eine sichere Zuflucht.

In dem günstigsten Lichte erscheint aber unstreitig der Anstand, wenn er hauptsächlich nur dazu dient, das Raubzeug aller Art (wozu bekanntlich auch die Wildfrevler und zwar par excellence zu rechnen sind) zu vermindern. Hierzu gewährt er wirklich entschiedene Vortheile. Wiesel,

Iltisse, Marder und Füchse, die man, wenn sie nicht nahe genug sind, durch die Nachahmung der Stimmen von Mäusen, kleinen Vögeln oder jungen Hasen reizen kann, kommen von Zeit zu Zeit zum Schusse, sowie auch Raubvögel, die Abends dem Walde, als ihrem Nachtquartier, zueilen und in der Morgendämmerung ihn verlassen. Ferner hört man, da die Wilddiebe hauptsächlich nur in der Dämmerung ihr Wesen treiben, jeden verdächtigen Schuß, der in der Umgegend geschieht; man entdeckt die Schleichwege der Schlingensteller und lernt sehr genau die Anzahl und den Wechsel des vorhandenen Wildes kennen. Diese Vortheile sind von solcher Wichtigkeit, daß sie jeden Jäger und Jagdbesitzer bestimmen sollten, den Anstand mit besonderem Fleiße, ja, wenn es irgend thunlich ist, täglich zu besuchen.

Selbst für den Naturforscher ist derselbe weit anziehender und belehrender, als viele andere Jagdarten, indem man da, besonders beim Anbruche des Tages, die Thiere, so zu sagen noch im Negligé antrifft und ihr Benehmen im Zustande gänzlicher Ruhe und Sorglosigkeit beobachten kann.

Diejenigen, welche den Anstand besuchen, um Hasen zu schießen, verweise ich darauf, was bei Gelegenheit der Fuchsjagd über diesen Gegenstand gesagt werden wird; die meisten der dort zu gebenden Regeln passen auch hierher: z. B. daß auf alten Wegen und Lücken das Wild am liebsten herausläuft, daß Drosseln und Rothkehlchen dessen Ankunft oft im voraus anzeigen, daß man sich immer einigermaßen verdeckt anstellen, die Flinte nie zur Unzeit, d. h., wenn diese Bewegung von dem Wilde bemerkt werden kann, an den Kopf nehmen muß u. s. w.

Auch der Anstand hat, wie tausend Dinge in der Welt, seine schlimme und seine gute Seite.

Zu der ersten gehört auch, daß zu der Zeit, wann er am ergiebigsten ist, nämlich im Herbste, die Hasen noch nicht ihren vollen Werth haben, folglich nur mit Nachtheil für die Jagdkasse geschossen werden können, im November und Dezember aber so spät laufen, daß man nur selten noch das Korn gehörig erkennen und daher auch nicht immer für den Erfolg des Schusses stehen kann.

Und doch sollte man sich des Abends, zumal bei schon eingetretener Dämmerung, noch weit weniger als bei Tage irgend einen zweifelhaften Schuß nach Hasen erlauben, da man sich durch das Loslassen des Hühnerhundes alsbald nach dem Schusse fast immer des Vergnügens beraubt, noch einen zweiten oder dritten anzubringen, zumal wenn der Hase

noch nicht ganz verendet ist, sondern bei dem Abwürgen schreit oder der Hund laut jagt, was doch selbst Hunde, die sonst nie Laut geben, gewöhnlich thun, sobald sie auf eine schweißige Fährte kommen. Immer trifft jedoch diese Regel nicht zu. Ich habe schon mehr als einmal auf derselben Stelle, wo kurz zuvor ein Hund hineingelaufen oder ein Schuß geschehen war, oder ein Hase geschrien*) hatte, bald nachher wieder andere ganz ruhig und vertraut herauskommen sehen.

Je strenger die Kälte und je tiefer der Schnee ist, desto früher eilt der Hase dem Felde zu und hält fast jeden Morgen und Abend denselben Wechsel ein, sobald einmal ein Pfad durch den Schnee gebahnt ist.

In Gegenden, wo die Winter-Oelsaat nicht allgemein, sondern nur in einzelnen Partien gebaut wird, ist der Anstand auf dergleichen Feldern besonders ergiebig, weil bei hohem Schnee sich die Hasen von allen Seiten nach dieser guten und reichlichen Aesung hinziehen.

Es müssen jedoch zu diesem Zwecke Löcher in den Boden gegraben und in der Tiefe mit Stroh, Heu oder etwas Aehnlichem ausgefüllt werden, damit man nicht nur verdeckt stehe, sondern auch an den Füßen möglichst gegen Kälte und Nässe geschützt sei. Die beste Einrichtung solcher Gruben ist unstreitig die, wenn man sich hinter einem kleinen Schirm von Stroh oder dürren Reisern verbergen und darin niedersetzen kann. Diese Bequemlichkeit ist auch um so nöthiger und wünschenswerther, da sich diese Jagd nicht nur auf die gewöhnliche Anstandszeit, d. h. auf die Abenddämmerung, beschränkt, sondern auch bei Mondschein bis tief in die Nacht hinein mit dem besten Erfolge betrieben werden kann.

---

*) Manche Leser der ersten Ausgabe waren nicht damit einverstanden, daß ich den Ausdruck „Schreien" gebrauche. Ich habe jedoch dieses Wort damals mit gutem Bedacht gewählt und auch beibehalten zu müssen geglaubt, weil ich das „Klagen" nur auf das (gleichsam vornehmere) Wild vom Reh aufwärts beschränken möchte und den Hasen dieses schwunghafteren Ausdrucks nicht würdig erachte, insofern ich der Ansicht bin: daß man die scharfe Grenzlinie, welche von jeher zwischen der hohen und niederen Jagd gezogen worden ist, überall mit der nöthigen Consequenz durchführen müsse, daß es also passender sei, blos das edle Wild klagen, die kleinen Vierfüßler aber „schreien" zu lassen. Verstoße ich hierbei gegen die Autorität neuer Jagdschriftsteller, so habe ich dagegen den Gebrauch älterer auf meiner Seite. Siehe das „Neuw Jag vnnd Weydwerck Buch in Verlegung Sigmundt Feyerabendts 1582" beim Artikel: Hase.

Ferner enthält Flemmings vollkommener deutscher Jäger Th. 1. S. 103 den Satz: „Dieses Thierlein, wenn es sein Leben lassen muß, kann sehr kläglich schreyen."

Auch Döbel in seiner bekannten Praktika sagt:

„Der Hase schreyet, wenn er erwürget wird."

In den großen Ebenen von Sachsen schoß man ehemals viele Hasen auf solche Weise und man wird es ohne Zweifel auch jetzt noch thun. Sehr ergiebig mag diese Methode allerdings sein; allein sie ermangelt doch eines wesentlichen Vorzugs, nämlich der Mannichfaltigkeit und der Abwechselung. Sie ist ein ewiges Einerlei, mit einem Worte, es sind nur Hasen, die zum Vorschein kommen und die noch überdies fast alle im Sitzen geschossen werden; jener zauberische Reiz also, der sonst über den Geschäften der Jagd verbreitet liegt, schwindet hier gänzlich. Sie wird zur blosen Speculation, zur Dienerin des schnöden Eigennutzes, zum gemeinen Broderwerb. Wie unendlich reizender ist dagegen der Anstand im Walde, auf Kreuzwegen, auf stillen, einsamen Blößen in demselben! Wie fühlt sich da das Jägerherz von immer neuer Hoffnung belebt! Wie gespannt ist da die Erwartung! Wo nicht etwas noch Wichtigeres, so können doch da, wo es kein Hochwild gibt, wenigstens ein Rehbock oder ein Fuchs kommen, eine Katze, ein Marder, ein Iltis!

Von dem Allen ist aber im freien Felde keine Rede. Ich ziehe daher — und gewiß mancher wackere Waidmann mit mir — den Wald-Anstand jedem andern vor; denn das Süßeste, was der Himmel dem menschlichen Leben zugetheilt hat, die Hoffnung, ist dabei des Waidmanns treue, unzertrennliche Gefährtin.

Zum Schlusse muß ich noch eine sehr nothwendige Warnung beifügen. Wer in den Fall kommt, aus irgend einem Grunde schon im Herbste Hasen auf dem Anstand schießen zu müssen, der sehe sich wohl vor, daß er nicht jeden Hasen, den er vielleicht hinter einem andern herlaufen und diesen gleichsam verfolgen sieht, deswegen alsbald für einen Rammler halte. Dies würde oft ein sehr großer Irrthum sein. Es ist nämlich ein gar nicht seltener Fall, daß alte Häsinnen, welche noch ganz kleine Junge in der Nähe haben, jeden Hasen, der ihnen zu nah kommt, attaquiren und wegtreiben, so daß es scheint, als überwiege selbst bei diesen, sonst so friedfertigen, ja furchtsamen Thieren die Mutterliebe alles Andere.

Herr Heink, Verfasser einer geschätzten Schrift über die kleine Jagd, will sogar gesehen haben, daß in solchen Fällen die Häsin jeden sich ihr nähernden Hund mit einer Art von Wuth verfolge; allein Schreiber dieses hat noch keine Gelegenheit gefunden, solche Erfahrung zu machen, und bekennt aufrichtig, daß er, bevor er die oben angegebene Schrift gelesen, die angeborene Furcht des Hasen vor dem Hunde für zu mächtig und zu tief eingewurzelt gehalten hat, als daß sie in einem solchen Falle selbst

der zärtlichsten Mutterliebe, die ohnehin durchaus nicht zu den Cardinaltugenden dieser Thiere gehört, weichen sollte. —

Die Jagdart, welche nebst den Treibjagden am häufigsten angewendet wird und daher, in Deutschland wenigstens, einem großen Theile sämmtlicher erlegt werdender Hasen den Lebensfaden abschneidet, ist das Absuchen der Felder.

Die Vorzüge dieser Methode bestehen darin, daß

1) auch der noch ungeübte Schütze damit zurecht kommen kann, indem er viele Hasen im Lager schießen, oder sich doch wenigstens schußfertig machen kann, ehe sie aufstehen;

2) das Revier nicht sehr dadurch beunruhigt wird, wenn man weder zu weit hinausschießt, noch unfolgsame Hunde führt, welche den Hasen nachlaufen, noch eine und dieselbe Gegend zu oft nach einander besucht;

3) daß selten ein angeschossener Hase dabei verloren geht, weil man nicht abgehalten wird, ihn zu verfolgen, und immer alsbald nach dem Schusse den Hühnerhund nachschicken kann;

4) daß man dabei weniger an die Witterung gebunden ist, als beim Treiben, und nach Gefallen ganze oder halbe oder Viertelstage dazu verwenden, auch ganz abbrechen kann, wenn man sich nicht mehr aufgelegt dazu fühlt; endlich

5) daß man im Spätherbste auch zugleich Hühner dabei schießen kann, und keine fremden Schützen dabei braucht, folglich von Niemandem abhängt, als von sich selbst.

Dagegen ist aber auch diese Art zu jagen mit einem Nachtheil und zwar mit einem sehr großen verbunden, der von den meisten Jägern bei weitem nicht genug beachtet wird, ja vielen sogar vielleicht ganz unbekannt bleibt. Er besteht darin, daß man bei der Suche verhältnißmäßig weit mehr Häsinnen todtschießt, als bei andern Jagden, und zwar aus dem sehr natürlichen und auf allgemeine Erfahrung gestützten Grunde, weil diese gewöhnlich weit fester im Lager sitzen, als die Rammler, welche sehr häufig schon außer Schußweite aufstehen. Wenn daher ein Revier selten oder nie abgetrieben, sondern blos vermittelst der Suche beschossen wird, so ist der hieraus erwachsende Schaden nicht zu verkennen.

Wer die Richtigkeit dieser Behauptung in Zweifel zieht, beliebe sich nur durch genaue Untersuchung der Hasen, welche zumal bei nicht ganz günstigem Wetter, beim Absuchen der Felder geschossen werden, mit seinen eigenen Augen zu überzeugen, ob ich Recht habe oder nicht. Außerdem ist die Suche noch mit einigen anderen Unannehmlichkeiten verbunden,

weil man bei scharfem Froste im Winter, sowie bei hartem Schnee, oft in mehreren Wochen, ja bisweilen sogar noch länger, im flachen Felde gar nichts ausrichten kann, da die Hasen dann nicht halten.

Endlich ist auch das fortwährende Gehen auf unebenem oder weichem Boden etwas anstrengend und das Selbsttragen der erlegten Beute nicht Jedermanns Sache, wenigstens nicht die meinige.

Einen Hasen läßt man sich zur Noth in der Jagdtasche noch gefallen; der zweite aber wird schon ziemlich lästig und hindert den Schützen, wenn er schnelle Bewegungen nach der rechten Seite machen will. Hat man aber gar drei auf dem Halse, so hört alles Vergnügen auf. Man erhitzt sich, wird müde und was zuvor blos Lust war, wird zur Anstrengung und Beschwerde. Wenigstens hat Schreiber dieses schon manchen schönen Winterhasen — laufen lassen, um ihn — nicht tragen zu müssen. Allein gern räumt er ein, daß dabei ein wenig Einbildung im Spiel sein möge; denn eine tüchtige Ladung von Hühnern, Schnepfen oder Enten zu tragen kam ihm in seinen jüngeren Jahren ungleich weniger sauer an.

Wenn man beim Absuchen der Felder nicht einige Jagdgefährten mit hinlänglich weiten Hasenmagazinen — wie man die Winterbüchsensäcke der meisten Jäger, zumal der gutsherrlichen ꝛc. wohl nennen dürfte — oder Jemanden mit einem Schiebkarren oder einem Korbe bei sich hat, so thut man wohl, seinen Gang immer so einzurichten, daß man von Zeit zu Zeit auf ein Dorf, einen Meierhof, eine Mühle zukommt, wo man seinen Ranzenkummet wieder erleichtern und den Vorrath abgeben kann.

Um eine solche Jagd mit gutem Erfolge vornehmen zu können, muß man das Naturell des Hasen genau kennen zu lernen suchen und besonders darauf achten, wo er sich bei den verschiedenen Arten der Witterung und des Windes am liebsten lagert. Man erhält dadurch, sowie überhaupt durch fortgesetzte und genaue Beobachtungen, einen so sicheren Blick, daß man auch in ganz fremden Gegenden, die man zuvor nie sah, mit ziemlicher Gewißheit vorausbestimmen kann, wo man die meisten Hasen antreffen werde.

Ich gedenke jedoch, mich über diesen Gegenstand nicht besonders weitläuftig zu verbreiten, da es eigentlich ein — mit dem gelindesten Ausdruck — sonderbares Unternehmen ist, Jemanden darüber belehren zu wollen, wo auf seinem Reviere, oder, wenn er kein Jagdbesitzer ist, doch in der Gegend seines Aufenthaltsortes die Hasen am liebsten sitzen; pflegt dies doch jeder eifrige Jagdliebhaber gewiß selbst am besten zu wissen.

Ueberhaupt lernt man dergleichen Dinge durch die Praxis weit sicherer, als aus Büchern. Ich beschränke mich daher nur auf einige allgemein gültige Regeln.

Wenn im Spätjahre rauhe, schneidende Winde wehen, dann sucht der Hase, insofern ihm kein nahgelegener Wald eine bessere Zuflucht gewährt, solche Orte zu seinem Lager aus, wo er hinlänglich geschützt ist, z. B. Gebüsche, Ufer, Berghänge, Hohlwege, Steinbrüche, Baumwurzeln und rauh geackertes Feld, wo er sich tief zwischen die Erdschollen hineinzwängen kann.

Die von Manchen geäußerte Meinung, daß der Hase sich gern tief setze, um weniger sichtbar zu sein, halte ich für irrig. Wenn dieselbe richtig wäre, so würde er in einem tiefen und verborgenen Lager, in welchem er sich unbemerkt glaubt, immer gut aushalten müssen, der hoch und frei sitzende aber nie.

Dies ist nun aber, wie die tägliche Erfahrung lehrt, keineswegs der Fall; denn sehr oft hält dieser so gut, als jener, während wieder zu einer anderen Zeit jener ebenso gewiß außer Schußweite aufsteht als dieser. Das Gut- oder Schlechthalten hängt daher nicht immer blos von der Art des Lagers, in welchem man den Hasen antrifft, obgleich dieselbe allerdings einigen Einfluß darauf hat, sondern hauptsächlich von dem Alter und Geschlecht desselben und von andern Umständen ab; z. B. ob es von hinten geschützt ist oder nicht, ob es naß oder trocken ist, ob man von vorn oder von hinten darauf zugeht und noch mehr von der Witterung, welche, allen Erfahrungen zufolge, auf wenigstens 24 Stunden vorausempfunden zu werden scheint.

So viel ist gewiß, daß die Hasen, wenn veränderliches, besonders wenn sehr stürmisches Wetter bevorsteht, eine gewisse Unruhe äußern, ihre Lager mögen sein, wie sie immer wollen. Solche Tage sind daher nicht zum Absuchen der Felder geeignet. Ebenso schlecht ist der Erfolg, wenn der Boden so hart gefroren ist, daß sie sich kein frisches Lager bereiten können, oder wenn der Schnee unter den Fußtritten des Jägers so laut kracht, daß sie denselben schon in der Ferne gehen hören. In allen diesen Fällen bleibt kein anderes Mittel übrig, als den Hühnerhund recht weit hinausrevieren zu lassen, weil die Hasen, an denen er dicht vorbei gesucht hat, sich oft ziemlich fest aufdrücken und so den Jäger an sich kommen lassen. Noch bessere Dienste leistet hierin ein Windspiel; denn die Furcht der Hasen vor Hunden dieser Art ist so groß, daß sie beim Erblicken derselben völlig wie bezaubert sind und so fest sitzen, daß man sie beinahe ertreten

kann. Allein, wer möchte nur zu diesem Zwecke einen solchen Freßwolf ernähren und sein Revier damit beunruhigen, da das Feldtreiben ein weit bequemeres Mittel ist, ihrer habhaft zu werden? Immer gelingen jedoch dergleichen Versuche nicht. Man thut daher besser, an solchen kalten Tagen sich keine vergebliche Mühe mit dem Absuchen flacher, kahler Felder zu machen, sondern sich dahin zu wenden, wo es tiefe Gräben, Hohlwege, Steinhaufen, Steinbrüche, Dorn- oder Weidenhecken oder sonstiges Gebüsch, Weinberge, steile Abhänge und Hügel gibt.

In Ermangelung derartiger Orte nehme man, wenn doch durchaus gesucht werden soll, seine Zuflucht zum Walde, wobei ich dann folgendes Verfahren als das zweckmäßigste empfehlen zu dürfen glaube:

1) Den günstigsten Erfolg darf man sich versprechen, wenn Schnee liegt und dieser, ohne an den Gebüschen zu hängen, nur den Boden bedeckt, weil dann ein geübter Jäger selbst in bedeutender Entfernung die Hasen leicht bemerken kann, indem sie nicht, wie im Felde, tief im Boden, sondern meist ziemlich flach sitzen.

2) Bemerkt man, daß sie weit aufstehen, so wähle man hauptsächlich junge, dicht geschlossene Bestände zum Absuchen, weil sie dort, in belaubten Gebüschen, in trockenen Vertiefungen oder im Grase verborgen, immer fest sitzen und daher den Schützen gewöhnlich so nah an sich kommen lassen, daß sie weit öfter neben oder hinter, als vor ihm herausfahren. Muß man aber aus irgend einem Grunde zu Stangenhölzern und andern lichten Orten seine Zuflucht nehmen, so bleibt Nichts weiter übrig, als einen flüchtigen Hühnerhund vor sich herumsuchen zu lassen, damit sie sich fester aufdrücken. Außerdem ist es aber besser, den Hund immer hinter sich hergehen zu lassen, weil man gar zu oft im Schießen gehindert wird, wenn die Hasen kurz vor ihm aufstehen. Ueberhaupt ist bei dieser Jagd große Vorsicht nöthig. Bei keiner andern kommt man so leicht in Gefahr, den Hund zu verletzen, wenn etwa das Gewehr langsam zünden sollte. Besonders hüte man sich dann zu schießen, wenn der Hase zuvor seitwärts hergelaufen war und nun auf einem schmalen Lückchen oder Fußpfade plötzlich spitz auf den Schützen zu oder von ihm wegwärts läuft; denn in dem Augenblick des Abdrückens kann der Hund, von welchem man beim Heraufnehmen des Gewehres noch gar Nichts gesehen hatte, dicht hinterdrein kommen und so, ohne Schuld des Schützen, getroffen werden, wovon mir mehrere Beispiele vorgekommen sind.

Ich selbst hätte einst auf diese Weise fast einen sehr guten Hund verloren, wenn gleich nicht durch meine Schuld. Ich hatte nämlich nach

einem Hasen abgedrückt und in der Meinung, das Pulver sei von der Zündpfanne abgebrannt, das Gewehr schon wieder vom Kopf genommen, als der Schuß noch losging und den rasch nachfolgenden Hund so gefährlich verletzte, daß ich ihn nach Hause fahren lassen und große Mühe anwenden mußte, um ihn wieder herzustellen.

Aus demselben Grunde, wegen der Möglichkeit des langsamen Zündens, sollte man daher auch niemals nach einem Hasen schießen, vor welchem der Hund kurz steht.

3) Die Regel, nie still stehen zu bleiben, wenn man einen Hasen im Lager sieht, gilt im Walde ebenso gut und aus demselben Grunde, wie beim Absuchen der Felder.

4) Das sogenannte Kopfwegschießen, wovon man manche Leute mit einer gewissen Behaglichkeit und Selbstzufriedenheit sprechen hört, ist eine des ruhigen und gesetzten Schützen durchaus unwürdige Gewohnheit. Niemals darf ein solcher so nah schießen, daß er sich genöthigt sehen könnte, zur Schonung des übrigen Körpers den Kopf gänzlich zu zerschmettern, wodurch nicht nur der erlegte Hase ein widerliches, jeden Käufer abschreckendes Aussehen bekommt, sondern auch die Jagdtasche, sowie Jeder, der ihn trägt, auf eine höchst unangenehme Weise verunreinigt und mit Schweiß besudelt wird. Auf den Kopf schießen, das ist recht und löblich, aber nicht ihn zerschießen, oder ganz vom Rumpfe trennen; denn es ist keine Nothwendigkeit denkbar, dies zu thun. Wäre der Hase wirklich so nah, daß man sich nicht anders helfen könnte, weil man ihn zu spät gesehen, so gehe man lieber vorbei und mache nach einiger Zeit denselben Weg noch einmal. Dies muß jedoch durchaus von derselben Seite her geschehen wie das erste Mal; nur umkehren darf man nicht, sonst steht er sogleich aus dem Lager auf. Gewöhnlich wird man ihn nun zum Schuß bekommen; gesetzt aber auch, es sollte nicht gelingen, so ist das kein großer Verlust, der Hase gehört nicht zu den Zugvögeln, die man einmal sieht und dann vielleicht nie wieder.

Auf Koppeljagden sind freilich solche Grundsätze nicht anwendbar, dort gilt das beati possidentes: Besser ich habe, als ich hätte! Doch für Koppeljäger sind auch diese Blätter nicht geschrieben.

Bei warmer, windstiller Witterung, ebenso bei Tauschnee, sitzt der Hase besonders gern in flachen, freien Feldern. Hier zieht er, wenn der Boden trocken ist, die sogenannten Sturzäcker, das heißt, diejenigen, welche Wintergetreide getragen hatten und nun geackert sind, allen andern vor; bei einiger Nässe hingegen sind ihm Stoppelfelder lieber, weil er auf

diesen trockner sitzt. Gern drückt er sich hier unter die Stöcke der Feldrose, des Ackerhollunders und des Brombeerstrauches und ist in einem solchen Lager dann ziemlich schwer zu erkennen. Bei Regenwetter sucht er immer trockne Stellen aus, z. B. in Steinbrüchen, an Abhängen, auf Hutplätzen, wo die Hauhechel häufig vorkommt, auf ganz jungen Holzsaaten und auf Wald-Oedungen, auf hoch liegenden Stoppeläckern, in Gräben, kleinen Gebüschen, zwischen Steingerölle u. s. w.; besonders gern aber schiebt er sich dann mit dem Hintertheile in große Klumpen recht trocknen Mistes, der im Spätjähre auf den meisten Saatfeldern vorkommt, und unter die liegengebliebenen Kartoffelstengel; hier ist fast sein ganzer Leib vor dem Naßwerden geschützt und bisweilen sieht man in einem solchen Zufluchtsorte nicht viel mehr von ihm herausschauen als den Kopf.

Daß die Anlegung künstlicher Lager bisweilen recht gute Dienste leisten könne, ergibt sich aus nachstehender Thatsache:

Ein Jagdliebhaber besaß ein Revier, in welchem die Dreifelderwirthschaft eingeführt war. Da er nun bemerkt hatte, daß in solchen Jahren, in welchen seine Wintersaat-Felder an die Grenze des benachbarten Jagdbezirkes anstießen, der bei weitem größer und günstiger situirt, nebstdem auch mit vielen Remisen versehen war, die Hasen zwar in jeder Nacht seine Saatfelder fleißig besuchten, sich aber nicht darauf lagerten, sondern jedes mal, vor und bei Tagesanbruch, wieder über die Grenze zurückwechselten, von welcher sie hergekommen waren, so kam er auf den Gedanken, sie durch Anlegung künstlicher Lager zu längerem Verweilen zu bewegen.

Diese wurden größtentheils in oder dicht neben den Furchen angelegt und überhaupt so eingerichtet, daß sie den natürlichen möglichst ähnlich waren und die fremden Gäste mit diesen Schlafstätten ganz zufrieden sein konnten.

Diese List gelang über alles Erwarten gut; denn nachdem er vielleicht 5- bis 600 solcher Lager hatte herrichten lassen, machte er sehr bald die erfreuliche Bemerkung, daß die früher wahrgenommenen starken Auswanderungen nicht mehr stattfanden. Als nun seine Ueberläufer gehörig eingewöhnt waren, stellte er ein Treibjagen an, bei welchem, wie sich wohl denken läßt, die so gefährliche Grenze immer mit den besten Schützen besetzt wurde.

Seine Hoffnung täuschte ihn nicht, vielmehr war das Ergebniß dieser Jagd im Vergleiche mit früheren Resultaten nicht nur ein befriedigendes, sondern sogar ein sehr glänzendes zu nennen.

Bei Gefrierwetter wird der Aufenthalt vom Hasen nicht ganz so sorgfältig ausgewählt. Man trifft ihn dann, wenn nicht etwa eine sehr scharfe Luft dabei weht, in jeder Lage an; bei sehr strengem Froste aber, wenn das Ausscharren eines frischen Lagers wegen des harten Bodens nicht möglich ist, setzen sich die Hasen gern in alte, wo sie nicht erst zu scharren brauchen, ferner in trockene Gräben, in die von den Schweinen aufgebrochenen Vertiefungen, in einzelne Hecken, an das Ufer der Bäche und zwischen hohe Erdschollen, kurz an solche Orte, wo sie, wenn auch nur ganz flach auf den Boden gedrückt, dennoch hinlänglich verborgen sitzen und gegen den scharfen Wind geschützt sind. Höchst merkwürdig ist nicht nur für den praktischen Jäger, sondern auch für den Naturforscher die auf allgemeine Erfahrung begründete Wahrnehmung, daß fast alles Wild, besonders auch der Hase, für manche Feldstriche eine gewisse Vorliebe, und wieder gegen andere eine entschiedene Abneigung hat, so zwar, daß man selbst in den wildreichsten Gegenden an manchen Stellen selten oder nie einen Hasen zu sehen bekommt, während es auf den allerschlechtesten Koppeljagden gewisse Orte gibt, wo, man könnte sagen, selbst der letzte noch vorhandene mit ziemlicher Sicherheit angetroffen werden kann.

Das Wahrscheinlichste ist freilich, daß der Grund hiervon in der Temperatur des Bodens liegen möge, der durch einen gewissen Grad von Wärme oder Kälte hier den Hasen besonders behagt, anderswo aber zuwider ist; allein diese Erscheinung befriedigend zu erklären, wird immer eine sehr schwierige Aufgabe bleiben.

Ein auffallendes Beispiel von einer solchen Abneigung der Hasen gegen gewisse Felder mag folgende Thatsache liefern:

Vor längeren Jahren machte ich ein Feldtreiben mit, bei welchem unter andern auch ein großer, flacher District abgejagt wurde, der von jeher in dem Rufe stand, wegen seines kalten, stark mit Gyps vermischten Bodens den Hasen verhaßt zu sein, und wirklich bestätigte sich dies vollkommen. Wir trafen in einem Kreise von mehreren hundert Treibern und Schützen einen einzigen Hasen, da doch die zunächst anstoßenden Districte, alle ohne Ausnahme, gut besetzt waren.

Einige Jahre später wohnte ich abermals einer Jagd in jener Gegend bei und war besonders neugierig auf den fraglichen District, weil der Dirigent der Jagd auf meine Aeußerung: hier werde nicht viel zu erwarten sein, mir erwiderte: er glaube das Gegentheil, indem er den anstoßenden Wald habe verlappen lassen und daher hoffen dürfe, eine nicht unbedeutende Anzahl von Hasen herausgesperrt zu haben.

Der Erfolg bewies auch wirklich die Richtigkeit seiner Vermuthung; denn schon beim Anlegen der Treiber sah ich mit Verwunderung in allen Richtungen rege gewordene Hasen laufen, was bekanntlich immer ein gutes Zeichen ist. Sechsundvierzig Stück wurden in diesem einst so leeren Districte geschossen, vielleicht beinahe noch eben so viele kamen durch. Wenn ich nun nicht in Abrede stellen will, daß der Stand der Jagd in dortiger Gegend durch strengere Hege in den letzten Jahren überhaupt besser geworden war, so hätten doch diese beiden Treibjagden gewiß kein so auffallend verschiedenes Resultat liefern können, wenn nicht bei der letzten die Hasen mit Gewalt gezwungen worden wären, sich in einer Gegend zu lagern, wo sie sich aus freiem Willen sonst niemals auch nur einen einzigen Tag hindurch aufgehalten hatten.

Wohl könnte ich mehrere Beispiele von solchen Lagen, die der Hase augenscheinlich meidet, aus meiner Praxis hier anführen; es wird indeß dieses Eine hoffentlich hinreichend sein, um die Richtigkeit obiger Beobachtung darzuthun.

Um glückliche Suchjagden auf dem freien Felde zu machen, muß man Tage wählen, an welchen die Sonne recht warm scheint, und vorzugsweise die Mittagsstunden von 10 bis 2 Uhr dazu verwenden, weil zu dieser Zeit der Hase am Besten hält. Bei gelindem Wetter, wenn z. B. der Schnee plötzlich schmilzt, halten sie, obschon förmlich im Wasser sitzend, dennoch auch ziemlich gut aus; am allerbesten aber unstreitig dann, wenn sie sich in ihrem Lager haben einschneien lassen. Dann bemerkt man blos eine ganz kleine Oeffnung im Schnee, unter dessen Decke sie nicht selten eine mehrere Fuß lange Höhle bilden. Anfänglich sieht man meist nur ein schwarzes Fleckchen, welches der Kopf, oder vielmehr die Nasenspitze des Hasen ist. Dieses verschwindet bald gänzlich, bald kommt es wieder zum Vorschein, je nachdem der Hase vorrückt, um sich umzusehen, oder sich beim Erblicken eines Feindes in das Innere der Höhlung zurückzieht.

In diesem Falle kann man sich ihm unbedenklich bis auf wenige Schritte nähern, ja, man sieht bisweilen Hasen, gleichsam unter den Füßen des Jägers, den Schnee durchbrechen und auf ihrem Rücken mehrere Schritte weit ganze Klumpen desselben forttragen.

An solchen Tagen ist die Suche sehr ergiebig und hat auch hinsichtlich des Geschlechtes der Hasen keine so schlimmen Folgen, wie gewöhnlich, weil dann der Rammler eben so nahe an sich kommen läßt, als die Häsin, insofern nämlich die doppelte Bedingung erfüllt wird, erstens, daß es

überhaupt da, wo man sucht, nicht an Hasen fehle, — denn wo Nichts ist, da hat, um sprüchwörtlich zu reden, selbst der Kaiser das Recht verloren, so gewiß als der Jäger die Mühe, — und zweitens, daß man ein geübtes Auge habe, da nicht Jeder die kleinen Löcher in der Oberfläche des Schnees bemerkt, welche den Aufenthalt des Hasen anzeigen, vielmehr die meisten Schützen, ohne sie wahrzunehmen, vorbeigehen. Auch glaube ja Keiner, wohl daran zu thun, wenn er nach dergleichen Hasen im Lager schießt, denn er wird eben so oft fehlen, als treffen, aus dem sehr natürlichen Grunde, weil, wenn man auf das Loch selbst und die dabei sichtbare Nasenspitze des Bewohners zielt, der Schuß begreiflicherweise über dem Hasen weggehen muß, will man aber die bei den gewöhnlichen Lagerschüssen nöthige Vorsicht anwenden und unter das Thier zielen, so verlieren die Schrote, während sie den tiefen Schnee durchdringen, ihre Kraft und wirken entweder gar nicht oder doch nur sehr schlecht, zumal, wenn die Entfernung, in welcher man schießt, nur einigermaßen bedeutend ist.

Man thut daher besser, zu zögern, bis Meister Lampe aus seiner unterirdischen Wohnung hervorbricht, worauf man selten lange zu warten braucht, um ihn dann im Laufen zu erlegen.

Es kann jedoch auch in diesem Falle selbst geübteren Schützen leicht begegnen, daß sie einen Fehlschuß machen, weil der Hase sich nicht, wie gewöhnlich, in, wenn auch schnellem, doch gleichem und regelmäßigem Laufe fortbewegt, sondern, durch den Schnee gehindert, lauter kurze Bogensprünge macht, während deren der Schuß leicht zu tief geht, weil es sich im Gegentheile eben so gut ereignen kann, daß, wenn man in dem Moment des Niederspringens, wo der Körper eben tief in den Schnee eingesunken ist, abdrückt, die Schrote zu hoch fahren.

Für Veteranen freilich ist diese Entschuldigung nicht bestimmt. Wer den rechten Augenblick zu benutzen weiß, d. h. wer ihn mit immer kaltem Blute richtig zu wählen versteht und an das sogenannte a tempo-Schießen gewöhnt ist, der wird und muß treffen, der Lauf des Wildes sei regelmäßig oder nicht. —

Es gibt nach meinen Beobachtungen hauptsächlich zwei Perioden, in denen man, wenn nicht alle, doch gewiß die meisten Hasen auf den Feldern antrifft, nämlich:

1) In den ersten schönen Tagen nach lang anhaltendem Regenwetter und auch während desselben, wenn es stark regnet, weil ihnen nichts verhaßter ist, als immerwährendes Tropfen der Bäume und Gesträuche. —

Dagegen habe ich die so allgemein verbreitete Meinung, als ob im Spätjahre nur das Fallen des Laubes sie aus dem Walde vertreibe, nicht in dem Maße bewährt gefunden, daß ich derselben unbedingt beitreten möchte, vielmehr vermuthe ich, jene Ansicht möge hauptsächlich dadurch entstanden sein, daß zur Zeit des Laubabfalles, d. i. gewöhnlich im Monat November, zugleich auch jene anhaltenden Herbstregen eintreten, welche in der Regel den ersten Fröſten vorausgehen.

Ich habe in meinem Leben viele Hundertmal den Anstand besucht, in früherer Jugend, um Hasen zu schießen, in späteren Jahren, besonders seitdem ich in den Besitz eigener Jagden kam, der Füchse, Schnepfen und — Wilddiebe wegen, allein nie fand ich Gelegenheit zu bemerken, daß zur Zeit des Laubabfalles eine merklich geringere Anzahl von Hasen aus dem Walde heraus oder in der Morgendämmerung hineingerückt wäre, als sonst gewöhnlich; wohl aber ändern sie um jene Zeit wegen der langen Nächte um ein Beträchtliches die Zeit ihres Laufes, kommen später und werden daher oft übersehen.

Ueberdies tritt ja der Laubabfall nicht auf Einmal ein, sondern nach und nach, da schon zu Anfang Octobers, ja bisweilen sogar schon im September, einige Holzarten, z. B. die Linden, Zitterpappeln rc. ihre Blätter fallen zu lassen anfangen, so daß jedes im Walde wohnende Thier sich daran gewöhnt.

Nur dann, wenn nach einem eingetretenen plötzlichen Plattfroste sich ein starker Wind erhebt, der die mürbe gewordenen Blätter nun mit einem Male gewaltsam abschüttelt, so daß sie unaufhörlich uud förmlich haufenweise auf die Hasen herabfallen, nur in einem solchen Falle glaube ich, daß diese nicht nur alle den Wald meiden, sondern vielleicht sogar unterm Tage ihre Lager verlassen und sich auf die Felder setzen.

2) Der zweite Fall, in welchem dies ganz gewiß und zwar in einem solchen Grade geschieht, daß man vielleichl behaupten könnte, es bleibe kein einziger Hase im Walde, ist der, wenn bei starkem Schneeanhange plötzlich Thauwetter oder wohl gar Regen eintritt, so daß ganze Massen des weichen Schnees von den Büschen und Bäumen klumpenweise herabfallen. Ein solches Tropfen ist den Hasen ganz unausstehlich und das Signal zur allgemeinen Flucht. Dennoch scheinen dies nicht alle Jäger zu wissen, wovon ich aus meinem eigenen Leben ein Beispiel anführen kann. — Ich war nämlich einst an einem solchen Tage, wie ich ihn so eben beschrieben, zum Besuch bei einem Freunde, welcher mir in einem ziemlich entfernten Walde eine Fuchsjagd vorschlug, deren

Erfolg mir jedoch um so zweifelhafter erscheinen mußte, als der Fuchs quaestionis noch gar nicht gekreist, viel weniger eingelappt war, weshalb Beides erst nach unserer Ankunft an Ort und Stelle geschehen sollte. Ich bat daher zurückbleiben und indessen die Dorfmarkung absuchen zu dürfen.

Diese war sehr klein, ringsum von zusammenhängenden Waldungen eingeschlossen und von jeher dafür bekannt, daß ein ohne besondere Veranlassung auf derselben angetroffener Hase unter die großen Seltenheiten gehöre.

Lächelnd erwiderte also der Förster: Ich wünsche Glück zu dieser Jagd, und ging seines Weges. Ich aber wartete die Mittagsstunde ab und begann dann in Begleitung seines schnellfüßigen Vorstehhundes mein Tagwerk. Diana war mir günstig! Unfern vom Jägerhause traf ich schon den ersten Hasen an, und nach Verlauf von einer halben Stunde war schon eine Ladung beisammen, die ich alsbald nach Hause transportirte, um nicht im Gehen gehindert zu sein. Ihr folgte nach und nach die zweite, dritte, vierte und fünfte, so daß ich, als das kleine Feld rein abgetreten war, eilf Stück beisammen hatte. Ein mir begegnender alter Jagdkumpan brach bei dieser Nachricht in die Worte aus: Nein, das ist seit Menschengedenken nicht erhört worden!

Als mein Freund Abends ohne Fuchs, mithin sehr mißvergnügt und nebstdem auch ziemlich ermüdet, nach Hause kam, wollte er sich, wie es schien, auf meine Kosten ein wenig erheitern und fragte daher mit der ihm eigenen gutmüthigen Ironie: Ob ich mir Salat oder sonst etwas zu meinem Hasenbraten bestellt hätte? Allein er schämte sich doch ein wenig, als ihm sogleich versichert wurde, daß wirklich einer geschossen und auch bereits gebraten sei. „Den will ich sehen!" rief er halb lachend, halb ärgerlich über seine voreilige Neckerei; allein wer malt die Verwunderung, welche sich in allen seinen Gesichtszügen ausdrückte, als ich erst einen und dann noch neun andere einzeln nach einander hereintragen ließ!

Mein Triumph (ich konnte mich damals noch gar sehr über so etwas freuen), wie der Jubel der Frau und der Kinder, die mir im Auslachen alle treulich beistanden, war groß, und der Hausherr, wie das personificirte Erstaunen im Lehnstuhle sitzend, nahm sich wahrhaft komisch aus!

Noch gibt es zwei andere Fälle, in denen man die Felder, wenn anders die Witterung dazu geeignet ist, mit gutem Erfolge absuchen kann: wenn nämlich an einem der vorhergehenden Tage in dem angrenzenden Wald eine Treibjagd abgehalten worden ist oder laut jagende Hunde ihn ausgehetzt haben. Nach einer solchen Beunruhigung rücken fast alle Hasen

hinaus und pflegen dann auch, zumal wenn die Sonne recht warm scheint, ziemlich gut zu halten. —

So wenig ich auch dafür stimme, außer in den erwähnten besonderen Fällen, viele Hasen vermittelst der Suche zu schießen, so darf ich doch nicht unterlassen, für Die, welche diese Jagdart aus irgend einem Grunde jeder andern vorziehen, einige Regeln hier aufzustellen, durch deren Befolgung sie ihr Vergnügen erhöhen können. — Es sind dies, außer den bereits mitgetheilten, noch folgende:

1) Nie suche man, wenn es sich irgend vermeiden läßt, den Acker der Länge nach ab, sondern in der Quere, weil so der Hase weit sicherer aushält; denn meist in einer Furche sitzend, bemerkt er im ersteren Falle den Schützen schon in großer Entfernung, von der Seite hingegen kommt man ihm unerwartet, daher auch weit näher und sicherer auf den Leib.

2) Nie bleibe man, wenn sich etwas einem Hasen Aehnliches in der Ferne zeigt, still stehen, um sich genauer davon zu überzeugen; ein solches Stillstehen verträgt Meister Lampe durchaus nicht. Eben so wenig darf man schnell umkehren und denselben Weg zurückmachen; vielmehr gehe man, als ob man gar nichts bemerkt habe, seines Weges fort und drehe sich erst in gehöriger Entfernung seitwärts, um nach mehrmaligem Umkreise bis auf die gewöhnliche Schußweite sich ihm zu nähern.

3) Wo möglich nehme man schon anfangs die Richtung so, daß man ihn immer zur Linken hat, weil man so, vermöge des leichteren Heraufahrens mit dem Gewehre schneller schußfertig wird, wenn er etwa während des Kreisens aufstehen sollte.

4) Nie lasse man ihn, selbst nicht so lange, als man Amen sagt, aus den Augen, denn es ist unglaublich, wie schnell er einen Vorsprung von 15—20 Schritten gewinnt, wenn man den Moment des Herausfahrens — damit ich mich eines ganz praktischen Ausdruckes bediene — versäumt, und den Kopf nach einer andern Seite hingewendet hat.

5) Wer im Lager schießen will (doch wird es kein tüchtiger Schütze wollen, wenigstens im freien Felde nicht, es müßte denn geschehen, um die Bälge ganz unverletzt zu erhalten, oder in Ermangelung eines guten Hundes), nehme, ohne still zu stehen, das Gewehr allmählich herauf und schieße dann rasch. Dennoch wird es ihm bisweilen begegnen, daß der Schuß erst in das Lager fährt, nachdem der Hase schon heraus ist.

6) Man richte ferner seinen Gang so ein, daß man in dem Augenblick, in welchem geschossen werden soll, seitwärts gehe; denn spitz von vorn zu schießen ist deshalb mißlich, weil man so nur selten den Kopf,

gewöhnlich aber den Rücken trifft, mitunter auch wohl nur streift, so daß bisweilen zwar eine Menge von Wolle liegen bleibt, aber kein Braten. Von hinten zu schießen ist aber noch weniger räthlich, weil auf dieser Seite kaum ein tödtlicher Schuß möglich ist, vielmehr meist nur ein Hinterlauf zerschmettert wird und man sich noch der Beihilfe des Hundes bedienen muß. — Damit ist aber auch wieder ein Nachtheil verbunden, der nämlich, daß bei mehrmaligem Fangen und Wiederfahrenlassen der Balg einigen Schaden leidet, zumal, wenn mehrere Hunde beisammen sind. Je tiefer übrigens der Hase sich eingegraben hat, desto größere Vorsicht muß man anwenden, ihn nicht zu überschießen, d. h. man muß so zielen, als ob man dicht vor ihm nur die Erde treffen wolle; je flacher und höher er im Gegentheil sitzt, um so überflüssiger wird diese Vorsicht.

7) Das schnelle Erkennen des Hasen im Lager gewährt unstreitig große Vortheile; um so nöthiger ist es daher, daß man sich hierin die gehörige Fertigkeit zu erwerben suche.

Das erste Erforderniß hierzu ist eine ungetheilte Aufmerksamkeit.

Wer auf den Feldern herumstolpert und dabei, anstatt sich überall umzusehen, blos seinen Gedanken Audienz gibt, der wird es nie so weit bringen, daß er einen, wenn auch nur einigermaßen schwer zu erkennenden, Hasen sitzen sieht. Habe ich doch recht eifrige Jagdliebhaber, und zwar nicht blos einige, sondern viele gekannt, die in ihrem Leben schon Tausende von Hasen geschossen hatten und dennoch nicht im Stande waren, jemals Einen im Lager zu erkennen, ja sich selbst dann noch unbegreiflich albern anstellten, wenn man sie ihnen zeigte!

Erklären läßt sich das freilich nicht, allein unbezweifelt wahr ist es. Dagegen sind mir Menschen aus der untersten Volksklasse, besonders unter den Wildfrevlern, namentlich Schafhirten, welche dieses saubere Handwerk meistens treiben, vorgekommen, welche, bei sehr geringer Uebung im Schießen, dennoch in fast unglaublicher Ferne vermöge ihres scharfen Gesichtes jeden nur einigermaßen sichtbaren Hasen augenblicklich erkannten.

Zwar ist es schwer für solche Dinge, welche sich eigentlich nur durch die Praxis erlernen lassen, bestimmte Vorschriften zu geben; ich will es jedoch, so gut es mir möglich ist, zu thun versuchen.

Eine unermüdliche Aufmersamkeit ist, wie ich vorhin schon anführte, die Hauptbedingung dabei.

Man denke sich, während das Auge bald rechts, bald links, bald vorwärts streift, nur immer recht lebhaft die Gestalt, und, was beinah noch

nöthiger ist, die **Farbe** des Hasen, so wird man ihn gewiß bald erkennen lernen.

Am schwierigsten ist dieses Erkennen im Walde, wo das röthliche Gebüsch, wie das graue Laub und Gras, in welches der Hase sich lagert, ihn selbst für das schärfste und geübteste Auge fast ganz unsichtbar machen, vorausgesetzt, daß kein Schnee liegt.

Desto leichter wird man ihn dagegen gewahr, wenn er zwischen den Wurzeln der Bäume sitzt, wo nach meinen Beobachtungen einer seiner liebsten Aufenthaltsorte ist, zumal bei nassem Wetter.

Im jungen Nadelholz und in den Niederwaldschlägen, kurz überall, wo zwischen dem Gehölze Gras vorkommt, darf man sich nicht leicht Hoffnung machen, einen sitzen zu sehen, und wenn es auch bisweilen wirklich gelingt, so kann man doch wegen allzugroßer Nähe nicht schießen. Hier müssen also der Fleiß und der feine Geruch des Vorstehhundes ersetzen, was dem Auge des Jägers unmöglich wird.

Sehr schwer ist er ferner an allen den Orten zu erkennen, wo er sich sehr tief eingraben kann, und wo die Farbe seiner Umgebung der seines Balges am nächsten kommt, z. B. in hohen Stoppeln, in schmalen Gräben und andern Vertiefungen auf den Wiesen, auf grasreichen Aeckern, auf Kartoffelfeldern, wo er sich besonders gern in die ausgegrabenen Löcher unter die zurückgebliebenen Stengel setzt, ferner in einzeln stehenden Haidebüschen und auf sehr rauhem, unebenem und grauem Felde, und endlich auch in den weißgebleichten Mistklumpen auf den Saatfeldern, die er, zumal wenn es kalt ist, besonders gern zu seinem Lager wählt.

Hier ist er, wegen der beinahe gänzlichen Gleichheit der Farbe, von hinten außerordentlich schwer zu unterscheiden, weil das einzige Merkmal, die Erhöhung der beiden Hüftknochen, durch die gelben Strohhalme, in die er sich gleichsam einschraubt, theils ganz verdeckt, theils unkenntlich gemacht wird.

8) Um sich daher zu versichern, daß an solchen Orten, wo selbst das geübteste Auge nicht immer im Stande ist, die in der Localität liegenden Schwierigkeiten zu besiegen, kein Hase neben und hinter dem Schützen sitzen geblieben sei, unterlasse man ja nicht, an Tagen, an denen die Hasen gut aushalten, von Zeit zu Zeit einige Augenblicke still zu stehen. Dies Mittel ist probat; denn es gehört unter die seltenen Ausnahmen, wenn ein Hase, in dessen Nähe man stehen bleibt, nicht augenblicklich sein Lager verläßt, es müßte denn sein, daß es eine trächtige Häsin oder ein junger oder ein solcher wäre, welcher von mehreren

Leuten eingeschlossen, oder wegen der Nähe eines Hundes nicht aufzustehen wagt. Ob übrigens eine Art von Ahnung, daß man ihn erkannt habe, oder was sonst ihn zu so schneller Flucht antreiben mag, will ich nicht entscheiden. Gibt es doch ähnlicher Geheimnisse genug in der Natur.

9) Das beste und untrüglichste, vielleicht das einzige sichere Merkmal, woran man den Hasen im Lager, wo und wie es auch immer sein mag, erkennen kann, ist der Kopf. Dieser allein unterscheidet sich sowohl durch die leicht bemerkbaren Augen und Löffel, als besonders auch durch sein gestreiftes buntes Aussehen von dem übrigen Körper, dessen Farbe mit vielen Gegenständen in der Natur, von denen ich der Kürze wegen nur das dürre Gras, das abgefallene Laub und die Stoppeln der mancherlei Getreidearten nennen will, vollkommen übereinstimmt.

Die Gestalt und Farbe des Kopfes sind es also, was der Jäger vor Allem sich einzuprägen suchen muß; denn der Kopf ist es, der, wie bei der Waldschnepfe, in den meisten Fällen an dem übrigen Körper zum Verräther wird. Eine Ausnahme von dieser Regel machen jedoch solche Felder, welche sehr schwarzen Boden haben, wie z. B. in den meisten Gegenden Frankens. Hier bedarf es keines besonderen Kennzeichens, da man, zumal auf Anhöhen selbst in beträchtlicher Entfernung, jeden Hasen, der sich nicht allzutief eingegraben hat, sehr leicht an seiner gegen die Schwärze des Erdbodens abstechenden helleren Farbe erkennen kann.

Anfänglich läuft freilich mancher Irrthum mitunter. Bald stellt ein Stein, bald eine Erdscholle, bald ein Strohwisch, bald ein Brombeerstrauch, bald ein altes Krautblatt, und wer weiß was sonst noch, sich dem spähenden Auge als Hase dar, und was solchen Trugbildern etwa noch an Aehnlichkeit abgeht, das ersetzt mit den schönsten Farben malend, die unermüdlich thätige Jägerphantasie.

Doch durch solche Täuschungen darf man sich nicht abschrecken lassen. Man gehe vielmehr auf alle Gegenstände, welche irgend eine, wenn auch nur entfernte Aehnlichkeit mit einem im Lager sitzenden Hasen haben, unverdrossen zu, betrachte sie genau, auch wenn der Irrthum schon erwiesen ist, und überzeuge sich hinlänglich, wodurch die scheinbare Aehnlichkeit wohl entstanden sein möge.

Wer sich diese Mühe nicht verdrießen läßt, wer auch, ohne gerade zu jagen, z. B. auf der Reise, beim Spazierengehen, beim Reiten oder Fahren, kurz bei jeder sich darbietenden Gelegenheit sich unausgesetzt bestrebt, Hasen im Lager sitzen zu sehen, der wird, wenn es ihm nicht an einem scharfen Gesichtsorgane gebricht, es bald dahin bringen, daß er nur

selten einen übersieht, und es hören dann zuletzt jene anfänglichen Verwechselungen mit andern Gegenständen von selbst auf.

Ein vor Zeiten sehr beliebter Schriftsteller im Jagdfache hat sich bei verschiedenen Gelegenheiten mit auffallender Bitterkeit über das Talent „Hasen im Lager zu sehen“ geäußert und ohne Weiteres Jeden, der dasselbe besitzt, mit dem etwas sonderbaren Prädikate eines „Küchenjägers“ belegt.

Worauf sich dieser entschiedene Widerwille gegen eine Geschicklichkeit, welche ich, ganz im Gegensatze zu jener Ansicht, vielmehr sogar als eine jedem vollkommenen Waidmann nothwendige und zugleich überaus nützliche Eigenschaft betrachte, gegründet haben mag, will ich nicht untersuchen, obgleich sich die Veranlassung dazu mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit darin finden läßt, daß der Tadler selbst ohne Zweifel dieses Talent nicht besessen habe. Auf alle Fälle würde ich sowohl in meinem, als vieler Andern Namen feierlichst dagegen protestiren müssen, wenn man uns aus dem höchst einseitigen und sonderbaren Grunde, weil wir die Hasen gut im Lager sehen, brevi manu für solche „Küchenjäger“ erklären wollte.

Die Unbilligkeit und Inconsequenz eines solchen Ausdruckes fallen jedem Unparteiischen von selbst in die Augen, da jene Geschicklichkeit im Erkennen eben so nützlich als angenehm ist; nützlich, weil sie nicht nur wesentlichen Einfluß auf den Erfolg einer Jagd hat, sondern auch dem aufmerksamen Beobachter die Gelegenheit darbietet, das männliche und weibliche Geschlecht durch vielfältig wiederholte Versuche endlich mit einiger Sicherheit von einander unterscheiden zu lernen, und angenehm, insofern man sich mit leichter Mühe den Dank seiner schießbegierigen Gefährten verdienen kann, indem man ihnen das Vergnügen verschafft, so manchen Hasen aus dem Lager herauszuheben, welchen sie außerdem gewiß nicht bemerkt haben würden.

10) Ich komme nun auf den Gebrauch des Vorstehhundes bei der Hasensuche und muß gestehen, daß mich die Behandlung dieses Gegenstandes einigermaßen in Verlegenheit bringt, weil nämlich meine Meinung von der gewöhnlichen sehr bedeutend abweicht und mich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, Männern zu widersprechen, die schon längst als Koryphäen in der Literatur der Jagdkunde gelten, deren Ausspruch also weit mehr Gewicht hat, als der meinige.

Diese Ueberzeugung kann und darf mich jedoch nicht abhalten,

hier die Gründe zu entwickeln, welche mich anders zu denken bestimmen.

Während nämlich diese Autoren, keinen ausgenommen, umständliche Anweisung in ihren Schriften geben, wie man sich beim Absuchen der Felder nach Hasen des Vorstehhundes zu bedienen, wie dieser bald rechts, bald links, vor den anwesenden Schützen zu revieren habe rc., thue ich gerade das Gegentheil, das heißt, ich lasse, wenn ich im Felde nur Hasen schießen will, den Hund gar nicht suchen.

Wozu sollte es auch dienen? möchte ich jene Herren fragen, ich selbst weiß es nicht. Zum Aufsuchen der Hasen?

Das wäre unnöthig, denn im flachen, freien Felde findet Jeder, der seine gesunden Augen und Füße bei sich hat, sie auch ohne Hülfe des Hundes und des Vorstehens wegen braucht es eben so wenig zu geschehen, da zu der Zeit, in welcher man sie schießen soll, d. h. wenn sie ihren vollen Werth haben, im freien Felde nur selten einer den Hund aushält.

Was endlich das Fangen und Apportiren der Angeschossenen betrifft, so kann dies eben so gut, ja noch besser bewerkstelligt werden, wenn der Hund in dem Moment des Schusses hinter seinem Herrn hergegangen ist, als wenn er vor demselben hergesucht hat.

Ich lasse daher, wie gesagt, wenn ich nur Hasen zu schießen beabsichtige, die Hunde gar nicht suchen, weil mehr als hundertmal mir der Fall vorgekommen ist, daß diese nicht nur Nichts dabei nützten, sondern sogar den Zweck der Jagd vereitelten, indem sie entweder den aufgefundenen Hasen nachprellend, dem Jäger im Schießen hinderlich waren, oder sie vor der Zeit aufstöberten. Gesetzt aber auch, der Hund sei vernünftig genug, in diesem Falle gar nicht nachzulaufen, so wird er doch gewiß dem Hasen, in der Meinung er sei getroffen, jedesmal, wenn auch nur eine kleine Strecke weit, nachfolgen, sobald nach demselben geschossen worden ist, und zwar um so gewisser, als dies selten Jemand seinem Hund verbietet, um sich zu überzeugen, ob der Hase nicht vielleicht trotz seines flüchtigen Laufes doch angeschossen sei.

11) Dies wird gänzlich vermieden, wenn der Hund hinter oder neben dem Schützen hergeht oder, wenn er noch zu jung und feurig sein sollte, um der Versuchung zu widerstehen, an der Leine geführt und nicht eher nachgeschickt wird, bis man irgend ein Zeichen der Verwundung, sei es nun durch Zusammenstürzen im Schusse, durch Abstieben von Wolle oder durch Zerschmetterung eines Laufes u. s. w. wahrgenommen hat. — Das

ist meine Methode und ich darf dieselbe unbedenklich empfehlen; denn sie hat sich mir in einer langen Reihe von Jahren als gut bewährt.

12) Vor Allem muß ich jedoch hier noch bemerken, daß ich dabei immer blos die Zeit des regelmäßigen Hasenschießens im Sinne habe, nämlich die drei Wintermonate November, Dezember und Januar, da erst mit dieser Periode die volle Benutzung eintritt. Wer freilich die Jagd nicht ökonomisch behandelt, sondern nur sein Vergnügen dabei sucht, ohne danach zu fragen, ob das geschossene Wild den halben oder den ganzen Werth hat; oder wer die Versorgung seiner Küche als Hauptsache ansieht, sowie der Besitzer von Koppeljagden, der fängt seine Hasenjagden schon im Monat October oder wohl noch früher an. In diesem Falle bedarf er dann eines Hundes, der sie ihm aufsuchen hilft; denn um jene Zeit finden sie noch überall Gelegenheit, sich auf den Feldern zu verbergen und machen auch gar nicht den Hauptgegenstand der Jagd aus, sondern werden nur gelegenheitlich geschossen, wenn man auf Rebhühner ausgeht.

Es mag vielleicht sein, daß mein Geschmack nicht der richtige ist, allein für mich hat es einmal nicht den allergeringsten Reiz, Hasen zu schießen, die ihren Sommerrock noch nicht ausgezogen haben, sie mögen mir auf einer fremden Jagd vorkommen oder auf meiner eigenen.

Ich erfreute mich einst zu Ende Septembers in Folge specieller Erlaubniß des allen Jägern, die ihn im Leben gekannt, unvergeßlichen Großherzogs A. von ...... einer herrlichen Hühnerjagd in einem auch mit Hasen sehr gut besetzten Reviere, wo ich alle Freiheit hatte, zu schießen, so viel mir gelüstete, und wo ich leicht deren in vier Stunden 30 bis 40 hätte erlegen können. Es fiel mir indessen gar nicht ein, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen, wie erfreulich und willkommen dieselbe auch für manchen andern Jagdliebhaber meines damaligen Alters gewesen sein dürfte; denn meine Stunden waren im eigentlichsten Sinne gezählt, und ich hätte um keinen Preis einen Theil dieser ohnehin sehr kurzen Zeit den Feldhühnern, welche ebenfalls sehr häufig dort vorhanden waren, entziehen mögen. So verschieden ist der Geschmack auch bei dem Jagdbetriebe.

13) Wenn der Hase sogenannte Haken schlägt, was gewöhnlich nur in den ersten Augenblicken unmittelbar nach dem Herausfahren geschieht, so warte man, vorausgesetzt, daß man nahe genug dabei ist, dieses Hin- und Herfahren ab, und schieße erst dann, wenn er geradeaus zu laufen anfängt. — Bei solchen Hasen, die in gerader Linie vom Schützen wegwärts laufen, hat man sich besonders vor dem Zukurzschießen in Acht zu

nehmen, und zu trachten, daß man sie wo möglich auf den Kopf treffe, da ein Schuß auf das Hintertheil selbst mit gröberen Schroten, nicht immer die gewünschte Wirkung thut. Aus eben diesem Grunde muß man bei dergleichen Schüssen mehr eilen, als sonst, um den Hasen nicht zu weit hinauskommen zu lassen, was, wenn er seitwärts läuft, weniger zu sagen hat.

Macht er dagegen, wie es wohl auch bisweilen geschieht, dicht am Schützen vorbei einen Bogen um diesen herum, so hüte man sich, allzurasch zu schießen, damit man ihn nicht zu stark verletze.

14) Nie jage man einen Hasen gegen die Sonne hin aus dem Lager, weil es geschehen kann, daß man, wenn der erste Schuß mißlingen sollte, sich vielleicht durch den Pulverdampf gehindert sehen dürfte, den zweiten anzubringen.

15) Wenn, nachdem man ins Lager geschossen, der Hase unbeweglich sitzen bleibt oder nur ein wenig mit dem Hintertheile rückt, so darf man nicht daran zweifeln, daß er noch frisch und gesund sei. Gewöhnlich ist dann der Schuß über ihn weggegangen, da im entgegengesetzten Falle, das heißt, wenn man zu kurz geschossen hat, er von zerschossener Erde gleichsam bespritzt, meist einen Sprung in die Höhe macht und ausreißt. Gar oft schon ist mir das Vergnügen zu Theil geworden, Zeuge zu sein, wie man solchen todt geglaubten Hasen mit der Miene des Triumphes zueilte, und jene plötzlich, ohne auch nur an einem Haare verletzt zu sein, auf und davon liefen, den schmerzlich getäuschten Nimrod mit weit offnem Munde und starren Blicken hinter sich lassend!

Für solche Jagdliebhaber, denen die Natur einen höheren Grad von Sehkraft versagt hat, ist es von wesentlichem Nutzen, sich in ebenen Gegenden eines Fernrohrs zu bedienen, welches ihrem zu schwachen Auge alle Gegenstände, die mit einem Hasen im Lager Aehnlichkeit haben, nah genug bringt, um sie gehörig unterscheiden zu können. Doch darf auch dabei nicht ganz still gestanden werden, damit, wenn der fixirte Punkt wirklich ein Hase ist, dieser nicht vor der Zeit sein Lager verlasse.

16) Wenn zu Anfang der Rammelzeit, die in gelinden Wintern bekanntlich oft schon im Januar und Februar eintritt, zwei Hasen unfern von einander aufstehen, so schieße man nie nach dem **zweiten**, denn dieser ist — man kann kecklich eine Wette darauf eingehen — fast immer weiblichen Geschlechtes. Stehen dagegen zu einer Zeit, in welcher diese Besorgniß wegfällt, insofern das Geschlecht sich nicht unterscheiden läßt, zwei zugleich auf, so muß, wie bei allen Doubletten, der entfernteste immer

zuerst aufs Korn genommen werden, damit man noch Zeit genug für den zweiten übrig behalte. Wollte man von dieser Regel abgehen, so würde jener, während der Erlegung des nächsten, schon viel zu weit hinauskommen, um noch tödtlich getroffen werden zu können. —

Wir kommen nunmehr auf die Jagd mit Bracken oder anderen Hunden, welche, um jede unnöthige Wiederholung zu vermeiden, hier mit Stillschweigen übergangen werden kann, da in dem Kapitel vom Fuchse alles darüber Bemerkenswerthe vorkommen wird.

Nur das Einzige will ich im Allgemeinen hier noch anführen, daß, wenn Jemand aus besonderer Liebhaberei auch auf solchen Revieren, wo es nicht Noth thut, das heißt, wo überhaupt ein Mangel an Hasen nicht stattfindet, mit dergleichen Hunden jagen und dazu aus irgend einem Grunde keine Vorstehhunde, die, weil sie sich sogleich abrufen lassen, wenn der Hase fehlgelaufen ist, der Jagd am allerwenigsten schaden, verwenden will, daß, sage ich, ein solcher immer wohl daran thut, kleinen rasch suchenden Dächseln vor den eigentlichen Bracken den Vorzug zu geben. „Diese halten aber nicht lange genug an!" so lautet die Antwort, welche man auf obigen Vorschlag gewöhnlich erhält; allein darin liegt ja eben ihr Vorzug, daß sie nicht zu sehr anhalten, sonst würden sie durch ihr langes Ausbleiben den Schützen eben so viel Langweile machen und das Revier eben so sehr beunruhigen, als jene.

Ich wenigstens bedaure Jeden, dessen Jagdbezirk so schlecht bevölkert ist, daß er, um nicht leer nach Hause zu gehen, warten muß, bis seine Hunde den einmal angejagten Hasen, vielleicht aus weiter Ferne, wieder zurückbringen, während in einem nur einigermaßen gutgehaltenen Gehege, blos durch den Laut der Dachshunde rege gemacht, in jedem Districte den vorstehenden Schützen mehrere Hasen zu Gesicht kommen müssen, an denen gar kein Hund wirklich jagt.

Eine wichtige Regel bei allen Waldjagden ist die, niemals zu schießen, wenn ein Hund nahe hinter dem Hasen ist. Dadurch haben, zum größten Leidwesen der Besitzer, schon oft die besten Hunde ihr Leben eingebüßt.

Wenn von den bisher genannten Jagdmethoden jede ihre Schattenseite hatte, das heißt, wenn die eine langweilig, die andere ungewiß, wieder eine andere zu mühselig und beschwerlich ist, so findet man bei dem Treibjagen auf Hasen alle wünschenswerthen Eigenschaften einer Jagd vereinigt; denn es wird dabei mit möglichst geringer Aufopferung von Geld, Zeit und Mühe und auf eine für die Schützen sehr unterhal-

tende Weise des Wildes möglichst viel geschossen. Die meisten Schützen ziehen das Feldtreiben dem im Walde vor, weil es dabei nie an Zeitvertreib und Unterhaltung fehlt, insofern man, wenn auch nicht immer selbst schießend, doch wenigstens Andere schießen und auch in jedem Augenblick einige Hasen laufen sieht, von denen die Scene belebt wird. Wir wollen daher hier zuerst von dem Feldtreiben handeln und dann mit der Anweisung zu einer zweckmäßigen Treibjagd im Walde fortfahren.

Wenn man den Plan zu einer solchen Feldjagd entwerfen will, so ist vor Allem genau in Erwägung zu ziehen, wie hoch sich die Zahl der Treibleute belaufen möge, über welche man zu verfügen hat. Ferner kommt sehr viel darauf an, ob das Vergnügen der anwesenden Schützen oder der finanzielle Vortheil des Jagdbesitzers hauptsächlich dabei berücksichtigt werden soll. So müssen nach einmal bestehenden conventionellen Gesetzen z. B. bei einem für den Landesherrn oder eine andere vornehme Person anzustellenden Treiben begreiflicher Weise ganz andere Maßregeln ergriffen werden, als da, wo man nur eine „gewöhnliche" Schützengesellschaft zu unterhalten hat, weßhalb wir auch mit der Darstellung der Vorkehrungen, die bei einem Jagen der ersten Art erforderlich sind, den Anfang machen wollen.

Vor Allem muß man sich von der Anzahl der Hasen in der Gegend, wo gejagt werden soll, drei bis vier Tage zuvor genau zu unterrichten suchen, was am besten und sichersten dadurch bewirkt wird, wenn der Dirigent die Felder in verschiedenen Richtungen selbst überreitet.

Dieses Verfahren verdient aus mehreren Gründen den Vorzug vor dem gewöhnlichen Absuchen, theils weil die von einem Pferde aufgetriebenen Hasen sich bald wieder drücken, theils auch, weil man vom Pferde herab sich viel weiter umsehen und selbst die im Lager sitzenbleibenden viel leichter erkennen kann. Aber wozu diese Umständlichkeit, wird man mich vielleicht fragen, da doch das Revierpersonal am besten wissen muß, wie sein Bezirk mit Hasen besetzt ist.

Allerdings sollte es so sein. Einige höchst auffallende Beispiele haben mich aber überzeugt, daß nicht immer unbedingt hierauf zu rechnen ist.

So wurden einst auf einem mir sehr wohl bekannten Leibgehege bei der nach mehrjähriger Schonung für die allerhöchste Person veranstalteten Winterjagd in einem Treiben nur 13, in einem andern nur 17 Hasen erlegt, während jedes von beiden wenigstens 80 bis 100 hätte liefern sollen und können; und der verstorbene Großherzog F. v. W.

wurde einst sogar mit einer Jagdpartie regalirt, bei der in Allem nur 3 Hasen zum Vorschein kamen. Der so überaus ungünstige Erfolg dieser drei Jagden, deren leicht noch mehrere als Beispiel hier aufgeführt werden könnten, beweist zur Genüge, daß Dirigent immer besser daran thut, sich zuvor mit eigenen Augen von dem vorhandenen Wildstande zu überzeugen, als nur zu hoffen, daß sich derselbe gut bewähren werde, und sich hierin unbedingt auf die Angabe seines untergebenen Personals zu verlassen, wodurch er leicht in die größte Verlegenheit gerathen kann.

Sobald die Bestellung der Treiber, wie auch alles sonst noch Erforderliche geschehen ist, muß vor Allem eine Zusammenkunft derjenigen Jäger, welchen die Führung übertragen werden soll, stattfinden und jedem von ihnen, was er dabei zu thun hat, auseinandergesetzt, wie überhaupt der Plan des Ganzen genau verabredet werden.

Dies Geschäft nur im Zimmer, geschehe es auch nach einer noch so richtigen Zeichnung, vorzunehmen, bleibt immer mißlich; es ist daher besser, sich auf dem Schauplatz der Jagd selbst zu versammeln und dort Jedem seine Obliegenheit, im eigentlichsten Sinne ad oculus, vorzudemonstriren. Nur auf diese Weise wird jedem Irrthum und Mißverständnisse möglichst sicher vorgebeugt; ich sage möglichst sicher, denn es können, trotz aller Vorsicht, dennoch Fehler vorkommen.

Was ich in der ersten Auflage von der Behandlung von Frohn-Treibern gesagt habe, fällt hier weg, weil es wohl in ganz Deutschland keine Frohntreiber mehr giebt. Wenn nun der Dirigent es jetzt auch leichter finden wird, bezahlte Leute in Ordnung zu halten, als früher die Frohntreiber, insofern ihm das einfache Mittel, nachlässige Individuen sofort zu entlassen, zu Gebote steht, so würde dieses Mittel doch bei großen Treibjagden nicht immer hinreichen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Dieses kann nun bei einer größeren Anzahl von Treibern dadurch bewirkt werden, daß sie abtheilungsweise zu 20 oder 10 Mann einem zuverlässigen Anführer, der einen etwas erhöhten Taglohn erhält, untergeordnet werden.

Unter den Mitteln, deren man sich bedient, um möglichst viele Hasen auf den Jagdplatz zu bringen, sind die gewöhnlichsten: 1) das Verlappen, 2) das Verfeuern, 3) das Einleuchten.

Wenn ein großer zusammenhängender Wald an die abzutreibenden Felder stößt, so leisten die Federlappen, besonders wenn sie mit asa foedita oder einer andern starkriechenden Substanz gehörig verwittert werden, dadurch, daß sie die des Morgens anrückenden Hasen vom Walde abhalten, allerdings sehr gute Dienste. Unter diesen Umständen verdienen sie daher

vor jeder andern Maßregel den Vorzug, zumal, weil man auf diese Weise hoffen kann, vielleicht auch einige Füchse in das Treiben zu bekommen, deren Erscheinen bei dergleichen Jagden allgemeines Interesse erregt und manchem Fürsten und Herrn besonders angenehm ist.

Nicht so verhält es sich aber, wenn die Walddistricte klein sind und zerstreut liegen. Hier würde das Verlappen mühsam und zwecklos sein.

Noch weit mißlicher aber ist das in manchen Gegenden Deutschlands so sehr beliebte Verfeuern, welches darin besteht, daß einen großen Theil der Nacht hindurch am Saume der Waldungen, von welchen die Hasen abgehalten werden sollen, helle, große Feuer angezündet werden.

Der Zweck dieses Abhaltens vom Walde wird dadurch allerdings erreicht, allein oft wirken dergleichen Leuchtfeuer mehr, als man wünscht, indem sie die Hasen oft dermaßen in Furcht und Schrecken setzen, daß dieselben ganz aus der für den nächsten Tag zum Abtreiben bestimmten Gegend hinaus, folglich weiter laufen, als man gewünscht hatte. Auf diese Weise sah ich schon mehrmals große für das Vergnügen des Landesherrn veranstaltete Feldtreibjagden im Vergleiche mit der Menge von Hasen, welche nach der Zeit der Hege hätten vorhanden sein sollen und auch wirklich vorhanden waren, über alles Erwarten schlecht ausfallen.

Will man sich zu dem genannten Zwecke durchaus des Feuers bedienen, so lasse man blos gegen Morgen, etwa zwei Stunden lang bis zu Tagesanbruch, eine hinreichende Anzahl von Leuten mit brennenden Strohwischen oder Reiserbüscheln am Saume des Waldes hin- und hergehen. Diese Flammen sind nicht allzuweit sichtbar, können daher auch nicht die oben erwähnte, der Absicht des Verfeuerns ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen.

Man hat sich hier und da auch statt der Strohfackeln der Laternen bedient und letztere besonders deßhalb vortheilhaft zum Beitreiben gefunden, weil das Ausgehen und Wiederanzünden des Feuers dabei nicht vorkommt, was bei den Strohfackeln von Zeit zu Zeit Unordnung verursacht.

Doch gibt es ein noch weit einfacheres und meines Erachtens zuverlässigeres Mittel, die Hasen aus dem Walde herauszubringen. Man nehme nur einen Tag zuvor, ehe die Feldjagd stattfinden soll, 20 oder 30 Treiber — kleine Buben eignen sich am besten dazu, weil sie die eifrigsten Schreier sind — und fünf oder sechs Hunde, gleichviel von welcher Art, nur müssen sie anhaltend laut sein, ohne jedoch allzuweit hinwegzujagen. Von diesem wüthenden Heer im Kleinen lasse man einen District nach dem andern durchlärmen, und ich stehe dafür, daß am folgenden Tage keine drei

Dutzend Hasen mehr in dem ganzen Walde, soweit er auf diese Weise abgejagt worden ist, sitzen werden, wohl aber wird man sie sammt und sonders auf den anstoßenden Feldern, und zwar in nicht allzugroßer Entfernung vom Walde, antreffen.

Gestatten es die Umstände nicht, diesen blinden Angriff erst am letzten Tage zu machen, so kann es auch etwas früher geschehen; denn nach jeder geräuschvollen Jagd im Walde setzen sich die beunruhigten Hasen zwei, auch drei Tage lang auf das benachbarte Feld, wenn sie nicht etwa auch dort sogleich wieder alarmirt werden.

Noch ein anderes recht gutes Mittel, die Anzahl der Hasen in der Gegend, wo man jagen will, gleichsam noch vor dem Thorschlusse um etwas zu vermehren, besteht darin, daß man früh beim Anbruche des Tages die an den Jagdbezirk anstoßenden Felder, welche nicht mit in das Treiben kommen, von einer hinreichenden Anzahl von Leuten in der geeigneten Richtung, jedoch ohne auffallendes Geräusch, durchgehen läßt. Wenn diese Leute von Zeit zu Zeit einmal pfeifen, husten oder Feuer schlagen, so ist das vollkommen hinreichend, um die Hasen vom Lagern abzuhalten und nach der Gegend hinzubringen, wo man sie haben will.

Sind alle diese Voranstalten getroffen, so läßt sich allerdings erwarten, daß die Jagd gut ausfallen, das heißt, daß es nicht an Hasen fehlen werde, denn nur dafür, wie für die zweckmäßige Anlage und Führung des Treibens ist das Jagdpersonal verantwortlich. Der eigentliche Erfolg hingegen, das ist, die Quantität des zu erlegenden Wildes, hängt — man möchte bisweilen sagen, leider! — von der Geschicklichkeit der anwesenden Schützen ab.

Was helfen alle guten Anstalten und Vorkehrungen, was hilft alle Mühe, die man sich gibt, was hilft die beste Direction des Ganzen, wenn es zuletzt an der Hauptsache fehlt, am Treffen? wenn man bei Schützen, welche füglich 30 und 40 Stücke erlegt haben sollten, kaum ein Dutzend, ja vielleicht noch weniger liegen sieht? „Es ist wenig geschossen worden,“ heißt es dann doch wohl am Schlusse der Jagd, allein die Herren würden sich weit richtiger ausdrücken, wenn sie sagen wollten: „Es ist wenig — getroffen worden.“ Wie man diesem Uebel, einigermaßen wenigstens, begegnen kann, davon werde ich weiter unten, wenn von Anstellung und Eintheilung der Schützen die Rede ist, noch besonders sprechen.

Auch auf eine zweckmäßige Kleidung des Schützen kommt, zumal im Winter, sehr viel an. Er muß sich immer leicht bewegen können. Doch soll man niemals vor der Zeit und unnöthigerweise die Hände entblößen,

sondern erst, wenn der anlaufende Hase nahe genug ist, lege man den Finger an den Abzug, und in dieser Stellung ist dann nur ein einziger Augenblick erforderlich, um mit dem Gewehr in Anschlag zu sein. Wie vielmehr Zeit braucht dagegen Jemand, der, wenn er schießen will, sich erst aus einem Pelzrock oder Mantel herausarbeiten muß! Ein Fuchs zum Beispiel, der vielleicht den Kopf blos aus dem Dickicht gestreckt hat, findet indessen Zeit genug zum Umkehren.

Die meiste Sorgfalt für eine warme Bekleidung des Leibes ist dann nöthig, wenn bei Feldjagden, wo nicht selten große Districte auf einmal abgetrieben werden, die Schützen auf Anhöhen zu stehen kommen, und bei der gewöhnlichen Winterkälte auch noch eine scharfe, schneidende Luft weht. Gegen einen solchen durchdringenden Nordostwind muß man sich gut verwahren, wenn derselbe nicht nach Verlauf einer Viertelstunde schon an allen Gliedern lähmen soll. Doppelte Hemden sind hierzu ganz besonders zu empfehlen, weil sie die Luft vom Körper abhalten, ohne im mindesten die freie Bewegung der Arme zu hindern, was bei dicken Röcken oder Mänteln und Pelzen so häufig geschieht. Eben so wenig sind für die Dauer der Jagd, — denn früher und später mögen sie allerdings gute Dienste leisten, — dicke Pelzmützen für den Kopf zu empfehlen. Gegen diese braucht man inzwischen nichts zu sagen, sie sind ohnehin nicht sehr beliebt, wenigstens nicht bei den praktischen Jägern, die eine leichte, seidene, die der Luft am meisten ausgesetzten Ohren hinlänglich schützende Mütze jeder anderen Kopfbedeckung vorziehen. Ein starkes oder vielmehr ein weit herabgehendes Schild ist hier so nöthig, als bei irgend einer andern Jagd, ja fast noch nöthiger; denn nie bedarf das Auge so sehr des Schutzes, als wenn es durch den Reflex der Sonnenstrahlen auf dem glänzendweißen Schnee förmlich erblindet. Muß man noch überdies nach der Sonnenseite schießen, so werden nicht selten die Augen dabei so stark angegriffen, daß man zur Zeit des Gebrauchs der alten Feuerschlösser im ersten Augenblicke gar nicht sehen konnte, ob man getroffen hatte oder nicht, folglich auch den zweiten Schuß entweder gar nicht oder doch nicht schnell genug anbringen konnte. Es ist daher ein unverkennbarer Vorzug der Perkussionsgewehre, daß bei diesen nicht mehr der von der Zündpfanne aufsteigende Dampf den Schützen belästigt.

Welchen wichtigen Einfluß übrigens im Winter, zumal bei wirklich strenger Kälte, der Anzug hat, davon habe ich schon manches Beispiel gesehen. Wenn man, wovon ich oft Zeuge war, sehr gute Schützen an manchem Tage auf eine unbegreifliche Weise fehlen sieht, so ist weit öfter

der zu dicke Anzug, der beim Anschlagen dem Gewehre eine ganz andere Lage gibt, hieran schuld, als die schlechte Qualität der Flinten oder des Pulvers oder der Schütze selbst.

Bis das erste Beitreiben vollendet wird, ist dann auch das Haupttreiben so weit vorgerückt, daß nunmehr keine Langeweile mehr für die Schützen zu befürchten ist, indem sie jetzt doch wenigstens unaufhörlich Hasen laufen sehen und von Zeit zu Zeit auch zum Schusse kommen. Unmittelbar nach diesem Intermezzo müssen die dabei verwendeten Leute sich der zu beiden Seiten der Schützenlinie befindlichen sogenannten Wehre des Haupttreibens anschließen und diese verstärken helfen; denn je dichter die Treiber aneinander stehen, desto besser ist es, weil auf diesen beiden Flügeln die Hasen meist mit aller Gewalt durchzubrechen suchen.

Bei der Anstellung und Eintheilung der Schützen selbst, die für den Erfolg der Jagd von größerer Wichtigkeit ist, als man, dem ersten Anscheine nach, glauben sollte, sind folgende Gegenstände zu berücksichtigen:

1) Die Schützen müssen, wo möglich, auf eine Anhöhe zu stehen kommen, theils weil in der Regel der Hase am liebsten bergan läuft, theils weil es einen sehr interessanten Anblick gewährt, das ganze Treiben von oben herab überschauen zu können.

2) Nie stelle man die Schützenlinie an den Saum eines Waldes oder in die Nähe desselben, weil dadurch zu viele angeschossene Hasen verloren gehen, da sie sich, sobald sie das Gehölze erreicht haben, dort verkriechen oder von auflauernden Dieben entwendet werden, ehe das Jagdpersonal Zeit findet, sie aufzusuchen.

3) Der Wind, auf welchen viele Jäger so großes Gewicht legen, ist trotz Allem, was sie mir einwenden mögen, bei Feldtreiben, wenn man über eine hinlängliche Anzahl von Treibern verfügen kann, nur dann zu berücksichtigen, wenn etwa die Schützen, was aber ein seltener Fall ist, an Weinbergen, Holzgräben, Steinmauern, Hecken oder Bäumen ganz verdeckt stehen und daher hoffen dürfen, daß schon zu Anfang des Treibens ein Theil der aufgeregten Hasen ihnen anlaufen werde. Stehen sie dagegen frei, so kehren diese Hasen schon in einer Entfernung von 100 bis 150 Schritten, folglich außer Schußweite, um, der Wind mag gut oder schlecht sein, und laufen erst dann an, wenn sie von den näher rückenden Treibern gedrängt werden.

Ich habe vielen Feldtreiben beigewohnt, die alljährlich nach derselben Richtung hin, also mitunter gewiß auch mit schlechtem Winde gemacht wurden, und welche dennoch bei gleichem Vorrathe an Hasen eben so gute,

ja nicht selten weit erwünschtere Resultate lieferten, als andere, bei denen man den sorgfältigsten Bedacht auf guten Wind genommen hatte! Und wie dann, wenn z. B. in der Nacht vor dem Abschießen der Wind sich gedreht hat, wie dann? Soll und kann nun etwa der ganze Jagdplan deshalb geändert werden? Das würde oft, wenn man es auch versuchen wollte, gar nicht mehr möglich sein. Es kann daher bei Feldtreiben, wenn man — diese Bedingung muß ich freilich beifügen — über eine hinlängliche Anzahl von Treibern zu disponiren hat, der Wind, so äußerst wichtig derselbe bei vielen andern Jagden erscheint, außer Betracht bleiben, weil hierbei Nichts auf den guten Willen und die Neigung der Hasen, hier oder dorthin zu laufen, ankommt, da man sie mit Gewalt dahin bringen kann, wo man sie haben will.

4) Die Entfernung von einem Schützen zu dem andern darf nicht mehr als 50 gewöhnliche Jagdschritte betragen, damit auf die meisten Hasen von beiden Seiten geschossen werden könne.

Man hat mir gegen diese Stellung eingewendet, daß dadurch das Vergnügen der Schützen zu sehr beeinträchtigt und zu sogenannten Compagnieschüssen Anlaß gegeben werde, daß man aus Höflichkeit den Schuß zurückhalten und dem Nebenstehenden, wenn dieser einen höhern Rang bekleide, überlassen müsse 2c. Diese Einwürfe haben mich jedoch nicht bestimmen können, von meinem auf vieljährige Erfahrung gestützten Systeme abzugehen; ich erklärte vielmehr stets unumwunden meinen festen Entschluß, getreu dabei zu beharren. Und was geschah? Selbst diejenigen Schützen, welche sich anfänglich am lautesten und lebhaftesten gegen die bei mir eingeführte enge Stellung der Jagdgäste erklärt hatten, mußten niegestehen, daß man auf keiner anderen Jagd so wenig angeschossene Hasen verloren gehen sehe, als bei mir, und fanden sich im nächsten Spätjahr wieder ein, wenn sie eingeladen wurden, was mir die angenehme Ueberzeugung gab, daß das Vergnügen, welches sie dabei gefunden, ihre Unzufriedenheit mit meinem Verfahren denn doch allerdings überwogen haben müsse. Der ruhige und sichere Schütze läßt seinen Nebenmann thun und treiben, was er will, und weiß den Hasen, er mag nach dessen vorherigen Fehlschüssen umkehren oder durch die Linie brechen, immer noch zur rechten Zeit zu treffen; dem übermäßigen Weitentgegenschießen aber wird der Dirigent, der, in der Mitte der Schützen stehend, diejenigen, welche sich eines solchen Fehlers schuldig machen, leicht bemerken kann, durch eine höfliche Erinnerung ohnehin bald abzuhelfen wissen.

5) Die besten Stände sind begreiflicherweise die beiden Flügelposten.

Ob aber unter diesen beiden der rechte oder der linke den Vorzug verdient, das hängt von den örtlichen Verhältnissen ab, und gewissermaßen entscheidet die Geschicklichkeit derer, die auf diesen Platz zu stehen kommen, über den Ausgang der Jagd. Denn man kann annehmen, daß nicht selten, wenn die Wehre gut gehalten wird, zwei zuverlässige Schützen auf den beiden Flügelständen, wo nicht die Hälfte, doch gewiß den dritten Theil von Allem, was die ganze Gesellschaft zusammen erlegt, schießen können. Indessen ist auch diese Regel nicht ohne Ausnahme; es sind mir schon Fälle vorgekommen, in denen im Gegentheil auf den Flügeln wenig und in der Mitte desto mehr geschossen wurde, je nachdem die Oertlichkeit verschieden war oder ein besonderes Schicksal waltete, welches sich nicht immer erklären ließ.

Gewöhnlich läßt man die Hauptperson auf den linken Flügel treten, weil man voraussetzt, daß das von der rechten Seite nach der linken laufende Wild leichter zu treffen sei, als jenes, welches in der entgegengesetzten Richtung läuft; allein diesen Zweck kann man eben so gut auch auf dem Posten am rechten Flügel erreichen. Wenn nämlich dort der Eckschütze sich dicht an die Treibwehre anschließt, so müssen ihm nothwendigerweise eben auch alle Hasen zur linken Hand vorbeilaufen; auf dem linken Flügel hingegen muß zwischen dem Schützen und der Treibwehre eine Lücke gebildet werden, wenn dies geschehen soll. Wollte sich nämlich dort der Schütze ebenfalls den Treibern anschließen, so würden alle Hasen rechts zwischen ihm und seinen Nachbarn durchbrechen. Oft bestimmt die Hauptperson selbst, wer ihr Nebenmann sein soll; in diesem Falle kann also der Dirigent Nichts in der Sache thun; ist es aber irgend möglich, so stelle man die beiden sichersten Schützen in der Gesellschaft auf den zweiten Stand, damit, wenn etwa der Flügelschütze fehlen sollte (ein Fall, der sich wohl bisweilen ereignet) — diese Secundanten noch gehörig nachhelfen können. Hierbei kommt auf einen scheinbar geringfügigen Umstand sehr viel an, nämlich darauf: ob der Flügelmann gewöhnt ist, einmal spitz zu schießen, oder ob er die Hasen alle erst durchläßt; in diesem letzteren Falle ist der Nachbar übel daran. Schicklichkeitshalber muß er doch immer auch den zweiten Schuß abwarten und wenn nun mit diesem etwas lange gezögert wird, so kommt der Hase schon zu weit hinaus, um mit dem dritten noch gehörig im Feuer zusammengeschossen werden zu können. In dieser Rolle kann daher nur ein sehr gewandter Schütze sich gut ausnehmen, ein Schütze, welcher in demselben Moment, wo kaum noch, wie man zu sagen pflegt, der Dampf des zweiten Schusses

aus dem Rohre seines Herrn Nachbarn herausgefahren ist, schon den Finger krümmt und dann mit aller möglichen Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit versichert, daß er blos aus Besorgniß wegen des Entkommens die schon von den ersten zwei Schüssen tödtlich getroffen gewesenen Hasen vollends zusammengeschossen habe.

6) Nichts ist nachtheiliger bei dergleichen Jagden, als das Verloosen der Stände, besonders wenn nicht bei jedem neuen Treiben frisch gezogen wird, sondern die einmal gezogenen Nummern für den ganzen Tag gelten; wie leicht kann es sich dann fügen, daß zwei oder drei mittelmäßige oder wohl gar schlechte Schützen stets nebeneinander zu stehen kommen; Schützen, deren keiner im Stande ist, seinem Nachbar das Pensum zu corrigiren! Wie leicht kann es sich ferner fügen, daß gerade auf diesem unglücklichen Punkte die meisten Hasen anlaufen und folglich — denn hier ist Anlaufen und Gefehltwerden gleichbedeutend — auch glücklich durchkommen!

Dieser Mißlichkeit kann man jedoch, und zwar ohne das mindeste Aufsehen zu erregen, dadurch vorbeugen, daß man zwischen zwei bessere Schützen immer einen schlechteren einschiebt, so daß dessen Fehler nun von beiden Seiten ausgeglichen werden können.

Da freilich, wo die Jagdgesellschaft aus lauter guten Schützen besteht — ein Fall, der mir nur selten in praxi vorgekommen ist — kann man sich dieser Mühe überheben und das Loos entscheiden lassen, wobei allerdings jeder Schein von Parteilichkeit am sichersten beseitigt wird.

7) In einer Entfernung von 700 bis 1000 Schritten hinter der Schützenlinie lasse man alle disponibeln Apporteurs von gesetzten und zuverlässigen Leuten an der Leine halten. Diese Personen müssen auf die angeschossenen Hasen genau Acht geben, um die, welche liegen bleiben oder sich etwa seitwärts wenden, nach Vollendung des Treibens sogleich aufsuchen zu können, diejenigen aber, welche ihnen nahe genug kommen, von den Hunden fangen zu lassen, wobei jedoch sorgfältig darauf zu sehen ist, daß man niemals zwei Hunde zugleich auf einen und denselben Hasen löse, nicht blos wegen zu befürchtender Beschädigung und Beißerei, sondern damit es nicht an Hunden fehlen möge, wenn etwa unmittelbar nachher wieder ein lahmer Hase vorbeilaufen sollte. Auf diese Weise können viele Hasen erhalten werden, welche außerdem, sei es nun durch Dieberei oder andere Zufälle, verloren gehen würden. Streng genommen sollte freilich, wenn die Schützen nur 50 Schritte von einander stehen, gar keiner durchkommen; es geschieht indeß bei ähnlichen Jagden dennoch häufig genug,

obgleich man glauben sollte, in einer solchen Nähe könne nur rein gefehlt oder tödtlich getroffen werden. Wirklich hat auch der Verfasser vielen Standtreiben sowohl bei dem verstorbenen Herrn Grafen Erwein von Schönborn zu Gaibach, als in seinen eigenen Jagdbezirken beigewohnt, bei welchen die richtige Vertheilung der Schützen nach dem Grade ihrer Geschicklichkeit so vortheilhaft wirkte, daß nur äußerst selten ein Hase durchkam, ohne tödtlich getroffen und in geringerer oder größerer Entfernung von den nachgeschickten Hunden noch beigebracht zu werden.

Die meisten dieser Vorschriften finden auch dann ihre Anwendung, wenn derartige Jagden nicht für eine fürstliche oder sonst ausgezeichnete Person, sondern blos für eine Gesellschaft gewöhnlicher Schützen veranstaltet werden; nur muß dabei die weit geringere Anzahl von Treibern berücksichtigt werden. Jeder Schütze nimmt dann seinen Hund selbst zu sich, die Treiben werden um vieles kleiner genommen 2c.

Das interessanteste Erlebniß, welches mir bei einem Feldtreiben jemals vorgekommen ist, war das nachstehende und fand bei einer von dem obengenannten Herrn Grafen von Schönborn abgehaltenen Jagd statt.

Es wurde eine sehr lange, aber ziemlich schmale Bergwand abgetrieben.

Referent, auf dem rechten Flügel im Thale stehend, that so wenig einen Schuß, als irgend einer der übrigen Schützen in der ganzen Linie, weil sämmtliche zum Vorschein kommende Hasen — es waren ihrer im Ganzen nur eilf — bergan liefen.

Dort wurden sie von dem am linken Flügel auf der Anhöhe stehenden Baron von F. alle einzeln und in für das Laden des Gewehres ganz günstigen Zwischenräumen anlaufend, so gut empfangen, daß nicht ein einziger mit dem Leben davon kam, und er ganz eigentlich der Hahn im Korbe war.

Sämmtliche anwesende Schützen stimmten darin überein, daß ihnen ein so merkwürdiger Fall noch niemals vorgekommen sei.

In derselben Gegend lieferte einst bei einer zahlreichen Gesellschaft derjenige Schütze, welcher gewöhnlich mit einem Flügelstande begünstigt wurde, von 182 Hasen, welche das Ergebniß des Tages ausmachten, 54 Stück und zwar 18 davon in einem Treiben. Bemerkenswerth war hierbei der besondere Umstand, daß ihm anfänglich auf diesem Stande gar Nichts anlaufen wollte, zuletzt aber die Hasen, von den herannahenden Treibern gedrängt, häufig und schnell auf einander kamen.

Der sogenannte Büchsenspanner, den er bei sich hatte, ein Mann aus dem Volke, der aber manchem hochmüthigen Chaisensteher zum Muster

hätte dienen können, drehte sich um und kehrte dem Treiben den Rücken zu und zwar aus dem guten Grunde, um nicht durch den Anblick der anrennenden Hasen aus der Fassung gebracht zu werden; denn er war selbst ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber. Auf diese Weise besorgte er sein Geschäft mit einer so unerschütterlichen Ruhe und man darf wohl sagen, so meisterhaft, daß, trotz der Schnelligkeit, mit der die Schüsse auf einander folgen mußten, dennoch immer wenigstens ein Lauf geladen war, was aber nur dadurch ermöglicht werden konnte, daß auf keinen Hasen mehr als ein Schuß geschah. Sie wurden nämlich alle bis auf höchstens 15 bis 20 Schritte herangelassen und dann unterm Feuer todtgeschossen, so daß deren 10 Stück in zwei tiefen, quer vor dem Schützen vorbeiziehenden Furchen, zum Theil fest übereinander lagen, und nur drei von hinten geschossen wurden, weil in dem Augenblick, als sie spitz herankamen, noch kein Lauf geladen war.

Erwägt man hierbei den Umstand, daß diese Hasen erst ganz zuletzt und daher sehr kurz aufeinander angelaufen waren, so wird jeder erfahrene Jäger eingestehen müssen: daß, wenn nicht sowohl der Schütze, als sein Assistent, mit unwandelbarer Ruhe, Besonnenheit und Sicherheit zu Werke gegangen wären, doch wenigstens einige Hasen durchgekommen sein würden; allein beide wirkten so gut zusammen, daß auch nicht ein einziger mit dem Leben davon kam.

Aus dieser kleinen Erzählung können und sollen — denn nur in dieser Absicht wurde sie niedergeschrieben — junge Anfänger eine doppelte Lehre ziehen, erstlich die: daß man da, wo es der Hasen viele gibt, sie recht nahe anlaufen lassen, und im Knall niederschießen muß, um keinen Schuß vergebens zu thun und dann mit der leeren Flinte da zu stehen, und zweitens: daß man zum Laden der Gewehre nur ruhige und kaltblütige Leute nehmen soll, die ihre Gedanken ausschließlich nur auf ihr Geschäft richten, nicht aber jeden Hasen laufen oder stürzen sehen wollen und, dadurch aus der Fassung kommend, manchmal die leer geschossene Flinte doppelt und manchmal gar nicht laden oder aus der Patrone das Blei zuerst in den Lauf schütten oder im glücklichsten Falle doch wenigst das Zündhütchen aufzusetzen vergessen, wenn sie einmal, um recht plebejisch zu sprechen, im Zappel, das heißt außer Fassung sind, wie ich es in meinem Leben schon mehr als einmal mit angesehen habe.

Es ist in der That zu bedauern, daß diese Standtreiben, trotz ihrer entschiedenen Vorzüge, doch nicht überall gleich beliebt sind, indem man

ihnen hier und da noch die sogenannten Kesseltreiben vorzieht. Von diesen wollen wir nunmehr sprechen.

Ihren Namen haben sie ohne Zweifel von ihrer Gestalt, nach welcher sie jedoch noch richtiger Kreis-, Ring- oder Rundtreiben genannt werden könnten, da ihnen das charakteristische Kennzeichen des Kessels, die Vertiefung in der Mitte, gänzlich fehlt.

Das Verfahren dabei ist folgendes: Wenn Schützen und Treiber sich an dem hierzu bestimmten Orte versammelt haben, so wird vor Allem festgesetzt, welche Treiber den rechten und welche den linken Flügel bilden sollen, und zwar muß dies, um jeder Unordnung vorzubeugen, für den ganzen Tag gelten. Es ist gut, wenn man hinsichtlich der Schützen dasselbe festsetzt, so daß jeder nicht nur seinen Flügel, sondern auch seinen Posten, wie im ersten Treiben beibehält. Soll diese Ordnung ganz streng eingehalten werden, so thut man wohl, jedem Schützen eine Nummer zu geben. Dies gewährt zugleich den Vortheil, schon beim Anbeginn der Jagd dafür sorgen zu können, daß nicht ein ganzer Chor von schlechten Schützen, die nur zu gern, wenn es ihnen frei steht, sich zusammen rotten (vermuthlich damit keiner dem Andern etwas vorzuwerfen habe), neben einander zu stehen kommt.

Wenn ich jedoch von einer solchen Vertheilung der guten und schlechten Schützen spreche, so setze ich dabei voraus, daß der Erdboden weich und die Witterung gelind sei, weil dann die Hasen besser halten und auf allen Seiten hinausbrechen. Wenn man im Gegentheile bei hartem Boden, so wie bei festgefrornem und dabei lautkrachendem Schnee jagt wo sie sich nicht wohl lagern können und daher hoch sitzen, sehr rege sind und gut vorwärts laufen, so thut man besser, die Mehrzahl der guten Schützen in einer Linie anzustellen und nach diesem Punkte hin das ganze Treiben zu richten, so daß hier nur langsam vorwärts gegangen, mit dem Centrum und den beiden Flügeln aber desto schärfer beigerückt wird.

Daß dies jedoch auf keine zu auffallende Weise, sondern mit einer gewissen Berücksichtigung der Schicklichkeit bewerkstelligt werden müsse, brauche ich wohl kaum zu erinnern; denn es ist bekannt genug, wie sehr sich oft die allerunzuverlässigsten Schützen, selbst solche, die nur den untern Volksklassen angehören, beleidigt finden, wenn man sie in dergleichen besonderen Fällen einmal, wenn auch nur ausnahmsweise, als eine Art von Treibern benützen will. Der Erfolg der Jagd und der Vortheil dessen, der dieselbe nicht selten mit verhältnißmäßig sehr bedeutenden Unkosten

anstellt, liegt solchen Leuten am wenigsten am Herzen; nur immer schießen wollen sie überall und die erste Rolle spielen.

Man thut daher wohl daran, noch vor dem Anfange der Jagd sich von sämmtlichen Schützen auszubitten, daß beim Beginne des Treibens Niemand anhalte, sondern daß auf allen Seiten scharf vorgerückt, und erst dann, wenn der Kreis schon eng genug beisammen ist, still gestanden werde. Es ist ein Fehler, in welchen besonders Dilettanten und Anfänger gar leicht verfallen, daß sie nämlich, so oft ein Hase, wenn auch in noch so großer Entfernung, Miene macht, ihnen näher zu kommen, sogleich die nebenstehenden Treiber anhalten lassen, auch wohl gar selbst niederknien, und sich, damit ich mich eines aus dem täglichen Leben gegriffenen Ausdruckes bediene, möglichst klein zu machen suchen, weil sie sich einbilden, in einer solchen Stellung von dem Hasen weniger bemerkt zu werden.

Wie sehr aber ein Treiben aufgehalten wird, wenn man dieses Verfahren oft auf mehreren Seiten zugleich wiederholt, wie nachtheilig ferner dergleichen zwecklose Zögerungen auf den Erfolg der ganzen Jagd einwirken müssen, leuchtet gewiß jedem Sachverständigen ein.

Noch ein anderer Mißbrauch bei dergleichen Jagden ist das sogenannte Lückenmachen. Ich sage ein Mißbrauch, in sofern es gegen die Regel streitet, früher als die dringendste Noth es erfordert, das heißt, früher als das Schießen in den Kreis hinein durch ein für Jedermann bemerkbares Zeichen untersagt ist, Lücken zu öffnen und die Hasen durchbrechen zu lassen.

Diese Begünstigung darf, soll und muß dieselbe überhaupt eintreten, durchaus nur den besten — Schützen, wenn nicht etwa die Nothwendigkeit es erheischt, sie dem vornehmsten zu überlassen — gestattet werden. Um jedem Neid vorzubeugen, wechsele man zugleich dabei, wenn etwa mehrere gleich gute Schützen zugegen sind, mit diesen unter sich ab und lasse mehrere Lücken öffnen. Es ist übrigens hinreichend, wenn in jedem Kreise zwei, höchstens drei solcher Lücken gemacht werden, da der eingeschlossene Hase sie gewöhnlich bald genug bemerkt und seinen Lauf darauf hin richtet. Die Vorsicht, durch ein Zeichen, sei es nun, wie man in manchen Gegenden zu thun pflegt, durch Emporhalten einer Fahne oder auch eines weißen Sacktuches, das Schießen hineinwärts einzustellen, ist wegen der häufigen Unglücksfälle, die sich schon bei dergleichen Jagden, zumal bei hartgefrornem Boden, ereignet haben, unumgänglich nothwendig. Ich ziehe übrigens vor, ein solches Signal mit dem Jagdhorne zu geben,

weil es dann eben so sicher und ungleich waidmännischer ist. Auf die Hasen, welche sich noch innerhalb des Kreises befinden, Hunde loszulassen, ist ganz regelwidrig; denn in diesem Falle können sie

1) nicht nur von hitzigen Schützen leicht beschädigt werden, sondern
2) es ist auch nachtheilig für den Erfolg der Jagd, da nur ein ganz guter Apporteur den gefangenen Hasen wirklich heraussträgt, jeder andere ihn aber gewöhnlich liegen läßt, um jenen Hasen, welche ihm indessen zu Gesichte kommen, nachzulaufen;
3) endlich ist es auch ganz unnöthig; denn die in dem Kreise befindlichen lahmen Hasen werden ja ohnehin vollends todtgeschossen oder erschlagen, ehe sie hinaus kommen, und es ist billig, daß man dieses Vergnügen solchen Schützen überlasse, für welche die noch gesunden zu flüchtig sind. Demnach sieht man fast bei jedem Feldtreiben, wenn nicht etwa dieser Unfug durch besondere Strafe verpönt ist, Schützen, die aus Besorgniß, der von ihnen angeschossene Hase möge etwa noch einem Andern anlaufen und von diesem vollends niedergestreckt werden, ihre Hunde sogleich lösen. Ja ich habe sogar schon den Fall erlebt, daß bei einem Kesseltreiben jedes mal schon im Anfange fünf bis sechs Hühner- oder hier vielmehr Hasenhunde in Activität gesetzt wurden.

Diese fingen und würgten zwar die angeschossenen Hasen, allein vom Apportiren war keine Rede, vielmehr verfolgten sie, sobald einer abgewürgt war, sogleich wieder einen andern oder zogen auch, wenn etwa mehrere zugleich hinzukamen, zum großen Leidwesen der Wildpretpächter, ihn so lange hin und her, bis sie davon weggeprügelt wurden. Zu seinem Führer oder Herrn kehrte keiner mehr zurück, bis das Treiben zu Ende war, und mehrere ermüdeten sich in einem solchen Grade, daß sie sich zuletzt gleich einem Gutschmecker, dem seine reichbesetzte Tafel zwar Leckerbissen genug darbietet, der aber keinen Appetit mehr hat, in der Mitte des Kreises und der Hasen niederlegten und nicht eher ihre Ruhestätte verließen, bis etwa einer ganz nahe an ihnen vorbeilief und sie zum Aufstehen veranlaßte.

Daß durch dieses Hin- und Herrennen viele Hasen, die außerdem gewiß mehreren Schützen angelaufen sein würden, ordentlich mit Gewalt aus dem Kreise hinausgesprengt werden mußten, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Auch ist mir nie nachher wieder eine solche Unordnung bei irgend einer Feldjagd vorgekommen.

Nicht nur während des Treibens, sondern hauptsächlich auch am Schlusse desselben, muß der Inhaber oder Dirigent der Jagd sammt

seinen Beihelfern die Augen nach allen Seiten wenden; denn nichts gleicht der List, mit der manche Bauern die gefundenen Hasen zu verbergen wissen, als etwa ihre Unverschämtheit. Besonders muß man auf diejenigen aufmerksam sein, die mit weiten Mänteln oder sogenannten Schanzläufern bekleidet sind. Diese gehen gewöhnlich auf dergleichen Diebereien aus und brauchen sogar die Vorsicht, nur solche Hasen aufzunehmen, die nicht stark verschossen sind, damit nicht etwa der herabträufelnde Schweiß an ihnen zum Verräther werde. — Andere beschränken sich darauf, die gefundenen Hasen mittelst eines Fußtrittes schnell in einen Graben oder in irgend eine andere Vertiefung des Bodens zu werfen oder in den Schnee zu scharren, bei Waldtreiben aber in hohle Stöcke zu werfen oder mit Laub zu bedecken, je nachdem sich die Gelegenheit dazu darbietet. Daß selbst bei einem zahlreichen Jagdpersonale und bei der angestrengtesten Aufmerksamkeit ähnliche Diebereien, besonders im Walde, nicht ganz vermieden werden können, leuchtet Jedem ein, der bei solchen Jagden Augenzeuge gewesen ist. Nicht ganz fruchtlos bleibt es, wenn man den versammelten Treibern beim Anfange der Jagd bekannt macht, es werde der Anzeiger eines solchen Diebstahls eine angemessene Belohnung erhalten. Wenn es gleichwohl unter die Seltenheiten gehört, in dergleichen Fällen zwei Treiber aus einer und derselben Gemeinde einander verrathen zu sehen, so findet doch hier und da eine Ausnahme von dieser Regel statt, sobald die Gewinnsucht mit ins Spiel kommt; wenigstens müssen die Stehllustigen sich doch fürchten, und mancher zieht, aus Besorgniß verrathen zu werden, die schon nach einem Raube ausgestreckte Hand wieder zurück. Sobald das (auf manchen Revieren besonders seit 1848 ziemlich erfolglose) „Hasen herbei!" mit lauter Stimme und zu wiederholten malen gerufen worden ist, dann lasse man sämmtliche Hasen an einem hierzu schicklichen Orte in eine Reihe, den fünften oder zehnten aber immer um etwas höher legen, als die übrigen, damit das Abzählen derselben um so besser von Statten gehe.

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit mein Befremden darüber zu äußern, daß bei manchen Jagden, wenn der Wildpretpächter nicht selbst zugegen ist, gar so wenig Sorgfalt für dessen Vortheil an den Tag gelegt wird.

Oft schon sah ich die schweißigen Hasen, haufenweise aufeinander geworfen, sich gegenseitig besudeln oder auf dem weichen, schmutzigen Boden liegen, obgleich ganz in der Nähe sich ein trockener oder rasiger Platz würde haben auffinden lassen; ja, nicht selten wurden sie von trä=

gen, unachtsamen oder kraftlosen Treibern mit Hals und Kopf, auch wohl in dem ganzen Vordertheile auf dem kothigen Erdboden fortgeschleift und dadurch den Bälgen ein bedeutender Schaden zugefügt. Selbst in Säcke sah ich sie bisweilen dicht zusammenpressen. Eine solche Gleichgültigkeit gegen das Interesse des Pächters erscheint mir höchst unbillig. Ist es denn etwa eine so große Mühe oder Beschwerlichkeit, dafür zu sorgen, daß die Bälge in gutem Stande erhalten werden? Keineswegs; denn die wenigen Anordnungen, die man deßhalb zu machen hat, können gar nicht als belästigend in Betracht kommen. Dem Pächter aber ist es sehr wichtig, in welchem Zustande er seine Hasen erhält, er muß daher sehnlich wünschen, daß, im Falle er nicht selbst gegenwärtig sein kann, das einschlägige Jagdpersonal statt seiner bei dem Fortschaffen derselben die nöthige Vorsicht anwende.

Ich finde es demnach den Rücksichten der Billigkeit, die man dem Pächter schuldig ist, gemäß, bei jeder Jagd dafür besorgt zu sein, daß

1) Niemand allzunahe nach einem Hasen schieße;
2) daß kein Hase in den Koth geworfen oder nachgeschleift oder von Hunden zerzauft werde;
3) daß Niemand unnöthigerweise schon verendete von seinen Hunden beitragen lasse, wozu viele Schützen so sehr geneigt sind, theils, um das durch ihre Hand erlegte Wild neben sich liegen zu haben und damit zu glänzen, theils um zu zeigen, wie geschickt ihre Hunde im Apportiren sind, da doch bei einem im Feuer zusammengestürzten und todtgebliebenen Hasen gar kein Apportiren nöthig ist.

Hunde, die jeden Hasen augenblicklich aufnehmen und damit fortlaufen, sind sehr selten; die meisten schütteln ihn erst einige Mal herum, zumal wenn sich noch eine Spur von Leben in ihm zeigt. Selbst dieses bloße Schütteln aber ist nicht selten dem Balge nachtheilig, wenn in Folge lang anhaltender gelinder Witterung die Wolle stark abfliegt.

4) Endlich muß auch besonders darauf gesehen werden, daß sowohl auf den Schiebkarren und Körben, als an den Stöcken der Treiber die am stärksten schweißenden Hasen immer dahin kommen, wo sie die andern am wenigsten verunreinigen können.

Dieselbe Regel gilt auch beim Aufhängen derselben auf dem Wagen, der bei jeder größeren Jagd von einem Treiben zum andern nachfahren und das Geschossene, in gehöriger Entfernung von einander aufgehängt, aufnehmen muß.

Seitdem jedoch die Jagdfrohnde aufgehoben ist, und man sich nur mit bedeutenden Kosten die zu einer Feldjagd erforderliche Anzahl von Treibern verschaffen kann, ist es allerdings der Mühe werth, darüber nachzudenken, durch welche Mittel die Hasen auf freien Feldern am schnellsten und sichersten vorwärts zu bringen sind.

Die Anschaffung so großer Hetzpeitschen, wie sie in der Gegend von Leipzig vor etwa fünfzig Jahren üblich gewesen, und vielleicht heute noch sind, würde, zumal bei dem schlechten Zustande, in welchem sich heut zu Tage die meisten Jagdkassen befinden, viel zu kostspielig sein, wenn auch nicht in Abrede zu stellen ist, daß dieses allerdings etwas sonderbare Mittel vielleicht unter allen das wirksamste sein dürfte, besonders wenn man hauptsächlich nur Virtuosen in der Kunst des Klatschens, nämlich Kuh- und Sauhirten, zur Handhabung dieser Instrumente verwenden könnte.

Das gewöhnlichste Mittel besteht darin, die Treiber, besonders bei den ersten tausend Schritten, recht laut lärmen und schreien zu lassen; auch diese Vorsichtsmaßregel bleibt jedoch ohne Erfolg, wenn die Witterung sehr gelind und der Boden weich ist, mithin die Hasen fest in ihren Lagern sitzen.

Man sollte daher, wenn man nur über eine mäßige oder wohl gar nur über eine geringe Anzahl von Treibern zu verfügen hat, nie anders, als bei *kalter Luft und hart gefrorenem Boden* solche Jagden vornehmen, weil nur an solchen Tagen, (die Treiber mögen nun still oder laut über die Felder gehn), der Hase schon weit vor ihnen aufsteht. Man hat mir den Rath ertheilt, für diesen Zweck Fahnen von zwei bis drei Fuß Länge von halb rother und halb gelber Farbe vorzuschlagen, welche von den Treibern fortwährend hin und her geschwenkt werden sollen; auch ist es mir noch ganz wohl von den Jahren 1848 und 49 her bekannt, daß vor den beiden besagten Farben, zumal wenn auch noch ein *schwarzer* Streifen dazu kommt, die Hasen einen bedeutenden Respekt zeigen; allein ich muß dennoch Bedenken tragen, solche Fahnen zu empfehlen, weil ich sonst trotz aller gut monarchischen Gesinnungen, die ich bis jetzt an den Tag gelegt zu haben glaube, am Ende doch noch den Verdacht auf mich laden könnte, aufrührerische Ideen verbreiten zu wollen. Ich ziehe daher, gut bayerisch gesinnt, wie ich es bin, die *weißen* Fahnen vor, und würde, wenn durchaus noch eine andere Farbe hinzu kommen sollte, gewiß nur die *blaue* wählen.

Hat man nur über wenige Treiber zu verfügen, so sind für diesen Fall folgende Regeln genau einzuhalten:

Erstlich lasse man sich nicht auf solche Jagden ein, wenn der Boden mit hohem Schnee bedeckt ist, und die Hasen nicht halten; zweitens nehme man die Treiben ja nicht zu groß, weil man sonst mit so wenigen Menschen nicht schnell genug schießen kann und zu viele Hasen durchbrechen.

Drittens bediene man sich in solchen Fällen einer List, um die Hasen sicherer zum Schuß zu bringen. Das Verfahren dabei ist folgendes:

Man nimmt etwa 15 oder 20 kleine hölzerne Stäbe und befestigt an jeden einen ganzen Bogen weißen Papiers oder ein weißes Tuch, so daß jeder eine Art von Fahne vorstellt. Diejenigen, welche bestimmt sind, diese Fahnen zu tragen, werden nun da aufgestellt, wo eigentlich die Schützen stehen sollten, nämlich dem Centrum des ganzen Treibens gegenüber. Die Schützen aber kommen, möglichst verdeckt, auf die Flanke zu stehen und zwar auf derjenigen Seite, nach welcher, wie man aus Erfahrung weiß, die Hasen ihren Lauf am liebsten richten.

Wenn nun die rege gemachten Hasen noch etwa 200 bis 300 Schritte von da entfernt sind, wo sie aufgehalten und zurückgeschreckt werden sollen, so werden alle Fahnen zugleich hin und her geschwenkt. Vor sich diese weißen Schreckensbilder erblickend, hinter sich das Geschrei der Treiber hörend, kehren sie voll Verzweiflung um und rennen nun eilenden Laufes dahin, wo man sie haben will, nämlich auf die Schützenlinie zu, wo sie dann, wie bisweilen das anrückende Militair, von einer verborgenen Batterie empfangen werden. „Die Noth macht erfinderisch!“ sagt ein bekanntes Sprüchwort, dessen Wahrheit sich im vorliegenden Falle bewährt.

Vor dem Jahre 1848 freilich bedurfte man solcher gewaltsam herbeigezogenen Mittel nicht; denn damals war kein Mangel an Treibern, jetzt aber, wo man sie sämmtlich aus der Tasche bezahlen muß, und wo das ganze Ergebniß der Jagd gar oft nicht viel mehr ausmacht, als nöthig ist, um die damit verbundenen Kosten zu decken, verhält sich das ganz anders, und man muß darauf bedacht sein, diese, so viel als möglich, zu mindern.

Selbst der leidenschaftliche Jäger muß aber, wenn er ganz gerecht sein und der Wahrheit die Ehre geben will, eingestehen, daß die Aufhebung der Jagdfrohnde nicht gerade zu den schlimmsten Folgen der Revolution gerechnet werden darf. Denn hart genug war es allerdings für die Landbewohner, wenn sie, nachdem das Wild sich an ihren Feldfrüchten

gesättigt hatte, nun auch noch wochenlang bei den sogenannten eingestellten Jagen als Treiber dienen mußten, um den Fürsten ein Vergnügen, meist von nur wenigen Stunden, zu bereiten. Großer Luxus ist nirgends zu loben, am allerwenigsten sollte er bei der Jagd stattfinden, zumal, wenn es auf Kosten und zum Nachtheil der Unterthanen geschieht.

Zu den Luxusjagden gehörten aber auch alle jene großartigen Feldtreiben, bei denen früher nicht selten 1000 und mehr Hasen in einem Zeitraume von nur wenigen Stunden geschossen wurden, nachdem sie durch Requisition vieler umliegenden Gemeinden in einen ganz engen Raum zusammen getrieben worden waren, wie die Schafe. An einer solchen Ueberſättigung kann der ächte Weidmann ohnehin kein Wohlgefallen haben.

Es bleibt mir noch die letzte Art der Hasenjagd, das Treiben im Walde, zu beschreiben übrig.

Die Verschiedenheit des Geschmackes bringt es so mit sich, daß auch diese Art zu jagen ihre zahlreichen Verehrer findet, und wirklich gehört sie auch unstreitig unter die allerangenehmsten. Es findet dabei, wie widersprechend das auch klingen mag, der beste Schütze seine Rechnung eben so gewiß, als der schlechteste; jener, insofern es keine der leichtesten Aufgaben ist, einen Hasen oder Fuchs in voller Flucht zwischen dichten Gebüschen niederzuschießen; dieser, weil außer dem Anstande bei keiner andern Gelegenheit ihm der Hase, bald langsam forthüpfend, bald ganz still sitzend, so ganz nach Wunsch und Bequemlichkeit vor die Flinte kommt.

Der größte Reiz aber, für den einen wie für den andern Schützen, liegt in der höchst unterhaltenden Manichfaltigkeit und Abwechslung, die das Treiben im Walde fast vor jeder andern Jagd voraus hat.

Hier sieht man nicht, wie bei den Feldjagen, immer und immer nur Hasen und Hühner, hier ist von keiner Ermüdung, von keiner Langeweile die Rede; denn bei jedem neuen Treiben lächelt dem Waidmaun auch eine neue Hoffnung.

Sobald der erste Ton des Flügelhorns sich hören läßt und das allgemeine Geschrei der Treiber ertönt, fängt ihm das Herz schon zu hüpfen an! Schon malt seine lebhafte Phantasie ihm allerlei Wild vor, bald kommt ein Fuchs oder eine wilde Katze geschlichen, bald rennt ein Rehbock vorbei, bald streicht eine Schnepfe oder ein Waldhuhn vorüber!

Jedes fallende Laub, jede durch die Blätter rasselnde Haselmaus, jedes auf dem Boden hüpfende Goldhähnchen spannt seine Aufmerksamkeit

und erhöht seine Erwartung! Seine ganze Seele tritt gleichsam in nur zwei Sinne über, in Auge und Ohr! Doch warum bemühe ich mich, meinen Lesern einen Zustand zu schildern, den sie alle aus eigener Erfahrung so gut kennen, als ich selbst? —

Die Grundsätze, welche bei dem Treibjagen im Walde zur Anwendung kommen müssen, sind folgende:

Nur bei solchen Jagden, welche für große Herren bestimmt sind, nehme man viele Treiber und zwar so viele, daß sie, eine lebendige Wand bildend, dem Wilde das Durchbrechen möglichst erschweren.

Außerdem aber glaube man ja nicht, daß durch die größere Anzahl derselben etwas gewonnen werde. Sie schadet in der Regel weit mehr, als sie nützt. Doch muß ich bitten, dieser Aeußerung nicht einen falschen Sinn unterzulegen. Wenn man nämlich hauptsächlich nur auf Hasen treibt, so sind allerdings mehr Leute dazu erforderlich, als bei dem blosen Durchgehen auf Füchse, Rehe oder Hochwild, und es müssen auf zehn Schützen doch immer 30 bis 40 Treiber gerechnet werden, auf deren guten Willen übrigens zuletzt das Allermeiste ankommt. Ist es thunlich 2 oder 3 Jäger zwischen die Treiber zu vertheilen, so ist dies von wesentlichem Einflusse, nicht nur auf das bessere Gehorchen der Leute, sondern auch auf den Erfolg der Jagd in einem andern Sinne, da ihrer drei, wenn sie geübte Schützen sind, besonders bei gelindem Wetter, (bei welchem man aber freilich gar nicht treiben sollte), nicht selten so viele Hasen schießen, als die Vorstehenden alle zusammen.

Uebrigens müssen diese Führer des Treibens nothwendigerweise folgende Eigenschaften in sich vereinigen:

1) sie müssen rasche und gewandte Schützen sein, damit sie, da sich ihnen der Hase nur selten frei zeigt, jede kleine Lücke zu benützen wissen;

2) sie müssen sehr vorsichtig sein, damit sie keinen Treiber verletzen, und gelassen, damit sie die ihnen oft auf den Leib kommenden Hasen nicht in Stücke schießen;

3) sie müssen die Oertlichkeit ganz genau kennen, um sich selbst in den dichtesten Holzbeständen immer gehörig orientiren zu können;

4) endlich dürfen sie auch nicht langsam sein im Laden des Gewehres, sonst wird den vorstehenden Schützen die Zeit zu lang gemacht.

Uebrigens empfehle ich allen Denen, die, ohne sich gerade der Führung des Treibens sehr annehmen zu wollen, blos ihres Vergnügens halber mit durchgehen, zweierlei Regeln.

Die erste ist: stets mit den Treibern, so genau als möglich, Linie zu halten und diesen ja nicht voraus zu eilen, wie es so oft geschieht, besonders in der Absicht, die Hasen im Lager zu erblicken; denn es entsteht dadurch der große Nachtheil, daß, wenn nun zwischen ihnen und der Wehre etwas herläuft, sie ohne die größte Gefahr gar nicht schießen können.

Nur wenn man mit den Treibern in gleicher Linie steht, kann man ohne alle Besorgniß, Jemanden zu verletzen, sowohl vor- als rückwärts schießen.

Die zweite Regel ist, einen Lauf der Flinte immer mit etwas feineren Schroten, z. B. mit Nr. 4., zu laden, theils, weil man damit bei etwas nahen Schüssen, die im Dickicht nicht immer ganz zu vermeiden sind, die Hasen weniger stark verletzt; hauptsächlich aber auch, weil sie besser decken, und daher der Hase, wenn auch der größere Theil des Schusses, wie es sehr oft zu geschehen pflegt, auf Stangen, Reiser oder Stöcke fahren sollte, dennoch von den Seitenschroten noch getroffen werden kann, was bei ganz groben Nummern nicht so leicht der Fall ist.

Bei dergleichen Waldjagden kommt, wie ich schon oben anführte, sehr viel, man kann sagen fast Alles, auf den guten Willen der Treiber an. Betrachten diese ihr Geschäft als eine lästige Nothwendigkeit, als eine Frohnarbeit im eigentlichsten Sinne, so gehen sie gewiß schlecht, schwatzen mit einander, ohne auf das durchbrechende Wild zu achten, weichen jeder Dickung aus, immer nur die bequemsten Wege und Blößen suchend, und laufen gewöhnlich haufenweise zusammen. Wie ganz anders benimmt sich aber bei demselben Geschäfte ein Holzhauer oder sonstiger Freiwilliger! Er scheut keine Beschwerde beim Durchkriechen der Gebüsche, er sucht sich immer mit seinen Nebenmännern in gleicher Richtung zu erhalten, kurz, er verfährt in allen Stücken so, als ob sein eigenes Interesse bei dem glücklichen Erfolge der Jagd mit im Spiele sei.

Mit solchen Leuten zu jagen ist dann aber auch eine wahre Freude!

Ist nur ein Führer da, so geht dieser in der Mitte; sind ihrer zwei, so nimmt jeder einen Flügel; der eine fortwährend den rechten, der andere den linken; hat man aber über drei zu disponiren, wie es eigentlich immer der Fall sein sollte, so kommen zwei seitwärts und der dritte ins Centrum zu stehen. Sobald von dem Dirigenten das verabredete Zeichen

zum Vorrücken gegeben ist, müssen alle Treiber zugleich einmal rufen, damit die Schützen sich bereit halten, das heißt bei Manchen, damit sie ihre Fleisch- oder Wurstmagazine, ihre Weinflaschen und ihre Schnupftabacksdosen einstecken.

Von Zeit zu Zeit wird einen Augenblick angehalten, um die Treiberlinie wieder gleich, oder, nach der Waidmannssprache, die Wehre ganz zu machen. Dasselbe geschieht auch bei jedem Schuß, um dem Schützen etwas Zeit zum Laden zu lassen. Lautes und heftiges Lärmen bewirkt bei den Hasen gewöhnlich gerade das Gegentheil von dem, was es bewirken soll; anstatt vorwärts zu gehen, kehren sie meist um und rennen wie blind auf die Gegend zu, wo am ärgsten geschrieen wird. Ich ziehe daher auch bei dieser Jagd bloses Pfeifen oder Klopfen mit Stöcken jedem andern Geräusche vor. Vorzügliche Dienste leisten hierbei die bekannten Hasenklappern; doch darf nicht unaufhörlich damit gelärmt werden, sonst überhört, von ihrem Getöse betäubt, der vorstehende Schütze sehr leicht das bei weichem Boden ohnehin nur zu leise Laufen der herankommenden Hasen, worauf doch in Dickungen, wo man oft kaum 20 bis 30 Schritte weit vor sich hinsehen kann, sehr viel ankommt.

Selbst in dem Augenblicke, in welchem die Hasen rückwärts durchbrechen wollen, ist das fürchterliche Geschrei, mit welchem die Treiber sie gewöhnlich abhalten zu können glauben, ganz erfolglos; denn der Hase, der einmal in vollem Rennen begriffen ist, läßt sich dadurch nicht irre machen, sondern fährt den Menschen lieber zwischen den Beinen durch, als daß er umkehren sollte.

Nach angeschossenen Hasen, welche rückwärts gehen, darf zwar gesucht werden, jedoch ohne dabei durch Stillehalten der ganzen Treiberlinie unnöthigen Zeitverlust zu veranlassen.

Dies sind die Vorsichtsmaßregeln, die bei der Anstellung und Führung der Treiber in Anwendung kommen müssen. Wir gehen nunmehr zu dem über, was die Schützen betrifft.

In der Auswahl derselben sollte man bei Waldtreiben weit strenger sein als bei Feldjagden, und zwar schon aus dem einzigen Grunde, weil im Walde der nicht ganz tödtlich geschossene Hase weit leichter verloren gehen kann, als im freien Felde, und weil auch überhaupt hier weit mehr auf die Qualität, als auf die Menge der Schützen ankommt. Was hilft es, wenn sie auch noch so enge stehen? Den flüchtig vorbeiirrenden Hasen trifft der Ungeübte doch nur selten oder nie. Hier also gelte der Grundsatz: Wenig, aber gut.

Man wird mir vielleicht den Einwurf machen, mit so Wenigen könne man nicht alle Plätze gehörig besetzen, und ich räume das gern ein. Auf das blose Besetztsein der Plätze aber kommt es auch gar nicht an, sondern darauf, wie sie besetzt sind.

Eine kleine Auswahl zuverlässiger Schützen wird am Schlusse der Jagd fast immer des Wildes so viel erlegt haben, als eine ungleich größere Anzahl von mittelmäßigen und schlechten.

Gesetzt aber auch, die Beute sei dadurch etwas geringer ausgefallen, so ist dies doch immer nur ein scheinbarer Verlust; denn die zwischen den Schützen durchkommenden Hasen sind gesund und für das Revier erhalten, während bei einer sehr zahlreichen Jagdgesellschaft fast nach jedem gefeuert, ja mancher sogar angeschossen wird, ohne daß der Schütze, welcher es gethan hat, selbst etwas davon weiß.

Nichts aber ist für den Jagdliebhaber verdrießlicher und für den Wildstand nachtheiliger, als das unnütze Zuschandenschießen des eßbaren Wildes.

Damit nun dieses Uebel, so viel wie möglich — ganz läßt es sich bekanntlich ohnehin nicht beseitigen — abgewendet werden möge, bringe man nachstehende Vorsichtsmaßregeln in Anwendung.

1) Man bitte die Schützen, niemals weiter, als auf höchstens 30 Schritte nach Hasen zu schießen, weil in größerer Entfernung die Schrote nicht immer kräftig genug wirken. Im Walde geht aber — ich kann es nicht oft genug wiederholen — der angeschossene Hase weit leichter verloren, als im freien Felde, theils weil er da überhaupt mehr Gelegenheit findet, sich zu verkriechen, theils weil man ihm den Hund nicht sogleich auf den Schuß nachschicken darf.

Warum sollte man das nicht dürfen? höre ich hier Manchen mit Verwunderung fragen, der vielleicht schon manches mal, wenn kaum der Dampf aus der Flinte heraus war, mit der Hand vom Abzuge unmittelbar an die Leine gefahren ist und mit einem kräftigen und weit hörbaren „Apporte, apporte", seinen Caro oder Feldmann hinter dem — gefehlten Hasen drein gesetzt hat, blos um die Nachbarn glauben zu machen, er bilde sich ein, getroffen zu haben; warum sollte man das nicht, höre ich ihn fragen und antworte ganz bescheiden hierauf: weil das mehr schadet als nützt; denn der Fälle, die sich ereignen können, giebt es nur drei. Entweder läuft der angeschossene Hase rückwärts wieder in das

Treiben hinein, oder vorwärts in das darauf folgende, oder seitwärts an der Schützenlinie fort.

Im ersten Falle würde man sowohl sein eigenes, als seines Nachbarn Vergnügen stören, wenn man den Hasen sogleich fangen lassen wollte, im zweiten das Wild in dem zunächst anstoßenden Districte, in so fern dieser doch gewöhnlich die Rückseite der Schützen bildet, vor der Zeit beunruhigen und flüchtig machen, zumal wenn Laut gegeben wird, was doch auf der schweißigen Fährte fast immer, und zwar auch von solchen Hunden geschieht, die sonst gewöhnlich stumm jagen; im dritten Falle endlich ist in so fern kein Nachschicken eines Hundes nöthig, als der Hase doch unter allen Umständen einem der nebenstehenden Schützen noch anlaufen muß, der ihn entweder vollends todtschießen oder doch beobachten und angeben kann, wo man ihn nach Vollendung des Treibens zu suchen habe.

Aber eben daraus, daß man fast in keinem einzigen Falle ohne Nachtheil Hunde nachschicken kann, und daher doch hier und da ein blos leicht verwundeter Hase verloren geht, folgt die zweite Regel, daß man nämlich:

2) in der Mitte des Reviers, wo man vorzugsweise für die Erhaltung eines guten Wildstandes zu sorgen hat, niemals ohne Schnee nach Hasen treiben sollte, da derselbe das Auffinden des angeschossenen Wildes so sehr erleichtert.

Der schweißigen Fährte eine, wenn auch nur kleine Strecke weit folgend, sieht man bald, ob der Hase kränker wird, ob das Schweißen zu- oder abnimmt, ja, es läßt sich sogar bestimmen, welcher Lauf ihm etwa abgeschossen ist.

Aller dieser Vortheile entbehrt man aber ohne den „weißen Spürhund", wie die alten Jäger sehr naiv den Schnee nannten.

3) Eine weitere Regel ist die, wenn das Treiben auf ein Stück Feldes, auf eine Wiese, Waldblöße oder auch nur auf einen breiten Weg, kurz auf irgend eine freie Stelle zugeht, die Schützen nicht außenhin, sondern 30 bis 40 Schritte weit in das Treiben hineinzustellen, weil die tägliche Erfahrung lehrt, daß die Hasen über dergleichen freie Plätze, wenn sie auch gar nichts von den Schützen wahrgenommen haben, dennoch nicht gern laufen, vielmehr in der Dickung selbst auf- und abkriechen, bis die Treiber endlich herbeikommen, wo sie dann gewöhnlich eine Weile sich drücken, oder doch still sitzen, und dann plötzlich zwischen und hinter diesen zurückgehen.

Diese List ist besonders den alten Hasen eigen und jedem erfahrenen Jäger bekannt, da man oft genug auf solchen freien Ständen sie in nicht

geringer Anzahl vor sich hin- und herlaufen sieht, ohne einen einzigen mit dem Schuß erreichen zu können.

Befolgt man aber die angegebene Regel, indem man sich um einen Flintenschuß weiter, als gewöhnlich, in den Wald hineinstellt, so darf man des besten Erfolges versichert sein.

Noch bessere Geschäfte machen in sehr dicht bestockten Laubholzschlägen wo die Hasen bekanntlich sehr schwer vorwärts zu bringen sind, diejenigen Schützen, welche, der freilich sehr reizenden Hoffnung, einen Fuchs zu schießen, entsagend, sich an schickliche Plätze, z. B. da, wo mehrere alte Waldwege oder Pfädchen zusammentreffen, in das Dickicht hinter die Treiber stellen.

Ein solcher Platz gewährt, außer der Gelegenheit, mehrmals zu schießen, Demjenigen, der die Jagdkunde aus einem ungleich edleren Gesichtspunkte, als dem des ewigen Mordens, anzusehen gewohnt ist, welcher sie vielmehr als eines der sichersten Mittel: die Geheimnisse der thierischen Natur kennen zu lernen, betrachtet, fast eben so gut, als der Morgen- und Abendanstand das Vergnügen, — ich möchte beinahe sagen — den Seelenzustand des Hasen zu beobachten. Fürchtete ich nicht, und zwar mit Grund, einer Uebertreibung beschuldigt zu werden, so würde ich mich versucht fühlen zu gestehen, daß es mir jedes mal vorgekommen ist, als sehe man es den sonst nicht eben im Rufe des Nachdenkens stehenden Thieren ordentlich an, wie froh sie sind, sich glücklich zwischen den Treibern durchgeschlichen zu haben. Soviel ist wenigstens gewiß, daß man von dem Zustande der Todesangst und heftigen Furcht, die sich kurz zuvor noch in allen ihren Bewegungen zeigte und sie bewog, den Wald im schnellsten Laufe zu durcheilen, durchaus nichts mehr wahrnimmt, sobald sie wieder in Sicherheit zu sein glauben. Die vorhergegangene ängstliche Flucht verwandelt sich allmählich in ein langsames, auf Ruhe und Unbefangenheit deutendes Hoppeln. Von Zeit zu Zeit wird noch ein wenig auf das ferne Rufen der Treiber gelauscht; dann hüpfen sie wieder einige Schritte weiter, drücken sich wohl auch bisweilen platt nieder auf die Erde, oder äsen, augenscheinlich nicht aus Hunger, sondern nur aus Spielerei, etwas altes Gras ab, kurz, sie zeigen in ihrem ganzen Wesen deutlich an, daß sie sich nicht mehr fürchten, daß sie glauben, die kurz zuvor noch so drohende Gefahr sei nunmehr glücklich überstanden In früherer Jugend, wo noch die Schießbegierde bei mir alles Andere überwog, habe ich mir freilich zu solchen Betrachtungen keine Zeit genommen. Da sah ich in den herankommenden Thieren immer nur will-

kommene Todesopfer; allein in späteren Lebensjahren zögerte ich, in solche Betrachtungen verloren, oft lange mit dem entscheidenden Schlage und empfand bisweilen sogar eine Art von Mitleid, wie es mancher meiner verehrten Leser mir wohl kaum zutrauen dürfte, — mit dem armen Lampe, welchem jetzt, wo er sich schon gänzlich in Sicherheit geglaubt, so unerwartet noch „das süße Leben" entrissen werden sollte!

Auf den Ertrag eines Waldtreibens nach Hasen hat es also, wie gesagt, sehr bedeutenden Einfluß, wenn nicht nur einige gewandte Schützen mit den Treibern gehen, sondern man auch mitten hinein hier und da Einen stellt und zwar verwende man für letzteren Zweck die Mindergeübten, weil doch die meisten Hasen ganz langsam und vertraut herangehüpft kommen, ja von Zeit zu Zeit sogar sitzen bleiben, folglich sehr leicht zu treffen sind.

Ueberhaupt gilt bei dieser Art zu jagen die Regel, daß man, da der Hase das Lichte gern vermeidet, wenn es sein kann, im Dickicht stehend, eher drei, als im Freien einen schießt.

Niemand darf, wenn er einen Hasen geschossen hat, sich von seinem Stande entfernen, um denselben herbeizuholen. Dies würde eben so unnöthig als schädlich sein; unnöthig, weil man, wenn der Hase todt ist, kein Entlaufen zu fürchten, dagegen aber auch, wenn er blos lahm geschossen ist, keine Hoffnung hat, ohne Hund ihn einzuholen; schädlich aber ist es, weil man nicht nur sowohl sich selbst, als den nebenstehenden Schützen leicht ein im Anlaufen begriffenes Wild verscheuchen, sondern auch von den Nachbarn, wenn sie in solchen Augenblicken gerade schießen, leicht getroffen werden kann.

Es wird kaum nöthig sein, zum Schlusse hier noch die Regel aufzustellen, daß bei dichtbewachsenen jungen Schlägen oder Nadelholzdickichten, sobald das Treiben näher herangerückt ist, Niemand mehr vorwärts schießen dürfe, sondern sämmtliche Schützen sich dicht an das Dickicht stellen und wie bei der Kaninchenjagd, blos nach einer, nach der linken Seite hin schießen müssen, nachdem das Wild zwischen ihnen durchgebrochen ist. Nur auf diese Weise wird jeder Gefahr, einen Treiber oder Schützen zu verletzen, gehörig vorgebeugt. —

Auf Hasen, die tödtlich getroffen, sich noch eine kleine Strecke weit fortschleppen und dann liegen bleiben, muß man besonders alsdann sehr aufmerksam sein, wenn die Treiber herankommen, da diese sich zum Theil sehr geneigt finden lassen, einen solchen Braten als eine herrenlose Sache zu betrachten und sogleich zu verscharren. Nach der Beendigung eines

jeden Treibens werden die erlegten Hasen, nachdem die Zahl derselben notirt ist, entweder sogleich an den Ort der Bestimmung gebracht oder unter gehöriger Aufsicht liegen gelassen, bis noch mehrere hinzukommen.

Doch ist es mitunter kürzer und passender, sie einstweilen unter die Schützen zu vertheilen, deren immer einige gefällig genug sind, eine so geringe Mühe, wie die des Tragens bis auf den nächsten Stand ist, gern zu übernehmen.

Es sei mir vergönnt, hier ein schlagendes Beispiel dafür anzuführen, welche Folgen daraus entspringen, wenn die von mir empfohlenen Vorsichtsmaßregeln bei einem Feldtreibjagen nicht angewendet werden.

Ich wohnte einst einem solchen Feldtreibjagen bei, dessen Ergebniß dadurch um eine bedeutende Anzahl Hasen vermindert wurde.

Die Schützen wurden nämlich auch da, wo sie weder durch Gräben noch Gebüsche und Bäume gedeckt waren, wo sie also, zumal weil Schnee lag, nothwendiger Weise schon von weitem von den Hasen erkannt werden mußten, mit einem Zwischenraum von 90 bis 100 Schritten angestellt. Die natürliche und unvermeidliche Folge dieser weiten Stellung war also: daß, mit nur wenigen Ausnahmen, die anrückenden Hasen fast immer in der Mitte durchzubrechen suchten, mithin beide Schützen weit schießen mußten.

Das war aber noch nicht der einzige Nachtheil bei der Sache, sondern es war auch, weil sich der Dirigent mit der Anordnung des Treibens beschäftigte, einem Fremden die Anstellung der Schützen überlassen, der sie, als solche, nicht genau genug kannte, mithin auch nicht im Stande war, ihre Leistungen richtig zu beurtheilen.

Daher kam es, daß nicht selten zwei, drei und noch mehr schlechte Schützen neben einander zu stehen kamen, und wenn nun zufälliger — oder wie man hier wohl sagen dürfte — unglücklicher Weise bei diesen gerade starker Anlauf war, so gereichte dieses dem Erfolge der Jagd zum größten Nachtheile, denn es wurde auch — pour comble de malheur — möchte ich beinahe sagen —, fast durchgängig der Grundsatz befolgt: den Hasen nicht nur nicht entgegen zu schießen, sondern, ihnen noch überdies, wenn sie die Linie passirt hatten, viel länger nachzielend, als gut ist, sie so nahezu über Schußweite hinaus laufen zu lassen.

Wenn nun der erste Schuß, wie es nur zu oft geschah, ohne die gehoffte Wirkung blieb, so wurde auch der zweite, und zwar nicht selten in ganz unmäßiger Entfernung noch nachgesendet, und konnte dann, selbst

im glücklichsten Falle, keinen anderen Erfolg, als den einer nur leichten Verwundung haben.

Solche Hasen tragen aber erfahrungsmäßig, wenn auch scheinbar gefehlt, und ganz flüchtig fortlaufend, dennoch gar oft den Tod in sich, und gehen langsam ein, wenn sie nicht etwa schon früher und noch lebend, den Raubvögeln oder Füchsen zur Beute werden.

Zum Ueberfluß wurde nun auch jenen Hasen, denen man ihre Verwundung deutlich ansehen konnte, weil sie einen Hinterlauf nachschleiften, ein Hund nachgeschickt, der aber dann auf dem Rückwege, ohne auf Ruf oder Pfiff zu achten, gewöhnlich seine Beute fallen ließ, weil er das Vergnügen im Kreise herum zu jagen, dem Apportiren vorzog.

Und so überzeugte ich mich denn mit Bedauern, daß ich in meinem Capitel vom Hasen mitunter auch tauben Ohren gepredigt hatte, denn der Besitzer jenes Jagdreviers kannte meine Vorschläge recht gut, fand es aber nicht der Mühe werth, sie in Anwendung zu bringen, denn:

1. Die Schützen wurden dort nicht auf 50 oder höchstens 60 Schritte von einander, wie ich es angerathen (um das so schädliche Anschießen der Hasen nach Möglichkeit zu vermeiden), sondern in der doppelten Distance angestellt.

2. Sie wurden nicht nach ihrer Geschicklichkeit sorgfältig ausgewählt und einem schlechten immer zwei gute an die Seite gegeben, um ihm nöthigen Falles das Pensum zu corrigiren, das heißt: die von ihm gefehlten, oder nur schlecht getroffenen Hasen niederstrecken zu können, sondern man stellte es vielmehr blos dem Zufall anheim, ob dieser mehrere gute oder schlechte aneinander reihen wollte oder nicht.

3. Die disponiblen Hunde wurden nicht, was ich als ein wichtiges Erforderniß so nachdrücklich empfohlen habe, in gehöriger Entfernung hinter der Schützenlinie von dazu geeigneten Führern in Bereitschaft gehalten, um die angeschossenen Hasen in Empfang zu nehmen, sondern diese blieben entweder unbeachtet ihrem weiteren Schicksal überlassen, oder die für ihren Ruhm allzubesorgten Schützen ließen es sich nicht nehmen, ihnen auch ohne Hund, mithin schon von vornherein ganz unzweckmäßiger Weise, nachzugehen, und so durch Beunruhigung des nächsten Treibens nicht selten der Jagd weit mehr Schaden zuzufügen, als sie durch das Auffinden oder nochmalige Beschießen eines lahmen Hasen nützen konnten.

Endlich wurde auch die Regel, wenn immer möglich ein Feldtreiben nicht nach einem Walde hin zu richten, außer Acht gelassen, da es doch nicht

nur schon der Natur der Sache nach viel schwerer ist, des angeschossenen Hasen im Gebüsch habhaft zu werden, sondern man sie auch bei einer, nur einigermaßen weiten Stellung der Schützen, sobald sie einmal den Wald erreicht haben, meist kaum mehr laufen sehen, wie viel weniger mit Sicherheit treffen kann.

Und so war ich denn am Ende dieses Tages, wenn auch ohne irgend eine Aeußerung meine Ansicht kund gegeben zu haben, der festen Ueberzeugung: daß, hätte man bei dieser Jagd mein System nicht so ganz und gar bei Seite gesetzt, nicht nur 20 bis 30 Hasen überhaupt mehr würden geschossen, sondern — und diesen Gewinn schlage ich weit höher an — auch vielleicht noch eben so viele angeschossene dem Besitzer des Revieres würden erhalten worden sein.

Schließlich wiederholend, daß, außer dem Feldhuhn, der Hase bei pfleglicher Behandlung die einzige Wildgattung ist, die man ohne zu wesentlichen Nachtheil für den Feldbau in größerer Anzahl hegen und bei der man nicht selten mit dem Vergnügen auch zugleich einen nicht unbedeutenden finanziellen Nutzen verbinden kann, will ich noch die Worte eines berühmten französischen Autors in der Jagdwissenschaft, des Herrn E. Blaze, hier anführen, welcher sich in einem seiner geschätztesten Werke: „Le Chasseur au chien courrant“ über denselben Gegenstand folgendermaßen äußerte:

„Da die Hasenjagd die allgemeinste und diejenige ist, welche die größte Kenntniß, Berechnung und Erfahrung verlangt, so werden wir dieselbe weitläufig abhandeln, weil sie die bei weitem größere Zahl der Jäger angeht. Wir brauchen nicht zu befürchten, zu viel darüber zu sagen, die Gefahr, etwas zu vergessen, ist ungleich größer.“ —

Nachdem obige Bemerkungen schon längst niedergeschrieben waren, verschaffte mir endlich ein glücklicher Zufall das Vergnügen, einen schon seit Jahren gehegten Wunsch realisirt zu sehen, nämlich einem Kesseltreiben in der Nähe der Stadt Würzburg beizuwohnen. Ich mache es mir daher zur angenehmsten Pflicht, dieser in allen jenen Gegenden, wo keine Jagdfrohnde existirt, ohnehin zur Nothwendigkeit werdenden Jagdmethode wegen des ihr zugefügten Unrechtes förmliche Abbitte zu thun; denn ich konnte diesmal keinen jener Fehler, welche ihr sonst gewöhnlich ankleben und zum Vorwurfe gereichen, wahrnehmen. Die Jagd ging, zur Steuer der Wahrheit sei es gesagt, ohne irgend eine unangenehme Störung vorüber. Ich bemerkte weder Verdruß und Streit, noch Wortwechsel

und Schimpfen; Niemand erlaubte sich zur Ungebühr anzuhalten, sondern es wurde im Anfang auf allen Seiten rasch vorgerückt, und erst dann von Zeit zu Zeit ein wenig stillgestanden, wenn der Kreis schon ziemlich geschlossen war. Eben so wenig fand ich das bestätigt, was ich bisher dem Kesseltreiben zum Vorwurfe gemacht, daß nämlich dabei eine zu große Anzahl lahmer Hasen verloren gehe, welcher Nachtheil übrigens nur durch den ganz besonderen Umstand vermieden wurde, daß dabei fast eben so viele Hühnerhunde gegenwärtig waren, als Schützen. Diese Hunde, fast ohne Ausnahme sehr stark und kräftig (und ohne Spur einer Einmischung von englischer Race, welche bekanntlich weit weniger im Apportiren leistet, als die deutsche) werden sogleich jedem Hasen nachgesendet, welcher mehr oder weniger getroffen, durch die Linie gebrochen ist, erscheinen aber nie im Innern des Kreises. Sie liefern den gefangenen Hasen ihrem Herrn ab, und werden dann sogleich wieder an den Riemen genommen. Diesem günstigen Umstande ist es unstreitig allein zuzuschreiben, daß so wenig angeschossene Hasen verloren gingen. Wo sieht man aber auch an anderen Orten eine solche Menge von Hunden, welche so gut apportiren?

Anfänglich kommt es einem Fremden, welcher gewöhnt ist, die regelmäßige Schußweite einzuhalten, sehr sonderbar und überraschend vor, wenn er in einer Entfernung von 80 bis 90, ja bisweilen sogar 100 und mehr Schritten, schießen sieht. Allein dieses Erstaunen verliert sich bald, wenn man die nähern Umstände, unter welchen dies geschieht, einer aufmerksamen Beobachtung und Prüfung unterstellt. Es wird nämlich nur nach solchen Hasen in einer so exzessiven Entfernung geschossen, die sich noch innerhalb des Kreises befinden, und kommt nur selten vor, wenn sie schon durch die Linie gebrochen sind. Ueberdies verdient diese Gewohnheit nur da Mißbilligung, wo dieselbe ohne Erlaubniß des Dirigenten ausgeübt wird und diesem mißfällig ist; zeigt sich dagegen derselbe damit einverstanden, oder geht wohl gar seinen Gästen mit gutem (??) Beispiele voran, so kann man es diesen gewiß nicht verdenken, wenn sie von einer solchen Lizenz dankbaren Gebrauch machen, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Jagd unterhaltender wird, wenn Jemand, der mit mehreren Flinten versehen ist, von Zeit zu Zeit dergleichen Versuche, die nebenstehenden Schützen von der ausgezeichneten Güte seiner Gewehre zu überzeugen, machen darf, ohne dafür ausgescholten zu werden. Trotz Alledem kann ich jedoch nicht leugnen, daß ich mich mit diesem Distance-Maße nie ganz versöhnen werde und dasselbe bei meinen eignen Jagden nicht eingeführt sehen möchte; denn, was man mir auch dagegen

einwenden mag, ich bin und bleibe doch der Meinung, daß gar mancher Hase, der scheinbar gesund den Kreis verlassen hat und so flüchtig fortgeht, daß Niemand für nöthig hält, ihm einen Hund nachzuschicken, den Keim des Todes in sich trägt, sollte der letztere gleichwohl erst nach mehreren Tagen erfolgen. Wie könnte dies auch anders sein? Wer so weit hinausschießt, wird und muß, wenn auch noch so weit uud hoch vorhaltend, dennoch viel öfter den Hasen auf die Keulen oder in den Unterleib, als auf die edleren Theile treffen; das einzige Schrotkörnchen, welches vielleicht sein Ziel erreicht, vermag daher nicht tief genug einzudringen, sondern wirkt nur allmählich, wie ein langsames Gift. Und doch kommt, wie groß auch die Entfernung gewesen sein mag, in welcher geschossen wurde, nur selten ein Hase, der die volle Seite gezeigt hat, ganz leer durch, wenn ein sicherer Schütze aus einem anerkannt guten Gewehre (zumal mit starker Ladung) zweimal nach ihm schießt.

Also, wie gesagt, das Dulce bei dieser Methode räume ich willig ein, aber nicht auch das Utile. — —

Uebrigens gibt es, alles Andere abgerechnet, auch noch einen besonderen, auf die dortigen Localverhältnisse basirten Grund, welcher für die Kesseltreiben spricht.

Man versicherte mir nämlich, es sei auch in moralischer Beziehung unmöglich, dort ein Standtreiben vorzunehmen, weil gerade das, was von mir als ein wichtiger Vorzug dieser Jagd betrachtet werde, der Ausführbarkeit desselben durchaus hinderlich sei, indem durch die große Begünstigung der beiden auf den Flügeln stehenden Schützen bei der übrigen Gesellschaft so viel Neid, Mißgunst und Empfindlichkeit entstehe, daß nachher Niemand mehr eine Einladung zu einer solchen Jagd würde annehmen wollen.

Als ich darauf erwiderte, daß man z. B. in fünf Treiben zehn verschiedene Schützen begünstigen und auf den Flügel stellen könne, entgegnete man mir, daß sich bei den dortigen Jagden sehr oft eine Anzahl von 30, 40 und noch mehr Schützen einfinde, deren jeder gleichen Anspruch, sei es nun mit Recht oder Unrecht, auf einen solchen Posten machen zu dürfen glaube; daß also, auch von dieser Seite betrachtet, in jener Gegend kein Standtreiben anwendbar sei. Endlich muß ich auch noch eines Vorzuges des Kesseltreibens gedenken, der eigentlich mich selbst am nächsten angeht. Während nämlich bei den von mir veranstalteten größeren Feldjagden ich der einzige zur Resignation bestimmte Schütze bin und mir nur etwa dadurch, daß ich, um nicht ganz die Rolle eines Tantalus zu

spielen, zwischen zwei minder geübten Schützen meinen Platz nehme, meinen ganzen Genuß auf die Brosamen beschränkend, die von ihrem Tische abfallen und hier und da ein wenig nachhelfend, die Langeweile des Entbehrens zu erleichtern suche, befindet sich der Dirigent eines Kesseltreibens in einer ungleich angenehmeren Lage. Er kann nämlich, ohne die Höflichkeit im mindesten zu verletzen, so viel und oft so gar noch mehr schießen, als irgend ein Anderer, weil er, mit den Localverhältnissen genau bekannt, am besten weiß, in welcher Richtung sich die meisten Hasen gelagert haben oder ihren Lauf nehmen werden, je nachdem die Witterung sie veranlaßt, gut auszuhalten oder schon außer Schußweite aufzustehen.

Einigermaßen überraschend war es für mich, daß die Treiber größtentheils aus Frauen bestanden. So häufig auch diese Erscheinung ehemals vorkam, als noch die Jagdfrohnden existirten, so selten ist sie noch in der Regel da, wo die Treiber aus der Tasche bezahlt werden müssen, und wird sich wohl nur dadurch erklären lassen, daß vielleicht die Männer in den zunächst liegenden Fabriken beschäftigt sind. So angenehm es nun auch für manchen Dilettanten sein möchte, eine Schaar schöner und schlanker Nymphen, wie uns die alten Dichter die Gesellschaftsdamen der holden Diana schildern, leichten Fußes über die Felder hinschweben zu sehen, so dürfte doch eine sehr lebhafte Phantasie dazu gehören, um zwischen jenen anmuthigen Wesen und diesen breiten, kernhaften, wagenschußartigen Gestalten irgend eine Aehnlichkeit zu finden, die des „Hochgeschürztseins“ etwa ausgenommen.

Es bleiben mir zum Ende nur einige Worte über den letzten und wichtigsten Vorwurf zu sprechen übrig, den ich in meiner, in der Forst- und Jagdzeitung aufgestellten, Parallele zwischen dem Stand- und Kesseltreiben der letzten Methode gemacht habe.

Ganz zurücknehmen kann ich denselben nicht; denn nach allen waidmännischen Erfahrungen sitzt bei gelindem Wetter und weichem Boden die Häsin viel fester, als der Rammler, wird daher beim Kesseltreiben viel häufiger todtgeschossen, als jener. Nimmt man dagegen eine solche Jagd bei strenger Kälte und hart gefrornem Boden vor, wo die Hasen kein frisches Lager scharren, sondern blos ältere aufsuchen oder sich auf rauhen Aeckern &c. in irgend eine Vertiefung hineindrücken, so gleicht sich dieser Nachtheil so ziemlich aus, weil dann die Hasen fast alle schon außer Schußweite aufstehen, also dem Jagdbesitzer die Möglichkeit dargeboten ist, durch die Wahl eines schicklichen Tages jene für den guten Stand eines Geheges so wichtige Besorgniß fast völlig zu beseitigen.

Der beste Beweis für die Zweckmäßigkeit einer solchen Jagd in jener Gegend, wird ohne Zweifel der sein, wenn ich noch anführe, daß bei der Jagd, welcher ich beizuwohnen das Vergnügen hatte, mit sehr geringen Hülfsmitteln, mit nur 65 Treibern und zwei- bis vierundzwanzig Schützen, unter denen aber kein einziger ungeübter war, in fünf Treiben, von welchen drei nur ganz klein genannt werden konnten, die für andere hasenarmen Gegenden fast unglaubliche Zahl von 302 Hasen erlegt wurde. Bei einer acht Tage später auf demselben Reviere abgehaltenen Jagd wurden in einer Waldabtheilung und vier Feldbogen mit 100 Treibern und 32 Schützen 432 Hasen geschossen. Und somit will ich denn meinen früheren Ausspruch über und wider die Kesseltreiben modifiziren, jedoch nur unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß sie eben so zweckmäßig ausgeführt werden, sowie, daß die Schützen eben so gut eingeübt, so verträglich und so gut mit brauchbaren Hunden versehen sein müssen, wie an dem Tage, von dem ich erzählt habe. Denn da, wo auch nur ein einziger dieser Vortheile mangelt, werde ich immer noch dem ruhigen, geregelten Gang des Standtreibens bei weitem den Vorzug einräumen.

Zu den merkwürdigsten Resultaten eines großartigen Treibjagens, die mir in neuerer Zeit bekannt geworden sind, gehört folgendes:

Als der Franzose Louis Viacdot*) zum Besuch bei dem Fürsten C. in Finnland war, kamen die dortigen Jagddirectoren auf den sonderbaren Gedanken, aus der Gegend von Moskau Vier Hundert lebende Hasen zu verschreiben, die denn auch wirklich in großen, aus mehreren Fächern bestehenden Holzkasten glücklich herbeigeschafft wurden.

Auf der Reise fütterte man diese Thiere mit Hafer und — Eis (!?)

Als man nun diese moskowitische Colonie in einem der besten Reviere in Freiheit gesetzt hatte, wurden alle benachbarten Jagd-Liebhaber zu einem großartigen Treiben feierlichst eingeladen, und, wie man sich leicht denken kann, nur die wenigsten blieben aus.

Die Hauptsorge der meisten Gäste bestand nur darin, daß man vielleicht an diesem einzigen Tage die Hoffnung für das nächste Jahr vernichten werde. Man verabredete daher gegenseitig Mäßigung und Enthaltsamkeit, ja, Einige thaten sogar den Vorschlag, nur mit Kugeln zu schießen.

Nun begann die große Jagd, die Treiben waren gut angelegt und wurden auch gut ausgeführt; als man aber nach Einbruch der Nacht alle

*) Viacdot Souvenirs. Tome 1 p. 125.

Schüsse und alle Opfer derselben zusammenzählte, ergab sich, daß nur ein einziger Schuß geschehen war, es konnte daher auch die Beute, selbst im allerglücklichsten Falle kaum aus mehr als einem Hasen bestehen.

Alle übrigen der nach Finnland herüber transportirten Fremdlinge hatten nämlich (ohne Postpferde und Eisenbahn) die Rückreise angetreten und ihre heimathlichen Gefilde wieder zu finden gewußt, ja sogar auch die wenigen einheimischen Brüder mit fortgenommen.

Ich glaube nun hier noch einige Notizen beifügen zu müssen, von denen die eine zur Erhaltung der Hasen im Winter, die andere zur Abwehr von Schaden, den sie zu dieser Jahreszeit verursachen können, angeführt werden:

1) Das trockne Futter, besonders das Heu, hat sich schon vielseitig als unvortheilhaft für die Hasen erwiesen; man war daher darauf bedacht, statt seiner die gewöhnlichen Kohlarten und namentlich die großen Futterrüben dazu zu verwenden. Diese dürfen jedoch nicht in größerer Anzahl, in welcher sie vielleicht dem Diebstahl ausgesetzt sein könnten, sondern nur einzeln, und zwar in dichten Hecken, besonders von Dornen, so wie in anderen geschlossenen und unter dem Winde liegenden, mithin Schutz gewährenden Gebüschen und Vorhölzern angebracht werden.

2) Mittel gegen Beschädigung der Obstbäume 2c. durch Hasen.*) Um die jungen Obstbäume gegen Diebstahl zu sichern, wurde auf ein Mittel gedacht, sie mit einer Masse anzustreichen, die von der Witterung nicht abgespült und dem Baum nicht schädlich werden konnte. Dieses gab Veranlassung im Fürstenthum Anhalt-Köthen, wo das Nutzholz sehr selten ist, auch die Eichen an den Wegen anzustreichen, um sie gegen Diebstahl zu sichern, dabei nahm man denn wahr, daß dieselben auch vom Hasenbiß ganz befreit blieben. — Bei den Obstbäumen versuchten es zwar die Hasen in die Rinde zu beißen, dabei blieb es aber auch, eine wirkliche Entrindung trat bei keinem angestrichenen Obstbaume ein. — Das Mittel ist folgendes: Man nehme gemeinen Wagentheer 1 Pfd., rühre darunter $^{3}/_{4}$ bis 1 Pfd. rothen Bolus, gelbe Erde oder Kreide, mache es zu feinem Pulver und bestreiche mittelst eines Pinsels damit die jungen Obstbäume 3—4 Fuß hoch von der Erde. Im Frühjahr und Sommer

*) Aus der Behlen'schen Forst- und Jagdzeitung.

trocknet der Anstrich in wenigen Tagen, im feuchten Herbste und Winter aber wird der Anstrich unter 3 oder 4 Wochen nicht trocken. — Gepflanzte Eschen, welche nicht angestrichen waren, wurden von Hasen beschädigt, aber die angestrichenen blieben alle unversehrt.

Dieser Anstrich wurde auch bei Obstbäumen angewandt. Der Hunger hatte die Hasen gereizt, in die Rinde zu beißen, aber mit dem Einbiß waren sie zufrieden gewesen und hatten die Kost verachtet. — Der Anstrich schadet durchaus nicht, was aus vieljährigen Beobachtungen erwiesen ist und selbst nach 10—15 Jahren findet man noch Spuren desselben an der Rinde.

Dieses Mittel wird namentlich deshalb hier angeführt, weil es hier und da Obstzüchter gibt, welche Schadenersatz verlangen, wenn bei hohem Schnee die Hasen ihre Obstbäume angreifen, da diese doch mit geringer Mühe durch Umwicklung mit Dornen oder Stroh u. s. w. oder auch durch den ganz wohlfeilen Anstrich einer Auflösung von s. v. Menschenkoth vollkommen hätten geschützt werden können, wenn es dem Besitzer wirklich Ernst gewesen wäre, das Wild davon abzuhalten.

Von den mancherlei Geschichten, welche man von gehörnten Hasen erzählt, will ich hier nichts erwähnen, sondern nur folgendes Curiosum auf fremde Autorität hin nacherzählen. Hohberg in seinem adeligen Land- und Feldleben (Nürnberg 1684. II. Band Seite 733) theilt dasselbe folgendermaßen mit: Pater Balbinus in seinen Miscellaneis, Lib. I., Cap. 58, schreibt von einer Mißgeburt, wie folgt:

„Den Jesuiten zu Claton gehört ein Dorf Namens Stiepa noviez, mit einem herrlichen*) Jagdreviere, besonders was den Reichthum an Hasen betrifft.

„Zu dessen Beschützung wird auf Kosten des Collegiums ein Jäger besoldet, der das Waidwerk zu leiten und das erbeutete Wild in das Kloster abzuliefern hat; da ereignete es sich eines Tages, daß, als er in der Morgenstunde der Hasen wegen in das Feld ging, ein starker Hase aufstand, der in der Flucht etwas auf dem Rücken trug, was man nicht genau erkennen konnte.

„Als der Jäger nun dieses ein- oder zweimal gesehen hatte, trieb

*) Venatio felix! heißt es in der Urschrift. Dieser originelle Ausdruck läßt sich im Deutschen kaum wiedergeben.

ihn die Neugierde an, seine Hunde mitzunehmen, um diesen Hasen fangen zu lassen.

„Abermals gelang es ihm, denselben anzutreffen und von den Hunden verfolgt, ergriff derselbe die Flucht, nachher aber, als er durch das Laufen ermüdet war, warf er sich auf den Boden und, neue Kraft zur Flucht gewinnend, eilte er wieder von dannen, so daß der Jäger nicht anders glaubte, als: es treibe ein böser Geist sein Spiel mit ihm. Später nun, als dieser Mann, wie es seine Gewohnheit war, zu einer gewissen Zeit im Winter, Feld und Wald mit Netzen umstellte, wurde ihm die Sache erst ganz klar, denn der fragliche Hase oder vielmehr diese Hasenmißgeburt, wurde gefangen, ihren Bruder auf dem Rücken tragend, mit dem sie schon im Mutterleibe zusammen gewachsen war, so daß diese beiden Brüder weder von einander getrennt, noch abgerissen werden konnten, vielmehr zu einem Körper verbunden, sowohl Aesung als Tränke nur in der Art zu sich nehmen konnten, daß bald der eine, bald der andere auf die Weide oder zum Wasser ging; wurden sie aber einen Feind gewahr, so entfloh derjenige, welcher so eben den Boden berührte, bis er nachher bei eingetretener Ermüdung sich rücklings auf die Erde warf und seinem noch kräftigen Bruder die Fortsetzung der Flucht überließ.

„Diese Sache würde als unglaublich erscheinen, wenn ich nicht jene Ordensmänner, welche damals das Collegium zu Claton bewohnt haben, zu Zeugen aufrufen könnte."

Ein Seitenstück zu dieser Geschichte findet sich in einem französischen Journal „Le Narrateur de la Meuse" 1829, dort wird erzählt:

„Am 12. Februar vorigen Jahres bemerkte der Sohn des Friedensrichters von Pierrefitte und ein Einwohner von Tillebois im Maas-Departement auf der Jagd einen Hasen, der davon lief und auf seinem Rücken einen zweiten trug, aber mit dem Rücken unten und den Beinen (sic!?) nach oben.

„Einer der Jäger schießt und trifft den unteren Hasen. Sogleich wechselt der bisher getragene Hase die Rolle und trägt nun seinen verwundeten Kameraden fort. Der zweite Jäger erlegte nun den zweiten Hasen.

„Wie verwundert waren beide Jäger, als sie fanden, daß beide Hasen am Rücken zusammengewachsen waren, dabei zwei Köpfe, vier Löffel und acht Läufe hatten.

„Der Arzt Parmentier zu Pierrefitte hat sich durch Augenschein von dem Dasein dieser Doppelhasen-Mißgeburt überzeugt."

Im Journal des Savans von 1677 findet man eine ähnliche Erscheinung angeführt und auch Sigand de Lafond erzählt in seinen Merveilles de la Nature noch einige Fälle dieser Art.

Leider wurden diese Seltenheiten in Naturalien-Cabinetten nicht aufbewahrt, ja, nicht einmal durch Abbildungen dem Vergessen entzogen, während die neuere Zeit solche Naturspiele nicht mehr aufzuweisen hat.

Sollte dem Leser einiger Zweifel gegen meine Gewährsmänner aufstoßen, so werden sie doch wenigstens aus jenen Geschichten von sogenannten Doppelhasen deutlich entnehmen können, daß das so oft genannte und so verrufene Jägerlatein schon vor langer Zeit im Gange war, wenn es gleichwohl damals noch nicht so geläufig und in so großer Vollkommenheit gesprochen worden ist, wie in unseren Tagen.

Im Journal des Savans von 1677 findet man eine ähnliche Erscheinung angeführt und auch Bernard de Laclaud erzählt in seinen Merveilles de la Nature noch einige Fälle dieser Art.

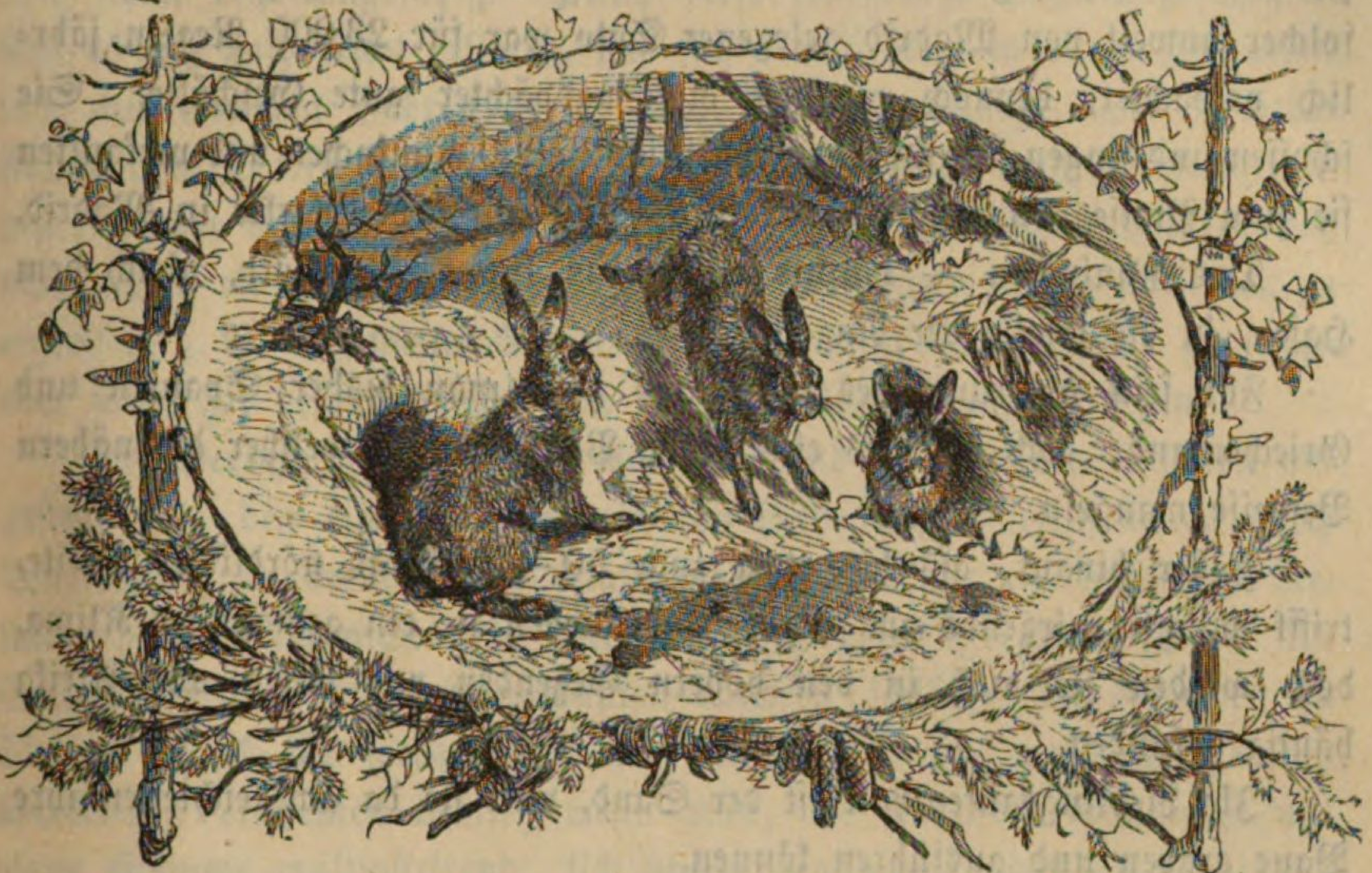
Früher wurden diese Gestalten in Naturalien-Kabinetten nicht aufbewahrt; ja, nicht einmal durch Abbildungen dem Vergessen entzogen, während die neuere Zeit solche Naturspiele nicht mehr aufzubewahren hat.

Sollte dem Leser einiger Zweifel gegen unsere Wahrnehmung aufstoßen, so werden sie doch wenigstens aus jenen Geschichten von sogenannten Doppelbäumen deutlich entnehmen können, daß es so oft genannte und so berühmte Vogelstein schon vor langer Zeit im Gange war, wenn es gleichwohl damals noch nicht so geläufig und in so großer Vollkommenheit gesprochen worden ist, wie in unseren Tagen.

Das Kaninchen.

Gesegnet und gepriesen sei
Das deutsche Vaterland!
Es hat für alle Jägerei
All Jagdgethier zur Hand!

Heinrich Laube.



Wenn die Kaninchen in gleicher und, worauf es hier hauptsächlich ankommt, in mäßiger Anzahl und Vertheilung in allen Provinzen Deutschlands anzutreffen wären, so würden sie nicht nur nirgends als eine Last oder als eine Art von Landplage betrachtet werden, sondern sogar als eine fast unversiegbare Quelle des Vergnügens und der Unterhaltung für Jagdliebhaber, für ebenso angenehm, als nützlich gelten können. Allein so ist es nicht. Kaum läßt sich in Betreff ihrer Verbreitung eine glückliche Mittelstraße denken. Entweder fehlen sie ganz oder sie vermehren sich da, wo sie einmal recht einheimisch geworden sind, in kurzer Zeit vermöge ihrer ungeheuren Fruchtbarkeit so stark, daß man oft kaum mittelst sorgfältiger Anwendung aller möglichen Vertilgungsmittel im Stande ist, dem Ueberhandnehmen derselben in so weit Schranken zu setzen, als es das Wohl der Feld- und Waldcultur erfordert. Der bekannte Naturforscher Pennaut behauptet, daß ein einziges Paar sich in der Zeit von vier Jahren auf die enorme Zahl von 12,748 Stück vermehren könne, was ich dahin gestellt sein lassen will, um ihm nicht — nachrechnen zu müssen. Ein französischer Jagdschriftsteller, Viardot

in seinen Souvenirs de Chasse (Paris 1855), gibt die Anzahl der Kaninchen, welche in gewissen uncultivirten Gegenden Spaniens, die man „Soto" nennt, angetroffen werden, als erstaunenswürdig groß an. Ein solcher unweit von Madrid gelegener Soto war für 23,000 Realen jährlich verpachtet, dennoch machten die Jagdpächter gute Geschäfte. Sie schossen und fingen jährlich durchschnittlich 25,000 Kaninchen und verkauften sie zum Preise von zwei Realen fürs Stück auf dem Markte in Madrid.

Das Kaninchen — Lupus cuniculus ferus — gehört, gleich dem Hasen, in die Classe der Nagethiere.

Für sein ursprüngliches Vaterland hielt man bisher Spanien und Griechenland, doch ist dies eine bloße Vermuthung, welcher die nähern Beweise mangeln.

Höher hinauf, als bis etwa zum 50—55 Grad nördlicher Breite, trifft man sie nirgends an. Ueberhaupt lieben sie ein gemäßigtes Klima, doch werden sie auch in den höhern Gegenden von Asien und Afrika häufig gefunden.

Ihr Lieblingsaufenthalt ist der Sand, weil sie da am leichtesten ihre Baue graben und ausführen können.

Eine Gegend mit Fruchtfeldern, Gewässern, kleinen Buschhölzern, besonders aber mit Kiefernwaldungen und Wachholdersträuchen, welche sie vorzugsweise lieben, gewährt ihnen den angenehmsten Aufenthalt. Ihre Wohnungen graben sie theils selbst aus, theils wählen sie verlassene Dachs- und Fuchs-Baue dazu.

Die Rammelzeit dauert vom Februar an bis tief in den Herbst, so daß das Weibchen fast alle 5 Wochen Junge setzt, gewöhnlich 6 bis 8 auf jeden Satz. Die Tragezeit währet 30 Tage lang.

Das Wochenbett wird entweder erst frisch gegraben oder in den Kessel irgend eines Baues mit der weichsten Bauchwolle der Mutter und mit zartem Gras ausgepolstert, die Oeffnung der Röhre aber mit Erde verstopft, die sie zuletzt mit ihrem Urin benetzt. Ob dies geschieht, nur um den Vater der Familie oder überhaupt jeden anderen Feind davon abzuhalten, möchte schwer zu bestimmen sein; allein daß die in so vielen Dingen bewunderswürdig weise Natur durch die dem Rammler eingepflanzte Begierde, seine eigenen neugeborenen Kinder aufzufressen oder doch wenigstens zu tödten, vielleicht der zu großen Vermehrung dieser Thiere eine gewisse Grenze setzen wollte, ist allerdings möglich.

Die Jungen trinken zwar nur kurze Zeit an der Mutter, doch muthmaßlich länger als die jungen Hasen, werden dann mit großer Sorgfalt

und Zärtlichkeit zur Nahrung ausgeführt und sind in acht Monaten, in heißen Ländern oft schon früher, wenn auch noch nicht ganz ausgewachsen, doch schon begattungsfähig. Durch diese frühzeitige Begattungsfähigkeit läßt es sich auch leicht erklären, wie sich diese Thiere in einem Zeitraume von nur wenigen Jahren, z. B. auf Inseln verpflanzt, wo es weder Füchse noch Thiere aus dem Geschlechte der Mustelen, noch Raubvögel in hinreichender Anzahl gibt, so unglaublich schnell vermehren können, daß man schon oft genöthigt war, besondere Maßregeln gegen dieselben zu ergreifen, z. B. allgemeine Aufgebote an die Einwohner ergehen zu lassen oder wohl gar besondere Prämien auf ihre Einlieferung zu setzen.

Die Berechnungen, welche man hier und da über den Schaden angestellt hat, den ein Kaninchen an den Feld- und Gartenfrüchten durch Wühlen u. s. w. verübe, sind relativ und können nur ein einseitiges Resultat liefern, da nicht alle Gegenden auf einer gleichen Stufe der Cultur stehen. In wohlangebauten Ländern schlägt man denselben zu 11 bis 12 Fl. für jedes Stück an, ein Ansatz, der wohl als ziemlich übertrieben erscheinen dürfte, wenn man, die Zahl der Kaninchen mit dieser Summe multiplicirend, sich überzeugen wollte, daß oft der totale Ertrag von Allem, was in der Nähe einer solchen Colonie gebaut wird, nicht viel mehr oder nicht einmal so viel beträgt, als der den Kaninchen zugeschriebene Schaden. Es mag dabei wohl auch derselbe Fall eintreten, wie bei so vielen andern Wildschadensberechnungen, bei denen man, um ein Bild aus der Volkssprache zu wählen, gewöhnlich den Mund etwas voll nimmt.

Es hat sich mir die Gelegenheit dargeboten, Beobachtungen darüber anzustellen, wie sehr durch junge dichtgeschlossene Kiefernschläge die Vermehrung der Kaninchen begünstigt wird. Auf dem Revier E., wo 8 bis 10 Jahre vorher noch kein einziges Exemplar dieser Thiere existirte, traf man sie nach dem für die Niederjagd so sehr verderblichen Frühjahre oder vielmehr Nachwinter von 1845 trotz des erlittenen Schadens noch in großer Anzahl an, so daß zur Herbstzeit des besagten Jahres dort sehr ergiebige Treibjagden gehalten und mehrere Hunderte weggeschossen werden konnten. —

Dagegen fand ich in einer anderen Gegend, welche doch schon von jeher wegen ihres Reichthums an dieser Wildart berühmt war und wo man seit Jahr und Tag nicht mehr als zwölf Stück geschossen hatte, zu meinem größten Erstaunen nur äußerst wenige, so daß ich gerechtes Bedenken trug, meine Jagd fortzusetzen und, obgleich mit Treibern hinläng-

lich versehen, nach Verlauf von einer Stunde mein Vorhaben schon wieder aufgab. Mein Erstaunen über diesen ungeheuren Abstand gegen sonst wird man sich leicht erklären können, wenn ich versichere, daß ich in früheren Jahren, auf einer breiten Straße in der Mitte dieses Waldes stehend, selbst am hellen Tage in der Zeit von einer Viertelstunde nicht selten 30, 40 Kaninchen hatte hin= und herlaufen sehen. Diesen auffallenden Unterschied weiß ich mir durchaus nicht anders zu erklären, als aus der großen Verschiedenheit der Holzbestände beider Waldungen; denn beide haben gleichen Boden, nämlich den für diese kleinen Thiere so unentbehrlichen Sand, allein in den ersteren stehen die jungen Hegen gut geschlossen und in den letzteren fehlen die Dickichte gänzlich, so daß also diese gegen die Kälte so empfindlichen Geschöpfe in dem verhängnißvollen Frühling oder vielmehr Nichtfrühling von 1845, gegen Frost und Schnee keinen Schutz in dem letzteren Reviere fanden und zu Grunde gehen mußten.

Sollte diese meine Ansicht eine irrige sein, so bitte ich besser unterrichtete Jäger mich hierüber belehren zu wollen.

Ueber die Erlegung des Kaninchens mit Schießgewehr läßt sich nicht besonders viel sagen.

Man schießt sie entweder im Treiben oder bei der Suche, oder auf dem Anstande oder endlich vermittelst des Frettirens auf dem Baue.

Bei keiner andern Jagd ist es so wichtig, sich daran zu gewöhnen, daß man das Wild immer auf den Kopf oder doch wenigstens auf das Vordertheil treffe, als bei dieser, weil ein solches Thierchen, wenn es nicht auf der Stelle liegen bleibt, allzu oft durch das Einfahren in den ersten besten Bau sich der Verfolgung, selbst des flüchtigsten Hundes, entzieht und dort ungenützt verendet. Es ist aber außerdem auch schon deshalb nöthig, sich das Abkommen auf den edelsten Theil des Körpers anzueignen, weil man sich bei dieser Jagd ziemlich feiner Schrotsorten, die ohnehin in der Mitte des Leibes und auf den Schlegeln nicht gehörig durchschlagen, zu bedienen Ursache hat. Die feinen Schrotsorten sind hierbei darum empfehlenswerth, weil sie besser decken und weil es bei dieser schwächsten Haarwildart darauf ankommt, sie mit möglichst vielen Körnern, hauptsächlich aber auch, wie schon gesagt, auf Kopf und Hals zu treffen. Man wird auf diese Art den Zweck um so sicherer erreichen, als dieses Wild nur dem Körperumfange, nicht aber der Lebenskraft nach als schwach zu bezeichnen ist, indem es ein ziemlich zähes Leben hat und schwer verendet

Die Rücksicht, aus der bei anderem Wilde stärkere Schrote angewendet werden, um nämlich dem blosen Anschießen oder zu Holze-Schießen durch einzelne schwache oder verstreute Schrotkörner weniger ausgesetzt zu sein, fällt hier weg. Kaninchen werden fast nach denselben Grundsätzen wie Raubzeug behandelt, weil man da, wo sie schon zu sehr überhand genommen haben, vorzugsweise nach ihrem Leben trachtet und es nicht sehr bedauert, wenn eines oder das andere zu Schanden geschossen wird.

Bei dem Treiben, welches nur bei heiteren, hellen, sonnenreichen Tagen mit Erfolg vorgenommen werden kann, weil sonst die meisten Kaninchen sich nicht im Freien aufhalten, werden die Schützen, wenn junge dichtgeschlossene Buschhölzer oder Nadelholzschläge vorkommen, nicht, wie bei anderen Jagden, etwas vom Walde abwärts angestellt, um hineinsehen zu können, sondern dicht an dem Rand desselben und zwar alle nach einer Seite hingekehrt, nämlich nach der linken, so daß sie nur auf Das, was vor ihnen herausläuft, zu achten haben, sich aber nie nach den Kaninchen umsehen dürfen, die hinter ihrem Rücken vorbei passiren, indem diese schon zu dem Schußbezirke des zunächst stehenden Schützen gehören. Eine solche Einrichtung ist aus doppelten Gründen nothwendig, theils um alle Gefahr einer Verwundung der Schützen unter sich zu vermeiden, theils weil das Kaninchen, so lange es noch im Gebüsche verweilt, mit einer bewunderungswürdigen Scharfsichtigkeit jede, selbst die allerkleinste Bewegung bemerkt und dann, ohne getroffen werden zu können, augenblicklich umkehrt, theils auch, weil man bei dem hohen Grade von Geschwindigkeit, mit welchem diese kleinen Thiere pfeilschnell über den Boden hinrollen, nicht immer bald genug fertig wird, wenn man zwei Seiten zugleich beschießen will, sondern manche Kaninchen zu spät und manche auch wohl gar nicht bemerkt, endlich und hauptsächlich auch, um hitzigen und übereilten Schützen die Möglichkeit zu benehmen, daß sie, wenn die Treiber schon zu nahe herangerückt sind, diesen noch entgegen schießen und sie beschädigen.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß bei einer solchen Einrichtung der Raum zwischen zweien Schützen mehr nicht als 25 bis 30 Schritte betragen darf. Hat man einen freien Platz vor sich, so wird dadurch, zumal da man meist in mäßiger Entfernung zu schießen hat, das Treffen allerdings sehr erleichtert; allein im geschlossenen Walde, oder auch nur auf einem mit einzelnen Gebüschen dicht besetzten Terrain, gehört die kunstgemäße Erlegung eines in voller Flucht begriffenen Kaninchens schon unter die minder leichten Aufgaben und man könnte sie scherzweise

wohl die vierfüßigen Becassinen nennen, da sie verhältnißmäßig ein eben so schnelles und sicheres Abkommen auf dem Erdboden erfordern, als jene in der Luft.

Obige Regel, immer nur nach der linken Seite hin zu schießen, fällt jedoch in älteren Holzbeständen, wo man die Kaninchen schon in größerer Entfernung kommen sehen kann, weg, da, wenn der Wald licht und das Treiben noch entfernt genug ist, eine solche Vorsicht überflüssig sein würde.

Einen wesentlichen Vortheil gewährt es, die Treibjagden auf Kaninchen bei Schnee abzuhalten, weil sie dann viel ergiebiger sind, als bei schwarzem Boden, so daß auch der minder geübte Schütze dieses Wild dann ungleich besser trifft.

Der Grund hiervon ist ganz einfach der, daß er die Kaninchen schon von weitem kommen sieht, sich also zeitig schußfertig machen kann, auch weil sie im Schnee weniger schnell laufen, öfter sitzen bleiben und lauschen. Daher kommt es denn, daß man an solchen Tagen auch mit nur mittelmäßigen und schlechten Schützen etwas ausrichten kann, während diese sonst gewöhnlich ein ganz flüchtiges Kaninchen nur ausnahmsweise treffen, nach der Mehrzahl derselben aber gar nicht schießen, weil solch' ein kleines flüchtiges Thierchen, ehe sie das Gewehr an den Kopf bringen, meist schon vorüber ist.

Bei einem solchen Treibjagen bewährt es sich als feste Regel, daß die beiden Eckstände gewöhnlich die besten sind, obgleich bei dergleichen unruhigen Geschöpfen kein sicherer Wechsel bestimmt werden kann, sondern größtentheils nur der Zufall entscheidet. Da sie jedoch nicht gern über freie Plätze laufen, wenn es nicht durchaus sein muß, so rennen sie am Ende des Dickichtes, welches durchstöbert wird, dicht vor der Wehre hin und her und brechen zuletzt gern da hinaus, wo diese aufhört und keine Treiber mehr stehen, das heißt: auf den beiden Ecken, wohin dann also auch diejenigen Schützen gestellt werden müssen, denen man — sei es ihres Ranges oder ihrer Geschicklichkeit wegen — die meiste Gelegenheit zum Schießen zu verschaffen wünscht.

Ich muß übrigens gestehen, daß ich Treibjagden auf Lapins überhaupt zwar für sehr interessant und belustigend, aber nicht für besonders ergiebig halte, wenn nicht die anwesende Gesellschaft aus mehr guten, als mittelmäßigen Schützen besteht, theils weil diese Thiere bei Tage oft in der Erde stecken, auch zu oft seit- und rückwärts durchbrechen, theils weil sie oft alsbald, nachdem sie von den Treibern rege gemacht worden sind, in die Röhren fahren und endlich auch, weil nur die wenigsten Waldungen

so breite Richtwege haben, daß minder geübte Schützen in dem kurzen Moment, in welchem das Kaninchen gleich einem Schatten über eine solche Lücke wegfährt, im Stande sind, ihr Gewehr an den Kopf zu bringen, viel weniger zu treffen. Wo freilich diese Thiere in großer Menge vorkommen, da darf man nur selten oder nie an einem günstigen Erfolge des Treibens zweifeln. —

In den heißeren Ländern z. B. in Spanien und Frankreich, wo die Hasen viel seltener sind, als bei uns und die Kaninchen deren Stelle vertreten müssen, wird weit mehr Sorgfalt und Geld auf deren Anzucht und Hegung verwendet, als in Deutschland. Wie weit die Sorgfalt und Schonung dort getrieben wird, beweist das ziemlich allgemein herrschende Vorurtheil, daß es einem Kaninchen-Gehege zum größten Nachtheil gereiche, wenn ein angeschossener Lapin im Baue verfaule. Man glaubt nämlich, der dadurch entstehende Gestank vertreibe die übrigen und veranlasse eine allgemeine Auswanderung. Das ist aber gewiß eine sehr unnöthige Sorge; denn es mag wohl sein, daß jenes einzelne Rohr, in welchem ein solcher Kadaver verfault, eine Zeit lang von den anderen Bewohnern gemieden wird, aber gewiß nicht für immer und noch weniger werden die andern weit davon wohnenden Kaninchen deßwegen ihren bisherigen Aufenthaltsort verlassen. Es hat sich bei den Treibjagden, denen ich beizuwohnen Gelegenheit fand, ohne Zweifel schon sehr oft der Fall ereignet, daß solche Thiere, die nicht ganz tödtlich getroffen waren, den Bau noch erreichend, in demselben verendet sind. Indessen ich habe noch von keinem Jäger gehört und auch nicht selbst gesehen, daß ein solches sehr häufig vorkommendes Ereigniß nachtheilig auf den Stand der Jagd im Allgemeinen gewirkt habe. —

Wie sollte dies auch möglich sein? da die, wenn auch nur 20 oder 30 Schritte davon wohnenden Kaninchen von einem solchen Ereigniß gar nichts wahrnehmen, wie viel weniger also jene, welche 80 oder 100 Schritte davon entfernt ihre Baue haben? Daß man übrigens in den obengenannten Ländern, wo der Lapin eine Hauptrolle unter den Gegenständen des Jagdvergnügens spielt, großes Gewicht auf die fragliche Regel legt, erhellt deutlich daraus, daß in den künstlich angelegten sogenannten Kaninchen-Gehegen, welche ringsum verschlossen sind, die Fallthürchen in der Nacht, wenn die Lapins ihre Aesung auf den Feldern suchen, niedergelassen werden, damit sie Morgens von der Rückkehr abgeschnitten, sich auf den Feldern lagern müssen, wo man sie sodann mit Treibern oder Hunden aufsucht und erlegt. —

In den Gehegen selbst wird daher gar nicht geschossen, sondern blos der Fang mit Garnhauben exercirt, in welche man die Kaninchen mittelst Anwendung der Frettchen treiben läßt.

Wie aber dann, möchte man hier fragen, wenn das Frettchen ein Kaninchen todt beißt und in der Röhre liegen läßt? Wird dieses weniger riechen, als ein geschossenes? Man dürfte wohl behaupten, daß durch diese einzige und einfache Frage jene ganze Behauptung über den Haufen geworfen werde.

Will man Kaninchen vor dem Hühnerhunde schießen, so muß derselbe eben so kurz gehalten werden, wie bei der Schnepfen- oder Becassinen-Suche und ganz zuverlässig im Vorstehen sein, ferner muß er pünktlichen Gehorsam leisten, so zwar, daß er dem aus dem Lager aufstehenden Thiere keinen Schritt folgt, da das Nachprellen entweder den Schützen gänzlich am Schießen hindert oder ihn bei einiger Leidenschaftlichkeit und Uebereilung leicht in Gefahr bringen könnte, den Hund zu verletzen.

Bewunderungswürdig ist die Intelligenz, mit welcher die Vorstehhunde in kurzer Zeit das Kaninchen, dessen Witterung für sie schon sehr angenehm ist, von dem Hasen unterscheiden und ihr eigenes Benehmen genau nach dem ihres Führers regeln lernen, wenn ihnen, wie es auf gutbesetzten Revieren häufig der Fall ist, abwechselnd bald Kaninchen, bald halbgewachsene oder noch geringere Hasen vorkommen.

Fast alle meine Hunde von gutem Talent lernten diesen Unterschied trotz der großen Aehnlichkeit dieser Thiere sowohl an Farbe als an Gestalt in ziemlich kurzer Zeit kennen und schlossen daraus, daß ich im Sommer nach keinem Hasen schoß, ganz richtig, daß auch sie dieselben nicht verfolgen dürften. Sie ließen daher, eben so gut im Gebüsch, als auch im freien Felde die jungen Hasen als verbotene Waare unbeachtet laufen, stürzten sich aber mit desto größerer Begierde auf die ihnen zu Gesicht kommenden Lapins und trugen mir diese, wenn es ihnen etwa einmal gelungen war, einen zu erwischen, mit der größten Freude zu, ohne sich im Mindesten vor einer Bestrafung dieses bei den Hasen so streng verpönten Unfuges zu fürchten. Hieraus konnte ich also deutlich abnehmen, daß sie dies kleine Haarwild, nach meinem eigenen Beispiele, als Raubzeug betrachteten und nach ihren besten Kräften vertilgen zu dürfen glaubten; daher es sich denn auch nur auf diese Weise erklären läßt, daß sie jedes Kaninchen laut und mit größter Begierde jagten, bis dasselbe in irgend einen Bau eingefahren war.

Wenn man den Anstand auf Kaninchen, sei es nun am Rande des Waldes oder vor ihren Röhren, benutzen will, so ist, zumal zur Abendzeit, so ungemein viel Vorsicht sowohl hinsichtlich des Windes, als auch gänzlicher Bewegungslosigkeit erforderlich, daß der Zwang, den man sich dabei anthun muß, im Vergleich mit der Beute, welche man im glücklichsten Falle zu hoffen hat, als ein fast zu großes Opfer erscheint.

Der englische Jagdschriftsteller Hawker empfiehlt für den Anstand auf Kaninchen, daß der Schütze seinen Sitz auf einem Baume einnehme. Dieses etwas unbequeme und, wenn kein leicht ersteiglicher Baum in der Nähe ist, nur dann ausführbare Mittel, falls man sich eines zuvor auf dem Baume angebrachten und zugänglich gemachten Sitzes bedient, verspricht allerdings bessern Erfolg, als der Anstand auf dem Boden.

Im Freien ist das gewöhnliche Anstellen beinahe ganz fruchtlos, indem die alten Kaninchen, aus dem Baue kommend, jeder Zeit erst sichern, vermöge ihrer äußerst scharfen Sinneswerkzeuge alles Verdächtige sogleich bemerken und bei Wahrnehmung der geringsten Gefahr den übrigen das gewöhnliche Warnungszeichen mittelst Aufschlagens der Hinterläufe geben, so daß nun die meisten in den Röhren bleiben und die Hoffnung, einen Schuß anzubringen, für die nächste Viertelstunde fast gänzlich verschwindet. An solchen freien Stellen empfiehlt der oben genannte Schriftsteller Hawker die Anwendung eines Flechtwerks, hinter dem sich der Schütze verbirgt. Von einer ähnlichen Vorrichtung wird man sich jedoch nur dann einen Vortheil versprechen dürfen, wenn sie mehrere Tage vor dem Gebrauche aufgestellt worden ist, damit sich die schlauen Kaninchen erst an den ihnen fremden Gegenstand gewöhnen.

Manche glauben, daß durch einen Schuß oft für den ganzen übrigen Abend jede weitere Hoffnung für den Schützen so gut als verloren sei, weil dieser sämmtliche Kaninchen in jener Umgebung so sehr erschrecke und einschüchtere, daß sich nicht leicht mehr eines herauswage. Dieses mag vielleicht da der Fall sein, wo sie sehr stark verfolgt und beunruhigt werden oder wo es überhaupt nur wenige gibt, man also ohnehin keine Hoffnung hat, auf demselben Stande mehrere zu schießen, allein in einem reichlich damit besetzten Gehege ist es nicht nöthig, nach erfolgtem Schuß seinen Stand mit einem andern zu vertauschen; es ist vielmehr keine große Seltenheit, auf demselben Platze, wenn er übrigens gut gewählt ist, 3, 4 und wohl auch 5 mal zum Schuß zu kommen.

Weit ergiebiger als der Abendanstand ist der Frühanstand, bei welchem man auf seinem Stand ruhig stehen bleiben und von den aus dem

Felde zurückkommenden Lapins an einem und demselben Morgen mehrere erlegen kann. —

Die bisher hinsichtlich der Anstellung der Schützen gegebenen Regeln gelten theilweise auch, wenn man Frettchen in die Baue läßt, um die Kaninchen herauszujagen, — eine Unterhaltung jedoch, um die ich Niemanden beneide; denn man ist dabei weder Herr seines Willens, noch seiner Zeit, sondern muß warten, bis diesen eigensinnigen Thieren gefällig ist, wieder herauszukommen, wobei manche Stunde unnützerweise verloren geht.

Das ist aber noch nicht Alles. Es sind vielmehr auch noch andere Unannehmlichkeiten damit verbunden: nämlich der ziemlich hohe Ankaufs-Preis der Frettchen, die bisweilen zu 11 Thaler das Stück bezahlt werden müssen, ihre große Weichlichkeit und Hinfälligkeit, in deren Folge sie oft kränkeln, oft auch ganz eingehen, ihr widerlicher Geruch und endlich auch die Beschwerde, das Käftchen, in welchem sie stecken, gleich einem Dudelsack hinaus und wieder zurücktragen lassen zu müssen. Es kommt jedoch hierbei, wie bei tausend andern Dingen, Alles auf die Liebhaberei an. Dem Einen gefällt Das, dem Anderen Jenes, und so gibt es denn auch Schützen, die das Frettiren jeder andern Jagdart vorziehen. —

Bei dem Gebrauche des Frettchens sind folgende Regeln zu beobachten:

1) Die gewöhnliche Zeit des Frettirens fällt zwischen den Anfang des Monates October und das Ende Februar's. Auf diese Zeit beschränkt es sich deshalb, weil in den Sommermonaten die Frettchen zu oft junge Kaninchen erhaschen und sich an diesen vollsaufen, wodurch ihr Eifer erkaltet und der weitere Erfolg der Jagd vereitelt wird.

2) Wenn manche Schriftsteller behaupten, daß man vor dem Frettiren im Walde erst die außer dem Baue sitzenden Kaninchen durch stark lärmende Treiber aufstöbern und in die Erde jagen lassen müsse, so setzt dies Verfahren wohl ohne Zweifel voraus, daß es der Jagdgesellschaft nicht sowohl um die Erlegung der Kaninchen, als um das Vergnügen, sie vor dem Frettchen zu schießen, zu thun sein müsse; denn in der That, wenn man hinlänglich Leute zum Treiben hat, so richtet man damit im Walde gewiß mehr aus und findet auch dabei mehr Unterhaltung, als beim Frettiren, welches oft langweilig genug ausfällt und wozu man beim Mißlingen des Treibens noch immer seine Zuflucht nehmen kann.

3) Ganz im Gegensatz zum Treiben, welches helle, heitere und trockene Tage verlangt, pflegt man am liebsten bei trübem Wetter mit dem Frettchen auszugehen, indem man sich da den günstigsten Erfolg versprechen darf, weil dann die meisten Kaninchen zu Baue gehen.

Nun vergesse man dabei ja nicht, daß das Frettchen ein sehr weichliches, gegen Nässe und Kälte gleich empfindliches Thierchen ist, welches man einer bedenklichen Temperatur durchaus nicht preisgeben kann, ohne dessen Leben auf's Spiel zu setzen.

4) Müssen die Frettchen, bevor sie in einen Bau kommen, so viel Futter erhalten, doß sie nicht zu sehr nach dem Würgen trachten, auch nicht zu träg und schläfrig werden.

5) Muß das Frettchen in einem mit Moos, feinem Stroh, Heu oder Werg ausgelegten Kasten bis an den Bau getragen werden.

6) Müssen wegen der möglichsten Zeitbenutzung alle nöthigen Vorbereitungen schon am Tage vor der Jagd getroffen werden.

7) Manche Jäger pflegen zwar jene Nebenröhren, welche nicht mit Schützen bestellt sind, mit Reiserbüscheln zu verstopfen; allein es ist damit der Nachtheil verbunden, daß, wenn ein Kaninchen sich aus dem Innern des Baues flüchtet und gerade in eine so verstopfte Röhre geräth, es von dem folgenden Frettchen gefangen werden muß und man somit durch dieses Verfahren das Fangen und Aussaugen, folglich das Unbrauchbarwerden des Frettchens (was zu vermeiden doch als Hauptregel gilt) nur begünstigt, ohne den Erfolg der Jagd eigentlich befördert zu haben.

8) Die Schützen stelle man mit möglichster Vorsicht und namentlich mit genauer Berücksichtigung ihres Temperamentes an, damit im Falle einer durch zu große Schußhitze herbeigeführten Uebereilung keiner den andern beschädigen könne.

9) Wenn das Frettchen von selbst aus dem Rohre kommt, so steht zu vermuthen, daß alle Kaninchen, die in demselben waren, geflüchtet sind, und man darf oder vielmehr muß dasselbe sogleich fangen, damit es nicht etwa wieder umkehre, sich auf das noch warme Lager eines Kaninchen lege und einschlafe, wodurch das unangenehme Ereigniß herbeigeführt wird, daß man eine oder mehrere Stunden auf dasselbe warten muß. Ist es jedoch einem Kaninchen gefolgt und kehrt schnell wieder um, denn ist der

Bau noch nicht leer, und man darf ohne alles Bedenken noch bei demselben verweilen.

10) Um das Frettchen aus dem Baue zu locken, bedient man sich in manchen Gegenden, angeblich mit gutem Erfolge, eines Stückchens gebratener Kaninchenleber, welches man in den Eingang des Rohres legt, um dessen Wohlgeruch als eine Art von Magnet zu benützen. Ich kann jedoch bei diesem Mittel nicht sagen: Experto credite, denn ich habe dergleichen Versuche noch nicht angestellt.

11) Auch des Rauches bedient man sich zu diesem Zwecke, indem man mit dem ersten besten Brennstoffe, z. B. Laub, Quecken, Wurzeln, Kiefernadeln etc., ein kleines Feuer vor einem Rohre anzündet und den Rauch hinein zu treiben sucht, wodurch dann gewöhnlich das Frettchen veranlaßt wird, die freie Luft zu suchen.

12) Obgleich in diesem Werke, dessen ursprünglichem Plane nach, alle Fangmethoden ausgeschlossen sind, so glaube ich doch in diesem Kapitel hiervon eine Ausnahme machen und hier anführen zu müssen, daß, wenn es auf die möglichst schnelle Verminderung einer zu großen Menge von Kaninchen ankommt, man sehr wohl daran thut, außer der Anwendung des Feuergewehres, auch den Ausgang der Rohre nicht blos mit Garn-Hauben zu bedecken, sondern zugleich auch noch den Bau in größerer Entfernung mit Hasengarnen zu umstellen, so daß also die vor dem Frettchen fliehenden Thiere ein dreifacher Tod erwartet. Es kann sich sonst gar leicht der Fall ereignen, daß während man ein gefangenes Kaninchen aus der Haube nimmt, zwei und drei andere aus demselben Rohre hinausfahren und in Ermanglung der äußern Netze glücklich durchkommen.

Schade nur, daß dergleichen Manipulationen immer mit zu großen Umständlichkeiten verbunden sind und zu viel kosten! —

Es verdient aber diese Jagdmethode in sofern allerdings Berücksichtigung, als sie eines der besten Mittel darbietet, dem Ueberhandnehmen der Kaninchen entgegen zu arbeiten, zumal, wenn die Röhre mit umstellt wird. So lange die Kaninchen nur einen gewissen mäßigen Bezirk bewohnen, kann allerdings das tägliche Beschießen eines guten und fleißigen Jägers ihrer Vermehrung die erforderlichen Schranken setzen. Nimmt

indessen ihre Zahl überhand, so ist sogar der Fall denkbar, daß man, um den Beschwerden der Feldbesitzer abzuhelfen, in Ermangelung der Füchse, welche hierbei freilich die besten Dienste leisten, eine beträchtliche Anzahl von Hauskatzen würde aussetzen müssen. —

Auch das Verschließen der Baue mit Holz und Steinen gehört zu den wirksamen, wenngleich grausamen, Vertilgungsmitteln und ist schon oft mit gutem Erfolge angewendet worden. Die Anzucht der Lapins würde ich überhaupt nur dann Jemandem anrathen, wenn alle Hoffnung, ein gutes Hasengehege anzulegen, verloren wäre; denn ihr ökonomischer Werth ist zu gering, sie tragen dem Jagdbesitzer, neben dem Verdruß über fortwährende Wildschadenklagen, zu wenig ein. Uebrigens will man auch bemerkt haben, daß, wo die Menge derselben beträchtlich sei, ihr ewiges Hin- und Herlaufen die Hasen sehr beunruhige und zum Auswechseln veranlasse. Andere dagegen behaupten, das immerwährende Geräusch unter der Erde erschrecke und vertreibe die Hasen. In wie weit diese von vielen Jagdbesitzern aufgestellten Behauptungen gegründet sind oder nicht, muß ich unentschieden lassen; ich habe dieses Wild noch nie in bedeutender Menge auf meinen Jagden geduldet und werde es auch künftig nicht überhand nehmen lassen. Soviel aber kann ich bezeugen, daß nicht überall durch das Hegen der Lapins Hasenmangel entsteht, wie ich denn z. B. im Jahre 1847 einer Jagd beigewohnt habe, die sehr reich an Kaninchen war und doch bei nur wenigen Schützen 94 Hasen lieferte.

Abgesehen davon, daß ich es als eine wirkliche Gewissenssache betrachte, diese, bei zu starker Vermehrung nicht nur den Feldfrüchten, sondern auch den jüngeren Schlägen sehr schädlichen Thiere in eine Gegend zu verpflanzen, wo dieses Uebel bis jetzt noch ganz unbekannt war, möchte ich deren auch überhaupt nicht zu viel auf meinem Reviere haben. Sie kommen mir in einer gut mit Hasen besetzten Gegend als ziemlich überflüssig und nicht viel besser vor, als die Wachteln, mit denen man sich zwar auf einer schlechten Jagd, die nichts Besseres darbietet, zum Zeitvertreib bisweilen gern beschäftigt, die man aber da, wo es Feldhühner genug zu schießen giebt, nur selten besonders beachtet. Daher beneide ich denn auch Niemanden um seinen Kaninchenreichthum und um seinen — Sand. —

Nur in dem einzigen Falle erscheint die Anlegung eines Kaninchengeheges als wünschenswerth und lohnend, wenn ein Jagdbesitzer so passionirt ist, daß er — wenn ich mich so ausdrücken darf — ohne täglich

zu schießen nicht leben kann, also begreiflicher Weise wünschen muß, auch in den Sommermonaten, in denen man sonst zu ruhen pflegt, unaufhörlich zu knallen, oder wenn er die Absicht hat, sich durch fortgesetzte Uebung gut einzuschießen, wozu sich in der Satz- und Hegezeit durchaus keine andere eben so angenehme Gelegenheit darbietet. —

Die Kaninchen sind gleichsam vogelfrei, mithin ein sehr anziehender Gegenstand für solche Leute, die des Schießens niemals satt werden; auch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß sie ein sehr zweckmäßiges Exercitium gewähren, falls Jemand etwa noch der Uebung im Lauffschießen bedarf. Ferner tragen sie viel zur Erhöhung des Jagdvergnügens bei, wenn man im Herbste auf Hühner, Hasen und Waldschnepfen treibt oder sucht; denn es ist bekanntlich in tausend Dingen, besonders aber bei der Jagd, um die Abwechslung eine gar schöne Sache.

Auch tritt bei diesen Thieren der besondere Fall ein, daß der Jäger hier nicht, wie bei anderem eßbaren Wilde, auf deren Vermehrung und Erhaltung bedacht sein, sondern vielmehr oft sein ganzes Bestreben darauf richten muß, ihrer allzugroßen Verbreitung Einhalt zu thun. —

So dringend übrigens aber auch die Pflicht ist, einer übermäßigen Vermehrung der Kaninchen entgegenzuwirken, so hat diese Sache doch auch noch eine andere Seite, welche ebenfalls Berücksichtigung verdient. In solchen Jahren nämlich, in denen die Theuerung der Lebensmittel eine so bedeutende Höhe erreicht, daß die ärmere Volksklasse selbst an Brod und Kartoffeln oft bittern Mangel leidet, an den Ankauf von Fleisch aber gar nicht denken darf, gewährt ein mäßiger Kaninchenstand, außer der Unterhaltung des Schießens, auch noch das große Vergnügen, armen Familien von Zeit zu Zeit eine Art Festmahl bereiten zu können, indem man ihnen wöchentlich einige Kaninchen überläßt, dadurch dieses Jagd-Unkraut zu einem wohlthätigen Zwecke benützend und mithin veredelnd.

Ich habe dasselbe Verfahren in den Sommer-Monaten der verhängnißvollen Jahre 1816, 17 und 42. auch mittelst Wegnahme überzähliger Rammler angewendet, und nie hat es mir mehr Vergnügen gewährt, das Geschlecht der Hasen ziemlich gut unterscheiden gelernt zu haben wie damals, als ich ohne zu großen Verlust für meinen Jagdstand, mir auf diese Weise den Dank mancher armen Familie, die außerdem in wer weiß wie langer Zeit keinen Bissen Fleisch auf den Tisch bekommen haben würde, verdienen konnte.

Eine interessante, vielleicht noch durch kein besonderes Gesetz entschiedene Frage ist die: ob der Jagdbesitzer, der Kaninchen nicht ausgesetzt hat, wegen des durch dieselben verübten Schadens gerichtlich belangt werden könne? Man wendet dabei ein: die Vermehrung der Kaninchen, deren Werth ganz unbedeutend sei, bringe ihm selbst, dem Jagdbesitzer nämlich, den allergrößten Nachtheil, weil dadurch die viel einträglichere Hasenjagd verdorben werde; es hänge ferner auch gar nicht von ihm ab, der Vermehrung dieser überaus fruchtbaren Thiere, deren Wohnsitz noch überdies nicht auf, sondern in der Erde, darum fast ganz unzugänglich sei, Schranken zu setzen; es sei also eine schreiende Ungerechtigkeit, ihn für Etwas verantwortlich machen zu wollen, was gar nicht im Bereiche seines Willens liege. Indeß es wird auf diese Entschuldigungen wenig geachtet, Alles geht seinen ruhigen Gang fort, und das Finale ist, daß der Jagdbesitzer Schaden-Ersatz für Thiere bezahlen muß, die er selbst, so gut als der Feldwirth, zu allen Teufeln wünscht. —

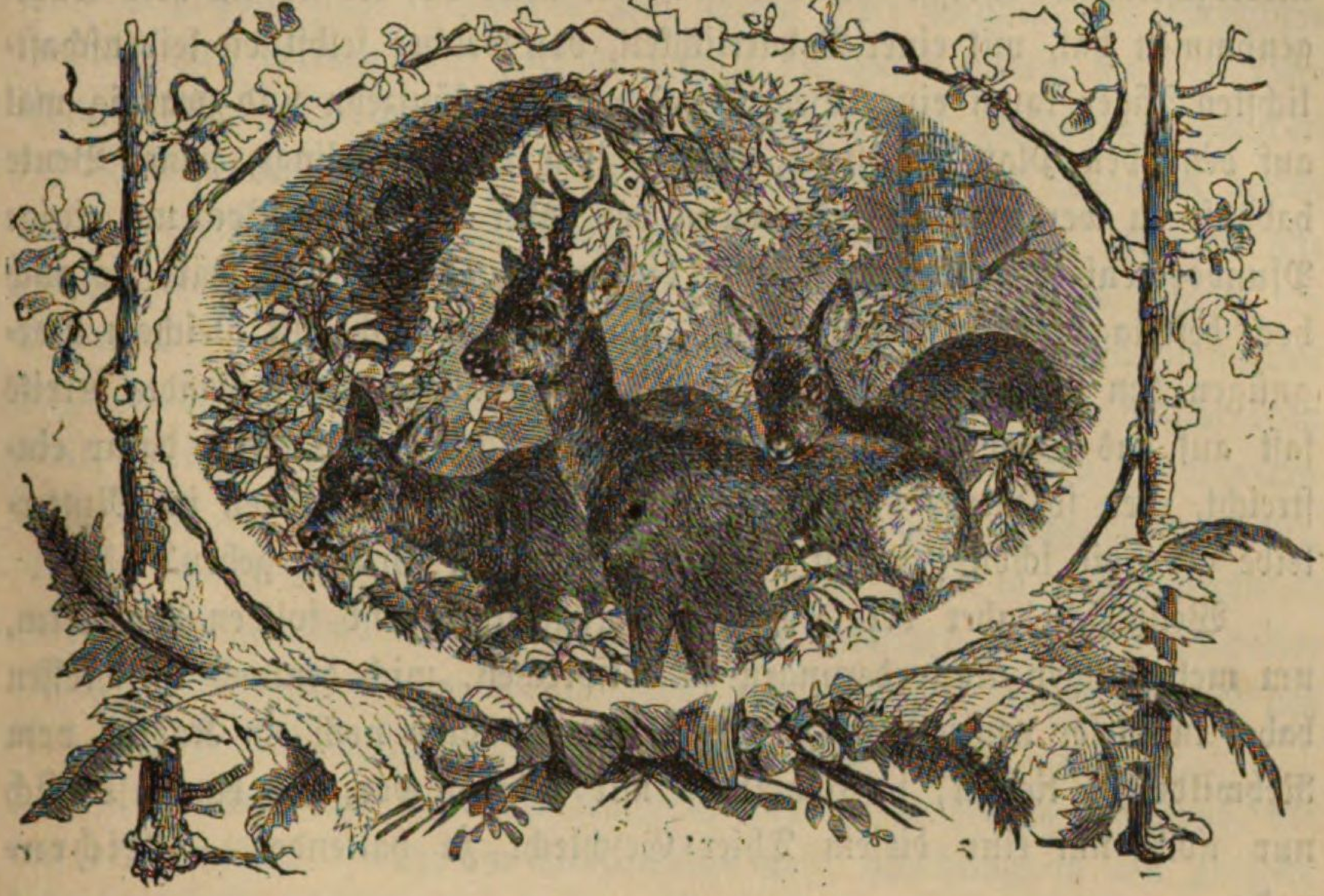
Am Schlusse dieses Abschnittes möge endlich noch eine, wie ich glaube, nicht ganz uninteressante Anekdote hier folgen, welche der Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung vom Jahre 1851 entlehnt ist. Während der Anwesenheit eines deutschen Fürsten in England erhielt derselbe eine Einladung auf den Landsitz des Lords M . . . . Bei einem Spaziergange durch dessen Park kam die Rede auf die ungewöhnliche Menge von Kaninchen, welche denselben so zu sagen übervölkerten. In Bezug darauf äußerte ein benachbarter, als guter Schütze bekannter Lord, er getraue sich in drei Stunden zwanzig Kaninchen mit der Kugelbüchse zu erlegen. Sogleich wurde ihm eine bedeutende Wette angeboten, wenn er sie gleich am anderen Tage abmachen wolle. Scheinbar zaudernd ging er darauf ein, ließ aber durch seinen Jäger in aller Stille die Abrede mit den Parkwächtern nehmen, sie sollten alle die ihnen wohlbekannten Röhrenfahrten während der Nacht mit Stöckchen versehen, in welche sie ein Stück weißes Papier einklemmten, die gewöhnliche Art, die Kaninchen vom Einkriechen abzuhalten, wenn man Luft hat, Tages darauf Jagd auf sie zu machen. Nun konnte der erfahrene Schütze auf die Gewohnheit dieser Thiere rechnen, welche, wie unsere Hasen, zu gewissen Tagesstunden sehr gut im Lager aushalten. Die Jagd begann im Beisein der Zeugen, welche die Kugeln einladen sahen, aber ganz gegen ihre Erwartung schoß er sie nicht auf aufgejagte Kaninchen, wie es ihm zugetraut wurde, sondern auf die von ihm im Lager erblickten ab. Die Keeper (Parkwächter) riefen zu jedem sichtbar gewordenen Kaninchen, welche er

kunstlos mitunter per pistolet erlegte. Man sah nun wohl, worauf die Wette gegründet war und daß er sie gewinnen mußte, wenn Kaninchen genug aushielten. Die Diener kamen ihrer Verpflichtung nach, so zwar, daß mit Ablauf der drei Stunden sechsundzwanzig Stück mit der Büchse geschossen waren. Der großmüthige Gewinner überließ darauf die bedeutende Summe der Wette den sorgsamen Parkwächtern.

Das Reh.

Das Lieblichste nun soll Diana noch uns zeigen,
Was treulich sie beschützt im dichtbelaubten Hain;
Was regt sich im Gebüsch? Was rauscht im Laub der Eichen?
Wer naht mit leisem Schritt bei Phöbus letztem Schein?
Wer tritt so leise jetzt auf jene lichte Stelle?
Es ist das schlanke Reh, Europa's Hirsch-Gazelle.

K. St.



Wenn in den naturwissenschaftlichen Systemen auch vierfüßige Kryptogamisten existiren würden, so könnte man scherzweise auch das Reh dazu zählen, in sofern von jeher darüber disputirt worden ist, ob dasselbe zu der hohen, mittleren oder niederen Jagd gehöre? Seitdem aber das deutsche Jagdwesen parlamentarisch organisirt, oder vielmehr desorganisirt worden, sind die früheren Meinungsverschiedenheiten auf einmal ausgeglichen. Das Schwarzwild, wie das Rothwild und das ziegenfarbige Dammwild sind bereits aus der freien Natur fast so gut als verschwunden und existiren nur noch in Thiergärten, Museen und Bildergallerien.

Dem Reh hat man immer das Prognostikon gestellt, daß es bald nur noch in Menagerien zu finden sein werde; erfreulicher Weise hat sich dies jedoch nur in manchen Gegenden bewahrheitet. Wir haben daher nur noch die niedere Jagd zu unserer Verfügung und diese hat sich, man darf es ohne Uebertreibung sagen, bereits an vielen Orten, wo der Aasjägerei von 1848 noch keine Schranken gesetzt worden sind, in eine niedrige, das heißt, in eine wahrhaft gemeine, ekelhafte und grundschlechte

verwandelt; denn wo ist der Bauer, der nicht von Geldgierde gestachelt, Alles, was in den Bereich seiner Flinte kommt, niederstreckt, oder doch niederzustrecken eifrigst bemüht ist? der nicht da, wo er ein Reh wahrgenommen hat, mit einer Beharrlichkeit, von welcher selbst die leidenschaftlichsten Jäger kaum einen Begriff haben, zehn, fünfzehn und zwanzig mal auf denselben Platz sich stellt, bis es ihm endlich gelingt, seiner Beute habhaft zu werden? der nicht, wenn der dabei befindliche Bock um einige Pfunde weniger zu wiegen scheint, die vorausziehende Geis, wäre sie auch hoch beschlagen oder säugend, aufs Korn nimmt und mit gleichem Vergnügen den in neuester Zeit in der Nähe fast aller größern Städte bereits fast auf das Doppelte, wo nicht noch höher gestiegenen Preis dafür einstreicht, eben so wenig darauf achtend, ob nur die Embryonen im Mutterleibe oder die schon gesetzten Kitzchen dadurch zu Grunde gehen?

Wenn ich daher bei solchen Zeitverhältnissen und solchen Aussichten, um mehrfältigen Aufforderungen zu entsprechen, mich dennoch entschlossen habe, in dieser neuen Auflage meines Werkes auch noch ein Kapitel vom Rehwilde zu liefern, so kommt es mir beinahe vor, als handle es sich nur noch um eine diesem Thier-Geschlecht zu haltende — Leichenrede. — —

Meine Leser werden sich dabei hoffentlich überzeugen, daß die Erfahrungen, auf die sich dieser Abschnitt stützt, eben so wohl als die der andern Kapitel, in einer Zeit gesammelt worden sind, welche dem Jäger mehr Stoff zu Beobachtungen bot, als die jetzige und namentlich die Periode seit 1848. Aber nicht nur daran glaube ich erinnern zu müssen, daß meine Erfahrungen aus älterer Zeit herrühren, sondern auch daran, daß der größte Theil des Inhaltes dieses Kapitels schon vor längerer Zeit niedergeschrieben worden ist. Deshalb rechne ich auf die Nachsicht der Leser, wenn ich da, wo ich von der so lange streitig gewesenen Zeit der Rehbrunft handele, meine frühern Ansichten unverändert habe stehen lassen und ihnen nur die Ergebnisse der neueren Forschungen und Beobachtungen Anderer in der Kürze beigefügt worden sind.

Nennen wir den Hirsch prächtig und stolz, so können wir dagegen dem Reh das Prädicat der Grazie und Anmuth gewiß nicht versagen und jeder Waidmann wird gestehen müssen, daß dieses liebliche Wild nicht weniger eine Zierde unserer Wälder ist, als der edle Hirsch.

Beinahe trage ich Bedenken, hier eine Anweisung zur Jagd dieser unschuldigen Waldbewohner zu geben, da es ohnehin der Wildfeinde mehr giebt, als derjenigen, welche noch als ächte Jagdfreunde eine vernünftige

Hege halten und einen Unterschied zwischen Benützung und Vertilgung zu machen wissen. Vorzüglich bei dem armen Rehwild muß oft, da die Landwirthschaft nicht besonders viel gegen diese unschuldigen Geschöpfe vorzubringen vermag, die Forstwirthschaft die Hand bieten, um den Vertilgungskrieg zu beschönigen. Leider sind unter den geschwornen Feinden des Thieres nur zu häufig Männer, die als Priester Dianens gelten wollen, aber das Kleid derselben unwürdigerweise tragen. So ist mir der Fall bekannt, daß ein Jagdpächter, — zur Schande sei es gesagt, ein Grünrock — der seine unter den günstigsten Umständen übernommene Jagd barbarisch behandelte und der überhaupt, wenn er die Macht dazu hätte, Alles, was Wild heißt, dem Mammuth und Einhorn, so wie andern, durch die Sündfluth verloren gegangenen Thieren zugesellen möchte, auf die an ihn gestellte Frage: warum er seine Jagd so unwaidmännisch behandle und insbesondere das Reh ganz zu vertilgen trachte? erwiederte: „Aus forstwirthschaftlichen Grundsätzen handle ich so, da bekanntlich das Reh als der größte Feind der Forste zu betrachten ist.“

Nun wird zwar Niemand leugnen, daß ein zu starker Rehstand, der mit der Waldfläche nicht im Verhältnisse steht, allerdings in den Forsten, besonders in Ausschlagwaldungen, nicht unbedeutenden Schaden verursacht; allein eben so wenig wird man in Abrede stellen können, daß dieser Schaden wohl auf andere Art, als durch solche unbarmherzige Vertilgung abzuwenden oder bis zur Unbedeutendheit zu verringern sein möchte.

Würden die Meisten, die so heftig gegen jeden, auch den geringsten Wildstand eifern und zu Gunsten der Ceres oder Sylvans den Dienst Dianens gänzlich verdrängt wissen wollen, offen die Gründe, die sie eigentlich zu solchen Vorschlägen bestimmen, angeben müssen, so dürften wohl mit Erstaunen die unlauteren Motive wahrgenommen werden, die sich unter den Mantel der Menschenfreundlichkeit und Sorge für Gemeinwohl verstecken. —

Ueber die Naturgeschichte des Rehes weitläufig mich zu äußern, würde hier um so weniger passend sein, als es gar nicht der Zweck gegenwärtiger Schrift ist, erschöpfende, naturgeschichtliche Abhandlungen zum Besten zu geben. Ich werde daher nur Das berühren, was auf die richtige Behandlung eines schon vorhandenen, wie auf die Wiederherstellung eines heruntergebrachten Rehstandes Bezug hat; denn bekanntlich muß man, ehe man an das Jagen denken kann, erst etwas zu jagen haben.

Zu allgemein ist unsere, beinahe über ganz Europa verbreitete Wildart bekannt, als daß eine Beschreibung der Gestalt und Farbe nicht

höchst überflüssig erscheinen müßte, eben so wenig kann es auch meine Absicht sein, Alles, was seit beinahe vierzig Jahren über die sogenannte falsche Rehbrunft geschrieben wurde, hier mit ermüdender Weitschweifigkeit einander gegenüber zu stellen.

Wollte ich das, so würde dies Kapitel allein sich bis zu dem Umfange eines Buches ausdehnen und zuletzt dennoch jene Streitfrage als noch unentschieden betrachtet, folglich Nichts dabei gewonnen werden.

Könnte ich überhaupt jemals in Versuchung gerathen, der Spätbrunft auf irgend eine Weise das Wort zu reden, so würde ich höchstens die ganz einfache, nur aus dem täglichen Leben gegriffene Frage aufwerfen:

„Warum zeigt unter allen bei uns einheimischen Thieren der Rehbock allein in der Begattungszeit keine besondere Aufregung und Unruhe?“ der Hirsch, die Sau, die Fischotter, der Hase thun es — ja selbst der sonst so vorsichtige Fuchs wird seinem, wenn ich so sagen darf, gewöhnlichen System der Behutsamkeit und Zurückhaltung untreu. Die Stimme der Natur ist zu mächtig, der Begattungstrieb macht alles Andere vergessen.

Dieselbe Erscheinung sehen wir auch hundertfältig im Reiche der Vögel. Die Waldhühner sind in der Paarzeit wie verrückt, die wilde Ente läßt sich vom Jäger beschleichen, wie sonst nie; selbst die sonst so scheue Rabenkrähe, die das ganze Jahr hindurch jede Bemühung, ihr im Freien beizukommen vereitelt, wird im Frühjahre, neben dem Gatten sitzend, gar oft von einem Schrotschuß erreicht, während zu jeder andern Zeit kaum eine Büchsenkugel ihr gefährlich werden kann.

Warum also sollte der Rehbock allein hierin eine Ausnahme machen?

Wer hat ihn je im Dezember unruhiger und aufgeregter gesehen, als gewöhnlich? Wer sah ihn nur halb so hitzig, als im Sommer, die Ricken verfolgen; wem gelang es jemals, selbst durch die treueste Nachahmung des Rufes der Ricke, ihn herbei zu locken und wer fand ihn weniger scheu, als sonst?

Wurde jemals zur Zeit der Brunft im Spätjahre eine größere Lebenskraft an ihm wahrgenommen, wie dies so augenscheinlich bei anderen Thieren in der Begattungszeit der Fall ist?

Ich weiß zwar wohl, daß man hierauf antwortet, im Spätjahr, wo auch das alte Reh brünfte, habe er mehr Gelegenheit, den Begattungstrieb zu befriedigen; er leide keinen Mangel an Ricken, sei daher gleichgültiger und abgestumpfter. Allein ich glaube nicht, daß diese Antwort

ganz genügen könne; denn haben nicht auch andere Thiere Weibchen genug, um ihren Trieb in vollem Maße zu stillen und zeigen sie nicht dessen ungeachtet in der Begattungszeit einen ganz veränderten Gemüthszustand??

So würde ich fragen, wenn ich überhaupt zur Lösung dieses großen Räthsels in der Zoologie irgend Etwas beitragen zu können glaubte; denn Räthsel bleibt es doch immerhin, daß allein das Reh unter allen Thieren im freien Naturzustande die fruchtbare Begattung geräuschlos ohne Aufregung, man möchte sagen, ohne alle Leidenschaft vollziehen soll, während bei der sogenannten falschen Brunft gerade das Gegentheil stattfindet.

Doch ich entsage, wie billig, jeder Hoffnung, mit einem male die verschiedenen Meinungen zu vereinigen und verweise daher meine Leser hauptsächlich nur auf Das, was mein hochverehrter Lehrer und Freund, aus dem Winkell, in der neuesten Ausgabe seines trefflichen Handbuches über diesen Gegenstand gesagt hat; wobei ich nicht umhin kann, auf die Beobachtung, welche der Königl. preuß. Oberförster, Herr von Meyerink zu Grüneberg bei Magdeburg, im Jahre 1820 angestellt und im vierten Hefte des fünften Jahrganges des Hartig'schen Archivs mitgetheilt hat, aufmerksam zu machen.

Da ich dieselbe für eine der wichtigsten und entschiedensten halte, so führe ich dessen eigene Worte hier nachstehend an:

„Als im Monat Januar 1820 die in der hiesigen Elb-Aue belegenen Reviere durch den plötzlichen Austritt des Flusses unter Wasser gesetzt wurden, hatte sich ein Rudel Rehe in die Nähe meiner Wohnung auf eine Anhöhe geflüchtet.

„Am fünfundzwanzigsten desselben Monats fuhr ich mit einem Kahne nach jener Anhöhe, die ganz vom Wasser umflossen war, um diese Flüchtlinge mit Heu zu versorgen und fand nach vorgenommener Ueberzählung dieselben noch sämmtlich am Leben.

„Von dieser Zeit an wuchs die Elbe so schnell, daß schon am sechsundzwanzigsten Nachmittags die höchsten Punkte des hiesigen Forstreviers und ein Theil meiner Wohnung unter Wasser standen, und daß ich am siebenundzwanzigsten früh beim abermaligen Hinfahren nach gedachter Anhöhe meine Besorgniß bestätigt und sämmtliche Rehe in der Nähe ihres bisherigen Standortes ersäuft umherschwimmen fand.

„Ich erwähne dieses Umstandes, um dadurch zu beweisen, daß diese Rehe höchstens 36 Stunden verendet sein konnten.

„Unter den aus dem Wasser gezogenen Rehen befanden sich vierzehn Stück alte Ricken, welche ich, um deren Tragwerkzeuge zu untersuchen, aufbrechen ließ. In der Tracht der stärksten fanden sich drei Embryonen, die übrigen enthielten meist zwei, nur zwei hatten eine einzige Frucht und in einer Tracht endlich war gar keine Spur von Befruchtung zu finden.

„Ferner fand ich bei den ältesten und stärksten Ricken die am meisten ausgebildeten und umgekehrt bei den geringeren die unvollkommensten Embryonen. Dieses mag aus dem Verhältnisse der Anzahl der Böcke zu den Ricken entspringen, indem im hiesigen Reviere auf vier Ricken ungefähr ein Bock gerechnet werden kann. Gewiß meldet sich aber bei den stärksten Rehen der Begattungstrieb zuerst.

„Da sich nun der Bock gewöhnlich acht bis vierzehn Tage zu einer Ricke hält, bevor er zur andern übergeht, so muß bei den geringeren die Befruchtung oft vier bis fünf Wochen später erfolgen, als bei den stärkeren.

„Die größten der gefundenen Embryonen waren ungefähr 1½, die kleinsten ½ rheinländische Zolle lang.

„Am deutlichsten für die Spätherbstbrunft der Rehe sprechend erschien mir aber eine Doppelfrucht, welche nach meiner Ansprache kaum 14 Tage alt sein konnte.

„Beim Aufschneiden der Tracht war nur wenig wässerige Feuchtigkeit sichtbar, und nachdem ich mehrere Häute aufgeschärft hatte, fand ich zwei getrennt liegende Beutelchen von der Größe einer Haselnuß. In jedem dieser Beutelchen, welche mit hellem durchsichtigen Wasser angefüllt waren, schwamm der befruchtete Keim wie ein kleines dunkles Wölkchen, durch welches ein rothes haarstarkes Aederchen lief, und woran mit bloßem Auge noch keine Ausbildung bemerkt werden konnte.

„Mehrere Tage nach diesem Vorfalle wurden mir noch zwei alte Ricken lebend gebracht, welche auch aus dem Wasser gezogen worden waren. Diese gesellte ich einigen gezähmten Rehen in einem kleinen Zwinger bei. Sie blieben indessen sehr scheu und die eine verendete nach vier Wochen am 24. Februar.

„Die Kitzchen, welche sich beim Aufbruche dieser Ricke fanden, waren schon bedeutend ausgebildeter und zwei bis drei Zoll länger, als die im Januar gefundenen.

„Wenn nun gleich der größte Theil des Jäger-Publikums keiner Beweismittel bedarf, um an die Spätherbstbrunft der Rehe zu glauben,

so dürfte es doch jenen, welche anderer Meinung sind, vielleicht interessant sein, die auf wissenschaftliche Gründe gestützte Entscheidung allgemein geachteter Naturforscher und Zootomen über diesen Gegenstand zu erfahren. Ich habe deshalb die gesammelten Embryonen der am 26. Januar und 24. Februar verendeten Ricken, in Spiritus gesetzt, dem Herrn Professor Lichtenstein in Berlin zur Entscheidung über deren Alter übersandt, und sowohl dessen Antwortschreiben, als das Gutachten des Herrn Geheimen Raths Rudolphi zu Berlin über diesen Gegenstand, spricht durchaus für die Spätbrunft."

Dieses die Beobachtung, welche ich für gewichtig genug halte, um an die fruchtbare Brunft im Spätjahre zu glauben; doch will ich auch, um den Glaubenden an die Frühbrunft ein Genüge zu leisten, ein Beispiel anführen, welches — wenn alle Data wahr sind — allerdings merkwürdig genug und im Stande ist, den Beweis zu liefern, daß das Reh 42 bis 43 Wochen beschlagen gehe.

Die Mittheilung ist vom Königlich sächsischen Revierförster Wilhelm Julius Romser zu Marienberg im sächsischen Erzgebirge im Jahre 1831 gemacht worden und lautet, wie folgt:

„Ein im Juni 1829 jung eingefangenes, vom Revierförster Bruhm in Steinbach erzogenes, demselben im Frühjahr 1830 mehrmals und zuletzt am 24. Juli desselben Jahres auf immer entlaufenes Reh, welches von dem Besitzer und vielen andern Menschen in letzter Zeit oft in Gesellschaft eines Bocks auf dem 2 bis 2½ Stunden weit von hier entfernten königlichen Steinbacher Revier gesehen worden war, wurde am 7. August 1830 auf der Marienberger Stadtflur von einem Bauernhunde niedergezogen und von in der Nähe befindlichen Grasmähern eingefangen, welche es an den Jagdpächter, den Postmeister Metzger, abgaben.

„Dieser, welcher das Reh nicht behalten wollte, ließ mittelst Bekanntmachung vom 10. August 1830 den Eigenthümer des dem Anscheine nach halbzahmen Rehes auffordern, sich zu melden; was jedoch ohne Erfolg blieb, worauf dann dasselbe öffentlich ausgeschossen und von dem Berichterstatter gewonnen wurde.

„Derselbe trat es an den Rittmeister von Kracht ab, welcher es seit dieser Zeit in seinem mit einer Mauer umgebenen Garten aufbewahrte, der, was wohl zu merken ist, innerhalb der mit einer hohen Ringmauer eingeschlossenen Stadt liegt. Hier setzte es nun am 27. Mai 1831 Mittags zwischen 11 und 12 Uhr zwei vollkommen ausgebildete Kitze." So weit die eigenen Worte des Herrn von Meyerink.

Ich enthalte mich hier eines Urtheils und bemerke nur, daß in einzelnen Fällen hinsichtlich der Satzzeit wohl Ausnahmen von der Regel stattfinden. So beobachtete Herr Heerwart in Zillbach am 26. März 1814 ein Rehkalb, welches er sowohl seiner Färbung als seiner Größe und Munterkeit nach für älter als vier Wochen hielt, und das zur gewöhnlichen Satzzeit der Rehe sich zum ersten male und im August schon zum zweiten male verfärbt hatte. Auch Herr Graf von Sponeck gibt in seiner Sammlung naturhistorischer und waidmännischer Beobachtungen unter Nr. 83 den Fall an, daß im Monat August eine Ricke gefunden wurde, die während des Setzens zweier vollkommen ausgewachsener Kälber verendet war.

Wir wollen uns indessen bei solchen abnormen Fällen nicht aufhalten, vielmehr hier kurz die neueren Beobachtungen, durch welche die Sommerbrunft der Rehe als die alleinige und wirkliche gegen jeden Zweifel gesichert ist, zusammenstellen.

Die Gründe, warum die älteren Jäger so fest an eine Dezember-Brunft der Rehe geglaubt haben, lassen sich wohl vorzüglich auf zwei zurückführen:

1) Auf einen Schluß a priori aus dem allgemeinen Naturgesetze, daß die größeren Thiergattungen einer längeren Tragezeit bedürfen, als die kleineren. Bei den zum Hirschgeschlecht gehörigen, in Deutschland einheimischen oder einheimisch gewesenen Wildarten, welche in ihrer natürlichen Beschaffenheit so viel Uebereinstimmendes haben, fällt die Setzzeit ziemlich in denselben Zeitpunkt — von Mitte Mai bis Mitte Juni. Da nun das Elch-Wild zuerst brunftet — vom August an — dann erst das Edelwild, und noch später das Dammwild nachfolgt, so schien der Schluß, daß die wahre Brunft der Rehe noch später, als Ende November, bis gegen Ende Dezember eintrete, gerechtfertigt.
2) Die sorgfältigsten, mit scharfen Augen angestellten Untersuchungen der Tragwerkzeuge der Rehe haben vor Ende Dezember eine Spur des Beschlagenseins in der Tracht nicht erkennen lassen. Dagegen sind bei gleicher Sorgfalt drei Wochen nach der Brunftzeit bei dem weiblichen Wilde der andern zum Hirschgeschlecht gehörigen Gattungen solche Anzeichen des Beschlagenseins stets gefunden worden. Der wegen seiner Verdienste um die Jagdwissenschaft unvergeßliche Dietrich aus dem Winkell war bekanntlich der hartnäckigste Vertheidiger der Dezemberbrunft; der stärkste

der von ihm angeführten Gründe scheint der zu sein: er werde bei der Behauptung der 20 bis 21wöchentlichen Tragezeit der Rehe beharren, so lange es nicht als möglich bewiesen sei, „daß eine Nichtwahrnehmbarkeit des Hochbeschlages in den Traggefäßen bis zur Hälfte der Schwangerschaft irgend eines Säugethieres stattfinden könne.“

Es ist nun besonders interessant, daß gerade dieser Beweis durch die neuesten physiologischen und anatomischen Forschungen in Bezug auf das Rehwild vollständig geführt ist.

Im Jahre 1833 wurde dem als Anatom bekannten Oberstabsarzt Poikels, unter Vermittelung des Grafen von Veltheim vom Herzog von Braunschweig die Erlaubniß ertheilt, vom 15. Juli 1833 bis 15. Februar 1834 nach und nach 54 Ricken anatomisch zu untersuchen. Er hat aber durch seine Untersuchungen keine Entwickelung des Eies vor dem Monat Dezember gefunden. Dem Resultate nach schließt er sich jedoch der Ansicht, daß die Augustbrunft die wahre sei, an. Doctor L. Ziegler in Hannover, der sich später als Jagdschriftsteller einen Namen gemacht hat, trat im Jahre 1843 mit einer kleinen Schrift „Beobachtungen über die Brunft und den Embryo der Rehe“ hervor.

Ziegler führt zunächst die Beobachtung an, daß beim Rehbock im August das Kurzwildpret (die Testikeln) bedeutend an Größe zunehme und daß die vasa deferentia von Samen strotzen, in welchem sich lebhaft bewegende Spermatozoen — sogenannte Samenthierchen — enthalten sind. Im November dagegen hat er in jenen Gefäßen des Rehbocks nur einzelne Samenkügelchen und nur sehr einzelne sich träge bewegende der erwähnten Samenthierchen gefunden. Indem er sich nun darauf stützt, daß diese Spermatozoen, die er für selbstständig lebende Thierchen (Samenthiere) hält, zur Befruchtung erforderlich sind, entnimmt er aus ihrem Vorhandensein einen Beweis für die Augustbrunft und aus ihrem Mangel nach dem Abwerfen des Gehörnes durch den Rehbock einen Gegenbeweis gegen die Dezemberbrunft.

Er führt ferner aus, daß erst die neuesten Forschungen großer Physiologen, unter denen er dem Professor Bischoff einen besonders hervorragenden Rang einräumt, das Dunkel über die erste Entwickelung der Befruchtung bei Menschen und Thieren aufgehellt hätten, und daß nur unter Berücksichtigung der daraus hervorgegangenen Entdeckungen der Beginn der Befruchtung der Ricke festgestellt werden könne. Dabei erinnert er daran, daß zur Auffindung der ersten Spuren die Unterstützung

des Mikroskops erforderlich sei und diese Untersuchungen zu den schwierigsten der Anatomie gehören. Was er als Ergebniß seiner Untersuchung der Tracht von 20 Ricken aufstellt, ist in folgenden Sätzen zusammengefaßt, wobei jedoch hier die auf technischen Ausdrücken beruhenden Details weggelassen werden:

1) Der Samen gelangt (nach der Begattung) bis zu den Eierstöcken der Ricke, aus welchen die kleinen Eierchen in die Eileiter geführt werden.

2) Auf dem Wege durch die Eileiter bis zur Gebärmutter verweilen die befruchteten Eierchen fast drei Monate und nehmen während dieser ganzen Zeit wenig an Größe zu.

3) Der Eintritt der Eierchen aus den Eileitern in die Gebärmutter erfolgt im Monat Dezember, von welchem Augenblicke an das Wachsthum derselben und die Bildung der Frucht außerordentlich schnell vor sich geht.

4) Erst im Dezember zeigen sich an der äußern Fläche der Gebärmutter vermehrte Gefäßbildungen und im Innern vermehrte Schleimabsonderungen.

5) Die ganze Tragezeit der Rehe dauert 40 Wochen. Die Gründe dieser merkwürdigen Anomalie, daß nämlich die Eierchen so langsam in die Gebärmutter gelangen und die Fruchtbildung darin so spät nach der Begattung beginnt, lassen sich, wie Dr. Ziegler meint, nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft noch nicht nachweisen. Er will die vollkommene Erklärung Kundigeren überlassen, meint aber doch in der Kleinheit der Eileiter und den so wenig in ihnen entwickelten Flimmerorganen einen Grund dazu gefunden zu haben.

Ueberhaupt ist er der Ansicht, daß sich die Geschlechtstheile der Ricken vor denen anderer Thiere durch besondere Kleinheit auszeichnen, welche in keinem Verhältnisse zu der Größe des Thieres stehe.

Dies die Ergebnisse der Schrift des Doctor Ziegler.

Bei der Wichtigkeit, welche diese Untersuchungen auch für den Jäger vom Fache haben und bei der für die meisten derselben (ich schließe mich nicht aus) vorhandenen Unmöglichkeit, sich ein selbstständiges Urtheil in Fragen der Anatomie zu bilden, ist es besonders erfreulich, daß der bekannte Physiologe und Anatom, Professor Bischoff in Gießen, auf den sich Doctor Ziegler als auf eine Autorität beruft, das Ergebniß seiner Forschungen in einer Schrift: „Entwickelungs-Geschichte des Rehes“

veröffentlicht hat. Aus dieser Schrift werde ich ebenfalls nur das anführen, was für den in die Terminologie der Physiologen und Anatomen nicht Eingeweihten verständlich ist. Ich schreibe ja für Jäger, und für diese kommt es bei der vorliegenden Frage nur auf die möglichste Zuverlässigkeit des Ergebnisses an.

Bischoff zeigt sich keineswegs besonders befriedigt hinsichtlich der Genauigkeit, mit welcher Doctor Ziegler seine Beobachtungen angestellt habe. Er theilt des Letztern Ansicht nicht, daß sich die Geschlechtstheile der Ricken von denen anderer Thiere durch besondere Kleinheit auszeichnen sollen. Auch widerspricht er der Behauptung, der Stillstand an der Entwickelung des Eies erfolge im Eileiter.

Uebrigens läßt er sich nicht darauf ein, Gründe für die anomale Erscheinung jenes Stillstandes aufzusuchen, er trägt blos seine Beobachtungen vor und stellt die Resultate zusammen. Von diesen führe ich die für unsern Zweck ausreichenden meist wörtlich hier an.

1) Die Brunft, Begattung und Befruchtung der Rehe erfolgt Ende Juli und im August. Nur zu dieser Zeit hat die Ricke reife Eier und der Bock reifen Samen; im Dezember findet sich Beides nicht.

2) Zur Zeit der Brunft, und meist gleich nach der Begattung, verläßt das Ei den Eierstock und tritt in den Eileiter, woselbst es dem Samen begegnet und befruchtet wird.

3) In dem Eierstock entwickelt sich sogleich in dem von dem Ei verlassenen Graaf'schen Bläschen ein sogenannter gelber Körper in gewöhnlicher Weise. Derselbe findet sich als Beweis des Austrittes des Eies in allen folgenden Monaten in ziemlich unveränderter Größe in dem Eierstock neben anderen unreifen Graafschen Bläschen und Eiern.

4) Das Ei geht in kurzer Zeit, längstens in einigen Tagen, durch den Eileiter hindurch und gelangt noch in seiner ursprünglichen Größe, kaum den zwölften Theil einer Linie groß, in die Gebärmutter (den uterus).

5) Es verweilt jetzt das Ei, ohne sich irgendwie zu verändern, $4^1/_2$ Monate, bis nach Mitte Dezember, in demselben ganz unentwickelten Zustande in der Gebärmutter, wird daher hier stets übersehen nnd ist selbst für den Kenner sehr schwer zu entdecken. Auch an der Gebärmutter ereignet sich während dieser Zeit gar

keine Veränderung, und so begründet sich der Glaube, das Thier sei nicht trächtig.

6) Allein plötzlich nach Mitte Dezember fängt das Ei mit derselben Schnelligkeit des Fortganges der Entwickelung wie bei allen übrigen Säugethieren und namentlich Wiederkäuern, an, sich zu entwickeln, so zwar, daß in Zeit von 21 bis 25 Tagen alle Theile des Eies und alle Organe des Embryo so weit gebildet sind, daß sie fortan bis zur Geburt nur noch eine Vergrößerung erfahren.

7) Die Geburt erfolgt 40 Wochen nach der Begattung und Befruchtung.

Dies ist der Theil der in Professor Bischoff's Schrift als Resultat aufgestellten Sätze, welcher auch für den Nicht-Anatomen verständlich ist. Ich füge nun aus der Darstellung seiner Beobachtungen noch Einiges bei, welches über den Vorgang, aber auch über die Schwierigkeiten der anatomischen Untersuchungen desselben, Licht verbreitet.

Am 31. Juli 1848 untersuchte Bischoff die Tragwerkzeuge einer alten Ricke, deren Gesäuge noch ganz voll Milch war; ihr Kalb und ein Bock waren mit ihr zugleich geschossen worden. Sowohl in der Scheide, als in der Gebärmutter, ja selbst in dem Anfange der Eileiter dieser alten Ricke fanden sich reichlich Spermatozoiden (sogenannte Samenthiere). Dieselbe bewegten sich Nachmittags 5 Uhr noch schwach, nachdem die Ricke Morgens 10 Uhr geschossen worden war. Das Vorhandensein dieser Spermatozoiden ist nun ein schlagender Beweis, daß die Ricke kurze Zeit vorher, ehe sie geschossen worden, vom Bock beschlagen worden war. Hierdurch wird auf das Ueberzeugendste dargethan, was aus dem Winkell stets bezweifelt hat, daß nämlich eine alte Ricke in demselben Jahre, in welchem sie gesetzt und ihr Kalb bis zur Blattzeit erhalten hat, während der Blattzeit desselben Jahres beschlagen worden ist. Am 6. August 1847 untersuchte Bischoff die Tragwerkzeuge einer am 4. August Abends geschossenen alten Ricke, deren Gesäuge noch ganz voll Milch war. An dem rechten Eierstock waren zwei Graaf'sche Bläschen vor kurzem geplatzt, in dem Mittelpunkte beider Stellen ein tief dunkelrother Stich — die Austrittsstelle der Eier. Beide fand er nach längerem Suchen im Eileiter, sie waren schwer zu entdecken und hatten die Größe eines Zwölftheiles einer Pariser Linie.

Am 12. August 1847 untersuchte derselbe die Tragwerkzeuge eines wenige Stunden zuvor geschossenen Schmalrehes, an dessen rechtem Eier-

stocke sich zwei schon ziemlich vollkommene Corpora lutea zeigten. Da die Eier hiernach schon ausgetreten sein mußten, suchte sie der Forscher in den Eileitern, aber vergebens. Eines derselben fand er endlich in der Mitte des rechten Gebärmutterhorns in dessen Schleime.

Beide Beobachtungen beweisen die erfolgte Begattung und Befruchtung der Ricken zu Ende Juli oder in der ersten Hälfte des August. Dabei sind die Verhältnisse der Reife, des Austretens der Eier aus dem Eierstocke, ihres Durchganges durch den Eileiter und ihrer Veränderungen in demselben vollkommen denen anderer Säugethiere gleich. Der geheimnißvolle Vorgang des langen Stillstandes in der Entwickelung erfolgt in der Gebärmutter.

Trotz großem Aufwande von Zeit und Mühe und bei einer zehn Jahre lang fortgesetzten Untersuchung vieler Tragwerkzeuge von Ricken ist es dem Professor Bischoff nur zwei mal — am 2. November und am 18. Dezember 1847 (das letzte mal bei einem Schmalreh) — gelungen, die Eier in diesem ganz unentwickelten Zustande in dem uterus aufzufinden. Die Schwierigkeit dieser Entdeckung findet er darin, daß sie auch noch im November und Dezember ganz das Aussehen von Eierstockeiern haben, dann auch in ihrer außerordentlichen Kleinheit und losen Beschaffenheit, wodurch sie in dem vielen Schleim leicht verschwinden. Die Schwierigkeit erhöht sich noch dadurch, daß es dem Anatomen so selten gelingt, die zu untersuchenden Theile frisch zu bekommen, indem bei Wild und namentlich bei Rehen die Zersetzung der Verdauungsorgane außerordentlich schnell eintritt und auf die Tragwerkzeuge übergeht.

In Bezug auf den Zeitpunkt des Beginnes der Entwickelung des Embryos aus dem Eie ist hier aus Bischoff's Schrift noch Einiges beizufügen. Er hat vor dem 18. Dezember nie irgend ein schon in weiterer Entwickelung begriffenes Ei gefunden; andererseits sah er schon vom 9., 10. und 12. Januar an Embryonen von 2 Zoll Länge. Man kann also annehmen, daß diese Entwickelung innerhalb 21 bis 25 Tagen durchgemacht wird. Diese Zeit ist jedenfalls nicht länger als die, welche Ei und Embryo bei dem Schafe bis zu diesem Grade seiner Ausbildung brauchen. Bei Kühen, Ziegen, Hirschen verhält es sich nach dem, was wir von ihrer Entwickelung wissen, ebenso.

Andererseits ist es gewiß, daß eine ziemlich große Verschiedenheit zwischen mehreren (Ricken) Individuen auch durch das Alter veranlaßt wird. Aeltere Ricken sind immer weiter in der Entwickelung als jüngere, obwohl auch wieder zwischen gleichalterigen große Verschiedenheiten vor-

kommen. Wahrscheinlich sind sie in der Verschiedenheit der Brunftzeit begründet, da man das Beschlagen noch während des ganzen August beobachtet haben will und die Brunft doch wahrscheinlich bei der einzelnen Ricke nur sehr kurz dauert. Da Ende Juli schon beschlagene Ricken vorkommen, so kann dies schon einen Unterschied von vier Wochen bedingen, welcher auch in der Zeit des Setzens vorkommt. So erklärt es Bischoff, daß er am 10. Januar noch Tragwerkzeuge untersucht habe, in denen er kein Ei finden konnte, obgleich gewisse gelbe Körper ihre Gegenwart anzeigten, während er zu derselben Zeit in andern Ricken schon zwei Zoll große Embryonen fand. Den Schluß aber, daß eine Ricke, bei welcher zur gedachten Zeit trotz alles Nachsuchens kein Ei gefunden wurde, nicht beschlagen gewesen und daß die vorhandenen gelben Körper nur Zeichen eines auch ohne erfolgten Beschlag geschehenen Austritts der Eier seien, hält Bischoff darum für irrig, weil er später nie eine überhaupt fortpflanzungsfähige Ricke gefunden habe, welche nicht beschlagen gewesen sei.

Die vorstehenden Auszüge habe ich darum so ausführlich gegeben, um einerseits zu zeigen, daß nach so gründlichen physiologischen und anatomischen Forschungen darüber, daß die Sommer-Brunft der Rehe die alleinige und wahre sei, kein Zweifel mehr obwalten könne, andererseits aber auch zu erklären, warum früher weder Naturforscher, noch eifrige Jäger, z. B. Winkell, vor der Zeit der von ihnen angenommenen Winterbrunft in der Tracht der Ricke keine Spur eines fruchtbar erfolgten Beschlages auffinden konnten.

Es bedarf nun keiner weitern Ausführung, daß der weiter oben von mir dem Herrn von Meyerink nacherzählte Vorfall als ein Beweis für die Spätbrunft nicht mehr dienen kann. Dagegen sind seit jener Zeit viele zuverlässige Beobachtungen an eingesperrt gehaltenen Ricken, welche für die Sommerbrunft sprechen, gemacht worden. Einige derselben hat Dr. Ziegler in seiner oben erwähnten Schrift mitgetheilt. Ich beschränke mich jedoch darauf, aus dem in den Verhandlungen des Schlesischen Forstvereins vom Jahre 1846 abgedruckten Berichte des nunmehr verstorbenen herzoglichen Forstmeisters Bieneck einen Auszug mitzutheilen. Unter Mitwirkung des Präses des schlesischen Forstvereins, des dem Forst- und Jagd-Publicum rühmlichst bekannten Oberforstmeisters von Pannewitz zu Breslau, hatte der Berichterstatter zur Beseitigung der Zweifel darüber, ob auch eine Ricke in der freien Natur von der Augustbrunft wirklich befruchtet werde, im September 1845 fünf Ricken und ein Schmalreh einfangen und unter sorgfältiger Obhut in den wohlverschlossenen Thiergarten zu

Domatschine, in welchem kein Rehbock zu ihnen bringen konnte, aussetzen lassen. Am 15. Dezember 1845 verendete eine und am 29. Dezember desselben Jahres eine andere dieser Ricken; die durch Aerzte vorgenommene Section derselben ergab kein Anzeichen der Befruchtung. Am 6. Januar 1846 wurde nun eine im Freien lebende Ricke, welche die vom Berichterstatter bis dahin vorausgesetzte Winterbrunft genossen haben konnte, abgeschossen und bei dieser ergab die Section unzweifelhafte Spuren einer Befruchtung. Am 30. Januar 1846 verendete die dritte der vier im Wildgarten befindlichen Ricken, ohne daß die am 2. Februar von den Aerzten vorgenommene Section eine Spur von Beschlagensein verrieth Im Gegensatz zeigten sich bei einer an demselben Tage im Freien erlegten Ricke zwei Embryonen. Dies schien für die Winterbrunft zu sprechen Es wurde darauf am 10. Mai von den zwei noch im Wildgarten lebenden Ricken eine in Gegenwart des Vereins-Vorstehers und mehrerer Vereins-Mitglieder abgeschossen, und bei der Section derselben fanden sich zwei schon behaarte und nach Verhältniß des Zeitpunktes ausgebildete Kälber, ein Böckchen und ein Rickchen vor.

Der Berichterstatter, Forstmeister Bieneck, ein 67jähriger Waidmann, bis dahin ein fester Anhänger des Glaubens an die Winterbrunft, rectificirte nun seine Meinung. — Die fünfte übrig gebliebene Ricke blieb gelte. —

Es genügen daher an dieser einen gehörig beglaubigten Erzählung, um auch aus der blosen Erfahrung ohne die Ergebnisse der anatomischen Forschungen, die Sommerbrunft als die wahre über allen Zweifel hinaus festgestellte zu erachten.

Gewöhnlich setzt die Ricke zwei Kälber im Mai; doch hat man auch öfters Ricken mit drei Kälbern beobachtet, ja, in den oben angezogenen Jagd-Merkwürdigkeiten des Grafen von Sponeck wird sogar erzählt, daß eine Ricke mit fünf Kälbern beschlagen gegangen sei!

Im Jahre 1813 zu Anfang April (noch unter französischer Regierung, als man es mit der Jagdhege und der ächt waidmännischen Ausübung der Jagd nicht immer so genau nahm), schoß der reitende Förster X. auf einem Treibjagen eine Rehgeis, welche mit vier ganz ausgebildeten, schon völlig behaarten und volles Leben zeigenden Kitzchen tragend war! — Die Wahrheit dieses Ereignisses verbürgt der Herr Forstinspector Fr. Eichhoff zu Wittlich.

Die ziemlich starke Vermehrung des Rehwildes erleichtert auch, wenn

die Gegend günstig ist und die Jagdpflege zweckmäßig gehandhabt wird, das Aufbringen eines Rehstandes.

Welchen Einfluß ein außergewöhnlicher Zustand auf das Verhalten einer Ricke haben kann, ergibt sich aus nachstehendem Vorfalle:

Bekanntlich gehört das Reh zu derjenigen Wildart, die durch ihre angeborne Furchtsamkeit selbst bei einem eingetretenen gewissen Grade von Vertraulichkeit gegen den Menschen doch immer eine, in allen Bewegungen sich kund gebende, nicht zu bezwingende Scheu bezeiget. Daß es indeß auch bei dieser Wildart Momente gibt, in welchem sie, die angeborene Scheu gegen den Menschen bekämpfend, in Augenblicken der eigenen Gefahr oder des körperlichen Leidens, die Hülfe des Menschen nicht allein willig annimmt, sondern sie sogar aufsucht, darüber wird der nachfolgende, aus einem amtlichen Berichte des Landrathes des Pleschener Kreises entnommene Fall sprechende Beweise liefern. Es heißt in diesem Berichte: „Ein Fall merkwürdiger Art hat sich auf dem Felde in Sebötka zugetragen. Der dortige Schäfer hütete im verflossenen Sommer die Schafe. Ein Reh nähert sich der Heerde. Er bemerkt es, schleicht näher heran und sieht, daß aus dem Begattungstheile des Rehes etwas heraushänge, Rehläufen ähnlich. Er tritt näher heran — das Reh bleibt ruhig stehen — und entdeckt, daß dasselbe nicht gebären kann und sich aller Wahrscheinlichkeit nach schon einige Zeit in diesem Zustande befinde. Er zieht das bereits in Fäulniß übergegangene junge Reh aus der Mutterscheide aus, worauf dieselbe, des Schmerzes und der Angst erledigt, sich entfernt und dem nahen Walde wieder zuläuft. — Wahrscheinlich hat die Angst, von der das Reh dadurch, daß es nicht gebären konnte, befallen war, dasselbe dazu genöthigt, irgendwo Hülfe zu suchen. — Es ist diese Begebenheit für wahr verbürgt worden und sie kann daher nicht auf das Feld der Mährchen verwiesen werden. War es die Schafheerde, die das leidende Reh veranlaßte, dort Hülfe zu suchen, oder hätte es sich in seiner höchsten Noth auch dem Menschen allein genähert? — wer kann dies wissen." — Die Wahrscheinlichkeit möchte wohl dafür sprechen, daß dieses Reh nicht den Schäfer selbst, sondern nur seine Heerde aufgesucht habe.

Ein ähnlicher merkwürdiger Fall begegnete dem verstorbenen Oberförster Steinbrenner zu Rothenburg im Spessarte, indem er ein Altthier, welches nicht gebären konnte, von einem lebenden Kalbe befreite.

Schwerlich ist jemals ein Rehstand mit so großer Mühe erzogen worden, als dies seitens des Königl. württembergischen Förster Schreiner zu Dettmarke geschehen ist. Näheres darüber enthält die „Monatsschrift

für Forst- und Jagdwesen insbesondere für Süddeutschland" und zwar als „Beitrag zur Naturgeschichte des Rehes".

Als Schreiner im Jahre 1851 sein Revier übernahm, hatten „die Vandalen vom Jahre 1848" das gesammte Rehgeschlecht in dortiger Gegend vertilgt, und nur ein einziges Exemplar, ein starker alter Bock, war durch einen ungewöhnlichen Grad von Klugheit, Vorsicht und Menschenscheue dem Schicksale seines Stammes entgangen und daher seine Existenz als ein halbes Wunder zu betrachten.

Dieser letzte Sprosse der Familie wurde daher sorgfältig geschont und dazu ausersehen, der Begründer einer neuen Dynastie zu werden.

Vergebens hoffte Schreiner aus dem benachbarten Reviere einige Rehe einwechseln zu sehen; sie blieben aus und erst im vierten Jahre kam er in den Besitz eines weiblichen Kitzchens, womit er die Erziehung eines neuen Rehstandes zu versuchen beschloß.

Das junge Reh gedieh sehr gut und wurde bald ganz zahm, wollte aber durchaus nicht allein im Walde bleiben. Als daher die Brunftzeit herbeikam, von deren zweckmäßigen Benutzung das Gelingen des ganzen Projectes abhing, blieb Herrn Schreiner kein anderes Mittel übrig, als das Bett seiner beiden Kinder von 10 und 12 Jahren, an die das Reh am meisten gewöhnt war und neben deren Lager es die Nächte gewöhnlich verbrachte, dahin schaffen zu lassen, wo der alte Robinson seinen Stand hatte; allein erst nach Verlauf mehrerer Tage hatte dieses Mittel den gehofften Erfolg, indem dieses Schmalreh, welches man füglich mit der Königin von Saba, die sich ebenfalls dem alten Salomo liebreich näherte, würde vergleichen können, sich anfänglich nur auf eine halbe Stunde, bald aber auch auf halbe und ganze Tage von seinen Spielkameraden entfernte, aber dann regelmäßig immer wieder in das Forsthaus zurückkehrte.

Am 1. August wurde es zum ersten Male bei dem Bocke im Freien gesehen und acht Tage später brachte es denselben aus dem Walde mit, während die Kinder im Hofe des Forsthauses spielten. Er zeigte große Lust sich ihnen ganz vertraulich zu nähern, was aber denn doch unterblieb.

Am 5. October 1855 kehrte das Reh, nachdem Tags zuvor ein leichter Schneefall stattgefunden, in das Forsthaus zurück und blieb, ohne irgend ein Verlangen nach der Freiheit zu zeigen, bis zum 1. April 1856, wo es wieder den Wald aufsuchte und erst am 2. Mai hochbeschlagen daraus heimkehrte. — In den ersten Tagen des Juni machte es abermals einen Besuch in der Heimath und zwar, wie es schien, um für die noch bevorstehende Niederkunft Beistand zu suchen.

Es verlangte, wie gewöhnlich, Brod und Salz, blieb aber nicht länger als eine halbe Stunde.

Später, gegen Ende Juni, wurde es oft, zuerst mit nur einem und dann mit zwei Kitzchen, auch bisweilen mit dem alten Stammhalter, gesehen.

Mit dem Eintritt der rauhen Jahreszeit jedoch kehrte die alte Geis, ohne alle Rücksicht auf ihre Jungen, die sich mit dem Lieblingsaufenthalte der Mutter niemals befreunden wollten, in das gewöhnliche Winterquartier zurück und verweilte da bis zum Ausbruche des Laubes.

Im letzten Nachsommer ließ sich nun die Alte gar nicht mehr im Forsthause sehen, und man war schon geneigt zu glauben, sie habe ihre Pflegeeltern vergessen, als sie plötzlich einmal Morgens am 2. Dezember wieder vor der Thür stand und Einlaß begehrte.

Nicht weit hinter ihr bemerkte man die beiden Kinder, die aber, als sie sahen, daß die Mutter nicht mehr zurückkam, sich dem Walde wieder zuwendeten.

Als Herr Schreiner diese seine Beobachtungen niederschrieb — was am 16. Februar 1858 geschah — hatte sich die Alte, abermals hochbeschlagen, vor seinen Füßen niedergethan. Sie war nun bereits vier Jahre alt. Die beiden Jungen vom letzten Jahre waren, zur großen Freude Schreiner's, weiblichen Geschlechtes und er sah sich nunmehr für die viele und große Mühe, die er angewendet, um einen Rehstand zu begründen, reichlich belohnt.

Merkwürdig aber und fast komisch ist dabei der Umstand, daß er sich dazu nicht, wie es schon oft geschehen ist und vielleicht auch künftig noch oft geschehen wird, einer Ricke, sondern eines Bockes hat bedienen müssen, der nun aber, wenn er, woran nicht zu zweifeln ist, anfängt allzuzärtlich mit seinen Erstgebornen umzugehen, durch eine Büchsenkugel sich bald genöthigt sehen wird, die Regierung niederzulegen.

Dann heißt es bei ihm, wie in Schiller's Fiesco: „der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen."

Ich füge nun noch einige Beobachtungen bei, welche von Herrn Schreiner an seinem zahmen Hausgenossen gemacht wurden und als charakteristische Beiträge zur Naturgeschichte des Rehgeschlechtes überhaupt interessant genug sind, um zu verdienen, daß man sie so viel als möglich der Vergessenheit zu entreißen suche. Ich will dessen eigene Worte hier beibehalten. Er sagt nämlich am Schlusse seiner Erzählung noch Folgendes:

„Einige merkwürdige Eigenheiten von dem Rehe will ich auch noch mittheilen und zu diesen kann ich hauptsächlich zählen, daß das Reh bei stürmischer Witterung sehr schüchtern und unruhig ist und so kam es zweimal vor, daß es vom Zimmer aus durch das Fenster das Freie suchte. (Der erfahrene Jäger wird es wohl wissen, daß auch das Wild im Freien, namentlich Roth- und Rehwild, bei stürmischer Witterung und erstem Schneefalle stets unsicher ist, auch öfters sehr flüchtig wird und sich in große Dickichte zurückzieht.)

„Zur Setzzeit, wenn die Jungen noch klein sind, ist es gegen meine Frau und Kinder böse, stößt wie ein Bock mit dem Kopfe und schlägt mit den Vorderläufen tüchtig zu. Auch gegen Leute, die im Walde arbeiten, besonders weiblichen Geschlechts, wird stark agirt, wenn sie sich den Jungen nähern und es kann sich keine Gräser- oder Holzleserin lange in ihrer Nähe halten.

„Meine zwei Dachshunde fürchtet das Reh nicht und wenn sie gegen Jemanden zu bellen anfangen, was dem Reh häufig nicht gefällt, werden sie mit den Vorderläufen stark durchgearbeitet und so zum Schweigen gebracht.

„Auf die Lambris meines Zimmers stellt es sich gerne und sieht durchs Fenster, was im Freien passirt.

„Zucker, Kaffee und Confect sind seine liebste Speise.

„Im Zimmer ist es reinlich und wenn es nothwendig wird vor die Thüre zu gehen, klopft oder kratzt es, wie ein gut gezogener Hund.

„Die jungen Rehe sind so schüchtern wie anderes Wild; häufig habe ich die Mutter mit ihren Jungen angeschlichen. Sobald eines der Jungen mich bemerkte, ging es flüchtig davon, während die Alte sich vorher überzeugte, was da kommen wird. Hörte sie meine Stimme oder erkannte sie mich, so blieb sie einige Zeit bei mir, scherzte mit mir und ging dann auf der Fährte, wie ein Hund mit dem Kopfe auf dem Boden suchend, ihren Jungen wieder nach."

So leicht übrigens und in so kurzer Zeit bei fleißigem Schutz und zweckmäßiger Behandlung ein Rehstand in die Höhe zu bringen ist, so leicht vermindert sich jedoch derselbe im umgekehrten Falle, da es nicht an Feinden fehlt; denn außerdem, daß Füchse, Katzen, Marder, ja sogar das große Wiesel und einige große Raubvögel nicht nur die frisch gesetzten, sondern auch die schon in etwas erstarkten Kälber verfolgen, so ist dieses zärtliche Wild auch mancherlei Unfällen und Krankheiten ausgesetzt. Vorzüglich sind es unter den letzten die Ruhr und die Auszehrung, welche

oft den besten Rehstand in sehr kurzer Zeit auf das Aeußerste herunterbringen. Die erste entsteht durch Ueberfüllung des Magens mit fetten Sumpf- und Wasserpflanzen, welche sie überaus begierig nach strengen Wintern aufsuchen; die Auszehrung aber hat ihren Grund meistens in dem Genusse unverdaulicher Holzfasern, die in den Magenfalten liegen bleiben.

In dem Magen solcher Rehe, welche nach sehr strengen Wintern gefallen gefunden wurden, fanden sich verhärtete Klumpen von der Stärke einer Männerfaust, welche bei näherer Untersuchung als Rinde von Weichhölzern und Knospen von Eichen erkannt wurden und sich als durch eine harzige Substanz fest zusammengehalten darstellten. Diese Rehe hatten sonst keine Aesung im Wanst und sämmtlich stark gekümmert.

Auch habe ich die Bemerkung gemacht, daß sehr viele Rehe nach nassen Wintern eingehen, wobei sich nach der Oeffnung immer die Leber leidend zeigt, welche oft nur einen Eiter-Klumpen bildet. Ob aber der Genuß des Eckerichs die Schuld an der Leberfäule bei nassen Jahren trägt, möchte ich nicht geradezu behaupten, da diese Krankheit sich auch dort zeigt, wo kein Eckerich zu finden ist.

Noch füge ich hier hinsichtlich einer anderen Krankheit folgenden Bericht bei:

In der Allgemeinen Forst- und Jagd-Zeitung (Jahrgang 1831, März, S. 128) befindet sich ein Aufsatz: „Ueber Unregelmäßigkeit der Rehbocks-Gehörne im Jahre 1826 im Harz", zu welchem der Standesherrschaftliche Oberförster Schottky zu Militsch in Schlesien nachstehende Mittheilung zu machen sich veranlaßt findet:

„Wie jedem Jäger schon bekannt ist, verkümmert ein Rehbock am Gehörne, wenn derselbe zur Zeit, in welchem solches noch nicht seine Ausbildung erreicht hat, Schaden am Kurzwildpret leidet, so wie derselbe nicht mehr aufsetzt, wenn er abgeworfen hat und in diesem Zustande an dem erwähnten Theile bedeutenden Verlust erleidet.

„Aber auch in jedem andern Krankheitsfalle setzt der Rehbock nur ein verkümmertes Gehörne auf, so wie dasselbe bei dessen guter Gesundheit und vorzüglich guter Aesung die höchste Vollkommenheit erreicht.

„Im Jahre 1826 wurden in hiesiger Gegend gleiche Bemerkungen, wie im März-Stück, S. 128, angeführt sind, gemacht. Der Genannte selbst schoß vier starke Rehböcke mit auffallend verkümmerten Gehörnen und hatte Gelegenheit, durch die ganze Jagdzeit einige 20 erlegte Rehböcke zu sehen und zu untersuchen. Ueber zwei Drittheile davon waren

Kümmerer und doch ein jeder am Kurzwildpret vollkommen gesund. Muthmaßliche und wohl gegründete Ursache zu jener fast allgemeinen Verkümmerung in hiesiger Gegend war die vorhergegangene Klauenseuche des Rehwildes. Nur selten bekam man ein Stück zu Gesichte, welches nicht erlahmt war, und eine große Zahl wurde ein Raub dieser Krankheit. „Wahrscheinlich hatte zu jener Zeit das Rehwild im Harz auch an dieser oder irgend einer andern Krankheit gelitten."

Erhält der Schnee eine Kruste, wodurch Rehe an den Läufen wund werden, so wirkt dies gleichfalls höchst nachtheilig auf den Rehstand und die abgematteten, in der Flucht gehinderten Rehe werden nur zu leicht eine Beute der Raubthiere, und, auch ohne dieser Verfolgung ausgesetzt zu sein, hat diese Verwundung der Läufe das gänzliche Eingehen der schwächeren Rehe zur Folge, wenn die Standorte nicht sehr ruhig gehalten werden und nicht zugleich für reichliche Aesung gesorgt ist.

Ueberhaupt ist das beste Mittel gegen die schädlichen Folgen der Kälte und Nässe fleißige Fütterung mit Heu, Hafergarben und Vorschütten von Eicheln, wie man denn auch die rechtzeitige Auffrischung oder Anlegung der Salzlecken im Frühling nicht versäumen darf.

Die Art der Anlegung der Salzlecken übergehe ich als etwas Bekanntes. Wer sich darüber unterrichten will, den verweise ich auf Winkell's Handbuch, Bd. I., S. 26. Auch setze ich voraus, daß einer solchen Anlage nirgends ein gesetzliches Hinderniß entgegenstehe. Die in der Schlesischen Forst- und Jagdordnung enthaltene Beschränkung, wonach die Eigenthümer der Gebirgsforsten mit anzulegenden Salzlecken einem inländischen Grenznachbar nicht näher als eine Viertelmeile kommen sollen, ist eine ganz locale, sich sonst nirgends wiederholende Bestimmung. (S. Hahn's Preuß. Jagdrecht. 2. Ausg. S. 208.)

Auf das Wie? und Wo? der Salzlecken kommt sehr viel an.

Ist das Revier von der Art, daß man sie in der Nähe fließenden Wassers oder einer Quelle anlegen kann, so wird dieses doppelten Nutzen gewähren. Ruhig muß aber der Ort sein, damit die in der Nähe ihren Stand wählenden Rehe nicht stets durch Holzsammler, Viehhirten und dergleichen Leute beunruhigt werden.

Bekanntlich nehmen die Rehe frisch angelegte Sulzen erst nach längerer Zeit, ja oft erst im künftigen Frühjahre an. Um sie nun mehr anzulocken, ist es gut, die oberste Lage der Sulz mit etwas foenum graecum oder, was noch besser ist, radix violarum (Veilchen-Wurzel) von der im Großherzogthum Toscana wachsenden Iris Florentiana,

darauf zu streuen. Hauptsächlich darf der Lehm keinen Sand enthalten, da sie das Knirschen des Sandes außerordentlich scheuen.

Jedem, dem daran gelegen ist, seinen Rehstand zu erhalten, kann hier beständiger Schutz und die größte Aufmerksamkeit nicht genug empfohlen werden. —

Ich kann hier nicht umhin, einer Art von Wildfrevel Erwähnung zu thun, der, wenn nicht rechtzeitig dessen Entdeckung gelingt und man nicht schnell Vorkehrungen dagegen trifft, in kurzer Zeit den besten Rehstand zu ruiniren vermag. Ich meine das Schlingenstellen. Diese Schlingen werden entweder von Draht oder federspuldicken Leinen, wo die Rehe auf Schläge oder sonstige Aesungsplätze ziehen, aufgestellt. Der Schaden, der dadurch verursacht wird, ist um so größer, als sich meistens Ricken fangen.

Fleißiges Absuchen der Districte, wo diese Jagdpest zu Hause ist und Abheben der Schlingen, deren Anschaffung für den Wilddieb allerdings mit einigen Kosten verknüpft ist und auch nicht immer ganz ohne Verdacht zu erregen abgeht, sind die besten Mittel, die Frevler endlich verdrüßlich und müde zu machen, wenn man nicht Zeit genug hat, durch Aufpassen und persönliches Festnehmen auf eine ungleich wirksamere Weise diesem Uebel zu steuern.

Vertilgt man dabei auch fleißig das Raubzeug, sichert die Standorte gegen Beunruhigung durch Menschen und Weidevieh und hält alle jagenden Hunde fern, so wird man den Rehstand zum Verwundern sich mehren sehen und zwar um so schneller, wenn man es sich zum strengen Gesetze macht, keine Ricke zu schießen und nicht Sparsamkeit bei Anlegung von Sulzen und bei der Fütterung im Winter, ganz am unrechten Orte, anbringt.

Auch ist sehr zu empfehlen, so viel als nur immer möglich die geringeren Böcke zu schonen, dagegen aber ohne Bedenken jeden starken Bock wegzubürschen. Diese, vorzüglich diejenigen unter ihnen, die im Sommer ganz allein stehen, schaden mehr, als sie nützen, indem sie die geringeren Böcke abtreiben, ja oft ganz verscheuchen, dabei selbst zur Befruchtung wenig tauglich sind und zuletzt durch ihr beständiges und weites Wechseln oft eher jedem Andern zu Theil werden, als dem, auf dessen Reviere sie vielleicht nur wenig oder nichts genützt, wohl aber viel geschadet haben.

Wie sehr bisweilen ein geringer Bock seinen stärkeren Gegner fürchtet,

beweist ein Ereigniß, welches in der Blattzeit bei Schwebheim, in der Nähe von Schweinfurt, vorgekommen ist.

Man sah zwei Rehböcke, aus dem benachbarten Walddistricte Kammerhetz kommend, in voller Flucht nach dem Dorfe hinrennen.

Der Verfolgte, ein Gabelbock, hart bedrängt von seinem erbosten Nebenbuhler, setzte, als er in seiner Todesangst an die hohe Gartenmauer des hiesigen Rittergutsbesitzers, des als Chemiker und Schriftsteller rühmlichst bekannten Freiherrn von Bibra, kam über diese weg, während der Verfolger ein starker Bock, nachdem er einen Augenblick stehen geblieben war, alsbald in den Wald zurückkehrte.

Dem Gutsherrn wurde dieser Vorfall nun zwar alsbald angezeigt; allein ein solcher Salto mortale kam ihm so unwahrscheinlich vor, daß er, diese Nachricht ganz unbeachtet lassend, sich Mittags, ohne nähere Untersuchung, von hier entfernte. Erst später begab sich, auf wiederholte Anzeige, daß ein so ganz unerwarteter Gast sich in dem Garten eingefunden habe, ein Bedienter an Ort und Stelle, der, ohne sich zuvor der Zustimmung seines Herrn zu versichern, oder dessen Heimkunft abzuwarten, den Gefangenen niederschoß.

Bekannt ist, daß der Bock im November sein Gehörn abwirft und eben so, wie der Hirsch, wenn keine Verletzung des Kurzwildprets statt findet, bis Ende April, bei alten Böcken auch wohl früher, wieder aufsetzt.

Auch setze ich als bekannt voraus, daß die stärksten Böcke zuerst, nach ihnen die mittleren und zuletzt die geringen abwerfen und in eben dieser Ordnung auch wieder aufsetzen. Ferner, daß dies keineswegs in einer Provinz oder Gegend gleichzeitig auch nicht in jedem Jahre zu demselben Zeitpunkte geschieht, vielmehr bei reicher Aesung Abwerfen und Wiederaufsetzen früher, bei karger Aesung später erfolgt. Daher mögen Anfänger sich hüten, sich nicht einer irrigen Voraussetzung darüber, ob der Bock aufgesetzt habe oder nicht? hinzugeben.

Zu der Zeit, wenn die Böcke abgeworfen haben, setzt dieser Umstand manchen Jagdliebhaber in Verlegenheit; und in der That, das sichere Erkennen des Geschlechts ist zu dieser Zeit, bei nur schmalen Wegen und in Dickungen, wenn zumal das Reh flüchtig daher stürmt, gerade nicht leicht, namentlich, wenn man den Kopf als Haupt-Kennzeichen annimmt.

An dieses Unterscheidungsmerkmal sollte man sich daher gar nicht gewöhnen, da, wie gesagt, der Bock eine geraume Zeit gar nicht aufgesetzt hat und manchem, auch außer der ohnehin schwankenden Periode des Abwerfens

die Stangen fehlen. Der eine kann sie abstürzen, der andere im Kampf verlieren, ein dritter setzt gar nicht wieder auf, kurz, es gibt allerlei Zufälle, wodurch diese Kopfzierde verloren gehen kann.

Ziemlich leicht ist das Geschlecht eines Rehes von hinten zu erkennen, theils, weil der Schild eines Bockes bei Weitem weißer ist, als bei der Ricke, theils weil man bei dieser augenblicklich die herabhängende Schürze wahrnimmt, vorausgesetzt, daß die Entfernung nicht gar zu groß ist.

Doch, was nützt das Erkennen allein, wenn man nicht auch Gebrauch davon machen und schießen kann? Der Schuß von hinten aber ist, zumal mit Schroten ganz regelwidrig, weil diese durch das Wildpret am Schlegel gehindert, nicht genug durchschlagen und bis zu den edlen Theilen nicht einzudringen vermögen. Man macht daher, wenn es nicht ganz nahe ist, meist nur schlechte Schüsse. Am allerwenigsten aber darf so etwas jungen Anfängern gestattet werden, die selbst, wenn sie die volle Seite vor sich haben, dennoch oft genug nur die Hinterläufe treffen.

Das sicherste Kennzeichen bleibt daher immer der Pinsel, auf den man sich auch stets verlassen sollte, obgleich ein tüchtiger Jäger weder Stangen, noch Schild, noch Pinsel zu sehen braucht und dennoch den Rehbock, selbst in völliger Flucht, sogleich an der Gestalt erkennt. Denn der kürzere Hals, der dickere Kopf, die gedrungene Gestalt, die stolze Haltung geben dem, der stets aufmerksamer Beobachter bei ruhigeren Gelegenheiten, z. B. auf dem Bürschgange oder dem Anstande war, hinreichende Kennzeichen ab. Freilich ist nicht zu leugnen, daß sich die Sache bei Gelegenheiten unschwer beobachten läßt, aber immerhin große Uebung dazu gehört, bei ungünstigen, den schnellen Ueberblick hindernden Umständen, zu bemerken, was im Zustande der Ruhe und bei hinreichendem Raume so leicht in das Auge fällt. Doch gibt es Jäger, die sogar von fern und ehe sie des Rehes noch ansichtig werden, blos durch das Organ des Gehöres den starken Bock erkennen, weil dieser in der Flucht fast immer viel fester auftritt und lauter mit den Läufen auf den Boden pocht, als ein anderes Reh.

Untrüglich ist dieses freilich nicht, und wenn es gleichwohl Jäger gibt, die sich hierin nur selten irren, so ist doch eine solche Fertigkeit selten. Denn dazu gehören ein immer thätiger Beobachtungsgeist, eine vieljährige Praxis und ich möchte fast sagen, ein täglicher Umgang mit den Rehen.

Man muß mit und zwischen den Bäumen aufgewachsen sein, um es dahin zu bringen; dem blosen Dilettantismus gelingt es nicht.

Anfängern und Solchen, welche ihrer Sache nicht ganz gewiß sind, möchte ich rathen, bei Treibjagden und anderen dergleichen Gelegenheiten, wo das Reh sehr flüchtig kommt und selbst alte Praktiker sich zusammennehmen müssen, lieber gar nicht zu schießen, als am Ende — mindestens ausgelacht zu werden.

Doch ich will keine weitern Regeln zur Schonung dieser meiner Lieblinge geben, da sich schon manch' saures Gesicht zeigt, welches zu fragen scheint: aber wo bleibt denn die Jagd? — wir wollen doch endlich auch einmal jagen — ! —

Um also diese ungeduldigen schließlustigen Herren zu befriedigen, will ich denn so Manches, was ich gern noch angeführt hätte, verschweigen und sofort zur Jagd selbst übergehen.

Die gebräuchlichen Jagdmethoden sind:

1) Der Anstand.
2) Der Bürschgang.
3) Das Blatten.
4) Die Treibjagd.
5) Die Jagd mit Hunden.

Der Anstand kann für den ächten Waidmann nur dann Reiz haben, wenn nur ein starker Bock und dieser mit der Büchse, oder wenn auch mit der Flinte, doch wenigstens mit der Kugel geschossen werden soll.

Selbstverständlich richtet sich die Wahl des Platzes nach der Jahreszeit, welche auch die Zeit, in der diese Jagdmethode ausgeübt wird, bestimmt, da die Aesung, wie sie von der Jahreszeit geboten wird, Ort und Zeit des Anstandes bedingt.

In den Monaten Dezember, Januar und Februar, wenn kein zu tiefer Schnee liegt, wird man selten an einem Schlage, der viele Brombeer-Sträuche und Aspen-Wurzelbrut enthält, fehlstehen. Ebenso nimmt das Reh die Winterrapssaat an, wogegen der Besuch der Wintergetreidesaat erst dann regelmäßig geschieht, wenn der Stock frisch zu grünen anfängt, von welcher Zeit an man bei einem guten Rehstande dieses Wild zu jeder Stunde des Tages auf Aesung ziehen sehen kann.

Hat die Wintersaat geschoßt, so nimmt dasselbe die Waldwiesen, den Sommerbau, jungen Klee und, wo Niederwaldungen sind, im Juni die Schläge an, welche es bis zum Herbste besucht.

Fällt ein Mastjahr ein, so ist vorzüglich in Mittelwaldungen, deren Oberholz aus masttragenden Bäumen besteht, der Anstand sehr unsicher, da das Reh überall Aesung genug findet, und nicht gezwungen ist, gewisse

Plätze dazu auszusuchen. Desto sicherer aber ist in solchen Jahren der Anstand in Gegenden, wo Nadelholz oder reiner Niederwald an sogenannte Eichen-Kämpe anstößt.

Der Anstand an den Sulzen ist im Frühjahre und Herbste zur Zeit des Verfärbens am sichersten, wiewohl die Rehe den ganzen Sommer die Salzlecken besuchen, ohne sich dabei an eine bestimmte Tageszeit zu binden.

In reichlichen Mastjahren besuchen die Rehe sehr gern die Quellen und Wasserbehälter, um sich zu tränken und wählen, wo sie nicht beunruhigt werden, dazu gewöhnlich die Mittagszeit. Hat man nun nach der Jahres- und Tageszeit sich einen Platz zum Anstande ausgesucht, so ist hauptsächlich der Wind zu beachten, da das Reh äußerst fein windet und besonders alte Böcke sehr schlau sind. Diese besuchen gewöhnlich allein und mit großer Vorsicht den Aesungsplatz.

Hat ein Bock ein Schmalreh bei sich, so habe ich stets gefunden, daß dieses zuerst heraustritt und einige Zeit später, wenn es sich ruhig äst, folgt erst der Bock nach, der sich durch diese vorgeschobene Vedette zu vergewissern sucht, daß nichts Feindliches im Hinterhalte lauert.

Ist ein ganzer Sprung, oder wie es im Winter öfters der Fall ist, ein ganzes Rudel von einigen Sprüngen (d. h. Familien) beisammen, so macht gewöhnlich eine alte Ricke den Vortritt und nachdem sie vorsichtig nach allen Seiten gewindet, kommen erst die übrigen nach und nach hervor, seltener tritt der Fall ein, daß ein Bock das Geschäft des Recognoscirens übernimmt.

So sehr das, was ich hier so eben sagte, vielleicht der Ansicht vieler Jäger widerstreiten mag, so habe ich doch stets in den Gegenden, wo ich Rehe zu beobachten Gelegenheit fand, es so gefunden. Wenn man aber auch bestimmt den Platz weiß, wo ein starker Bock herauszieht, so kann es geschehen, daß man doch öfters vergebens anstehen wird, da er wohl den Schlag oder die Wiese hält, aber bald da, bald dort und zu den verschiedensten Zeiten heraus zieht und nur zu oft die Dämmerung eintritt, ehe das Ziel der Wünsche sich sehen läßt.

Bei dem Anstande oder Ansitze an solchen Plätzen, die mit einzelnen Eichen besetzt sind, wird man in Mastjahren öfters das Mondlicht zu Hülfe nehmen müssen, wo dann freilich eine Büchse nicht wohl anwendbar ist.

Der Ansitz bei einer Salzlecke ist, wenn man gerade einen gewissen starken Bock sich ausgewählt hat, eben so unsicher, da dieser solche Orte

durchaus nicht regelmäßig besucht, weshalb auch hier die Geduld des Jägers auf die Probe gestellt wird.

Bei einem starken Rehstande gilt das eben Gesagte nur dann, wenn von dem Schießen eines bestimmten, durch seine Stärke ausgezeichneten, Bockes die Rede ist. Gilt es einem Bocke überhaupt, so wird man wohl, wo es viele Rehe gibt und diese sonst nicht beunruhigt werden, nicht leicht an einer Salzlecke fehl stehen.

Wo es thunlich ist, eine Kanzel anzubringen, sollte man es nicht versäumen, weil dadurch der gute Erfolg mehr gesichert wird.

Schließlich bemerke ich nur noch, daß meist der Abendanstand sicherer ist, als der am Morgen.

Die Bürsche ist, wenn auch vielleicht nicht ganz ohne Uebertreibung, von Vielen die Königin der Jagdbetriebs-Methoden genannt worden, weil sie alle Eigenschaften des Jägers zugleich in Anspruch nimmt und Klugheit, Aufmerksamkeit, List und scharfe äußere Sinne, vor Allem aber Ruhe und Geduld erfordert. Wie aber in so vielen Dingen in der Welt der Geschmack verschieden ist, so auch hier; denn von Manchem wird dagegen dem Bürschgang der Vorwurf gemacht, daß man dabei dem Wilde das Leben gleichsam abstehle.

Bekannt ist es, wie viel ehemals ein guter Bürschgänger galt und in der That ist auch ein solcher ein sehr schätzenswerther Waidmann, da er eben durch den Bürschgang seinen Wildstand am genauesten kennen lernt und, wenn es gefordert wird, am leichtesten einen Bock zu liefern im Stande ist, ohne dabei Beunruhigung zu verursachen.

Auch der Bürschgang richtet sich nach der Jahreszeit, welche letztere zugleich die Tageszeit bestimmt.

Früh ist in der Regel der Bürschgang ergiebiger, als am Abend; doch ist er auch zu dieser Zeit belohnend, vorzüglich, wenn zuvor Gewitter- oder Platzregen statt gefunden hatten, weil die Rehe dann gern die freien Plätze, um sich zu trocknen, besuchen.

Daß die vollkommenste Localkenntniß für einen Bürschgänger nothwendig ist, brauche ich wohl kaum zu erwähnen, wie auch, daß in einem wohl eingerichteten Jagdreviere alle Pfade, die zur Bürsche zu benützen sind, immer rein gehalten werden müssen.

Eine förmliche Anleitung zum Bürschgang zu geben, würde zu Einzelheiten führen, die für den, welcher die Sache kennt, überflüssig und für den Nichtkenner von keinem Nutzen sein würden, da hier die Praxis das

meiste thun muß und ohne diese auch die beste Anleitung kaum verstanden werden dürfte. Ich beschränke mich daher nur auf die Hauptregeln.

Es versteht sich von selbst, daß der Wind beachtet werden muß und man nicht mit dem Winde, sondern nur gegen denselben bürschen darf. Eben so einleuchtend ist auch, daß man nur so lange schleichen kann, als das Reh sich äst, oder selbst im Herumziehen begriffen ist, daß man aber ruhig stehen bleiben muß, sobald es den Kopf in die Höhe hebt und sichernd stehen bleibt oder überhaupt Unruhe und Mißtrauen in seinen Bewegungen verräth. Man suche, wo möglich, immer einen solchen Platz zum Anschleichen aus, daß man entweder einen Baum vor sich hat oder wenigstens neben einem höher stehenden Ort sich anbürscht; denn ich habe in meiner Jäger-Praxis die Bemerkung gemacht, daß auf diese Art das Reh und überhaupt alles Wild den Menschen viel weniger scheut, als wenn man als der einzige dunkle Gegenstand dem Thiere sogleich ins Auge fallen muß.

Treffliche Dienste leistet ein Wisch, mit dem man auch an den scheuesten Bock sehr sicher anschleichen kann, nur darf man auch hier sich nicht eher bewegen, als bis der Bock sorglos äst oder überhaupt keine Unruhe verräth.

Dieser Wisch kann entweder aus wirklichen grauen Reisern bestehen oder auch nur ein auf Leinwand gemalter sein, wie die Kuh, mit der man die Feldhühner-Ketten nach dem Treibzeuge hin dirigirt. In jedem Falle aber muß er so leicht als möglich sein, damit der Schütze ihn ohne große Mühe mit der linken Hand fortbringen kann, wenn gleichwohl der Verwendung eines Gehülfen für dieses Geschäft immer der Vorzug vor dem Selbsttragen gebührt.

Ueberhaupt möchte ich solche künstliche und umständliche Manipulationen keinem praktischen Jäger empfehlen, da dieser auch ohne Wisch seine Absicht zu erreichen versteht.

Zum Ausziehen der Stiefel oder Schuhe rathe ich nicht, da diese von manchen Jagdliebhabern zu hoch angeschlagene Vorsicht zu nichts hilft, als allenfalls zu einigen — Dornen.

Das Beschleichen auf einer Wiese oder sonst einem ganz freien Platze hat viel größere Schwierigkeiten als auf einem Schlage, weil, wenn man kein Gebüsch zur Seite hat, es ohne Wisch selten gelingt und auch da große Vorsicht erfordert.

Kriechen und dergleichen alte verbrauchte Bürsch-Künste führen selten

zum Ziel, indem man bei solchen ungewöhnten Stellungen zu wenig Herr seiner Bewegungen ist.

Sollte, wie es manchmal der Fall ist, der Bock einige Sprünge machen, Unruhe verrathen und kurz darauf schrecken, so gebe man die Hoffnung noch nicht auf, da mir schon mehrmals der Fall vorkam, daß — wenn der Wind nicht die Schuld trug — Neugierde den Bock zu dem gefürchteten Gegenstande zurückführte und er, unter beständigem Schmälen näher kommend, noch ihr Opfer ward.

Oft ergreift der Bock die Flucht, während die Ricke, seine Begleiterin, noch ruhig fortäst, dann verhalte man sich nur ganz ruhig, wage auch — wenn man sich noch außer Schußweite befinden sollte und die Ricke kein Mißtrauen zeigt — näher zu schleichen. Oft wird man nicht vergebens warten und der Flüchtige vertrauensvoll zu seiner Geliebten zurückkehren.

Das weibliche Geschlecht des Rehwildes verräth überhaupt viel weniger Schüchternheit, als das männliche, sei es nun, daß es wirklich im Bewußtsein des größeren Schutzes, den es genießt, weniger scheu ist oder daß ihm eine geringere Dosis Vorsicht und Schlauheit zu Theil wurde.

Ein guter Schweißhund sollte eigentlich bei der Bürsche nie fehlen, da bekanntlich, mit der Büchse geschossen, das Wild nicht allemal auf dem Platze bleibt, selbst dann nicht, wenn es gut geschossen ist, wobei dann die bekannte Waidmanns-Regel, nicht gleich auf dem Schweiße nachzuziehen, sondern dem Wilde erst Zeit zum Krankwerden zu lassen, ebenfalls zu berücksichtigen ist. Zum Schlusse bemerke ich nur, daß, wenn ein starker Wind geht und der Boden naß ist, der Bürschgang besser gelingt, als wenn es ganz windstill oder sehr trocken ist, in welchem letzten Falle die größte Vorsicht nothwendig wird und man beim Schleichen selbst nicht allein das anzubürschende Wild, sondern auch den Boden beständig im Auge behalten muß, um nicht unzeitiges Geräusch zu verursachen und dadurch den günstigen Erfolg zu vereiteln.

Ich füge hier noch einige mir zugekommene Notizen eines erfahrenen Jägers über den Bürschgang bei, welche zwar in einigen Punkten von meiner Ansicht abweichen, doch aber im Ganzen sehr beachtungswerth sind.

Da es bei dem Bürschgange vorzüglich darauf ankommt, die Sinne des Wildes zu täuschen, so muß der Jäger bei all seiner Vorkehrung hierauf möglichst Bedacht nehmen. Die Geruchsorgane zu täuschen ist unmöglich, sie aber nicht zum Verräther zu machen, erreicht der Jäger dadurch, daß er den Wind beobachtet. Durch vorsichtiges Schleichen, durch Anziehen von Gummischuhen, Ueberzügen von weichen Zeugstoffen

über die Fußbekleidung, wird das Gehör getäuscht und durch die Farbe das Auge. Als solche wähle man von Kopf bis zu Fuß schmutzig grau oder graurotb, was namentlich für den Bürschgang in Tannenstangenhölzern zu empfehlen ist. Ist dagegen die Umgebung des Jägers grün, z. B. in jungen Schlägen, so empfiehlt sich diese Farbe. Da ich öfters in der Lage war, auf einem Bürschgang junge Schläge und Stangen abzubürschen, so ließ ich mir Rock und Mütze von der Farbe der Tannennadeln anfertigen und durchaus dieselben grau füttern. War mein Morgen-Bürschgang auf den jungen Schlägen beendet, so setzte ich ihn in den Stangen fort, wo bekanntlich das Wild noch längere Zeit um sich geht, ehe es sich in die Dickungen zurückzieht. Vor dem Eintritt in die Stangen drehte ich meinen Rock und ebenso die Mütze und erschien nun, da auch die Beinkleider grau waren, wie ein Baumstamm. Häufig kam es mir in diesem Anzug vor, daß mich Rehe lange anstarrten; da ich aber unbeweglich stand und der Wind gut war, so wußten sie nicht, was sie aus mir machen sollten, wurden wieder vertraut und ich konnte zum Schuß gelangen oder mich wieder unbemerkt davon schleichen. Auch das Schild der Mütze sei von derselben Farbe, vor allem aber nicht glänzend; eben so wenig sollte die Büchse hell sein. Bei Sonnenschein vermeide man den Lauf derselben so zu tragen, daß das Blinken desselben vom Wilde gesehen werden kann. Handschuhe von grauem weichem Leder schützen ziemlich vor den unangenehmen Schnakenstichen und vollenden den praktischen Anzug. Jagdtasche, Umhangspulverhorn, desgleichen Schrotbeutel, Hunderiemen und wie dergleichen Zierrathen heißen, lasse man zu Hause und versehe sich nur mit der wenigen Munition, die sich leicht in der Westentasche unterbringen läßt. Dagegen vergesse man das Jagdmesser nicht, und ein gutes Glas, mit möglichst großen Objectivgläsern (etwa ein Operngucker von dunkler Farbe), wird treffliche Dienste leisten. Wie oft scheitert nach langer Anstrengung der glückliche Erfolg am Erkennen des Bocks! Wie oft veranlaßt das Nichterkennen stundenlange Arbeit oder Zeitverlust. Mein gutes Glas sagt mir auf große Entfernung, daß es ein Bock oder eine Geise ist. Hiernach richte ich mich. — Ein weiteres unentbehrliches Mittel ist ein guter Schweißhund, den der Jäger auf jedem Bürschgang zur Hand haben und der nie fehlen sollte. Doch muß der Hund von einer andern Person als dem Bürschgänger geführt werden, weil er in jeder Hinsicht genirt. Bei nasser Witterung wird man auf Freiungen und namentlich in Stangenhölzern mit Glück agiren. Ruhe und Vorsicht sind nicht genug zu empfehlen; man vermeide jede unnöthige

Bewegung, bleibe an Stellen, wo man Wild vermuthen kann, oft 10 Minuten, ja ¼ Stunde lang verdeckt stehen und vermeide möglichst das Betreten lichter Stellen, wo man dem Auge des Wildes blos gestellt ist. Auf Schneißen und Wegen halte man sich nahe an dem Holze, um dem heraustretenden Wilde nicht gleich ins Auge zu fallen und sich schnell verbergen zu können. Ist man (namentlich an gangbaren Orten) vom Wilde gesehen, so ist es besser, fort zu gehen als stehen zu bleiben. Singend, pfeifend oder laut mit sich sprechend, gelangt man auch nicht selten zum Ziele. Oefters gelang es mir auch, schon einem schmälenden Bock in der Weise auf Schußmaß nahe zu kommen, daß ich ihn rasch umging und von der entgegengesetzten Seite, wo er die drohende Gefahr nicht vermuthete, vielleicht auch über einen verdächtig scheinenden Gegenstand nicht klar geworden war, entweder anschlich oder arglos auf ihn zuging. Im letzten Falle verstummte der Bock, wußte nicht recht, was er von der Sache halten sollte, wurde jedoch, bevor er einen Entschluß gefaßt hatte, von der Kugel erreicht. Dieses Verfahren möchte ich jedoch nicht als eine in solchen Fällen zu beobachtende Regel empfohlen wissen. Wo der Bürschgang mit dem besten Erfolg auszuüben, richtet sich nach der Aesung und Tageszeit. In hiesiger Gegend, wo fast nur Kieferwaldungen sind, schießt man in den Monaten April und Mai den Bock am Feld oder in den Stangen, im Juni wird die Aesung in den Dickungen gut. Die Rehe sind wie verschwunden und nur bei nasser Witterung auf Lichtungen und in Stangen zu sehen. Deshalb ist die eigentliche Bürschzeit hier schon unergiebig und wir müssen fast auf das Vergnügen, einen Bock im Sommerkleid zu erlegen, verzichten, wenn es auch gelingt, aufs Blatten einen zu schießen. —

Das **Blatten** ist nichts Anderes, als die täuschende Nachahmung des Rufes der Schmalricke, wodurch sich zur Zeit der früher sogenannten falschen, jetzt aber als ächte erkannten, Brunft im Juli und August der Bock verleiten läßt, heranzukommen, wo er dann statt der erwarteten Geliebten das tödtende Blei findet.

Dieses Locken durch Nachahmung des Rufs der Ricke nennt man Blatten und wenn der Bock erscheint, so sagt man, er springt aufs Blatt.

Der Ruf kann auf verschiedene Art hervorgebracht werden. Man hat Instrumente von Horn, von Blei, von Silber u. s. w., doch gibt es auch viele Jäger, die nur mit einem Baumblatte, mit einem Grashalme, ja sogar mit dem bloßen Munde, auf das Täuschendste den Ruf nachahmen können.

Der Ton darf nie schreiend, sondern muß immer sanft und gezogen sein; auch ist er zweistimmig. Es ist nicht wohl möglich, eine Beschreibung dieses Rufes zu geben; einzig und allein muß er praktisch gezeigt und erlernt werden; doch ist die Sache so leicht, daß wer ihn einmal gehört hat, ihn auch sogleich mit den Instrumenten nachzuahmen im Stande ist.

Diese sind gewöhnlich so eingerichtet, daß sie höher und tiefer gestellt werden können und gerade dies Stellen ist das Wichtigste. Ist der Ton zu tief, so erscheint selten Etwas und ist er zu hoch, so erhält er zu viel Aehnlichkeit mit dem Rufe der Kälber; die richtige Mitte zu treffen, ist daher äußerst wichtig und kann man sich nur durch Erfahrung aneignen.

Uebrigens springen auf einen nicht zu tiefen Ruf die alten Ricken nur zu gern und ich rathe Jedem, der diese Jagdart ausübt, wenn auf seinen Ruf ein Reh erscheint, ja nicht zu voreilig zu schießen, nicht eher, als bis die völlige Ueberzeugung, einen Bock vor sich zu haben, vorhanden.

Die beste Zeit zum Blatten ist der Vormittag; doch springen die Böcke auch zu jeder Tageszeit, ja, es würde in der Nacht beim Mondlichte diese Jagdart am ergiebigsten sein, wenn es dann nicht so schwer wäre, das Geschlecht zu erkennen, um so mehr, als die Rehe zur Nachtzeit meist in vollem Lauf dem Ruf folgen.

Will man diese Jagd-Methode mit Erfolg betreiben, das heißt, will man nicht mehrmals vergebens blatten, ohne einen Bock zu Gesicht zu bekommen, so ist vollkommene Kenntniß des Rehstandes unerläßliche Bedingung, da an solchen Plätzen, wo viele Schmalricken stehen, die Böcke nicht so leicht springen, als da, wo deren nur wenige sind. Indeß ist auch schon oft der Fall vorgekommen, daß Bock und Schmalricke auf den Ruf zugleich erschienen sind.

Beim Blatten selbst thut man gewöhnlich drei Stöße, worauf man einige Zeit inne hält und, wenn man Nichts merkt, den Ruf wiederholt.

Hat man dieses drei- bis viermal gethan und noch zeigt sich Nichts, so ist es rathsam, den Platz zu verlassen und sein Glück an einem andern Orte zu versuchen.

Nicht immer erscheint der Bock flüchtig, sondern sehr oft kommt er geschlichen, wie ein Fuchs, und bleibt hinter einem Busche sichernd stehen.

Macht man in diesem Falle nur die kleinste Bewegung, durch die er Verdacht schöpft, so fängt er an zu schrecken und sucht das Weite.

Man kann, wenn er außer Schußweite sichernd stehen bleiben sollte, nach einiger Zeit noch einmal blatten, aber darf nur einen einzigen Stoß und sehr rein thun, sonst ist der Bock verblattet und läßt sich, für dieses Jahr wenigstens, kaum wieder verführen.

Wo es nur wenige Schmalricken gibt, kommen auch manchmal zwei Böcke auf einmal angesprungen.

So scheu der Bock ist, wenn er einmal Verdächtiges bemerkt hat, so leicht vergessen die Ricken den ausgestandenen Schrecken und rennen oft, nachdem sie kaum verjagt wurden, wie toll wieder an. Mir ist der Fall vorgekommen, daß eine alte Ricke kurz nach einander viermal wie unsinnig auf's Blatt sprang.

Deshalb ist auch diese Methode so beliebt bei den Wilderern, weil sie in den größten Dickungen mit dem besten Erfolge betrieben werden kann. Wem daher sein Rehstand lieb ist, der besuche von der Zeit an, wo die Rehe gesetzt haben, bis zu Ende August die besten Standorte sehr fleißig, da in kurzer Zeit durch das Wegschießen der alten Ricken ein unersetzlicher Schade verübt, ja der ganze Rehstand ruinirt werden kann.

Am schwersten ist es, an großen Dickichten einen Bock auf das Blatten zu schießen, da er sich hier oft bis auf wenige Schritte nähert und die Geduld des Schützen manchmal auf harte Proben stellt. Wer an solchen Plätzen sicher zum Schuß gelangen will, der muß diese Jagd in Gesellschaft eines des Blattens ganz Kundigen betreiben und zwar so, daß der Blattende ungefähr 40—60 Schritte hinter dem Schützen stehen bleibt, welcher letzte im Dickicht einen bequemen Platz zum Schießen aussucht und sich schußfertig hält. Vorzüglich bewährt sich diese Methode bei sehr scheuen Böcken, die zwar auf den Ruf merken, sich aber mit größter Vorsicht nur bis auf eine gewisse Entfernung nähern und dann sehr lange sichern. Oft verläßt man dann in der Meinung, es sei kein Bock vorhanden, oder — wenn man ihn anspringen hörte — er habe sich schon wieder weggeschlichen, den Platz, wird aber bei der ersten Bewegung durch das Schmählen des fliehenden Bockes zu seinem eigenen Schrecken überzeugt, daß es besser gewesen wäre, noch ein wenig zu warten.

Da ist denn nun die oben bezeichnete Art, einen Schützen tiefer in das Dickicht vor den Blattenden zu stellen, ganz an ihrem Platze; denn gerade diese große Vorsicht, dieses leise Heranschleichen nach dem lockenden Rufe hin führt den Ueberschlauen vor das Rohr des versteckt harrenden Schützen.

Mancher Nestor unter dem Rehgeschlecht ward so seiner Liebes- und aller andern Sorgen auf immer enthoben.

Auch hier füge ich noch einige Notizen eines andern erfahrenen Waidmannes bei. —

Beim Blatten in Dickungen, oder an solchen Stellen, wo man nicht geräuschlos an den zum Blatten ausersehenen Platz gelangen kann, pflege ich stets 2—10 Minuten ruhig stehen zu bleiben, bevor ich ins Blatt stoße, damit der etwa in der Nähe stehende Bock, dem das Geräusch zu Gehör gekommen, sich wieder beruhigt haben kann. Nach dem Blatten bleibe ich ebenfalls wenigstens fünf Minuten stehen und suche mich erst dann möglichst still zu entfernen, wenn ich keine Hoffnung mehr habe. Dennoch kam es mir schon öfter vor, daß ein Reh abrannte, was ohne Zweifel ein anschleichender Bock war. Die meisten Jäger, die zu beobachten ich Gelegenheit hatte, begehen einen großen Fehler dadurch, daß sie kommen, blatten und gleich wieder gehen, wenn nichts gesprungen ist. —

Auch habe ich selbst einigemal erlebt und von zuverlässigen Jagdfreunden erzählen hören, daß in einer und derselben Stunde ein Bock mehrmals aufs Blatt sprang, obgleich er den Schützen gesehen oder Wind von demselben bekommen hatte. Es waren dies immer geringe Böcke, die entweder nicht geschossen werden sollten oder konnten. Ein wirklich merkwürdiger Fall ereignete sich im Jahre 1846 oder 1847 in der Nähe von Offenbach. Ein Bock sprang aufs Blatten, wurde mit Schroten lauflahm geschossen, aber aus Mangel an einem zuverlässigen Hunde nicht gefunden. Sieben Tage nach dieser Verwundung sprang er wieder aufs Blatt und wurde geschossen. Es war ein Sechser Bock und wog 33 bis 34 Pfund bayerisches, also ungefähr 40 Pfund preußisches Gewicht. Die Röhre des einen Vorderlaufes war von dem ersten Schuß vollständig zerschmettert, so daß der Bock diesen Lauf natürlich nicht gebrauchen konnte.

Gehen wir jetzt über zur Treibjagd, worunter man im engeren Sinne die Art zu jagen versteht, wobei das durch Menschen getriebene Wild gezwungen wird, den Schützen anzulaufen.

Sehr häufig werden von vielen Jägern bei der Anlegung der Treiben große Fehler begangen. Denn, statt die Treiben möglichst zu verkürzen, glaubt der Zuschauer oft, es gelte einem Wolfe, so groß und weitläufig werden sie angelegt. Oft freilich kommt auch eine Oertlichkeit vor, die ein Abschneiden nicht erlaubt; aber dann sollte auf die Gewohnheit der Rehe, an den Seiten des Treibens durchzubrechen, gehörige

Rücksicht genommen werden. Statt dessen werden aber gewöhnlich alle Schützen an die vordere Front postirt, sollte auch der abzujagende District eine Viertelstunde lang sein. Eben so wenig als die Seitenwechsel werden gewöhnlich auch die Rückwechsel beachtet.

Jeder, der öfters Treiben auf Rehwild mitgemacht hat, wird sich jedoch überzeugt haben, daß außer dem Rothwilde keine Wildgattung lieber den Seitenwechsel hält oder durch die Treibwehr bricht, als das Reh.

Man versäume daher nie, diese Wechsel zu besetzen und zwar, je größer der abzutreibende District ist, desto mehr Rücksicht nehme man darauf, die besten Schützen, oder die, welche man, ohne daß sie es wirklich sind, dennoch vorzugsweise zum Schuß zu bringen wünschen muß, an die Seitenwechsel zu stellen.

Rehe, denen es schon öfter gelungen ist, durch die Treibwehr zu brechen, versuchen dieses Kunststück fast jedesmal.

Weiß man dies, so ist es von großem Vortheil, die Sache einmal verkehrt anzugreifen, das heißt, die Treiber, statt den Schützen entgegen, von diesen abwärts oder, wenn man dieses nicht will, wenigstens einige Schützen mit ihnen gehen zu lassen.

Wie nun bei den meisten Treibjagden großer Lärm mehr schadet, als nützt, so auch beim Treiben auf Rehe. Ebenso glaube man ja nicht, daß durch recht viele Treiber der Erfolg zu erzwingen sei. Es ist besser, nur wenige zu haben, die gut gehen, das heißt: Linie halten und nur wenig Geräusch durch Husten oder Pfeifen machen, als eine Menge von Schreiern zu verwenden, die haufenweise zusammenlaufen, überall Lücken lassen und mit ihrem unsinnigen Lärmen doch nichts ausrichten.

Ein starker Bock läßt sich oft eher durch einen oder zwei Treiber, die recht localkundig sind, vorwärts treiben, als durch eine solche Masse von Menschen, die einander selbst verwirren.

Sehr gute Dienste leisten Federlappen, vorzüglich dann, wenn man, wegen Mangel an Schützen, die Seitenwechsel nicht bestellen kann oder will. Man zieht nämlich auf beiden Seiten des Treibens Lappen vor, die aber weder gesteckt noch gerichtet zu werden brauchen, da man sie entweder blos an Bäume und Gesträuche anhängt, oder — was noch besser ist — Leute so weit auseinander stellt, daß sie die Lappen mit freiem Spiele halten können.

Prellen dann Rehe an, so dürfen diese Leute nur, ohne jedoch großen Lärm zu machen, die Schnur in Bewegung setzen und gewiß wird dieses

Manöver den gewünschten Erfolg haben, das heißt, die Rehe vom Durchbrechen abhalten.

Wünscht man im Sommer einen starken Bock zu schießen, dessen Standort man kennt, so ist es besser, man nimmt nur einige Leute oder auch nur einen ganz localkundigen Mann, bestellt die besten Seiten- und Retourwechsel und läßt die Durchgehenden nur pfeifen, husten und hie und da ein dürres Reis knicken, was bessere Dienste thut, als starkes Lärmen. Man wird dann nicht lange zu warten brauchen, bis der Bock, wie ein Fuchs, im größten Dickicht angeschlichen kommt.

Hat die Treibjagd durch Menschen viel Angenehmes, so ist nicht ohne Grund

die Jagd mit Hunden

bei den Meisten noch beliebter. In der That, es gibt nichts, was dem Vergnügen gleich kommt, wenn man in größter Spannung das harmonische Geläute einiger gut eingejagten Dachshunde oder Bracken hört und mit dem Näherkommen oder der Entfernung der Jagd die Hoffnung, der Begünstigte Dianens zu sein, bald steigt und bald sinkt! Kommt nun endlich der Ersehnte in voller Flucht heran, so ist es gewiß eine ganz andere Befriedigung der Schießlust, als wenn man ein langsam heranschleichendes, jeden Augenblick sicherndes Reh in geringer Entfernung ganz gemächlich niederschießt.

So viel Vergnügen aber auch diese Jagdart gewährt, so möchte ich denn doch in ebenen Revieren Keinem rathen, dem sein Rehstand lieb ist, mit Bracken oder auch nur mit Dachshunden, welche lange anhalten, Rehjagden zu betreiben.

Nur in solchen gebirgigen oder sehr bruchigen Gegenden, wo Treiber nicht im Stande sind, fortzukommen und wo es daher kein anderes Mittel gibt, das Wild vorzutreiben, sind die Jagdhunde ganz an ihrem Platze. Es wirkt auch in solchen Oertlichkeiten diese Jagdmethode nicht nachtheilig ein, wenn man es sich zum Grundsatze macht, im Genusse dieses Vergnügens recht mäßig und genügsam zu sein und jeden District, nachdem man darin gejagt hat, in wenigstens 10 bis 14 Tagen nicht mehr zu beunruhigen. Von selbst versteht sich, daß, wenn man mit Hunden jagen will, dies nicht zu einer Jahreszeit geschehen dürfte, wo die alten Ricken hochbeschlagen gehen oder die Kälber noch so gering sind, daß sie den Hunden zur Beute werden oder die alte Ricke in Gefahr ist, durch Erhitzung beim Jagen den Milchbrand zu bekommen und einzugehen.

Beim Jagen mit Hunden dürfen die Bogen, d. h. die Districte, schon weitläufiger angelegt werden, und wer nicht revier- und wechselkundig ist, kann auch mit wenigen Schützen viel ausrichten.

Am Jagen selbst kann man erkennen, ob — wenn es ein einzelnes Reh ist — ein Bock oder eine Ricke gejagt wird; denn Letztere geht selten weit hinaus und die Jagd beschreibt mehr einen engern Kreis, während ein Bock und besonders ein ganz starker sich oft sehr weit vom Anjage-Platz entfernt.

Das Besetzen der Seiten- und Retour-Wechsel darf auch bei dem Jagen mit Hunden nicht außer Acht gelassen werden und die Schützen müssen genau die Regel befolgen, die Jagd wende sich, wohin nur immer, ihre Plätze nicht zu verlassen, da dieses sowohl zu einem Unglück Veranlassung geben kann, als auch schon überhaupt um deswillen nicht rathsam ist, weil sich die Jagd oft wunderschnell wendet und gerade der Schütze, welcher schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, alsdann der Glückliche wird.

Derjenige, welcher die Hunde führt, muß, wenn die Schützen einen weiten Weg zu machen haben, die zur Anstellung nöthige Zeit genau zu bemessen wissen. Nichts ist ärgerlicher, als, wenn kaum die Hälfte der Schützen angestellt und vielleicht der beste Wechsel noch zu besetzen ist, schon das volle Geläute der Hunde zu hören.

Gewöhnlich fängt dann Alles an zu rennen und zu laufen, als gelte es, um die Wette ein Ziel zu erreichen.

Athemlos und ganz erhitzt kommt Jeder auf seinen Platz und ist der Bock dann wirklich noch im Treiben und läuft einen solchen Schützen an, der mit arbeitender Brust, zitternd und schnaubend, wie ganz außer Fassung, dasteht, so ist das gewöhnliche Resultat, daß der Bock für diesmal durchkommt, das heißt in optima forma gefehlt wird.

Jeder Schütze muß, sobald er geschossen hat, sich bemühen, die bald nachkommenden Hunde aufzufangen. Es strengt nämlich, wenn der Schuß nicht sogleich tödtlich ist, das durch die immer eifriger jagenden Hunde angetriebene Wild die letzten Kräfte an, und wird es in großer Entfernung gefangen, so ist die Theilung schon früher geschehen, als man im Stande ist, sie zu verhüten. Denn Jagdhunde, die nicht anschneiden, sind — so viel Rühmens auch viele Jäger von den ihrigen in dieser Beziehung machen — höchst selten; es müßte denn der Neid es verhindern und einer den andern zurückbeißen.

Für Unkundige sei es daher auch gesagt, daß sie, wenn das Wild wirklich auf der Stelle zusammenstürzt, nicht — während die Hunde

nachkommen, in stolzer Selbstzufriedenheit ihr Gewehr laden oder sonst dergleichen Beschäftigungen vornehmen dürfen, sondern ein wachsames Auge haben müssen, daß die Waldmänner, Bergmänner, Dianen und wie die dienstbaren Geister alle heißen mögen, nicht indessen mit bewunderns-werther Gewandtheit das Geschäft des Aufbrechens, Zerwirkens, Zerlegens und — Verzehrens übernehmen. Stürzt das Wild auf den Schuß nicht zusammen, sondern geht die Jagd weiter, so darf — im Falle man nicht bestimmt überzeugt ist, gefehlt zu haben — die Nachfolge nicht aufgeschoben und die größte Aufmerksamkeit auf das Geläute der Hunde nicht vernachlässigt werden, um dem Platze, wo die Jagd aufhört, so schnell als möglich zueilen zu können.

Bei dem Gebrauche der Stöberhunde zur Zeit, wann die Böcke abgeworfen haben, ist doppelte Aufmerksamkeit anzurathen, da das gejagte Wild in der Regel sehr schnell kommt, und wenn mehrere Rehe beisammen sind, ihnen bei flüchtigen Hunden nicht immer die Zeit zur gewöhnlichen Rangordnung gelassen wird. Oft gerade beim Anlaufen fahren die Rehe so durcheinander, daß ein schon sehr geübtes Auge dazu gehört, sich in den wenigen Sekunden Zeit den Bock auszusuchen, fertig zu werden und nicht erfolglos zu schießen.

Ein recht angenehmes Jagdvergnügen kann man sich auch verschaffen, wenn man einen Hühnerhund besitzt, der gewöhnt ist, auf Befehl mit jedem Treiber zu gehen, und der zwar laut, aber nicht anhaltend jagt. Macht man dann eine Feldjagd, so kann man darauf rechnen, daß sich der Bock bald wieder stellt und doch endlich zum Schuß kommt, vorzüglich, wenn man den Wechsel bestellen kann, welchen er auf seiner Flucht in den neuen Schutzort eingehalten hat.

Ehe ich die Jagd mit Hunden und mit ihr das Kapitel vom Reh schließe, will ich jedem Jagdbesitzer oder Jagdadministrator wohlmeinend rathen, das so beliebte Strafansetzen auf das Schießen einer Ricke nicht zu unbedingt in Kraft zu setzen, da mir warnende Beispiele bekannt sind, welche dagegen sprechen.

Wer eine Ricke schießt — so lautete das Verbot — muß einen Kronenthaler oder wohl gar einen Dukaten Strafe zahlen; der Erfolg war aber, daß nachher da und dort eingegangene Ricken gefunden wurden, auf welche geschossen worden, die jedoch von den Schützen theils als gefehlte Böcke, theils auch als gefehlte Schnepfen, Hasen oder Füchse 2c. angegeben worden waren. Ein vernünftiges Verbot wird mehr Nutzen bringen, als die größten Strafansätze. Sollte aber wirklich ein Schütze

das Versehen begehen, eine Ricke zu schießen, so betrachte man es als solches, empfehle recht dringend für die Folge größere Vorsicht, lasse aber die tumultuarischen und nicht selten höchst mißfälligen Scenen, die in solchen Fällen bei manchen Jägern und Jagdbesitzern vorkommen, hinweg; denn es gibt ungleich schicklichere Gelegenheiten genug, sich als einen tüchtigen Waidmann zu bewähren (worauf es doch in solchen Fällen gewöhnlich abgesehen ist), ohne daß man gegen seine Gäste sich allzu rigoros zu benehmen und dadurch den eigentlichen Zweck der Verhütung einer Beschädigung von Ricken aus dem Auge zu verlieren braucht.

Endlich füge ich hier noch eine Erzählung bei, welche die bekannte und nicht genug einzuschärfende Erfahrung bestätigt, wie leicht bei nicht hinlänglicher Vorsicht im Schießen eine Ricke statt des Bockes das Leben einbüßen kann.

Ein solches Ereigniß hat der als leidenschaftlicher Jäger und auch als Schriftsteller bekannte, vor nicht sehr langer Zeit verstorbene Herzog Heinrich von Württemberg in der Behlen'schen Forst- und Jagd-Zeitung vom Jahre 1829 mitgetheilt.

Seine Erzählung lautet folgendermaßen: Wir jagten mit Hunden. Im letzten Treiben, als es schon dämmerte, kamen dem Herrn Rittmeister von Ranzau von einem ziemlich steilen Hügel herab vier Rehe miteinander und zwar spitz zu, wie die Schneegänse. Der Anführer dieses Quartetts war ein zweijähriger Bock, auf welchen der vorhin benannte, gut bewanderte Schütze auf 40 bis 45 Schritte mit seiner mit Nr. Null geladenen Flinte Feuer gab. Durch diesen einzigen Schuß stürzten sogleich drei Rehe. Dies auf so seltene Art erlegte Kleeblatt ließ es beklagen, daß sich unter den gefallenen zwei Rehgeisen befanden. Doch konnte Keiner von uns den Wunsch unterdrücken, so wie Max im Freischütze bei Erzählung des Försters auszurufen: dieser Kuno möchte ich gewesen sein! —

Es drängen sich bei dieser Erzählung dem ruhigen Leser hauptsächlich folgende Fragen auf:

1. Warum schoß dieser sogenannte glückliche Schütze jenen Rehen schon so weit, nämlich auf 40 bis 45 Schritte, entgegen, da sie doch im vollen Laufe ihm spitz entgegen kamen??
2. Warum befürchtete er nicht, außer dem vorauslaufenden Bock auch eine Geis zu treffen, was doch beinahe ganz unvermeidlich war??
3. Warum hat man ihn um diesen Schuß, durch den er doch

offenbar gegen eine bekannte Waidmanns-Regel gesündigt, mithin Tadel verdient hatte, noch obendrein beneidet? —

Wegen Begattung des Rehwildprets, insbesondere wegen des Begattungsacts selbst, erhielt der verstorbene Oberforstrath Klein zu Dillenburg einst folgendes Schreiben des herzoglichen Revierförsters Stein daselbst, welches ich hiermit wörtlich mittheile:

„Die Seltenheit eines Begattungsactes bei dem Rehwildpret, wovon ich jüngst Augenzeuge war und der gewiß für jeden Forstmann und Jagdliebhaber nicht uninteressant sein kann, veranlaßt mich, in Folgendem eine getreue Darstellung des gedachten Vorfalls mitzutheilen:

„Es war am 3. August 1854, als ich des Abends gegen 6 Uhr nach der Holzhecke, einem Niederwalddistrict, ging, um beim Ansitz einen Rehbock, dessen Ankunft zur Aesung ich auf einem an dem genannten District unmittelbar anstoßenden Erbsenacker mit Zuverlässigkeit erwarten konnte, zu schießen. Um auf den gedachten Erbsenacker zu gelangen, mußte ich an dem angegebenen Districte durch einen Hainbuchen-Niederwald schleichen. Kaum hatte ich mich eine unbedeutende Strecke hindurch gewunden, so sah ich etwa 300 Schritte vor mir zwei Rehgeisen, deren Stellung, dem Ansehen nach, auf einen in ihrer Nähe befindlichen Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit zu fesseln schien, deutete. Nach vorsichtigem Umsehen fand ich meine Vermuthung bestätigt, als ich nicht weit von den gedachten Rehgeisen hinter einigem Buschwerke den Kopf eines starken Rehbockes bemerkte. Ich suchte diesem näher zu kommen und fand ihn nun eben im Begattungs-Acte auf einer hinter dem gedachten Buschwerke befindlichen Rehgeis. Da ich eine Doppelflinte trug, deren beide Läufe mit Schrot geladen waren, so durfte ich es nicht wagen, in diesem Momente den Bock zu schießen, indem ich sonst zugleich die Geis mitgetroffen haben würde, und ich mußte also die Beendigung des Actes abwarten. Allein auch da konnte ich meinen Zweck nicht erreichen, indem der Bock nach dem Absprung von der Geis durch zwei Sprünge sich hinter einem andern Buschwerke verdeckt hielt. Bald sah ich ihn wieder nach der Geis, die inzwischen unverrückt stehen geblieben war, zurückspringen und den Begattungs-Act wiederholen. Nun fuhr er, wie zum ersten male, hinter das Buschwerk zurück, kam aber bald wieder vor und ich benutzte nun den Zwischenraum zwischen dem Buschwerk zum Schuß. Ich schoß in der sicheren Meinung, daß es nichts Anderes, als der Bock sein könne, und sah den vermeinten Bock im Feuer zusammenstürzen. Zu meiner nicht geringen Verwunderung sah ich aber auch gleichzeitig, wenigstens unmittelbar

nach dem Schuß, den früher bemerkten Bock mit der zuvor beschlagenen Geis bergan laufen und fand, daß ich statt des mehrbesagten Bockes eine Geis geschossen hatte. Da mir diese Scene nicht anders als räthselhaft vorkommen mußte, so fand ich für nöthig, zu deren Aufklärung nähere Nachforschung anzustellen.

„Hier überzeugte ich mich nun, daß der gedachte Bock hinter dem erwähnten Buschwerke zwei Geisen abwechselnd besprungen hatte, während dem die zwei im Eingange bemerkten Geisen Zuschauer dieses Actes gewesen waren, die entweder früher auch schon von demselben Bocke besprungen waren, oder dies noch erwarteten. — Nachdem also der Bock die zweite Geis ebenfalls wiederholt besprungen hatte, blieb erstere ruhig stehen, letztere aber veränderte ihren Stand und kam auf den Zwischenraum, durch welchen der Bock zu ihr gelangt war, daher ich sie ganz untrüglich für den Bock halten und den günstigen Moment für den Schuß benutzen mußte.

„Ich finde für nöthig, hier noch besonders anzuführen, daß ich bei jedem genau beobachteten Acte während der Dauer desselben ungefähr zehn Schritte langsam vorrücken konnte.“

---

nach dem Schuß, den früher bemerkten Bock mit der zuvor beschriebenen Geis bergan laufen und fand, daß ich statt des mehrbelegten Bockes eine Geis geschossen hatte. Da mir diese Scene nicht anders als räthselhaft vorkommen mußte, so fand ich für nöthig, zu deren Aufklärung nähere Nachforschung anzustellen.

„Hier überzeugte ich mich nun, daß der gedachte Bock hinter dem erwähnten Buchstrauche zwei Geisen abwechselnd besprungen hatte, während dem die zwei im Eingange bemerkten Geisen Zuschauer dieses Actes gewesen waren, die entweder früher auch schon von demselben Bocke besprungen waren, oder dies noch erwarteten. — Nachdem also der Bock die zweite Geis ebenfalls wiederholt besprungen hatte, blieb erstere ruhig stehen, letztere aber veränderte ihren Stand und kam auf den Zwischenraum, durch welchen der Bock zu ihr gelangt war, daher ich sie ganz untrüglich für den Bock halten und den günstigen Moment für den Schuß benutzen mußte.

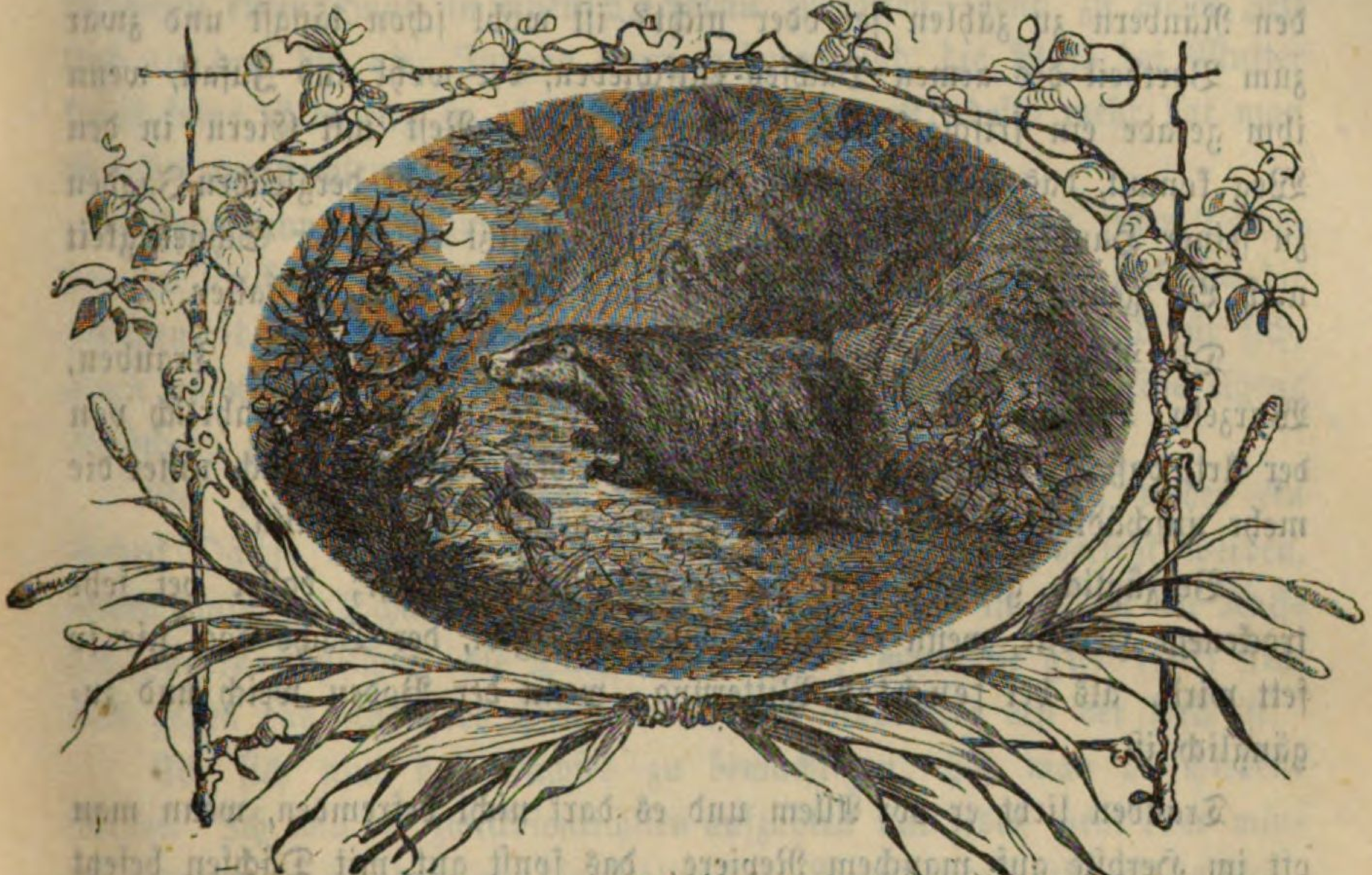
„Ich finde für nöthig, hier noch besonders anzuführen, daß ich bei jedem genau beobachteten Acte während der Dauer desselben ungefähr zehn Schritte langsam vorrücken konnte."

Der Dachs.

Der Dachs war Reinken Bruders Sohn — —

„Ja wohl macht es den Eltern Ehr'
(Sprach Grimbart) und erfreut sie sehr,
Wenn ihre Kinder früh schon Sinn
Für Arbeit zeigen und Gewinn."

Reineke der Fuchs.
Aus dem Urtexte übertragen von Soltau.



Obgleich der Zweck dieses Buches eigentlich nur der ist, zu zeigen, wie die Jagd in Deutschland mit dem Schießgewehr ausgeübt werden müsse, während man sich des Dachses, als eines scheuen Thieres, mehr durch Graben und Fangen, als durch die Tödtung mit Feuergewehr bemächtigt, so wird es doch nicht an der unrechten Stelle sein, wenn diesem Troglodyten hier ein Plätzchen gewidmet wird; um so mehr, als ja auch beim Graben zuweilen der Fall vorkommt, daß der gute Gräwing*) sein Leben durch einen Schuß endigen muß und mancher Jäger oder Jagdliebhaber sich auf diese Herbstbeute im voraus und vielleicht mehr als auf irgend etwas Anderes freut.

Wollte ich nun von der eigentlichen Jagd mit Schießgewehr auf dieses scheue Thier sprechen, so könnte es mit wenigen Worten geschehen, auch traue ich den wenigsten Jägern Geduld und Beharrlichkeit genug zu, diese so oft mißlingende Jagd auszuüben. Bevor ich jedoch die verschie-

*) Altdeutscher Beiname des Dachses.

denen Jagdarten hier aufzähle, ist es nöthig, erst Einiges über die Sitten und Gewohnheiten dieses Einsiedlers zu sagen.

Die in früheren Zeiten hier und da aufgeworfene Frage: ob er zu den Räubern zu zählen sei oder nicht? ist wohl schon längst und zwar zum Vortheil des armen Dachses entschieden, der wohl aus Zufall, wenn ihm gerade ein frischgesetztes Häschen oder ein Nest mit Eiern in den Weg kommt, das Gefundene verzehrt, aber gewiß nicht dergleichen Jagden zu seiner Hauptbeschäftigung macht. Auch besitzt er weder Schnelligkeit noch List genug, um in den Verdacht eines Wildfrevlers zu fallen.

Die Nahrung, die er am meisten liebt, nämlich Obst, Trauben, Wurzeln, Würmer, Schnecken, Puppen und dergleichen, ist wahrlich von der Art, daß er, wenn auch nicht gerade zu den nützlichsten, doch unter die mehr unschädlichen, als schädlichen Thiere gezählt werden kann.

Vorzüglich gedeiht ihm die sogenannte Erdmast; daher bei sehr trockenem Herbste, wenn es auch Obst genug gibt, der Dachs doch nie so fett wird, als bei feuchter Witterung, wenn der Boden weich und zugänglich ist.

Trauben liebt er vor Allem und es darf nicht befremden, wenn man oft im Herbste auf manchem Reviere, das sonst gut mit Dächsen besetzt ist, keine antrifft, denn kein Weg ist dem zottigen Gourmand nach diesem Leckerbissen zu weit.

Seine Wohnung wählt er am liebsten da, wo es ruhig ist und er nicht zu weit auf das Feld zu gehen hat; doch fand ich die von so Vielen aufgestellte Behauptung: der Dachs liebe Sandbaue mehr, als die in anderen Bodenarten gegrabenen, noch nicht bestätigt. Im Gegentheil bemerkte ich in den Gegenden, wo ich war, daß der Dachs sich vorzüglich solchen Boden suchte, der, wie man zu sagen pflegt, kühl ist, ja sogar weiß ich den Fall, daß in einem Waldbistricte, dessen Boden Gyps enthält, gerade in dieser Schicht die Röhren ausgeführt sind, und die schönsten Sandbaue, die nur eine Viertelstunde davon entfernt liegen, von den Dächsen in der Regel unbewohnt blieben. Hiermit will ich jedoch die Meinung Anderer keineswegs umstoßen, da diese vielleicht so viel mehr dafür aufzuweisen haben werden, als ich dagegen. Ich fand die bewohnten Baue allermeist da, wo die obere Bodenschichte aus sandigem Lehm oder aus lehmigem Sand, die Unterlage aber aus gelbem oder auch weißem Sande bestand.

Gewöhnlich lebt er mit seinem Weibchen das ganze Jahr hindurch

zusammen. Sollte dieses aber der Fall nicht sein, so sucht er letzteres im November, als zur Ranzzeit, in seinem Baue auf.

Man hüte sich sehr im Februar, wenn man Füchse aufsucht, aus Versehen einen Hund in einen Dachsbau zu lassen; denn zu dieser Zeit sind die drei bis vier Jungen kaum geboren und die Wuth der Mutter kennt keine Grenzen, ja, je schärfer der Hund ist, desto mehr hat man für ihn zu fürchten.

Ueberhaupt ist es gut, vor dem Oktober keinen Hund in einen Dachsbau zu schicken; später kümmern die Alten sich nicht mehr so viel um die Jungen, die im ersten Herbste sich selbst wieder begatten, und für sich, wenn es nicht ein Hauptbau ist, in dem sie geboren sind, eine eigene Wohnung aufsuchen oder neue bauen.

Bei der Befolgung jener Vorsichtsmaßregel wird man weder ein Geheck Dächse verderben, noch in die Unannehmlichkeit versetzt werden, seinen Hund zu Schanden geschlagen zu sehen. Auch ist es für die Kasse des Jägers nützlicher, die Dächse zu erlegen, wann sie gut (fett) sind, was gegen das Ende des Octobers und im November erst der Fall ist.

Um sich nun des Dachses zu bemächtigen, hat man verschiedene Mittel. Ich will die zweckdienlichsten aufzählen und jedes mehr oder minder genau, je nachdem es die Natur des Gegenstandes erheischt, auseinandersetzen.

Zu den vorzüglicheren gehören:

1. Der Anstand, oder eigentlich Ansitz; meist mit dem Fange in Garnsäcken verbunden.
2. Das Graben.
3. Der Fang mit Fallen, oder
4. mit Eisen.
5. Der Fang in Garnsäcken, verbunden mit der Nacht-Hatze.

Der Anstand, worunter ich jedoch begreiflicher Weise nicht das verstehe, wenn, bei dem Anstande nach anderem Wild, ein Dachs zufällig geschossen wird, sondern jene Jagd meine, wobei das Streben des Jägers die Erlegung dieses vierbeinigen Trappisten bezweckt.

Dieser Ansitz ist in der That ein ziemlich langweiliger zu nennen und selten lohnend.

Man stellt sich nämlich im Herbste, meist im October, um 2, spätestens um 3 Uhr Morgens — vorzüglich bei mond- wenigstens sternheller Nacht — und gutem Winde in gehöriger Nähe eines Dachsbaues an, nachdem man vorher sich versichert hat, daß der Bewohner nach Weide

ausgezogen ist. Um dieses mit Gewißheit bestimmen zu können, lehnt man Tags zuvor gegen Abend vor alle Röhren des Baues ganz schwache trockene Reiser, Grashalme und dergl.; in der Nacht um 12 Uhr geht man an den Bau und sieht nach, ob diese Zeichen umgeworfen sind, oder nicht.

Hat man nun die Ueberzeugung gewonnen, daß der Herr der Feste einen Streifzug unternommen hat, so verstopft man alle Zugänge, bis auf jene, bei welchen die Zeichen umgeworfen waren, und die man bequem beschießen kann.

Man stellt sich dann zu der schon genannten Zeit an und belegt die offenen Röhren mit Dachssäcken, wodurch dem Feinde der Rückzug abgeschnitten wird, denn nicht jedes mal gelingt der Schuß so gut, daß der Dachs auf der Stelle liegen bleibt, ja oft wird er ganz gefehlt.

Der Schütze darf sich auch die Sache nicht so leicht vorstellen, als sie an sich scheint; denn viele Hindernisse stellen sich dem Gelingen in den Weg. Wenn der Dachs seine Wohnung sucht, ist es gewöhnlich noch nicht helle, auch strengt er eine kurze Strecke vor dem Baue alle seine Kräfte an, um recht schnell die Röhre zu erreichen, und der Schütze sieht ihn oft erst dann, wenn er im Begriffe ist, einzufahren.

Wenn es die Oertlichkeit erlaubt, eine Kanzel bei dem Baue anzubringen, so rathe ich dazu, denn der Dachs windet sehr gut, und merkt er etwas Verdächtiges, so kehrt er sogleich um und sucht den nächsten Fluchtbau als Freistätte auf.

Man stehe daher recht ruhig und vermeide alles Geräusch, auch mache man sich, sobald man etwas hört, schußfertig und suche womöglich den Dachs auf den Kopf zu schießen, da, wenn der Schuß nicht augenblicklich tödtlich ist, er noch in die Röhre einfährt und oft für den Jäger verloren geht.

Hat man freilich die vorhin empfohlene Vorsicht angewendet, Dachssäcke einzulegen, so fällt diese Besorgniß weg, denn, selbst gefehlt, wird der Dachs dann nur um so schneller in die Röhre eilen wollen und die Beute des rasch herzueilenden Jägers werden.

Es fällt leicht in die Augen, daß diese Jagd gerade keine große Annehmlichkeiten gewährt, ja im Gegentheil große Beschwerlichkeiten als Zugabe hat, da man öfter als einmal auf den Bau gehen kann, ehe es dem Einwohner genehm war, einen Ausflug zu machen; ich stimme daher auch vollkommen dafür, daß man den Anstand nur da ausübe, wo ein Felsenbau das Graben, oder der öftere Besuch von Menschen das Aufstellen

von Fallen und Eisen nicht erlaubt, und daß man an jedem Baue, der nicht so unzugänglich, oder nicht dem häufigen Besuche von Menschen ausgesetzt ist, die eben genannten Methoden anwende, die mehr Vortheil gewähren.

Wir wollen daher auch sogleich zu jener Jagd auf den Dachs übergehen, die ich zu den größten Herbstbelustigungen zähle, nämlich zur regelmäßigen Einschließung und Berennung der Dachsburg. Hierzu, nämlich zur Leitung der Belagerungsarbeiten, (zum Troste sei es für manchen Jagdliebhaber aus der Stadt gesagt, der vielleicht glauben möchte, es gehöre Genie und Courage dazu', und der vor Schrecken beides vielleicht nicht fände) hat man weder die Talente eines Vauban oder Montalembert, noch den Muth eines Bayard und Cryllon nöthig, und ich sehe im Geiste die Züge so mancher Schönen sich erheitern, wenn der Held ihrer Träume ihr die tröstliche Versicherung gibt, er brauche sich bei dieser Affaire in kein Gefecht einzulassen', es sei denn mit Göttinger Würsten und dergl. leichten Truppen.

Nur der ist im Stande, die Wahrheit der Behauptung, daß das Dachsgraben zu den angenehmsten Jagdfreuden gehört, einzusehen, der selbst Besitzer eines guten Hundes dergleichen im Herbste mitgemacht hat. — Welche Freude gewährt es, den kleinen Kämpfer muthig in die Röhre schlüpfen zu sehen! Jeder winkt dem Andern mit der Hand stille zu sein, und sucht sich ein Plätzchen zum Horchen — Alles stille. — Einer sucht in den Mienen des Andern zu lesen, ob er nichts höre? — Nichts — Ach, es fängt die Hoffnung schon zu sinken an! — Da und dort steht schon Mancher verdrießlich vom Boden auf und will seinem Unmuthe Worte geben; da ruft einer der Geduldigen, die liegen geblieben waren, ein bezauberndes „St"! — Stille! — Horcht! — O hätte ich doch Hogarth's Stichel, um diese Gesichter zu zeichnen, die von der verdrießlichsten Länge zur freundlichsten Breite sich verziehen! wie von Circe's oder Armida's Zauberstabe berührt, bleibt jeder in der Stellung, die er gerade in dem Augenblicke angenommen hatte, als das magische Wörtchen: Horcht! ertönte. Doch nicht lange dauert diese zauberähnliche Erstarrung; sobald sich jeder von der Wahrheit überzeugt, und den ersehnten Laut gehört hat, so ist er auch sogleich bereit, seine Meinung über die Gegend zu sagen, woher der Laut kommen möge. Jeder legt das Ohr an den Platz, den der Jäger als den richtigen bezeichnet, und bestätigt seine Angabe, wobei Jeder nach Harke, Schaufel rc. ruft, um die Arbeit zu beginnen.

Mühsam wird von den Arbeitern der Einschlag nach Angabe des Jägers gemacht, langsam geht, trotz der größten Eile, das Werk von statten, von Zeit zu Zeit neigt Einer oder der Andere das Ohr, um zu vernehmen, ob der Hund noch auf demselben Platze vorliege; da tönt der Schreckensruf: der Hund ist stille! Alles legt sich nieder, um sich von der Wahrheit der Jammer verbreitenden Nachricht zu überzeugen.

Nichts wird gehört; da zieht die Hoffnungslosigkeit wieder in alle Herzen ein, und nur der Jäger bleibt ruhig, der als ein guter Feldherr die Burg des Belagerten mit einem Kennerblicke übersieht und nachsinnt. Jeder sucht halb vertrauens-, halb verzweiflungsvoll, etwas Tröstliches aus dem Gesichte des Waidmanns zu lesen, selbst Lavater's Kunst würde an den gleichsam eisernen Zügen des rauhen Natursohnes scheitern, der ganz kalt befiehlt, den Einschlag völlig zu machen und nur noch mehr in die Länge zu ziehen.

Da schütteln die Meisten der Anwesenden gewaltig den Kopf und scheinen durchaus nicht diese Maßregel für gut halten zu wollen; allein unverdrossen und voll Vertrauen bleiben im Gegentheile die Arbeiter, die aus Erfahrung überzeugt sind, daß sie auf diese Art sicher zum Ziele gelangen. Endlich nach großer Ungeduld der Zuschauer, wird eine Röhre erreicht, zuletzt auch die zweite, und alle drängen sich voll Erwartung hinzu, doch Nichts wird gesehen, Nichts gehört, vergebens strengt jeder seine Gehörnerven nach Möglichkeit an, um einen Laut des Hundes zu vernehmen und immer muthloser wird die Schaar. Da hört man auf ein mal ganz deutlich, und näher als man zu hoffen gewagt hatte, den tapfern Bergmann, und triumphirend, ja die Furcht seiner Zweifler fast ein Wenig verhöhnend, blickt der Jäger um sich und kann es sich nicht versagen, unter die Befehle, die er ertheilt, Worte des Lobes für seinen Hund zu mischen; er wirft sich auf den Boden, springt voll Gewißheit, daß der Kampfplatz gefunden sei, wieder auf, schlägt mit einer Harke heftig die Erde, lauscht dann wieder, und gibt endlich, überzeugt, daß der Belagerte keinen Zufluchtsort mehr habe und die letzte Schanze schon erstürmt werde, den Befehl, den letzten Einschlag zu machen.

Mit verdoppeltem Eifer geht man an die Arbeit, immer deutlicher wird Bergmann gehört, und öftere Schmerzenslaute des Angreifers lassen nur zu richtig schließen, daß der Kampf sehr heiß sein möge. Kann auch der Jäger in diesem Augenblicke keine thätige Hülfe leisten, so ist er doch bemüht, durch Zuruf den Gegner seines Schützlings zu schrecken und den Muth des Letzteren aufs Höchste zu treiben.

Endlich wird die mühevolle Arbeit belohnt werden; der hohle Ton, den die Harke erzeugt, und der schmutziggrau werdende Boden lassen die Röhren bald erwarten, und vorsichtig suchen die Arbeiter sie zu gewinnen; doch zeigt sich die Vermuthung bestätigt, daß sie nicht gerade auf den Dachs, sondern auf den Hund kommen, der, als er die Hülfe so nahe sieht, mit wahrer Wuth seinem Feinde zu Leibe geht.

Alles drängt sich um den Einschlag her, um Zeuge des ungleichen Kampfes zu sein; allein nur der angreifende Theil ist sichtbar, wie er bemüht ist, die sich stets erneuernde Schanze niederzureißen, und dem Belagerten keine Zeit zu lassen, ein größeres Bollwerk vor sich aufzuthürmen.

Schon wird von manchem Unkundigen der Vorschlag gemacht, nachzugraben, um an den Dachs zu kommen, doch lächelnd schweigt der Jäger zu diesem, wie zu so manchem anderen Rathe und sucht sich aus der Gesellschaft den Schießbegierigsten heraus, um ihm die Freude der Erlegung des Dachses zu machen. Bald ist dieser gefunden; denn unter Mehreren, die die Flinte ergriffen haben, zeichnet sich Einer durch den brennenden Blick, mit dem er gleichsam die Erde durchbohrt, durch die schußfertige Stellung, durch das Zurückdrängen der anderen Umstehenden so sehr aus, daß man leicht den Neuling in dieser Sache erkennen und der Jäger bald die Ueberzeugung gewinnen muß, daß gerade diesem der Ruhm, den alten Burgherrn gefällt zu haben, unschätzbar sein werde.

Mit manchem scheelen Seitenblicke auf den Begünstigten wird von der übrigen Gesellschaft der Ausspruch vernommen, daß diesem, als dem Jüngsten, die Ehre des Schusses zu Theil werden soll! Doch ehe dem Erkornen der Platz am Einschlage eingeräumt wird, läßt der Jäger erst vorsichtig die aufgegrabenen Röhren mit Reisern verstopfen und nimmt den vorliegenden Hund heraus.

Jetzt wird der Schütze angestellt; schußfertig erwartet dieser den grauen Höhlenbewohner, und Jeder drängt sich, so viel als der Raum es gestattet, hinter denselben, um Zeuge des Heldenwerkes zu sein.

Da zeigt sich der Feind auf einmal, und will schnell in die gegenüberliegende Röhre fahren; allein wie so manches Vorhaben in der Welt unausgeführt bleibt, so auch dieses, denn kaum blickt er heraus, so streckt ihn schon ein wohlangebrachter Schuß nieder. Dieser Schuß gibt das Signal zu allgemeiner Unordnung; Menschen, Hunde, Alles stürzt über den Hingesunkenen her, man zieht ihn heraus, und die Legion der

anwesenden Jagdliebhaber gibt ihren Lungenflügeln doppelte Arbeit, um den dazu gehörigen Hunden Muth einzubrüllen.

Gleich Montezuma's Unterthanen, die den ersten gefallenen Spanier nur von Ferne zu betrachten wagten und lange Zeit brauchten, ehe die Muthvollsten aus ihnen vorsichtig näher rückten, immer noch Tücke fürchtend, bis sie endlich hinlänglich überzeugt, mit cannibalischer Wuth den Leichnam anfielen — gleich diesen schnuppern die Hunde erst weit um die kleine Bärengestalt herum, ehe sie dem Beispiele Bergmanns folgen und sich mit vereinten Kräften in die Schwarte theilen wollen. Doch mitten in dieses Getümmel fliegt auf einmal, wie von Zauberhand — noch ein zweiter Dachs! Nicht größer kann der Schrecken der Frösche gewesen sein, als Jupiter nach der bekannten Fabel einen König in Gestalt eines Klotzes vom Himmel herab unter sie stürzen ließ, wie der der blutgierigen Hundeschaar ist, als sie noch einen Feind ankommen sieht; allein sowie jene Frösche sich erholten, da sie sahen, daß die hölzerne Majestät sich nicht bewegte, ebenso auch die Hunde, und getheilt fällt nun das Corps die beiden Schreckgestalten an.

Nicht so schnell als diese jetzt rauflustigen Gesellen erholen sich die Herren derselben von ihrem Erstaunen; zwanzig Fragen durchkreuzen sich und erst, nachdem Ruhe eingetreten ist, löst der Jäger, der bisher im Hintergrunde das Schauspiel belächelt hatte, das Räthsel. Während nämlich der erste Dachs die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch genommen, stellte sich der vorsichtige Waidmann an den Einschlag, bewaffnet mit der Gabel oder Zange, und in der That dauerte es nicht lange, so kam auch der zweite heraus, wurde aber gleich beim Ausgange an den Boden gedrückt und getödtet. —

Aber wohin gerathe ich? Anstatt zu sagen, was bei dem Dachsgraben zu berücksichtigen ist, verliere ich mich in der Schilderung einer jener Scenen, wie sie nur selten bei der Ausübung dieser Jagd vorkommen! Doch ich hoffe, Jeder, der zu Dianens Fahne geschworen hat, wird mir diesen Absprung zu Gute halten, und gewiß um so eher, als diese wenigen Blätter ja auch mir wenig Zeit raubten, und auch darin schon manche Verhaltungsmaßregel bei diesem Jagdgeschäfte mit eingeflossen ist.

Da ich nun, hingerissen von dem Jagdvergnügen, welches in der Wirklichkeit seine Verehrer so lebhaft beschäftigt, meiner Phantasie die Zügel schießen ließ und unwillkürlich einen Fall, der nicht häufig beim Graben vorkommt, vergegenwärtigte, so will ich, da in jener Schilderung ohnehin einiger Hauptmomente jener Jagd gedacht worden ist, mich nun

mehr kurz fassen, und nur davon sprechen, wie man sich bei außerordentlichen Hindernissen helfen könne.

Nicht selten hat man beim Graben viel Arbeit; ja es kommt auch wohl der Fall vor, — jedoch nur auf einem Hauptbaue oder in Gebirgs-Gegenden, ohne Schuld des dirigirenden Jägers, — daß man nach einem mühevollen Tage leer nach Hause gehen muß.

Ueberhaupt ist es schwer, ja ich möchte sagen unmöglich, alle Fälle, die bei dem Graben vorkommen können, aufzuzählen, und manche durch früheren Schaden erworbene Erfahrung muß zu Hülfe genommen werden, um zum Ziele zu gelangen. Die Hauptbedingung ist ein guter, unverdrossener Hund und vollkommene Bekanntschaft mit demselben, denn beinahe jeder hat seine Eigenheiten, die berücksichtigt werden müssen, und es gereicht zu großem Nutzen, wenn man sich etwa fremder Hunde bedienen muß, daß Jemand zugegen sei, der sie genau kennt.

Ist aber Niemand dabei, so lasse man sich nicht irren, wenn der Hund auch anfangs nicht so eifrig ist, als man erwarten könnte, es wird sich bald geben.

Hat man nun einen Schliefer, auf den man sich vollkommen verlassen kann, so ist eine eben so wesentliche Bedingung ein gutes Gehör; um aber auch bei dem feinsten Gehöre nicht zu irren, muß man es sich zum Gesetze machen, nie nach dem Laute zu urtheilen, den man am Eingange der Röhre hört, sondern stets nach jenem, der vernommen wird, wenn man sich gerade über der Gegend niedergelegt hat, wo der Hund Laut giebt. Dieser Laut ist leicht kenntlich, denn man glaubt ihn nahe am Ohre und gleichsam doppelt zu hören.

Hört man den Hund deutlich Laut geben, so schlage man nicht gleich ein, sondern rufe dem Hunde von der Röhre aus stark zu, und mache gerade auf dem Platze, unter welchem der Hund liegt, ein starkes Geräusch durch Stampfen 2c., um den Dachs zu bewegen, sich noch weiter zurückzuziehen; damit man nicht so viel Einschläge zu machen braucht, sondern den Lichtscheuen gleich dahin treiben läßt, wo er nicht weiter zurückgehen kann.

Bei großen Bauen sehe man immer darauf, sie im Anfange gleich zu durchschneiden, damit der Dachs nicht Gelegenheit finde, von einer Röhre in die andere zu entkommen, wodurch man zu oft vergeblich einzuschlagen genöthigt wird. Besser ist es, dem guten Hunde Zeit zu lassen, bis er den Dachs angetrieben hat. — In der Regel soll und darf nur ein Einschlag nöthig werden.

Hat man einen Einschlag bald vollendet, so kann man aus gewissen Anzeigen schließen, ob man die Röhre bald erreichen werde. Entweder nämlich daran, daß diejenige Erdart zum Vorschein kommt, von welcher an der Einfahrt der Röhre ausgeführt ist; oder bei besonders hartem Boden daran, daß, sobald man über der Stelle, wo der Hund vorliegt, im Einschlage die flache Hand auf den Boden legt, man an der Hand die durch den Lautschlag des Hundes verursachte Dröhnung mehr oder weniger deutlich fühlt. Alsdann nehme man sich wohl in Acht, den Hund nicht zu verletzen; denn nicht immer kommt man gerade auf den Dachs, sondern sehr oft auf den Hund, weil der erste gewöhnlich so lange Stand hält, bis er merkt, daß von oben seinem Feinde Hülfe kommt, worauf er dann einige Schuhe zurückweicht und man an dem Platze, wo vorher der Dachs lag, nun den Hund antrifft.

Ist man einmal so weit und der Hund gibt noch anhaltend Laut, so sieht man entweder den Dachs schon und kann ihn mit der Zange fassen, oder durch einen Schuß erlegen; oder er hat sich zurückgezogen. Im letzteren Falle darf man nur den Hund herausnehmen, und der Dachs wird nicht lange auf sich warten lassen; denn sobald er Licht in seine dunkle Wohnung fallen sieht, auch nicht mehr durch den Hund zurückgehalten wird, so kommt er an die gemachte Oeffnung, wo er dann leicht geschossen oder auf andere Art getödtet werden kann. Nicht zu den seltenen Fällen gehört es, daß sich der Geängstigte verklüftet oder versetzt.

Ist dann der Hund nicht sehr scharf und seinem Feinde auf dem Nacken, so mißlingt das Unternehmen oft ganz.

Doch verzweifle man nicht gleich an dem guten Erfolg, wenn der Hund auch lange im Bau stille bleiben, oder gar herauskommen und, was freilich schlimm ist, keine Lust mehr bezeigen sollte, einzuschliefen.

Ist das Letztere der Fall, hat man nur noch ein Mittel übrig: man schlage da, wo der Hund das letzte mal Laut gab, ein; mache aber den Einschlag recht lang, um die Röhre nicht zu verfehlen, weil man nicht mit der Gewißheit zu Werke gehen kann, als wenn der Hund vorliegt.

Den Einschlag soll man überhaupt so zu machen suchen, daß er zwischen den Hund und den Dachs fällt, in keinem Falle so, daß er auf den Dachs trifft, sonst thut dieser das Aeußerste, um den Hund zu überrennen und nach anderen Orten im Bau auszuweichen.

Hat man das Geschleif getroffen, so wird man die Schanze oder Kluft und ihren weiteren Gang bald finden, indem der lockere Boden

denselben sicher bezeichnet. Dann räume man die Erde auf und folge mit einer biegsamen Ruthe dem Zuge der Röhre so weit, als die Ruthe reicht.

Sollte man mit derselben anstoßen, so hat die Röhre entweder ein Ende, oder sie krümmt sich. In beiden Fällen muß man nochmals einschlagen, oder wenn die Strecke kurz und der Boden fest ist, nachkesseln. Um Ersteres mit ziemlicher Sicherheit zu können, ziehe man die Ruthe langsam aus dem Geschleife heraus und merke die Richtung, die solche hat, dann lege man sie auf die Oberfläche der Erde, und lasse an jener Stelle, die das Maß der aufgelegten Ruthe bezeichnet, neu einschlagen.

Ist die Röhre wieder gewonnen, so wird man, wenn sie zu Ende geht, nicht lange nach dem Dachse zu suchen brauchen, und der Hund die Stelle leicht finden, wo sich sein Feind versteckt hat. Sollte aber eine Krümmung der Röhre die Ursache des Anstoßens der Ruthe gewesen sein, so räume man, wenn der Gang derselben gefunden worden, die Erde so viel als möglich heraus, bringe den Hund an die Oeffnung und ermuntere ihn durch lebhaften Zuspruch. Sehr viel Phlegma müßte dieser haben, wenn er auch jetzt keine Lust zum Schliefen und Nachgraben zeigen sollte. Hätte er dennoch alle Lust dazu verloren, so bleibt nichts Anderes übrig, als dieselbe Operation zu wiederholen, was freilich eine sehr langweilige und verdrießliche Sache ist; wie wohl man auch manchmal auf diese Art zum Zwecke gelangen kann. Doch vermeide man, wo möglich, mit solchen faulen Hunden zu graben, so wie ich auch rathe, mit vorlauten Hunden gar nicht anzufangen, denn man wird nur Mühe und Arbeit, aber keinen Lohn haben.

Hat man in seinem Reviere Hauptbaue, so thut man besser gar keinen Hund hinein zu lassen, denn höchst selten wird die Beute mit der angewendeten Mühe im Verhältniß stehen, ja es kann auf Hauptbauen wohl gar der Hund ganz verloren gehen. Am sichersten führt auf Hauptbauen der Fang oder auch das Heraussperren, wodurch der Dachs veranlaßt wird, in der Umgegend befindliche Fluchtröhren aufzusuchen, aus denen er dann leicht ausgegraben werden kann, zum Zwecke.

Der Anstand ist zwar auch bei Hauptbauen anwendbar, allein, wie schon oben gesagt, keine Jagdart, die viel Vergnügen gewährt, weil der Erfolg zu unsicher ist.

Der Fang, der auf verschiedene Weise geschehen kann, gehört zwar nach dem Plane dieses Werkes nicht hierher, doch soll, da bei der Dachsjagd das Schießen fast seltener, als bei irgend einer andern vorkommt,

des Zusammenhanges wegen das Hauptsächlichste rücksichtlich dieses Gegenstandes nicht unerwähnt bleiben.

Daß es mehrere Fangarten gibt, ist bekannt; die wichtigsten darunter sind:

Der Fang mit der Prügelfalle, mit der Brechfalle, mit dem Tellereisen, mit der Dachshaube verbunden mit der Nacht-Hatze.

Der Fang mit der Prügelfalle ist unter diesen der einfachste und am wenigsten kostspielige, denn wird auch die Falle entwendet, so ist sie mit geringer Mühe sehr bald und beinahe mit gar keinen Kosten wieder hergestellt, und nur in sehr holzarmen Gegenden können ein Paar solcher Prügel Lust zum Entwenden machen. Eine Anleitung zur Fertigung dieser Falle gehört nicht in diese Blätter, ich beschränke mich daher darauf zu sagen, daß sie schon im Sommer aufgestellt werden muß, damit die Dächse sich gewöhnen, unter der aufgestellten Fangstange aus- und einzufahren und man gewiß ist, in der guten Zeit nicht lange warten zu dürfen, da hingegen, wenn man die Falle erst im Herbste schlägt, von den Dächsen die Röhre nicht sogleich vertraut befahren, sondern dieselbe so gut als der Fangplatz vom Fuchse, als verdächtig gemieden wird.

Man besetzt mit Prügelfallen die befahrensten Röhren und verstopft die übrigen. Diese Methode ist bei aller Einfachheit fast überall anwendbar und eine der lohnendsten.

Der Fang mit der Brechfalle ist beinahe derselbe, nur ist diese Anstalt etwas künstlicher, wird aber gerade so angewendet, wie die Prügelfalle.

Der Fang mit dem Tellereisen ist auch sehr sicher, nur ist der Verlust, wenn das Eisen entwendet werden sollte, bedeutender.

Auch diese Fangart ist sehr einfach: Man reibt nämlich das Eisen sorgfältig mit Erde ab und bestreicht es entweder mit einem Apfel oder läßt es ganz unverwittert, dann legt man es in die Röhre, bedeckt es mit Erde oder Moos, welches Letzte ich besser fand, und verwittert die übrigen Röhreu durch ein wenig Papier, an welchem Tabaksaft klebt, oder durch ein Paar mit Assa foetida beräucherte Lumpen. Sollte auch der Dachs etwas Verdächtiges merken und in der ersten Nacht nicht herauskommen, so nehme man das Eisen am folgenden Tage wieder heraus, reibe es noch einmal ab und lasse an die übrigen Röhren etwas Steinöl tropfen, und er wird gewiß nicht lange ausbleiben.

Ich gehe nun zum Fange mit der Dachshaube, verbunden mit der Nachthatze über, die für einen Jäger, der das Bett nicht besonders liebt, dabei aber auch ein Feind des langweiligen Anstandes ist, viel

Angenehmes hat, da es mehr Thätigkeit erfordert, indem der Dachs quasi **par force** gejagt wird.

Die Art, wie man bei dieser Jagd zu Werke geht, ist folgende:

Man versichert sich nach der schon oben angezeigten Methode des Ausganges des Dachses, belegt die befahrensten Röhren mit einwärts gekehrten Dachshauben nnd verstopft die übrigen mit Reisern und Erde; dann geht man bis auf die Entfernung einer kleinen halben Stunde vom Baue, löst die Hunde, und sucht, soviel als möglich kreisförmig immer näher gegen den Bau zu, um keinen Platz zu übergehen.

Es ist dabei nicht nöthig, daß der Jäger durch Dick und Dünn waten muß, es genügt, wenn derselbe nur gangbaren Pfaden folgt, und von Zeit zu Zeit durch Ruf und Pfiff seine Hunde ermuntert.

Hat man freilich einen Dachsfinder, wozu sich fast jeder beherzte Hühnerhund von selbst eignet und der Schäferhund leicht abrichten läßt, so ist ein solcher von großem Nutzen, besonders in wildreichen Gegenden, wo andere Jagd- und Dachs-Hunde nur zu oft andere Beschäftigung finden, mit welchen allein, ohne Finder, auch die Jagd nicht so gut gelingt, doch in Ermanglung eines solchen müssen auch andere die Stelle vertreten. Nur darf man die Geduld nicht verlieren, wenn manchmal ein Hase oder Reh gejagt wird.

In der Regel ist es leicht zu unterscheiden, wenn die Hunde einen Dachs angenommen haben, denn in diesem Falle ertönt der Laut tiefer und die Jagd geht nicht so schnell weiter; so daß, wenn die Hunde scharf sind und packen, man oft Gelegenheit findet, beizukommen und den Dachs mit der Gabel, die bei solchen Gelegenheiten nie fehlen darf, niederzudrücken.

Zur eigentlichen Hatze aber gehört der Finder und ein Fang- oder sonst scharfer, starker Hund. Sobald der Finder laut wird, hetzt man den Fanghund auf den Keif oder Boll, der dann den Dachs bald packt, wobei man nichts weiter zu thun hat, als dem Hunde zu Hülfe zu kommen.

Sollte der gehetzte Dachs, was aber selten geschehen wird, Gelegenheit finden, durchzukommen, so wird er alsbald seinem bekannten Zufluchtsorte, dem Baue, zueilen und wird sich bei dem übereilten Einfahren bestimmt in einer Haube fangen — statt deren auch jeder etwas weite Mehlsack nothdürftig dienen kann; daß das Eine wie das Andere an der Außenseite mit Harken gut befestigt werden, auch einen Verlängerungszug haben müßte, versteht sich eben so von selbst, als daß derjenige, welcher die Wache in der Nähe des Baues hält, aufmerksam und sehr stille sein muß. Sehr oft tritt der Fall ein, daß während der eine Dachs von den Hunden

gepackt und gewürgt wird, ein zweiter, ja wohl gar noch ein dritter, dem Baue zueilt und gefangen wird. Es ist daher nicht überflüssig, wenn auf dem Baue zwei Männer bleiben, um sogleich die Dächse mit den Hauben herausziehen und tödten zu können, denn ist nur einer auf dem Platze, und es fangen sich zwei Dächse, so ist es leicht geschehen, daß, während er mit dem einen beschäftigt ist, der andere sich herausschlägt und entkommt. Daß diese Jagd manches Anziehende hat, wird Niemand leugnen, der Gelegenheit hatte, eine solche Nachthatze mitzumachen, und man vergißt, wenn man glücklich war, die mancherlei Beschwerden, die, wie sich aus der Sache selbst erklärt, dabei vorkommen.

Und nun kommen wir zu dem oben schon berührten Heraussperren, welches Mittel da zu empfehlen ist, wo örtliche Umstände und Verhältnisse den Fang oder die Hatze unmöglich machen. Das Ziel, welches man dabei im Auge hat, ist: die Dächse aus einem unzugänglichen Bau herauszubannen und zu zwingen, ihre Zuflucht in nahe gelegenen Fluchtbauen zu suchen.

Dieses geschieht am häufigsten durch Feuer; man geht in der Nacht an den Bau, und macht mitten auf demselben ein Feuer an; zugleich steckt man in die Röhren Dornbüschel, oder wem dieses Letztere zu weitläufig sein sollte, der kann (was dieselben Dienste thun wird) vor jede Röhre ein Blatt weißes Papier, mit einigen Tropfen Steinöl beträufelt, in ein am oberen Ende aufgespaltenes Pflöckchen geklemmt, stecken, oder auch durch ein wenig Schießpulver oder einen sogenannten Wischlumpen denselben Zweck erreichen. Dadurch wird nun der Dachs genöthigt, sich eine andere Wohnung zu suchen.

Am anderen Tage besucht man dann mit dem Dachshunde die in der Umgegend befindlichen Fluchtbaue, die in der Regel besetzt sein werden.

Sollte jedoch ausnahmsweise der Gegenfall eintreten, so gebe man darum noch nicht alle Hoffnung auf, sondern besetze sofort den Hauptbau, sowie die demselben zunächst gelegenen Fluchtbaue mit Schützen, worauf einer derselben mit raschen Hunden die Umgegend absucht. Bald werden die aufgestöberten Dächse ihr gewohntes Asyl aufsuchen und die daselbst Angestellten Gelegenheit finden, den oder die Aufgesprengten niederzudonnern, wozu überdies nicht einmal viel Schießkunst gehört; oder selbige suchen die entfernteren Fluchtbaue auf, wo sie dann leicht gegraben werden können.

Von anderen Methoden, des Dachses habhaft zu werden, soll und kann hier nicht weiter die Rede sein. Sie sind zu wenig belohnend und noch weniger dem Jäger geziemend. —

Der Fuchs.

Er ist ein Dieb, ein Mörder, ich darf es kühnlich behaupten,
Ja, es wissen's die Herrn, er übet jeglichen Frevel.

Göthe.

Wer steckt sein rothes, tückisches Gesicht
Dort aus des Waldes grünbelaubten Hallen?
Verruchter Räuber! Nähere dich nicht,
Du würdest in die Hand des Rächers fallen.

D.

Kein anderes Capitel dieses Buches habe ich mit so großem Eifer angefangen, wie dieses. War ich doch von jeher ein abgesagter Feind jener Erzräuber, von denen es handeln soll. Es wird aber für mich, wenn es darauf ankommt, ihnen auf jede erdenkliche Weise Abbruch zu thun, keinen Unterschied machen, ob ich die Feder in der Hand habe oder das Gewehr. —

Als ich vorstehende Zeilen niederschrieb, um meinen tiefgewurzelten Haß gegen diese Räuber recht lebhaft auszudrücken, waren noch andere Zeiten als jetzt!

Es hat sich seit damals sehr viel geändert! Meine Gesinnungen gegen diese Strauchdiebe sind inzwischen ungleich milder und versöhnlicher geworden, und zwar dadurch, daß ich sie in neuester Zeit gewissermaßen als Gegenstände des Mitleids, als arme Teufel, die ihr bischen Leben nicht mehr anders als durch Stehlen fristen können, betrachten muß; denn nicht nur bei der menschlichen Bevölkerung ist Theuerung, Noth und Mangel eingerissen, sondern auch bei den Füchsen.

Wenn in früheren Zeiten die kleinen Sommerspeisen fehlten, wenn keine Schnecke, kein Frosch, kein Igel, keine Blindschleiche, kein Hamster, kein Maulwurf und keine Dorfkatze oder sonst ein dergleichen Frühstück ihnen zur Verfügung stand, wenn kein Vogelnest mehr ausgenommen und kein brütendes Feldhuhn fortgeschnappt werden konnte, dann fanden sie, zumal bei strenger Kälte und hohem Schnee, überall Rehe und Hasen, die so ermattet waren, daß sie der anhaltenden Verfolgung kräftiger und wohlgenährter Feinde nicht entgehen konnten.

Wie schmal aber ist die Kost, auf welche sie sich seit der famosen Carnevalszeit von 1848 beschränkt sehen!!! Sah man sie nicht im Verlaufe des Winters (1854)* den ganzen Tag, wenn auch wärmer bekleidet doch eben so hungrig, als die meisten reisenden Handwerksburschen auf den Landstraßen und Feldern herummarschiren, während weit und nah sich kein Häschen blicken ließ, an dem sie ihren Appetit hätten befriedigen, können??

Das sind aber die jetzigen Calamitäten der rothen Freibeuter noch bei weitem nicht alle; sie werden vielmehr sogar in ihren, auf die Observanz vieler Jahrhunderte gestützten Rechten beeinträchtigt, indem die sentimentalen Thierfreunde und Freundinnen in Berlin und andern großen Städten ihnen in der neuesten Zeit sogar etwas streitig machten, was bisher ihr ausschließliches und unbestrittenes Eigenthum war und höchstens nur bisweilen in der alleräußersten Noth von den ausgehungerten Vertheidigern einer hart belagerten Festung in Anspruch genommen wurde, nämlich das Pferdefleisch, welches jetzt so häufig als Ragout, Haché und Fricassée auf den modernen Humanitätstafeln erscheint, wenn auch vielleicht weniger, um gegessen zu werden, als um Parade zu machen. Ob auch in Wien sich die dort so beliebten Rostbratel in Roßbratel verwandelt haben, weiß ich nicht. Das Pferdefleisch ist aber die Hauptwinterkost für die vierbeinigen Rothen und ihnen eben so wichtig, als dem Bewohner der Polarländer seine getrockneten Fische, seine Renthier- und Seehundkeulen. Es ist daher gewiß sehr betrübend für diese armen Bursche, daß sie, nachdem von Hasen und Rehen schon seit Jahren keine Rede mehr ist, auch noch ihren letzten Lebensunterhalt mit zahlreichen menschlichen Gesellschaften theilen müssen.

Ueberall stehen, sobald von der Vertilgung, oder, da diese nicht denkbar ist und sich, insofern das Gleichgewicht in der Natur nicht gewaltsam gestört werden darf, auch nicht ganz rechtfertigen lassen würde, von der Verminderung der Füchse die Rede ist, die Jäger mit den Feld- und

Forstwirthen in Opposition, und es wird der Streit unter ihnen so lange dauern, als es Füchse gibt, d. h. so lange die Welt steht.

Der Landwirth im weiteren Sinne des Wortes, also auch der Forstmann, sieht in dem Fuchse nur den Vertilger einer weit schädlicheren Thierart, der Mäuse, und betrachtet ihn daher als ein äußerst nützliches Geschöpf, als einen wahren Wohlthäter des Menschengeschlechts, dem man, wie dem Aasgeier in Kairo, oder dem Ibis an den Ufern des Nils, alle erdenkliche Huld und Schonung angedeihen lassen müsse.

Aus einem ganz anderen Gesichtspunkte betrachtet ihn dagegen der Jäger, der, nicht selten in das entgegengesetzte Extrem verfallend, kein Mittel zu dessen Vertilgung für unerlaubt hält. Beide gehen in ihrem Eifer wohl zu weit; denn wir wollen weder den Rebhühnern, Hasen und Rehen zu Liebe unsere Feld- und Waldsaaten von den Mäusen aufzehren, noch aus Furcht vor diesen kleinen Creaturen unsere Jagden zu Grunde richten lassen. Es ist vielmehr auch hier, wie in tausend anderen Fällen, die Mittelstraße die beste, d. h. in solchen Jahren, in denen die Vermehrung der Mäuse so groß ist, daß sie für die Feldfrüchte und für die jungen Waldbestände bedeutenden Nachtheil fürchten läßt, oder wohl gar zur Landplage zu werden droht, wird kein vernünftiger und billig denkender Jäger sich weigern, seinen Privatvortheil dem allgemeinen Besten aufzuopfern und die Füchse zu hegen; dagegen wird aber auch kein billiger Forstmann oder Feldwirth ihm zumuthen wollen, diese Schonung fortzusetzen, sobald jene Gefahr vorüber ist.

„Der Fuchs lebt größtentheils, ja man kann sagen, ausschließlich, von Mäusen!" — Das hört man jene Herren fortwährend versichern, allein nur solche thun es, welche nie einen Fuchsbau im Sommer besucht, die nie mit eigenen Augen gesehen haben, welche Menge von Gänse-, Enten- und Hühnerflügeln, wie viele Gerippe von jungen und alten Hasen, von Reh- und Wildkälbern dort beisammen liegen, kurz die nie einen solchen Schindanger in Miniatur gesehen haben. Wer die Lebensweise eines wilden Thieres nicht kennt, wer sie nicht selbst beobachtet hat, der sollte auch nicht davon sprechen, noch weniger aber öffentlich darüber schreiben wollen.

„Der Fuchs lebt von Mäusen!" Dies ist das ewige Lied, welches man uns bei jeder Gelegenheit vorsingt; uns soll aber Niemand sagen wollen, wovon er lebt. Wir wissen es am besten; wir wissen, daß er Mäuse frißt, wissen aber auch, in welchem Verhältnisse so kleine Bissen mit einem so großen Appetit stehen, und daß er gewöhnlich nur dann

seine Zuflucht zu dieser mageren Kost nimmt, wenn er nichts Besseres haben kann.

Gesetzt aber auch, es gelte ihm gleich, womit er sich den Magen füllen kann; gesetzt sogar, aber nicht zugegeben, er gehe in der Regel nur darauf aus, Mäuse zu fangen, so bringt es ja die Natur der Sache mit sich, daß er, vermöge seiner unermüdlichen Thätigkeit, bei diesen häufigen Raubzügen, die er in der Morgen- und Abenddämmerung und zur Nachtzeit, wie alle Diebe, vornimmt, sehr oft auf nützliche Thiere stoßen muß; daß er diese aber verschmähe, werden uns die Herren Landwirthe doch hoffentlich nicht überreden wollen?

Ich kann überdies auch nicht umhin, hier das offene Bekenntniß abzulegen, daß ich das Hegen der Füchse, Bussarde, Wiesel ꝛc. in sogenannten Mäusejahren nur wegen des Geschreies mitübe, welches sich ohne Zweifel gegen den erheben würde, welcher sich einer allgemein für nöthig erachteten Maßregel nicht anschließen wollte, nicht aber aus wirklicher Ueberzeugung. Nach meinen Beobachtungen sind die Raubthiere, selbst in möglichst großer Menge erzogen und gehegt, durchaus nicht im Stande, die Millionen von Mäusen, die man in solchen Jahren überall antrifft, in einem auch nur einigermaßen wirksamen und heilbringenden Grade zu vermindern, sondern nur die Natur allein, die jedes Mißverhältniß wieder ausgleicht, stellt auch hierin das nöthige Gleichgewicht durch Regen, Schnee oder Kälte wieder her, während alle andere aus dem Scharfsinn der Menschen hervorgegangenen Mittel sich als unzureichend bewähren. Selbst wenn wir die Zahl der Mäuse, die jeder Fuchs täglich verzehren oder doch wenigstens fangen könnte, bis zu einer an Uebertreibung grenzenden Höhe hinauftreiben und zum Beispiel annehmen wollten, er tödte in einer einzigen Nacht — denn am hellen Morgen besucht er bekanntlich die Feldmarkungen nur selten, — deren hundert Stück, so ist doch auch das nur ein nichtssagender Punkt im Vergleiche mit der ungeheuren Vermehrung dieser Thiere in solchen Gegenden, welche mit Mäusefraß befallen sind. Ueberdies fällt aber auch die Wirksamkeit dieses so gepriesenen Mittels in Gegenden, wo meilenweit kein Wald, kein hohler Baum, keine Steinfelsen, ja selbst kein Gebüsch, kurz gar kein Zufluchtsort, in welchem sich ein solches Raubthier verbergen könnte, darum auch nur ausnahmsweise hier und da ein Fuchs zu finden ist oder doch wenigstens dessen Erscheinen nur selten vorkommt, schon von selbst weg.

Es darf übrigens Niemand darüber in Sorgen sein, daß das Geschlecht der Füchse auffallend vermindert oder gänzlich vertilgt werden

möge, wenn nicht etwa eine pestartige Krankheit über sie kommt; denn ihre Klugheit, besonders aber ihre große Fruchtbarkeit, sichern sie hinlänglich vor dem gänzlichen Untergang, und es ist überhaupt so lange, als es Waldungen, Felsen und Höhlen in der Erde und in Bäumen gibt, in denen sie sich verbergen können, ihre völlige Ausrottung nicht ausführbar.

Wie bei jeder andern Jagd, so sind auch besonders bei dem Anstande auf Füchse die beiden Haupterfordernisse: guter Wind und verborgene Stellung, das heißt, der Schütze muß den Wind im Gesicht und vor sich einen Strauch oder Graben ꝛc. haben, der ihn wo möglich bis an die Brust deckt. Sollte kein solcher Platz vorhanden sein, so stelle man sich dicht an einen Baum. Der Hund, welchen man etwa bei sich führt, muß durchaus ruhig und folgsam sein, trotz dessen aber, er sei von welcher Farbe er wolle, hinter dem Schützen angebunden werden, da er neben demselben, vielleicht ganz ohne seine Schuld durch irgend eine unwillkürliche Bewegung, z. B. durch Schütteln mit dem Kopfe, wenn eine Mücke ihn sticht u. s. w., den immer aufmerksamen, besonders aber beim Heraustreten aus dem Walde sehr vorsichtigen Fuchse bemerkbar werden könnte. Aus eben diesem Grunde thut man auch wohl, keine Kleider von auffallender Farbe, besonders aber nichts Weißes, an sich zu tragen.

Gewöhnlich schleicht der Fuchs des Abends auf alten Wegen, Hasenpfädchen und kleinen Blößen heraus ins Freie und wird nicht selten, wie die vornehmen Herren durch ihre Couriere, von den Amseln, Nußhähern, oder Rothkehlchen, welche die Rolle seiner Vorläufer spielen, von den ersteren durch lautes Geschrei, von den letzteren durch leises Zwitschern angemeldet, so daß man sich leicht auf sein Erscheinen vorbereiten kann.

Die Erwartung wird jedoch oft auch getäuscht; denn mancher Vogel, namentlich aber die immer muntere, höchst geschwätzige und unruhige Schwarzdrossel, lärmt auch dann, wenn sich irgend ein anderes lebendiges Wesen in ihrer Nähe sehen läßt.

Ob man des Abends (denn bei dem Frühanstande fällt dieser Zweifel weg) sich mit dem Rücken an den Wald stellen oder ihm das Gesicht zukehren soll, darüber sind die Meinungen der Jäger ziemlich verschieden. Ich ziehe das Letztere vor, wenn in schußmäßiger Entfernung vom Walde ein Baum oder Busch vorhanden ist, an welchem man sich hinlänglich verbergen kann; fehlt es jedoch an einer solchen Gelegenheit, so bleibt

nun nichts weiter übrig, als sich so dicht als möglich an das Gebüsch zu postiren. Diese Stellung hat jedoch mehrere Unannehmlichkeiten; denn

1) muß man unaufhörlich den Kopf rechts und links wenden und kann durch diese Bewegung, sobald der Fuchs leise herausgetreten ist, leicht von ihm erkannt werden;
2) ist die Wendung nach der rechten Seite immer schwer und unbeholfen, weil sie (um mich eines Ausdruckes aus der Volkssprache zu bedienen) wider den Mann geht. Jeder Liebhaber des Anstandes sollte sich daher bemühen, auch links schießen zu lernen, um in dergleichen Fällen sich leichter helfen zu können; endlich könnte
3) der Fuchs auch zufällig gerade hinter dem Rücken des Schützen herauslaufen wollen, in welchem Falle er dann gewiß umkehren würde.

Wenn es daher auf irgend eine Weise zu bewerkstelligen ist, so trete man lieber dem Waldrande gegenüber.

Sehr unangenehm ist in den Abendstunden des Sommers das unaufhörliche Stechen der Mücken. Von diesem Uebel bleibt man bei dem Morgenanstande, während dessen die Luft ungleich kühler ist, begreiflicher Weise mehr befreit; auch bedarf es keiner so großen Vorsicht hinsichtlich des Anstellens, weil der in der Regel schon in der Dämmerung von seinen Raubzügen zurückkommende Fuchs den Schützen, der still und ruhig steht, auch dann, wenn dieser keinen Busch vor sich hat, nur selten bemerkt, wenn nämlich, wie es sich von selbst versteht, der Wind günstig ist.

Schade nur, daß auch Meister Reinecke sich dieses Vortheiles zu erfreuen hat. Gar sehr oft wird auch er zu spät vom Jäger erkannt, und es ist dann eine ziemlich schwere Aufgabe, ihn in dem Augenblicke des Umkehrens zu einer Zeit, in welcher man noch kaum das Korn auf dem Gewehr erkennen kann, in voller Flucht von hinten noch tödtlich genug zu treffen.

Den sichersten Erfolg gewährt der Frühanstand, wenn man in der Nacht den Wald mit Federlappen umstellt hat, weil dann der Fuchs gewöhnlich mehr als einmal an diesen anläuft und so am Ende doch einem oder dem andern der angestellten Schützen zum Schusse kommt.

Dies sind die wenigen Regeln, welche man bei dem Morgen- und Abendanstande zu befolgen hat. Es bleibt daher nur noch übrig, das in Betreff des Ansitzens auf dem Bau und dem Luderplatze Nöthige zu sagen.

Das Erstere ist für die Verminderung der Füchse von großer Wichtigkeit, weil es die beste Gelegenheit gibt, nicht blos die einzelnen Glieder, sondern ganze Familien auf einmal zu vertilgen.

Bei allen wichtigen Bauen müssen daher zu diesem Behufe sogenannte Kanzeln, d. h. bequeme Sitze auf Bäumen errichtet werden, damit man, der Wind mag kommen, woher er will, gegen das überaus feine Geruchs-Organ der Füchse hinlänglich gesichert und auch ihren Augen verborgen sei. Solche Sitze lassen sich ohne große Mühe und Kosten herrichten, zumal wenn man sich einzeln gewachsener, astreicher Kiefernstämme rc. statt einer Leiter dazu bedienen kann.

Fehlt es an diesen, so müssen feste Pflöcke in den Stamm, welchen man dazu ausgesucht hat, eingeschlagen werden, damit man auf diesen bequem und ohne Gefahr hinaufsteigen könne.

Bei Anlegung des Sitzes selbst ist hauptsächlich darauf zu sehen, daß man sich mit dem Rücken an den Stamm anzulehnen und das Gesicht, besonders aber auch den Arm, frei nach der rechten Seite hin zu bewegen im Stande sei, weil diese Bewegung, wenn man sitzt, immer die schwierigere ist. Auch muß man, da im Sommer bei großer Hitze der Fall des Einschlafens allerdings denkbar ist, gegen die Gefahr des Herunterfallens möglichst gesichert sein.

Wer sich also nicht zutraut, seine Schläfrigkeit besiegen zu können, der binde sich mit einer Leine am Leibe oder an den Schenkeln fest.

In der heißen Sommer-Zeit ist es sehr gut, außer den Handschuhen auch Beinkleider zu tragen, die für alle Insektenstiche undurchdringlich sind. In der Nähe der Fuchsbaue versammeln sich nämlich diese Quälgeister besonders gern, wozu vielleicht die stinkenden Ueberbleibsel von Hasen rc., die gewöhnlich vor den Röhren liegen, etwas beitragen mögen.

Wer außerdem noch so glücklich ist, Tabak zu rauchen, der lasse sich ja nicht durch die — wenn man hoch sitzt, gewiß ungegründete — Besorgniß, einen Fuchs zu verscheuchen, irre machen, sondern schmauche getrost seinen Knaster, oder seine Cigarre und brumme in Gedanken wenigstens (denn das laute Singen möchte hier wohl nicht ganz am rechten Orte sein) nach bekannter Melodie dazu:

„Wenn mein Pfeifchen dampft und glüht,
Und der Rauch von Blättern rc.“

Wenn in einigen Handbüchern der Jagdkunde die Anweisung gegeben wird: daß man nie anders, als auf Stelzen sich dem zum Ansitzen auserſehenen Bau nähern dürfe, um sich nicht durch die Witterung der

Schuhe oder Stiefel den etwa den Bau umkreisenden alten Füchsen zu verrathen, so muß ich es zwar allerdings für gut erkennen, wenn Jemand sich die Mühe geben will, diese Vorsichtsmaßregel jedesmal anzuwenden, aber für unumgänglich nothwendig halte ich es nicht; denn

1) kreist der Fuchs nicht jedesmal, bevor er sich dem Baue nähert, sondern trägt seinen Raub oft auch auf dem nächsten Wege herbei;
2) verdunstet der Geruch der menschlichen Fußtritte bald wieder und wird daher nicht immer von ihm beachtet, wenn er nicht etwa unmittelbar, nachdem man vorübergegangen ist, auf die noch ganz frische Spur kommt;
3) endlich wendet von den vielen Jägern meiner Bekanntschaft, die in der Vertilgung der Füchse eben so eifrig als glücklich sind, keiner das angeführte Mittel an, was doch — wäre der fragliche Zweck ohne dasselbe unerreichbar — ganz gewiß geschehen würde.

Zwar hat ein sehr erfahrener Jäger mich versichert: „Der Fuchs wittere selbst nach Verlauf von drei und mehr Stunden die Menschentritte, und nie sei ihm auf dem Anstande einer zum Schusse gekommen, den der Zufall zuvor auf seinen (des Erzählers) Gang geführt habe,“ allein ich kann diese außerordentliche Behutsamkeit und Vorsicht aus eigener Erfahrung nicht bestätigen und berufe mich hierin auf meiner verehrten Leser eigenes Zeugniß, indem ich sie frage: Ob nicht jeder von ihnen in seinem Leben schon mehr als einmal Füchse ganz langsam und vertraut und ohne irgend ein Zeichen von Schrecken oder Furcht bei Waldjagden über denselben Weg habe wegschleichen sehen, auf welchem vielleicht keine Viertelstunde, ja wohl keine sechs Minuten zuvor nicht etwa blos ein Paar, sondern wohl zwanzig und noch mehr Menschen beim Anlegen der Treiber oder Schützen hingegangen waren, deren Fußtritte also noch ziemlich warm gewesen sein mußten? Würde dies aber wohl geschehen sein, wenn der Geruch menschlicher Fußtritte dem Fuchse wirklich so auffallend und furchtbar wäre? Ich glaube kaum, doch lasse sich Jeder die goldene Regel anempfohlen sein, daß es weit besser ist, wenn man in dergleichen Fällen zu viel Vorsicht anwendet, als wenn man zu leichtsinnig und zu unachtsam ist.

Es läßt sich obigem ebenso umständlichen, als unbequemen Mittel, (der Anwendung der Stelzen), welches selbst dann, wenn man annehmen wollte, daß es allen Jägern gleich leicht sei auf Stelzen zu gehen (was

doch ein kaum denkbarer Fall ist), Manches entgegensetzen, weshalb ein anderes, viel einfacheres und leichteres, unstreitig den Vorzug verdient.

Ich meine das Bestreichen der Schuhsohlen mit einem seit mehreren Tagen in Heringslake eingeweichten Heringskopfe, wodurch nicht nur der Menschengeruch, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganz aufhört und völlig unverdächtig für den Fuchs gemacht, sondern dieser sogar veranlaßt wird, auf der ihm so angenehm duftenden Spur fortzutraben und um so gewisser zum Schuß zu kommen. —

Ein alter Praktiker erzählt in seiner Anweisung zur Fuchsjagd ganz naiv und offenherzig, daß er auf dem Heimwege von den Wintertreibjagden seiner Grenznachbarn, von denen er oft eingeladen worden sei, jedesmal zwei Säckchen mit eingenähten Heringsköpfen unter seine Absätze gebunden und dann allerlei Kreuz- und Quergänge gemacht habe, um die hin- und hertrabenden Füchse hinter sich herzulocken, zuletzt aber, auf der Grenze stehen bleibend, niederzustrecken, was ihm manch liebes mal gelungen sei.

Bei dieser Geschichte*) regt sich in mir zunächst eine Art von Erstaunen über die seltene Ausdauer und Beharrlichkeit eines Jägers, der, nicht damit zufrieden, den ganzen Tag bei einer Treibjagd, zu welcher er den Weg zu Fuß, vielleicht aus beträchtlicher Entfernung zurückgelegt hat, zugebracht zu haben, nun auch noch auf dem Rückwege nach allen Richtungen hin- und herläuft und dann bei strenger Winterkälte, uneingedenk der ihn zu Hause schon längst erwartenden warmen Suppe und Kleidung, nun noch stundenlang frieren mag, um dem Grenznachbar einen Fuchs wegzukapern. Auch kann ich mit voller Wahrheit von mir selbst versichern: daß ich Jemanden, der sich so unsäglich viel Mühe geben möchte, um mich von meinen Hasenfängern zu befreien, weit mehr danken, als mich über ihn beschweren würde.

Allein abgesehen hiervon, muß ich doch sehr bezweifeln: ob auch andere Jäger und Jagdbesitzer die Toleranz so weit treiben und in gleichem

---

*) Es läßt sich hieraus schließen: daß solch ein deutscher Jäger um Vieles eifriger sein müsse, als der römische Waidmann, dem der Dichter Horaz bekanntlich den guten Willen für solche Opfer nur dann zutraut, wenn es sich um eine ungleich wichtigere Beute, nämlich um Hirsche und Sauen handelt:

. . Manet sub Jove frigido
Venator tenerae conjugis immemor seu visa est catulis cerva fidelibus seu rupit teretes Marsus apes plagas.

Falle eben so denken und handeln würden wie ich: denn ein Fuchsbalg ist in den Augen mancher Leute eine Sache von nicht geringer Bedeutung, und eine solche Decimirung, wie die obige, möchte daher leicht Anlaß zu ernstlichen Differenzen geben. Im glücklichsten Falle würde man einen solchen Mißbrauch des Vertrauens und der Gastfreundschaft höchlich mißbilligen und den unermüdlichen, selbst auf dem Heimwege noch jagdlustigen, damit ich nicht sage hieselnden*) Grenznachbar mit seinen Heringsköpfen unter der Sohle künftig zu keinem Treibjagen mehr einladen.

Für ein wenig weit getrieben halte ich ferner auch die Vorsichtsmaßregel: „daß man, wenn einer der alten Füchse todtgeschossen sei, sich ihm ebenfalls nur auf Stelzen nähern, und ihn so zu sich nehmen dürfe.“ Nach meinen Erfahrungen scheut der Fuchs den Pulvergeruch, der sich an einem mit Gebüsch bewachsenen Orte später verliert, als da, wo die Luft zieht, und die Witterung des Schweißes auf der Stelle, wo man kurz zuvor Etwas erlegt hat, wo nicht mehr, doch gewiß eben so sehr, als die der menschlichen Fußstapfen, welche in heißen Sommertagen ohnehin schnell wieder verdunstet.

Ueberhaupt gehört die Erlegung beider Alten kurz nacheinander, wenn auch wirklich ihr Gehecke noch ganz gering sein sollte, schon unter die seltneren Glücksfälle, da der Knall des Schusses fast immer die Aufmerksamkeit des zwar abwesenden aber selten sehr weit entfernten zweiten Fuchses rege macht und ihn veranlaßt, bei der Annäherung an den Bau höchst vorsichtig zu sein.

Für weit besser halte ich es daher, wenn zwei zuverlässige Schützen zugleich sich anstellen, und zwar der zweite ungefähr 80—100 Schritte vom Bau abwärts, wo man, wenn schon ein Schuß gefallen ist, den meist vorsichtig kreisenden zweiten Fuchs weit sicherer zu sehen bekommt, als auf dem Baue selbst. Denke ich mir nun aber, auf das bisher Gesagte noch einen prüfenden Blick zurückwerfend, dabei den unsaglichen Schaden, den ein einziger Fuchs in einem gut besetzten Gehege verüben kann, recht lebhaft, so muß ich es fast bereuen, gesagt zu haben, daß irgend eine jener empfohlenen Vorsichtsmaßregeln überflüssig sei, und

*) Unter Hieseln versteht man scherzweise in manchen Gegenden Deutschlands Wilddieberei treiben, weil bekanntlich der berüchtigte bayerische Hiesel anfänglich nur ein Wildschütze war. Wenn alle Wilddiebe der Gegenwart eine solche Carrière machen, und nachdem es kein Wild mehr zu schießen gibt, ihr Geschoß auf Menschen richten, so gehen wir keiner tröstlichen Zukunft entgegen!

zugleich eingestehen, daß Dietr. a. d. Winkell sehr Recht hat in seinem Handbuche, die möglichste Behutsamkeit recht nachdrücklich zu empfehlen, weil man gegen einen solchen Erzfeind alles eßbaren Wildes eigentlich gar nicht zu viel thun kann!

Manche Jäger behaupten: „Selbst das Anstellen auf einer Kanzel am Bau, um die Alten wegzuschießen, sei da nicht räthlich, wo man graben könne; denn glücke es auch, einen von beiden zu erlegen, so sei der andere entweder nicht weit entfernt und werde durch den Schuß zurückgescheucht oder er komme später und wittere dann gewiß, was vorgegangen sei; in beiden Fällen verlasse er, von den Jungen begleitet, noch in derselben Nacht den Bau.“ Dieser Meinung kann ich nicht unbedingt beitreten. Ich entschließe mich sehr schwer zum Ausgraben der Jungen, so lange nicht wenigstens einer der Alten dabei todtgeschossen worden ist, vorausgesetzt freilich, daß die Jungen noch ganz gering sind, da späterhin, wenn sie schon stark sind, allerdings Gefahr auf dem Verzuge haftet. Wollte man, jenen Grundsatz befolgend, bei jedem Gehecke blos mit der Vertilgung der Nachkommenschaft sich begnügen, die Mutter aber, deren Tödtung ich gerade als das Wesentlichste bei der ganzen Sache betrachte, oder wohl gar beide Alte übrig lassen, so würden daraus nothwendigerweise schlimme Folgen entstehen; denn nicht allzuoft gelingt es durch das Ausgraben, der alten Füchsin habhaft zu werden, da sie meist abwesend ist, um Fraß für ihre Familie beizuschaffen. Der Frühanstand auf dem Hochsitze am Baue verdient auf alle Fälle den Vorzug. Hat man des Abends einen alten Fuchs geschossen, so gewährt das Verrammeln der Röhren, wie das Verwittern derselben mit stinkenden Mitteln, die damit verbundene Mühe und Umständlichkeit gar nicht in Anschlag gebracht, bei weitem keine volle Sicherheit gegen das Wegführen der Jungen während der Nacht, und gewöhnlich findet man dann am folgenden Morgen Nichts als das leere Haus.

Hat man dagegen des Morgens oder Vormittags einen Schuß angebracht, so fällt jene Bedenklichkeit weg, indem man nun in den meisten Fällen sogleich zum Ausgraben schreiten kann. Ich sage in den meisten Fällen, aber auch das ist vielleicht schon zu viel gesagt. Wie oft legt uns nicht bei dergleichen Unternehmungen die Oertlichkeit unbesiegbare Hindernisse in den Weg! Baue, die entweder wegen ihrer Tiefe, oder ungünstigen Bodenmischung oder wegen zu vieler Röhren 2c. schwer zu graben sind, sollte man daher nur mit solchen Dachshunden besuchen, von denen man versichert sein kann, daß sie sämmtliche junge Füchse todtbeißen.

Ebenso sollte man auch nie behutsamer zu Werke gehen, nie sorgfältiger vor allem Fehlen und Schlechtanschießen sich hüten, als bei solchen Gelegenheiten, wo das einmal begangene Versehen meist schwer, oft auch gar nicht wieder gut zu machen ist.

Sich darauf zu verlassen, daß man die alte Füchsin beim Ausgraben im Bau antreffen werde, dürfte wohl, wie schon gesagt, sehr mißlich sein. Selbst in den ersten 14 Tagen nach dem Wölfen, wo man doch ohnehin nur selten die Anwesenheit des Geheckes entdeckt, weil da noch keine Federn und Knochen von verzehrtem Fraß vor der Röhre liegen und kein Aasgeruch, kein Zusammentreten des Bodens um den Bau herum die Aufmerksamkeit des Beobachters erregt, sieht man sich sehr oft in seiner Hoffnung getäuscht. Man muß daher, meines Erachtens, alle ersinnliche Mühe anwenden, um die Mutter aus dem Wege zu räumen, weil sonst vielleicht durch sie in der Folge wieder irgendwo ein Gehecke junger Räuber glücklich aufkommen und so die ganze Gegend wieder neu bevölkert werden könnte.

Ein Fehler, der bei dem Ausgraben häufig begangen wird, besteht darin: daß man zu lange damit zögert, und erst dann Anstalt dazu macht, wenn die jungen Füchse schon außerhalb des Baues gesehen worden sind. Diese Verspätung ist aber mit einem doppelten Nachtheil verbunden; denn erstlich ist dann schon ein zu großer Schade an den Hasen, die ihnen bis zu diesem Zeitpunkte zugetragen worden sind, geschehen, und zweitens wird dann, worauf doch immer die Hauptabsicht des ganzen Unternehmens gerichtet sein sollte, die alte Füchsin nur selten im Bau angetroffen.

Es ist daher viel gerathener, schon ganz frühzeitig und ehe noch die jungen Füchse auslaufen, jeden stark befahrenen Bau in den Morgenstunden, wenn immer möglich, von einem Hochsitze oder Baum aus, oder wenn es hieran fehlen sollte, aus so weiter Entfernung, daß die Alten keinen Verdacht schöpfen können, beobachten zu lassen, und nun, sobald die Anzeige geschehen ist, daß ein alter Fuchs eingeschlüpft sei, die geeigneten weiteren Anstalten zu treffen. Auf solche Weise muß in den meisten Fällen die Mutter ihr Leben lassen, während sie bei dem gewöhnlichen Verfahren fast immer glücklich durchkommt.

Hat sich der immer sehr fatale Fall ereignet, daß ein Fehlschuß geschehen ist, so bleibt, wenn der Erfolg des Ausgrabens aus irgend einem Grunde, z. B. wegen Mangels an guten Hunden, zweifelhaft sein sollte, nun nichts weiter übrig, als von den Jungen so viele todt zu schießen, als man haben kann. Stets wird man aber wohl daran thun, dahin zu

trachten, daß man mit dem ersten Schusse wenigstens zwei oder drei auf einmal treffe, und folglich schneller damit fertig werde, als wenn man sie alle einzeln erlegen wollte, wodurch die zuletzt übrig bleibenden am Ende doch auch schüchtern und vorsichtig werden, zumal wenn sie schon etwas erwachsen sind. Die beste Zeit ist, wenn es sich blos um die Erlegung der Jungen handelt, die Mittagsstunde, weil sie da, des warmen Sonnenscheines wegen, den Bau am liebsten verlassen.

Hat, wie es nur zu oft geschieht, einer der alten Füchse nur Verdacht geschöpft oder wohl gar den Schützen erkannt, dann ist wenig oder gar keine Hoffnung mehr vorhanden, ihn am Baue zu überlisten, weil er denselben fast immer vor der Annäherung einige male in einem großen Bogen umkreist, um sich zu versichern, daß keine Gefahr vorhanden sei. In diesem Falle setze man sich auf einer gut zu übersehenden Stelle 80—100 Schritte vom Baue entfernt auf einen Baum. Schlägt auch dieser Versuch fehl, was sich allerdings ereignen kann, so lasse man, nachdem mehrere zuverlässige Schützen sich gehörig vertheilt in der Nähe des Baues angestellt haben, den ganzen umliegenden Wald mit lautjagenden Hunden durchsuchen und beunruhigen. Von diesen verfolgt und geängstigt eilt der Fuchs, alle früheren Besorgnisse vergessend, dann gewöhnlich dem Baue zu, um dort Schutz zu suchen oder vielleicht auch nur aus Sorgfalt für seine Jungen.

Dies Verfahren leistet auch dann guten Dienst, wenn starke junge Füchse den Bau schon verlassen haben und sich in Getreidefeldern oder in den zunächstliegenden Dickungen aufhalten, wo man ihrer nicht mehr habhaft werden kann; denn sobald ein Hund ihnen auf den Nacken kommt, flüchten sie ihrem Geburtsorte zu, den sie zwar verlassen, aber keinesweges vergessen haben.

Die bei dem Ausgraben junger Füchse zu beobachtenden Regeln übergehe ich hier, weil die Beschreibung einer Jagd, bei welcher in der Regel nicht geschossen wird, sondern blos die Hunde das Wild fangen und abwürgen, eigentlich nicht in dieses Werk gehört und sich dergleichen Vortheile auch bei Weitem leichter durch die Praxis selbst, als durch schriftliche Erörterungen erlernen lassen.

Die zweite Jagdmethode, der Anstand oder eigentlich Ansitz auf dem sogenannten Luder-Platze, ist in manchen Gegenden sehr ergiebig, zumal in strengen und schneereichen Wintern, in denen Mangel an anderem Fraß die Füchse nöthigt, dergleichen Orte fleißig zu besuchen. Einzelne Mühlen, wie alle in und an dem Walde liegenden Häuser

erleichtern diese Jagd außerordentlich, weil man dort, ohne Frost zu leiden, ganze Nächte zubringen und wenn auch nicht gerade aus den Fenstern eines erwärmten Wohnzimmers, doch meist aus Scheunen oder Nebengebäuden unbemerkt und mit Bequemlichkeit hinausschießen kann. Ungleich beschwerlicher, wenn auch nicht eben kostspielig, ist das Erbauen einer besonderen Schießhütte unfern vom Luderplatze.

Ist es möglich, so lege man dieselbe so an, daß zwischen ihr und dem Aase ein gar nicht oder doch nur selten zufrierendes Wasser vorbei fließt, weil der Fuchs nicht nur überhaupt im Winter die Ufer der Flüsse und Bäche, wie deren offene Stellen, besonders gern aber warme Quellen besucht, sondern hauptsächlich auch, weil das Geräusch des Wassers ihn hindert, die etwaigen Bewegungen in der Schießhütte zu hören. Mondhelle Nächte sind am besten für diese Jagd geeignet; allein sie sind gewöhnlich auch die kältesten und machen daher auch eine warme Bekleidung nothwendig. Die Hände kann man, still und unbeweglich sitzend, leicht vor dem Erstarren schützen, desto mehr leiden aber die Füße durch den eindringenden Frost. Es ist daher sehr rathsam, sich, bald nach der Ankunft, der durch den Schnee kalt gewordenen Fußbekleidung zu entledigen und dieselbe mit einer andern zu vertauschen, die man entweder im Büchsensacke mitgebracht oder in der Hütte gehörig verborgen hatte.

Sogenannte Haarsocken, welche man über die noch nicht erkalteten Stiefel oder Schuhe zieht, thun hierbei recht gute Dienste, und man kann auf diese Weise dem Froste ziemlich lange trotzen.

Wer sich die Mühe geben wollte, in größerer Entfernung vom Luderplatze in verschiedenen Richtungen auf den Hauptwechseln der Füchse ein Geschleife zu veranstalten, der würde allerdings einige Hoffnung haben, bisweilen einen Fuchs früher dahin zu locken, wo er ihn zu haben wünscht; wenigstens verdiente er für das Opfer, welches er gebracht, einen glücklichen Erfolg. Freilich nothwendig ist es deshalb nicht; denn das treffliche Geruchsorgan des Fuchses, wie die immerwährende Unruhe, in welcher er bei strenger Kälte in einer einzigen Nacht ganze Gegenden durchtrabt, lassen ihn den dargebotenen Fraß ohnehin bald genug entdecken, ohne daß man sich zu diesem Zwecke so umständlicher Mittel zu bedienen braucht.

Bemerken muß ich übrigens, daß, wenn gleich Manche behaupten wollen, ganz frisches Gescheide, mit recht vielem Schweiß vermischt, gebe das beste Geschleife, diese Meinung wohl für irrig erklärt werden kann; denn was sollte wohl den Fuchs hierbei so besonders reizen? Ich glaube,

weder Farbe noch Geruch; die Farbe nicht, weil sie überhaupt nur auf dem Schnee sichtbar sein würde, und da auch nur eine kleine Strecke weit, nämlich beim Anfang des Schleifens, wo der noch vorhandene, bald nachher aber sich verlierende Schweiß den Schnee noch färben könnte, was aber doch hauptsächlich nur in mondhellen Nächten der Fall sein würde; ferner, weil der Gesichtssinn zur Nachtzeit überhaupt weit weniger thätig sein kann; endlich, weil der Fuchs erfahrungsmäßig dem Geschleife auf schwarzem Boden lieber folgt, als auf beschneitem; der Geruch aber könnte hier noch weniger wirken, da derselbe wohl meist erst dann eintritt, wenn das Gescheide schon mehrere Tage alt ist und in Fäulniß überzugehen anfängt. Die geröstete Katze ist und bleibt daher in jeder Hinsicht die bewährteste und dabei noch überdies auch die bequemste Schleppe.

Es sind mir übrigens auch solche Fälle bekannt, in welchen der Fuchs auf dem Schnee die Schleppe sehr rasch verfolgt hat.

So hatte zum Beispiel ein Jagdbesitzer in seinem Garten die Füchse angeludert und auch schon mehrere erlegt; als nun in einer sehr kalten Nacht sein Diener eben wieder von dem Geschäfte des Schleppens zurückgekehrt war, folgte ihm ein Fuchs so hastig und so ganz eigentlich auf dem Fuße nach, daß er, noch auf der Treppe zu dem Zimmer seines Herrn stehend, schon den Schuß knallen hörte, durch welchen dieser hungrige Gast aus dem Fenster des oberen Stockwerkes niedergestreckt worden war. Auch Herr Hauptmann v. Train erzählt in seiner geschätzten Jägerpraktika einige sehr interessante Fälle dieser Art, auf welche ich hier den geneigten Leser (wenigstens im Vorbeigehen) aufmerksam machen will.

Wenn der Fuchs nahe genug ist und frei steht, so zögere man nicht unnöthiger Weise mit dem Schießen; denn bisweilen schlüpft er unerwartet schnell in den hohlen Leib des Kadavers, und kommt dann lange nicht mehr zum Vorschein, so daß man den günstigen Augenblick versäumt zu haben bitterlich bereut.

Der Staatsrath Hartig gibt in seinem geschätzten „Lehrbuch für Jäger" aus diesem Grunde die allerdings sehr beherzigenswerthe Regel: „das crepirte Vieh immer so legen zu lassen, daß dessen Hintertheil nach dem Schützen zugekehrt sei;" wenn er aber dabei noch den Zusatz macht: „Man könne nun in den hohlen Leib desselben hineinschießen, und den Fuchs darin erlegen," so muß ich aufrichtig gestehen, daß mir diese Manipulation etwas bedenklich vorkommt, denn

1) hat man wegen der Dunkelheit, die den Fuchs umgibt, kein

richtiges Abkommen, folglich kann der Schuß leicht zu hoch oder zu tief ꝛc. oder sonst nebenweg gehen, zumal, wenn der Fuchs etwa spitz stehen sollte;

2) kann man leicht statt des Vordertheiles oder überhaupt statt einer tödtlichen Stelle blos die hintere Partie desselben treffen, und auf diese Weise einen schlechten Keulenschuß machen, welcher nicht viel besser, als ein völliger Fehlschuß ist. Ein an dieser Stelle verwundeter Fuchs heilt sich sehr leicht wieder aus, ist daher durch einen solchen Anschuß zwar scheu, aber nicht unschädlich gemacht.

Dies die Gründe, die mich beinah bestimmen könnten, ein solches Verfahren als nicht ganz zuverlässig zu widerrathen und zwar um so mehr, da man den Fuchs kommen sieht und daher, ehe er hineinschlüpft, schießen oder dessen Wiederherauskommen ruhig abwarten kann. Sollten jedoch mehrere Füchse in einem so engen Raum zusammenkommen und sich, gegen ihre sonstige Gewohnheit, als Tischnachbar mit einander vertragen, so möchte es allerdings vortheilhaft sein, einen so günstigen Augenblick benutzend, eine gehörige Portion Schrot Nr. 1. oder 2. unter sie zu werfen, ehe und bevor diese Gesellschaft sich wieder trennen möchte. Mir ist jedoch ein solches Vergnügen noch nicht zu Theil geworden, und wie ich glaube, auch den meisten meiner Leser nicht.

Es gibt übrigens ein sehr leichtes Mittel, diesem Uebel vorzubeugen, indem man nur die Vorsicht brauchen darf, dem Kadaver die Rippen einschlagen oder, was noch besser ist, denselben so in die Erde eingraben zu lassen, daß er nur einen halben Fuß weit hervorragt.

Dadurch steht dann der Fuchs völlig frei und ist der ganzen Wirkung des Schusses preisgegeben.

Der todtgeschossene Fuchs muß sogleich aufgenommen und der etwa auf dem Boden vorhandene Schweiß entweder mit Schnee, oder, wenn dieser mangelt, mit irgend etwas anderem sorgfältig verdeckt werden. Trotz aller angewendeten Vorsicht aber bleibt es dennoch immer mißlich, in derselben Nacht noch mehr dergleichen Gäste erwarten zu wollen; denn der Pulvergeruch verliert sich selten ganz, es müßte denn die Kälte besonders streng sein. Der Bequemlichkeit liebende Jäger, zu welcher Klasse fast unsere ganze jetzt lebende liebe Jugend gehört, sucht und findet hierin einen Grund, seinen kalten Wachtposten mit einem warmen Bette zu vertauschen, allein der eifrige, jeder Beschwerlichkeit trotzende verläßt seine Stelle nicht eher, bis mit dem letzten Stern des Himmels auch der letzte seiner Hoffnung verschwindet.

In der Rollzeit läßt sich ebenfalls der Anstand bisweilen mit gutem Erfolge benützen, wenn man nämlich sieht, daß des Morgens Füchse eingekrochen sind und diese nun, wegen Mangels an Zeit oder Gelegenheit sie mit den Dachshunden herauszujagen, in der Abenddämmerung am Bau erwartet. Es ist kein besonders seltener Fall, daß sie schon vor Einbruch des Zwielichtes wieder herauskommen. Sogleich auf den ersten, der sich an dem Rohre zeigt zu schießen, wäre aber, obschon dies in der Regel die Füchsin ist, darum nicht räthlich, weil dann der folgende alsbald umkehrt und dem Schützen aus den Augen kommt, da man hingegen, wenn man sie beide erst herausläßt, bisweilen auch den zweiten, welcher gewöhnlich dicht hinten drein kommt, bei einem günstigen Locale, nachdem mit dem ersten Schuß die Füchsin abgefertigt ist, noch im Ausreißen erreichen kann. Sollte jedoch der Erfolg dieses Verfahrens wegen Mangels an freiem Raum oder schon vorgerückter Dunkelheit zweifelhaft sein, so versteht es sich von selbst, daß immer die weit schädlichere Füchsin vorzugsweise todtgeschossen werden muß.

In der Behlen'schen Forst- und Jagdzeitung vom Jahre 1837, S. 443 wird gesagt, daß man sich eines zahmen Fuchses bedient habe, um wilde dabei zu schießen.

So im Allgemeinen hingeworfen, dürfte eine solche Operation keinen sehr glänzenden Erfolg versprechen, ganz anders aber gestaltet sich die Sache, wenn man sich einer gezähmten Fähe in der Rollzeit bedient.

Diese wird in gut schußmäßiger Entfernung von einem Hochsitze, der in keinerlei Richtung des Windes die Anwesenheit des Schützen verräth, so bald sie hitzig ist, angeleint, und lockt nun sowohl durch Bellen, als namentlich auch durch ihren starken Geruch die in jener Gegend wechselnden Füchse herbei, zumal wenn diese Manipulation, vom Schnee begünstigt, in einer recht stillen und mondhellen Februarsnacht vorgenommen wird.

Man könnte es vielleicht dieser Methode einigermaßen zum Vorwurf machen, daß dadurch nur das männliche Geschlecht der Füchse vermindert werde, allein bei so schädlichen Raubthieren ist jede Verminderung von größter Wichtigkeit und sie hat für die Balg-Liebhaber*), deren bekanntlich nicht wenige sind, noch überdies den Vorzug: daß zu der Zeit, in welcher sie angewendet wird, diese Waare noch in gutem Preise steht.

*) Bei den alten Römern wurde auch das Fett benutzt, welches, auf dem Unterleib eingerieben, Gebärmuttergeschwüre heilen sollte, und die Zunge, in einem Armbande getragen, galt als Schutzmittel gegen Triefaugen.

Wenn also überhaupt Jemand sich den mancherlei (keiner speciellen Aufzählung bedürfenden) Unannehmlichkeiten, die mit der Erziehung eines jungen Fuchses verbunden sind, unterwerfen will, so wähle er dabei eine Fähe, um dereinst, wenn sie erwachsen ist, auf obige Weise für die vielen Hofhühner und Enten, die sie bis zum Eintritt ihrer Mannbarkeit abgewürgt haben und vielleicht auch später noch abwürgen wird*), wenigstens einigen Ersatz zu finden.

Für alle Diejenigen, die den Anstand fleißig besuchen, sei es nun aus wirklicher Vorliebe für diese Jagdart oder weil sie zur Verminderung des Raubzeuges allerdings viel beiträgt, folglich für jeden Aufseher eines Geheges unerläßliche Pflicht ist, hat die Geschicklichkeit, den Fuchs zu reizen, das heißt, ihn durch das möglichst treu nachgeahmte Geschrei eines Vogels, einer Maus, eines Hasen oder einer Ente u. s. w. zu täuschen und herbeizulocken, großen Werth.

Zum Nachahmen solcher Stimmen bedient man sich verschiedener Instrumente, doch ist derjenige besser daran, der künstlicher Mittel nicht bedürfend, dergleichen Töne mit blosem Munde oder auch mit Beihülfe seiner Hand hervorbringen kann, indem er dann den nöthigen Apparat immer bei sich hat. Ist der Fuchs vom Schützen nicht zu weit entfernt, so leistet das Nachahmen von Vögel- und Mäusegeschrei die besten Dienste. —

Nicht nur in dem Alter der Unerfahrenheit, sondern auch später noch, zumal in strengen Wintern, wenn der Fraß zu mangeln anfängt, läßt dieses Raubthier sich nicht selten, von der Begierde nach Fraß hingerissen, verleiten, solch einem betrügerischen Laute mit großer Zuversicht zu folgen. Eine möglichst verdeckte Stellung des Schützen ist auch hierbei ein Haupterforderniß; denn bei dem leisesten Verdacht kehrt der Fuchs, wenn auch schon in vollem Anlaufe begriffen, wieder um.

Noch bessere Wirkung möchte wohl nach Maßgabe des ungleich stärkeren und natürlicheren Lautes das Geschrei einer wirklichen Ente, Gans oder Haushenne oder eines Spanferkels thun, wenn man in einem von Füchsen stark besuchten Waldorte ein solches Thier veranlassen würde, seine Stimme recht laut und vernehmlich hören zu lassen.

Dies müßte jedoch durchaus durch einen Gehülfen geschehen, während der Schütze selbst immer schußfertig die Ankunft der Hauptperson erwartete.

*) Vulpes pellem mutat, non mores. Suet. Vesp.

Aus eigener Erfahrung kann ich übrigens dieses Mittel nicht empfehlen, da ich, allen umständlichen, allzuviel Zeit und Vorbereitung erfordernden Methoden abhold, den einfachsten und kürzesten Weg zum Ziele, wenn er zugleich ein sicherer ist, immer am liebsten gehe.

Noch will ich hier einer eigenen Jagdmethode erwähnen, welche lediglich auf die Neigung des Fuchses, den Fraß verheißenden Tönen, wenn er hungert, zu folgen, gegründet ist und an manchen Orten nicht ohne günstigen Erfolg angewendet wird. Um dieselbe auszuüben, begibt man sich bei Schnee oder wenigstens bei Gefrierwetter zu beliebiger Tageszeit in ruhige Waldungen, in denen Füchse zu vermuthen sind. Hier geht man, am besten dem Winde entgegen, von einem Dickicht, welches einen Langschwanz zu beherbergen verspricht, zum andern und sucht sich in gehörigen Entfernungen Stände, auf denen man verborgen steht, nach allen Seiten wenigstens 50 Schritte weit sich genau umsehen kann und den Wind von der Seite hat, von welcher man den Fuchs erwartet. Nachdem man sich an einer solchen Stelle vollständig schußfertig gemacht hat, läßt man in Pausen von einigen Minuten mehrmals das Angstgeschrei eines Hasen, mittelst der bekannten Hasenquäke, erschallen, wenn man nicht etwa dasselbe gleich gut und sicher auf der blosen Faust nachzuahmen versteht. Kommt hierauf der Fuchs mehr oder weniger rasch zum Vorschein, so sind alle für das Schießen auf dem Anstande gegebenen Regeln zu beobachten. Namentlich ist aber die höchste Vorsicht bei jeder Bewegung nöthig, weil die ganze Aufmerksamkeit des Fuchses immer auf den Standpunkt des Schützen gerichtet ist. Es ist deshalb nicht räthlich, einen Hund, wäre es auch der ruhigste, unmittelbar bei sich zu haben. Derselbe wird vielmehr besser in schicklicher Entfernung angebunden oder nachgeführt. Auch kann ich nicht dafür stimmen, mitunter noch, wie Manche wollen, durch Aufschlagen der hohlen rechten Hand auf den linken Arm, den dumpfen Ton nachzuahmen, welcher entsteht, wenn der Fuchs beim Würgen den Hasen auf die Erde stößt. Ist der erstere nahe genug, um diese Laute zu vernehmen, so ist die größte Gefahr vorhanden, daß er auch die Handbewegungen bemerkt, was unfehlbar dazu dienen würde, ihm den rege gemachten Appetit augenblicklich wieder zu benehmen.

Noch häufiger kommt man zum Schuß, wenn man dieses Reizen bei Schnee und mondhellen Nächten im Felde vornimmt, wobei man sich meist gar nicht weit von den Wohnorten zu entfernen braucht. Hier operiren aber am besten zwei Jäger zusammen, weil der Fuchs im Freien fast jedesmal dem Punkte, von welchem der Lockton erschallt, den Wind

abzugewinnen sucht. Beide gehen deshalb mit dem Winde und stellen sich an einer Hecke, an Bäumen ꝛc. so auf, daß der, welcher die meiste Hoffnung zu schießen haben soll, etwa bis 100 Schritte im Winde des anderen, welcher das Reizen besorgt, zu stehen kommt und also gewöhnlich schon schießen kann, ehe der von der Seite sich nähernde, lüsterne Fuchs die gleiche Windlinie Beider durchschneidet. In Gegenden, wo in den kalten Wintermonaten noch viele Füchse vorhanden sind, gelangen nicht selten zwei Schützen auf diese Art in einer Nacht mehrmals zum Schuß, und es würde sich diese Methode dort sehr empfehlen lassen, da sie wenig Anstrengung und gar keine Vorbereitungen oder Kosten erfordert, wenn nur nicht, trotz Mondschein und Schneeschimmer, Meister Reinecke so oft mit dem blosen Schrecken davon zu kommen pflegte.

Ich komme jetzt zur Jagd mit Bracken. —

Betrachtet man dieselbe nur als eine Belustigung für Jagdliebhaber, so läßt sich nicht gar viel zu ihrer Empfehlung sagen; denn sie erfordert in eben dem Grade große Geduld, wie sie viel Zeit kostet. Als eines der sichersten Mittel zur Verminderung der Füchse erscheint sie dagegen in einem ganz anderen Lichte und verdient daher die Aufmerksamkeit aller Jagdberechtigten und Jäger oder darf doch wenigstens in diesem Werke nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Die beste Methode, junge Hunde auf den Fuchs einzujagen, ist folgende: Sobald der junge Hund ein volles Jahr alt ist (schon früher Etwas mit ihm vorzunehmen würde nicht rathsam sein) gewöhnt man ihn an die Koppel, indem man ihn im Zwinger bei seinem Namen ruft und ihm die Koppel zeigt, an welche er geleint werden soll. Neben ihm muß ein schon älterer und erfahrener Hund geführt werden, wobei hauptsächlich darauf zu sehen ist, daß dieser nicht bissig und unverträglich sei.

So läßt man sie alsdann täglich einige Stunden lang mit einander im Zwinger herumgehen.

Die ersten Ausgänge dürfen nicht zu anstrengend sein, damit der junge Hund sich nicht zu sehr ermüde. Nach und nach gewöhnt man ihn aber an stärkere Touren, um ihn gehörig abzuhärten; zuletzt werden diese Vorübungen von einem Jäger zu Pferde vorgenommen, der anfänglich nur im Schritt, dann aber im Trab und Galopp die Hunde zum schnellern Laufen anfeuert. —

Bei dem Anlegen muß immer laut gerufen werden: „Koppel, Koppel, ho, ho, ho,“ damit der Hund sich auf dieses Wort immer sogleich dem Führer nähere und sich willig anleinen lasse, was später bei dem

Gebrauch im Freien durchaus nothwendig ist; denn auch bei dieser Art von Jagd ist ein Hund, der statt des unerläßlichen Gehorsams, den man von ihm fordern kann, nach seinem eigenen Sinne herumschwärmt, und den Ruf seines Führers unbeachtet läßt, ganz unbrauchbar. Um diesen Zweck desto früher zu erreichen, gibt man dem Lehrling unter freundlicher Zusprache und Liebkosung dabei jedesmal einen guten Bissen, wodurch er bald dahin gebracht wird, auf den oben angegebenen Zuruf sich willig ankoppeln zu lassen. Sobald die jungen Hunde nun koppelbändig, und die oben bezeichneten Vorübungen oft genug wiederholt worden sind, sobald sie besonders auch alle Unarten, z. B. das Stocken, Zurückbleiben und Schnüffeln am Boden, in Folge der in der gehörigen Gradation gegen diese Fehler angewendeten Strafen, abgelegt haben, sobald man ferner den Lehrling an den Anblick aller im Freien vorkommenden Gegenstände gewöhnt und nicht nur an Viehheerden vorbei, sondern sogar mitten durch diese hindurch geführt hat, wobei man sich jedoch sorgfältig in Acht zu nehmen hat, daß der Hund nicht unter die Schweine gerathe, die ihm, zumal an der Koppel, weil diese dessen schnelle Flucht hindert, sehr gefährlich sind, so schreitet man in nachstehender Weise zu dem weiteren Gebrauche im Walde selbst.

Bei dem ersten Ausführen darf der Boden nicht zu trocken sein; daher ist es nöthig, schon in den Morgenstunden, wegen des gefallenen noch frischen Thaues, auszuziehen, weil dadurch das Auffinden der Fährten sehr erleichtert wird.

Ein Haupterforderniß ist hierbei, daß eine solche Jagd nie ohne einen ganz zuverlässigen Anführer, mit einem sogenannten Kopfhunde vorgenommen werde, der mit vollkommener Sicherheit nur die ganz frischen Fährten aufnimmt, um die früheren, noch von der vergangenen Nacht herrührenden, aber sich nicht bekümmert, mithin auch nicht leicht falsch jagt. Von der Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit eines solchen Anführers hängt bei dem Einhetzen junger Hunde sehr viel ab. Von ihm nehmen sie die guten, wie die schlimmen Gewohnheiten an. Sie halten sich meist in dessen Nähe und schlagen bei, wenn sie ihn laut werden hören, wodurch sie sich bald daran gewöhnen, immer besser zusammen zu jagen.

Anfänglich dürfen sie, wie schon gesagt, nur dann zum Jagen verwendet werden, wenn der Morgenthau auf dem Boden liegt, das heißt in der waidmännischen Sprache, so lange es noch nicht abgefährtet hat; denn bei trockenem Boden nehmen selbst erfahrene Hunde die Fährten bei weitem nicht mehr so gut auf, als wenn derselbe noch feucht ist.

Bei dem Abkoppeln wird gerufen: „Los, Hunde los," und wenn immer möglich, soll man in der ersten Zeit dabei zu Pferde sein. Doch ist dies nicht als unbedingte Nothwendigkeit zu betrachten; denn wie manche brave Koppel mag wohl schon eingehetzt worden sein, ohne daß man dabei Sporne an den Stiefeln hatte! —

Sobald man bemerkt, daß ein Hund zu wittern (zu vernehmen) anfängt, verdoppelt man den gewöhnlichen Zuruf, den ich hier nicht näher angeben will, weil ihn jeder Jäger nach Gefallen oder nach der Landessitte wählen kann. Wenn der Hund nun die frische Fährte findet, so bewegt er, ganz wie der Vorstehhund, die Ruthe stärker hin und her, schnüffelt mit Begierde am Boden und zeigt überhaupt viel mehr Freude und Eifer als zuvor. — Hat er jedoch nur eine alte Fährte aufgenommen oder einen Vogel herausgestoßen oder ein Eichhörnchen und dergleichen wahrgenommen, so wird ihm dieses durch den Zuruf: „Pfui da!" verwiesen. Manche Schriftsteller, z. B. Jester, geben an, sobald der Kopfhund eine frische Fuchsfährte gefunden habe, müsse sich der Führer sogleich auf den Wechsel begeben, nach der Kunstsprache, — „sich vorwerfen", um dort, wo möglich, den Fuchs zu schießen. Dieses ist aber schwer zu bewerkstelligen, weil man um solchen Zweck zu erreichen, entweder die Hunde ganz sich selbst überlassen muß oder zu spät auf den Wechsel kommt. — Ich ziehe daher bei weitem vor, daß der Führer sich ausschließlich mit den Hunden beschäftige und die Wechsel durch mehrere andere gehörig localkundige und zuverlässige Schützen schon im voraus besetzen lasse. Zuverlässig müssen diese aber deshalb sein, damit sie den anlaufenden Fuchs nicht, wie es sonst die Hauptabsicht zu sein pflegt, augenblicklich todt niederstrecken, sondern nur auf das Hintertheil schießen dürfen.

Es ist nämlich ein überaus großer und für immer entscheidender Vortheil, wenn man den jungen Hunden schon in der ersten Zeit des Gebrauches die Freude verschaffen kann, die schweißige Fährte eines lahmgeschossenen Fuchses zu verfolgen und ihn gemeinschaftlich abzuwürgen. Sie werden dadurch, wie durch einen Zauberschlag, auf ihre künftige Bestimmung vorbereitet und gehen von Stunde an mit desto größerem Eifer aus. Die Erinnerung an diesen ersten Sieg und das damit verbundene Vergnügen treibt sie von nun an zu der größten Thätigkeit an, wenn sie irgendwo die frische Fährte eines Fuchses finden, und sie zeigen eine grenzenlose Begierde, auch diesen Feind aufzusuchen und zu überwältigen.

Was Einem allein nicht möglich sein würde, läßt sich durch gemeinschaftliches Zusammenwirken leicht bewerkstelligen, und durch das Beispiel

scharfer und muthiger Kameraden angefeuert, fassen zuletzt auch die Verzagtesten sich ein Herz und lernen zugreifen. —

Ein großer und besonders bei sehr lebhaften ungeduldigen Jägern häufig vorkommender Fehler ist der, daß sie die Hunde zu bald abrufen und ankoppeln, um weiter zu gehen, wenn diese die Fährte verloren haben.

Dieses darf durchaus nicht geschehen, so lange noch irgend eine Hoffnung zur Fortsetzung der Jagd vorhanden und noch nicht Alles versucht worden ist, um die Hunde wieder auf die verlorne Fährte zu bringen Wird diese Vorsicht unterlassen, so lernen sie leicht herumschwärmen, werden lau und gleichgültig und verlieren den Muth, damit ich nicht sage, das Vertrauen zu sich selbst. — Ich hätte mich vielleicht etwas umständlicher über diesen Gegenstand aussprechen können, allein die Fuchsjagd mit Bracken ist durchaus nicht mehr so allgemein verbreitet und beliebt wie früher, sondern nur noch in sehr rauhen und gebirgigen Gegenden üblich, wo man entweder gar keine Treiber hat, oder der schwierigen Oertlichkeit wegen, keine anwenden kann. Uebrigens gehört, so hoch auch dieses Vergnügen noch hier und da von einzelnen Jagdliebhabern angeschlagen werden mag, gewiß sehr viel Zeit und noch mehr Geduld dazu, stundenlang auf einer und derselben Stelle zu verweilen und zu warten, bis der angejagte Fuchs, der in der Regel geradeaus und sehr weit fort geht, aus so bedeutender Ferne zurückkehrt und zu Schusse kommt.

Eine der angenehmsten, mit der wenigsten Mühe verbundenen und wenn sie oft genug wiederholt wird, dabei doch auch sichersten Methoden, den Füchsen Abbruch zu thun, ist unstreitig das **Treiben**, und sehr viele Jagdliebhaber stimmen darin überein, daß hinsichtlich des mit dergleichen Schüssen verbundenen Vergnügens einem im Spätherbste oder Winter erlegten Langschwanze selbst ein Stück Rothwild oder ein Rehbock nicht gleich zu achten sei.

Dieser Behauptung kann ich jedoch nur bedingungsweise beipflichten; denn ein in der Flucht aufs Blatt geschossenes Stück Wild, (daß ich hier nur die Büchse im Sinne habe, bedarf wohl kaum einer Erwähnung), muß dem Kenner der Schießkunst doch gewiß weit mehr Freude machen, als ein langsam und vertraut anlaufender Fuchs, den jeder Dilettant auch **getroffen haben würde**. Ich wenigstens würde nicht für **drei** solcher Schüsse einen von jenen vertauschen mögen, wenn nämlich nicht von dem **Wohl meines Jagdbezirkes**, sondern blos von dem **Vergnügen des Schießens** die Rede wäre, mit einem Worte, auf **fremden**

Revieren; denn auf dem eigenen und den zunächst anstoßenden geht freilich der Fuchs allem Andern vor. Auf die Menge der Treiber kommt bei der Fuchsjagd wenig an, noch weniger auf die der Schützen. Je geräuschvoller und lärmender man bei dergleichen Jagden zu Werke geht, desto weniger ist auf einen günstigen Erfolg zu rechnen. Sechs bis acht Treiber, ja, wenn die abzutreibenden Districte nicht zu groß sind, drei bis vier sogar, sind dazu vollkommen hinreichend, sobald sie nur guten Willen haben und — was beinah noch wichtiger ist — den Wald recht genau kennen. Daher sind Holzhauer, Hirten, Köhler, Flurwächter u. s. w. die besten Treiber. Lärmendes Geschrei ist bei der Fuchsjagd durchaus nachtheilig, weil dadurch die zunächst liegenden Districte rege gemacht werden. Selbst lautes Rufen muß aus demselben Grunde vermieden und darf höchstens nur dann angewendet werden, wenn es darauf ankommt, die abgerissene Linie der Treiber wieder herzustellen, die Wehre ganz zu machen.

Viele bedienen sich bei der Fuchsjagd vorzugsweise der hölzernen Klappern, und diese leisten auch wirklich gute Dienste, besonders in jungem, dichtem Gehölze, sowie da, wo große Waldstrecken auf einmal vorgenommen werden müssen. In der Regel aber ziehe ich doch das blose Anschlagen mit Stöcken oder kurzen Knitteln an Bäume oder Stangen nebst abwechselndem Husten und Pfeifen der Treiber allem Andern vor, weil dieser Laut im Walde der gewöhnlichste, folglich auch dem immer mißtrauischen Fuchs am wenigsten verdächtig ist, und ihn daher zwar rege, aber nicht flüchtig macht.

Wenn durch das bisher Gesagte sich ergibt, daß eine große Anzahl von Treibern bei der Fuchsjagd nicht nützlich oder doch wenigstens nicht nöthig sei, so wird dieselbe Behauptung auf die Zahl der Schützen angewendet, sich mit noch weit größerem Rechte aufstellen und vertheidigen lassen, da ein unruhiger, zerstreuter und unachtsamer Mensch bei dieser Jagd gar nicht zu gebrauchen und fast noch schädlicher ist, als ein schlechter Schütze, welcher durch stilles und ruhiges Verhalten wenigstens seinen Nachbarn die Freude nicht verdirbt, sondern jeden anlaufenden Fuchs sogleich bemerkt, und wenn dieser recht langsam herbeischleicht oder trippelt, vielleicht auch glücklich erlegt.

Wer seine Gedanken nicht beisammen behalten kann, der sollte von einer solchen Jagd lieber ganz zu Hause bleiben. Sie erfordert eine ungetheilte Aufmerksamkeit und zwar von dem ersten Augenblicke an, in welchem man auf seinen Stand kommt, bis zum letzten. Dennoch sah

ich mehr als einmal in meinem Leben Leute, die, weil es ihnen schlechterdings nicht möglich war, auf der Jagd fünf Minuten lang ruhig zu stehen, entweder um sich die Langweile zu vertreiben, auf und ab spazierten oder auf ihren Nachbar zugingen und mit diesem ein weit hörbares Gespräch anknüpften, so daß das heranschleichende Wild bald genug ihre Gegenwart wahrnahm und umkehrte, oft auch waren sie, in beiden Händen reichliche Lebensmittel haltend — zu nichts in der Welt weniger vorbereitet, als zum Empfange eines Fuchses, der, ehe sie noch ihre Gänse-, Kapaunen- oder Hasenschenkel, ihre Semmeln, ihre Wein- und Schnapsflaschen von sich werfen konnten, schon längst wieder in Sicherheit war. In einer gewissen Gegend sind dergleichen Geniestreiche, namentlich das laute Zurufen beim Erblicken eines Langschwanzes, schon so oft vorgekommen, daß unter den Jagdliebhabern der Stadt N. N. (schreiben Sie lieber Jagdläufern sagte F. D. aus dem Winkell, als er diese Stelle las) die Worte: „Achtung, Herr Vetter, es kommt ein Fuchs" zum Sprüchworte geworden sind.

Sah ich doch einst sogar einen Schützen, der während des Treibens im Walde — Zeitungen las und sich, so oft Etwas auf ihn zukam, von seinem Büchsenspanner am Aermel zupfen, oder leise zurufen ließ!

Solche Gäste machen der Gesellschaft, namentlich aber dem Inhaber des Revieres, welches sie bejagen, mehr Verdruß, als Vergnügen. Glücklicher Weise kann man jedoch, da der Fuchs den Wechsel gewöhnlich einhält, mit größerer Wahrscheinlichkeit, als bei irgend einer andern Wildart voraussehen, wo er anlaufen werde, und daher die zuverlässigen Schützen auf die besten Plätze, die Plauderer aber, sowie die, denen es weniger um das Vergnügen des Schießens, als um eine Anregung ihres Appetits, zu thun ist, dahin stellen, wohin sie gehören, auf die Seite hinaus, wo ihnen höchstens ein Paar Hasen zu Theil werden. Auf den Hauptwechseln müssen alle Stände gut hergerichtet sein, so nämlich, daß der Schütze immer bis an die Brust verborgen steht, ohne jedoch in der Bewegung seiner Flinte gehindert zu sein. Die Herrichtung solcher Stände nimmt man am besten selbst vor, indem man mit einem kurzen Jagdmesser irgend einen werthlosen Strauch gehörig abstutzt. Vor einem solchen Stande müssen in den Dickungen, da, wo es mit dem geringsten Schaden geschehen kann, drei schmale Lücken, wenn auch nur zwei Fuß breit, ausgehauen werden, eine rechts, die andere links, und die dritte gerade vor demselben, damit man, wenn der Fuchs bei rauhem windigen Wetter oder Schnee und Regen, wo man ihn nicht kommen hört und wegen des

dichten Gehölzes oder in der hohen Haide, Ginster, in Besenpfriemen und ähnlichen Forstunkräutern auch nicht sehen kann, über eines der Pfädchen wegschlüpft, sich sogleich fertig machen, und sobald er auf das zweite kommt, abdrücken kann.

Wie man die Schützen anstellen soll, wenn ein junger, dichtgeschlossener Holzbestand durchgetrieben wird? Das ist ein ziemlich kritischer Punkt und noch bei keinem Gegenstande der waidmännischen Praxis bin ich auf so viel Widerspruch gestoßen, als bei Beantwortung dieser Frage, ja, ich weiß voraus, daß ich gleichsam in ein Wespennest stoßen, daß ich mich, wegen der Meinung, die ich hier aufzustellen im Begriff bin, von vielen Seiten angefochten sehen werde, wie es mir auch bei dem mündlichen Besprechen dieses Themas schon oft begegnet ist. Allein das darf mich von der Ausführung meines Vorhabens nicht abhalten; denn ich will mich herzlich gern, und, wenn es meinen Gegnern so beliebt, selbst mit scharfen Worten zurechtweisen lassen, ja, denen, die es thun werden, sogar auch aufrichtig für die mir gegebene Belehrung danken, sobald sie mich nur wirklich überzeugen, daß meine Ansicht falsch, die ihrige aber die richtige sei. Ich habe Gegenden gefunden, wo es bei den Dirigenten der Waldjagden als feste unantastbare Regel gilt, die Schützen niemals anders als ganz dicht an die abzujagende Dickung, und zwar mit dem Gesicht nach den Treibern zu, anzustellen, wenn auch, dem Dickicht gegenüber sich die beste Gelegenheit darbot, ihnen an Bäumen, Gebüschen &c. eine hinlänglich verdeckte Stellung anzuweisen.

Wenn ich nun, nicht wenig hierüber verwundert, mich erkundigte: warum dies geschehe? so war die darauf erfolgte Antwort fast immer dieselbe; denn entweder erwiderte man mir: sowohl das Hochwild &c. überhaupt, als namentlich der scharfäugige Fuchs erkenne zu leicht die gegenüber stehenden Schützen, oder, wenn das auch nicht der Fall sei, so werde doch das Wild durch das Herauffahren derselben mit dem Gewehr oder doch wenigstens durch irgend eine Bewegung der Arme, durch ein gewisses unwillkürliches Zucken &c. aufmerksam gemacht, schnell umkehren, und dessen Erlegung unmöglich werden; endlich wurde mir auch die Behauptung entgegengestellt: man müsse um jeden Preis die gegenseitige Verwundung der Jagdgäste zu vermeiden suchen, ja man ging hierin so weit, daß, als ich einst bei einer Besprechung dieses Gegenstandes mit einem meiner Freunde die ersten beiden Motive nicht gelten ließ, er mir als letztes Expediens die Frage entgegenwarf: Soll ich denn meinen Schützen einander gegenseitig die Kniescheiben zerschmettern

lassen? Bewahre der Himmel! gab ich ihm, herzlich lachend, zur Antwort: Wenn Sie mit Subjecten gestraft sind, die solcher Uebereilungen und Schwabenstreiche fähig sind, dann thun Sie freilich besser daran, sie möglichst unschädlich zu machen!

Vor Allem glaube ich mich nunmehr, bevor ich fortfahre, darüber erklären zu müssen, daß ich hier eine vormärzliche Jagdbehandlung voraussetze, also hauptsächlich immer und überall mein Augenmerk nur auf die Füchse richte, deren sorgfältigste Verminderung bei jeder gutgehaltenen Niederjagd die erste Bedingung ist. Es verhält sich nämlich, während man anderes Haarwild recht gut auch ohne fremde Hülfe theils durch den Bürschgang und Anstand, theils mit dem Vorstehhunde suchend, erlegen kann, bei der Fuchsjagd ganz anders; denn da kann man ohne Schützen nicht bestehen, weil die meisten Treiben doch wenigstens zwei bis drei gleich gute Wechsel haben; und zwar brauchen diese Schützen keinesweges ausgezeichnet, sondern blos recht ruhig und besonnen zu sein. Kommt der Fuchs flüchtig, so sieht er das Heraufnehmen der Flinte entweder gar nicht, oder zu spät, um durch schnelles Umkehren seinem Schicksal entgehen zu können, tritt er dagegen langsam aus dem Gebüsch, so bleibt der Schütze unbeweglich, bis der rechte Augenblick erscheint, das Gewehr nach Befinden der Umstände entweder langsam und unbemerkt oder auch ganz schnell an den Kopf zu nehmen. Und somit sind denn also die beiden ersten Punkte hinlänglich widerlegt; denn

1) kann der heraustretende Fuchs den Schützen nicht erkennen, wenn dieser gehörig verdeckt steht;
2) wird er durch keine Bewegung desselben aufmerksam gemacht, geht oder trollt also ruhig weiter und wird
3) ehe er auf die Mitte des Richtweges kommt, mithin ohne alle Gefahr für den Nebenmann, niedergestreckt oder durchgelassen und nachdem er die Linie passirt hat, schief von hinten geschossen, womit eben auch nicht die geringste Gefahr verbunden ist, zumal, wenn der Dirigent, seiner Pflicht gemäß, der ganzen Gesellschaft die möglichste Vorsicht empfohlen, und besonders auch dafür gesorgt hat, daß jeder Schütze, sobald er seinen Stand eingenommen hat, sich durch ein deutliches Zeichen seinen beiden Nachbarn bemerklich mache. Was Demjenigen gebührt, der nun dennoch, in wahrhaft unsinniger Verblendung und gleichsam rasender Schußhitze, in der Richtung nach seinem Nachbar hin den Schuß abgibt, hier zu bestimmen, wird man mir hoffentlich gern erlassen.

Ich räume daher die Nothwendigkeit, die Schützen dicht an das Treiben zu stellen, nur ausnahmsweise und in folgenden Fällen ein:

1) wenn dem Treiben gegenüber ebenfalls eine starke Deckung liegt, in welcher keine Schießlücken vorhanden sind, so daß also nur auf dem Stellwege geschossen werden kann;
2) wenn vor dem Schützen durch Natur oder Kunst Lücken vorhanden sind, auf denen er das anlaufende Wild wahrnehmen und sich schußfertig machen kann;
3) wenn junge Laubholzschläge bei scharfem Frost und gänzlicher Windstille abgetrieben werden, so daß man das Wild auf dem hart gefrornen Laube deutlich laufen hören kann;
4) wenn weder Schnepfen, noch Fasanen, noch Auer-, Birk- und Haselhühner zu erwarten sind, sondern nur Haarwild vorkommt;
5) wenn der Holzbestand vor dem Schützen so licht ist, daß man das Wild in allen Richtungen herankommen sehen kann, oder hinter demselben der Platz so schutzlos ist, daß sie ganz frei dastehen, folglich schon im ersten Augenblicke, sobald der Fuchs den Kopf herausstreckt, nothwendigerweise erkannt werden müssen;
6) endlich und vorzugsweise dann, wenn man Schützen genug hat, um sie so eng zu stellen, daß jeder nur auf eine Seite, nämlich von der rechten zur linken, wie bei der Kaninchenjagd, zu schießen hat, folglich jeder das vor ihm vorüberlaufende Wild sogleich bemerken und ohne daß besondere Gewandtheit oder Schnelligkeit dazu nöthig wäre, auch noch fertig werden kann, ehe es ihm aus den Augen kommt; denn diese Methode ist eigentlich die einzige ganz zweckmäßige, wenn damit gleichwohl auch zwei wesentliche Mängel verbunden sind, nämlich der: daß man, seitdem die neumodischen Karten eingeführt sind, (die man das ganze Jahr hindurch kaum ein- oder zweimal in die Hand nimmt, die aber dennoch mehr kosten, als die feinsten Taroc- oder L'hombre-Karten) nur selten so viel Schützen zusammenbringt, als eine so ungewöhnlich enge Stellung erfordert und zweitens, daß dabei der Ungeübte nur auf sich selbst beschränkt ist, mithin gleichsam hülflos und ganz verlassen dasteht, insofern ihm sein Vordermann, wäre er auch noch so kunstfertig und gewandt, das Pensum nicht corrigiren kann, weil er — „auf dem Rücken keine Augen hat.“

Also, wie gesagt, in den angegebenen Fällen mag das Dichthinantreten

der Schützen an das Gebüsch als zulässig, mitunter sogar und namentlich bei einer sehr gemischten Gesellschaft auch als nothwendig erscheinen; nun frage ich aber: ob auch als nützlich und angenehm?? Nimmermehr! und zwar aus folgenden, offenbar dagegen sprechenden Gründen, welche ich wohl zu beherzigen bitte:

1) Mit den Augen nach den Treibern gerichtet, stehe ich gleichsam wie vor einer dunklen Wand, der Fuchs kann bis auf wenige Schritte zu mir kommen, ohne daß ich auch nur die entfernteste Ahnung davon habe; denn im jungen Nadelholze stößt er nirgends an, sondern schlüpft hindurch wie ein Schatten; wer also könnte ihn, selbst bei der vollkommensten Windstille wohl hören?? Vom sehen können aber ist ohnehin keine Rede.

2) Welche Rolle spiele ich also auf einem solchen Stande, den man mit größerem Rechte, als irgend einen andern, auf welchem man, wäre er auch noch so schlecht, doch wenigstens das Wild kommen sehen und schießen kann, den verlornen Posten nennen könnte?? Gerade herausgesagt, ich spiele beinahe die Rolle eines Hanselmannes; denn bald werde ich, wenn man so sagen darf, von den Füchsen ausgelacht, die mir vor der Nase standen, ohne daß ich ihnen etwas anhaben konnte, bald von den Nebenschützen, die sich den Bauch halten, wenn sie es mit ansehen: wie das Wild unbemerkt und wohlbehalten neben mir über die Schneiße läuft, oder eine Schnepfe mir beinah den Hut vom Kopfe nimmt, ohne daß ich das Geringste davon weiß, weil mir Niemand zugerufen hatte und sie kommen zu sehen, selbst bei der größten Aufmerksamkeit, rein unmöglich war.

3) Wenn das Gewehr versagt oder langsam zündet, so ist jede Hoffnung, den zweiten Schuß anzubringen, verloren, weil fast immer erst dann geschossen werden darf, wenn das Wild schon beinahe das jenseitige Gebüsch erreicht hat.

Aus demselben Grunde können auch in solchen Fällen nur selten Doubletten gemacht werden, und mancher Rehbock wird erst erkannt, nachdem er schon außer dem Bereiche der Schützen, oder doch der rechte Augenblick für den Schuß vorüber ist, oder dieser so schnell abgegeben werden muß, wie man es von einem minder geübten Schützen gar nicht verlangen kann.

Diese kommen also bei einer solchen Stellung mit ihrem Blei entweder ganz hinter dem Wilde vorbei oder treffen doch gewiß nur die

Keulen oder die Hinterläufe, was nicht selten schlimmer ist als gar nicht zu treffen, weil sie zu wenig Zeit zum Zielen haben, und weil selbst das vertraut herangekommene Reh- oder Hochwild oft beim Passiren eines freien Platzes, in Folge früherer Erfahrungen flüchtig wird.

4) Das heranstreichende Federwild kann gar nicht gesehen, mithin auch nicht geschossen werden, wodurch die herbstlichen Waldtreiben, die doch unstreitig in vielfacher Hinsicht zu den angenehmsten und genußreichsten Jagdbelustigungen gehören, weil dabei fast überall, wenn auch nicht gerade in großer Anzahl, Schnepfen vorkommen, viel von ihrem eigenthümlichen Reiz verlieren.

5) Manche Jagdliebhaber pflegen sich mit dem Rücken an das Dickicht zu stellen und es läßt sich nicht leugnen, daß wenn nun einmal durchaus eines von beiden geschehen müßte, man vielleicht diesen letzteren Ausweg als das kleinere Uebel betrachten könnte; denn in dieser Stellung übersieht man doch wenigstens nicht ganz so leicht die Vierfüßler, um so gewisser aber freilich Alles, was sich in der Luft bewegt und es gewährt einen wahrhaft komischen Anblick, wenn man auf einem Richtwege eine lange Reihe von Schützen stehen sieht, die, gleichsam dicht an das Gebüsch geschraubt, zum Theil vor und zum Theil rückwärts blickend, mithin in ganz entgegengesetzter Richtung das Wild erwarten, welches ihnen das Glück bescheren soll, ja, man könnte vielleicht dies augenscheinliche Schwanken zwischen einer doppelten Wahl, diesen offenbaren Zweifel: ob man die Augen vor- oder rückwärts richten soll? als ein gleichsam stillschweigend und unwillkürlich abgelegtes Eingeständniß betrachten, daß keine von beiden für ganz zweckmäßig gelten könne.

Endlich hat man auch hier und da versucht, immer zwei und zwei Schützen mit dem Rücken dicht aneinander zu stellen und diese Methode hat wirklich einen wesentlichen Vorzug vor den übrigen, indem sie dem Dirigenten die Möglichkeit verschafft, seine Kräfte gehörig zu vertheilen, das heißt: den Anfängern in der Schießkunst immer einen Meister zur Assistenz beizugeben und so das nöthige Gleichgewicht herzustellen; allein durch diesen einzigen Vortheil wird, obwohl ich dessen Wichtigkeit durchaus nicht in Abrede stellen will, meiner Ansicht nach, doch nicht Alles aufgewogen, was sich dagegen sagen läßt: nämlich, daß man eine bedeutende Anzahl von Schützen zu seiner Disposition haben muß, um diese Methode anwenden zu können, daß es viele Schützen gibt, die nicht ganz

gut zurecht kommen, wenn das Wild von der linken Seite zur rechten läuft; daß sie sich gegenseitig leicht hitzig machen, weil Einer dem Andern mit seinem Schusse zuvorkommen will; und endlich auch: weil dabei häufig sogenannte Compagnie- oder A tempo-Schüsse vorkommen, welche gar leicht Reibereien und Wortwechsel veranlassen, da in der Regel beide Competenten, bis zur Entscheidung der Sache, ihre Ansprüche auf die Ehre des Treffens gleich lebhaft und eifrig verfechten und gewöhnlich gerade Derjenige, für den die Wahrscheinlichkeit am wenigsten spricht, am lautesten schreit. Alle diese Gründe haben mich bestimmt, bei den Treibjagden, die ich zu dirigiren hatte, und deren, wie ich wohl sagen darf, nicht wenige gewesen sind, immer dasselbe System beizubehalten, d. h. die Schützen in der Regel stets dem Treiben gegenüber anzustellen. Zu diesem Behufe waren, wenn auch nicht auf jedem Stande, doch wenigstens auf jedem Hauptfuchswechsel, die oben beschriebenen drei schmalen Lücken vorwärts und eben so viele rückwärts, nämlich eine gerade aus, und die beiden anderen schief seitwärts ausgehauen. Diese Lücken brauchen nur zwei bis drei Fuß breit zu sein; denn ihre Hauptbestimmung ist nicht sowohl, wie vielleicht Mancher, ohne nähere Erklärung, vermuthen dürfte, die, darauf zu schießen, als hauptsächlich nur den Fuchs oder sonstiges Wild so bald zu bemerken, daß man sich vollkommen schußfertig machen und ihn selbst, wenn er ganz flüchtig kommen sollte, doch schon bei den ersten zwei oder drei Sprüngen, die er auf dem Richtwege thut, niederschießen kann.

Sollte, was übrigens unter den hier bezeichneten Umständen nur selten geschehen wird, dieser erste Schuß mißlingen, so kann der zweite, falls der Fuchs umkehrt, noch am Rande des Dickichts, wenn er dagegen seine Flucht fortsetzt, diesseit des Weges in dem Augenblicke, in welchem er die ausgehauene Lücke passirt, abgegeben werden; gewöhnlich aber wird der Fuchs, langsam kommend, schon beim Heraustreten seinen sichern Tod finden, denn es sind nicht die hintern Extremitäten, die auf solche Weise getroffen werden, sondern die edelsten Theile des Körpers, wo der Schrotschuß vorzugsweise alsbaldigen Tod bewirkt.

Ganz gute, rasche, gewandte und schnell entschlossene Schützen sind bekanntlich bei weitem seltener, als langsame und mittelmäßige (denn von schlechten will ich gar nicht sprechen, da sich kaum Jemand finden wird, der sich zu dieser Klasse gezählt sehen möchte); schon aus diesem einzigen Grunde würde ich daher meine Art des Anstellens für die bessere halten, weil nämlich dabei der Schütze den Fuchs zu rechter Zeit kommen sieht,

sich also gehörig zusammen nehmen und schußfertig halten kann, wodurch, wie doch gewiß Niemand wird in Abrede stellen wollen, auch für den minder Geübten das Treffen außerordentlich erleichtert wird, in so fern dadurch jene, fast an ein wirkliches Erschrecken angrenzende Ueberraschung bei dem ganz unerwarteten Anblick eines Fuchses, die oft die schlimmsten Folgen hat, fast ganz unschädlich gemacht wird.

Es versteht sich übrigens dabei wohl von selbst, daß man die Schützen durch eine allzu freie Stellung nicht der Gefahr preisgeben dürfe, auch wenn sie keine Bewegung machen, und an ihrer Kleidung nichts Auffallendes ist, erkannt zu werden, sondern daß sie gehörig verdeckt stehen müssen.

Ich habe mich bei diesem Verfahren von jeher sehr wohl befunden, und es ist, da ich es mir immer zur Regel gemacht, zu meinen eigentlichen Fuchsjagden keine große Gesellschaft einzuladen, sondern mich nur auf wenige, aber zuverlässige Schützen zu beschränken, dabei, im Vergleiche mit andern, mir bekannten Gegenden, nur wenig gefehlt oder übersehen worden.

Endlich — und zwar habe ich diesen Grund bis zuletzt aufgespart, weil er wohl einer der wichtigsten sein dürfte — endlich möchte ich auch den Satz geltend machen, daß unter gewissen Umständen diejenige Stellung, welche die Gegner meines Systems hauptsächlich deshalb zu empfehlen versichern, weil sie die einzige sei, die jedem Unglücksfall unfehlbar vorbeuge, ich sage: daß unter gewissen Umständen gerade diese Stellung mit so großer Gefahr, als irgend eine andere verbunden sein könne.

Man spricht nämlich immer von leidenschaftlichen Schützen, die man, weil ihre Schußhitze gar nicht zu bändigen sei, möglichst unschädlich zu machen suchen müsse.

Nun frage ich aber: Was wird, oder doch wenigstens, was kann daraus entstehen, wenn, wie es häufig vorkommt, ein blos von gut unterrichteten, mithin nur wenig lärmenden Treibern rege gemachter Fuchs langsam ins Freie tritt und sichert?

Wird denn die unmäßige Hitze des Schützen, die man fortwährend im Munde führt, wenn er plötzlich und ganz unerwarteterweise den Fuchs erblickt und — man vergebe mir diese Voraussetzung — ohnehin zu denen gehört, die weit geneigter nicht nur, sondern auch weit geeigneter sind, ihr Wild im Stehen, als in der Flucht zu erlegen, wird er dann nicht einer so reizenden Versuchung unterliegend, mit dem Gewehr herauffahren, und, falls der Rothe gefällig genug sein sollte dieses

Manoevre abzuwarten, augenblicklich abdrücken? Und wird nicht, falls er das thut, sein Nebenmann, wenn er etwa, wovon ich oft Zeuge war, den Rand eines Heeggrabens als Jagdstuhl benutzt hat, sogar der allergrößten Gefahr, nämlich der Gefahr auf Brust oder Kopf getroffen zu werden, ausgesetzt sein???

Wenn er freilich in solch einem kritischen Moment als ein Musterbild moderner Eleganz selbst auf dem trockenen Lande große pfirsichrothe Wasserstiefeln trägt, die ihm bis an den halben Schenkel hinaufreichen, wenn er, noch ein Neuling im Dienste Dianens, und, wie alle frische Besen, noch gut kehrend, gerechtes Bedenken trägt, durch Niedersetzen Müdigkeit zu verrathen, vielmehr den rechten Fuß vorgerückt in malerischer Haltung dasteht, wie ein geharnischter Ritter des Mittelalters, dann wohl ihm! Er wird unverwundbar sein, wie einst Achilles, ja, noch unverwundbarer als dieser; denn selbst seine Ferse wird nicht verletzt werden können, und sämmtliche blaue Bohnen, die sein freigebiger Nachbar ihm mit voller Ladung zusendet, werden, selbst wenn sie zu jener unhöflichen Sorte gehören sollten, die man in einer gewissen großen Handelsstadt „Nr. Vergißmeinnicht" zu nennen pflegt, an seinem gleichsam gepanzerten Untergestell wirkungslos abprallen, wie an der wohlbefiederten Brust einer in hohen Lüften vorüberziehenden Gans. Ich würde daher, hätte ich den bereits zurückgelegten Weg noch einmal zu durchwandern, ganz nach denselben Grundsätzen zu Werke gehen, wie bisher, obgleich, wie ich schon im Eingange dieser Mittheilung sagte, manche Jäger ganz anderer Meinung sind und ich damit schon viel Widerspruch gefunden habe, der vielleicht auch nach der Erscheinung dieses Werkes nicht mehr lang ausbleiben, jedoch, wie ich hoffe und wünsche, — sine ira et studio — zu Tage gefördert werden wird.

Der Hauptumstand aber, den ich gleichsam zur Beruhigung meiner Gegner am Schlusse dieses Aufsatzes hier anführen zu müssen glaube, ist der:

Daß auf allen meinen Jagden noch nie eine Verwundung auf der Schützenlinie vorgekommen, mithin auch — — noch keine Kniescheibe zerschmettert worden ist.

Wie man sich übrigens auf einem solchen Stande zu benehmen habe, darüber habe ich einst im Hartig'schen Journale einen kleinen Aufsatz geliefert, den ich, wegen des Beifalles, welchen er damals gefunden, mit einigen Zusätzen und Verbesserungen hier benützen zu dürfen glaube.

1) Vor Allem spanne man, sobald man auf seinen Stand gekommen

ist, den Hahn; denn bisweilen wird ein Fuchs schon bei dem Anlegen der Treiber rege, wenn es laut dabei zugeht.

2) Auch das Nachsehen, ob die Gewehrschlösser noch in gehöriger Ordnung, namentlich die Versicherungsvorkehrungen beseitigt sind, glaube ich hier ausdrücklich empfehlen zu müssen. Bei der Fuchsjagd ist jeder einzelne Schuß, nach den Folgen berechnet, welche dessen Treffen oder Mißlingen für das Wohl des ganzen Revieres haben kann, von größter Wichtigkeit.

3) Nachdem diese Vorsichtsmaßregeln genommen sind, sehe man sich nach allen Seiten um, damit man im Voraus wisse, wie weit und auf welcher Stelle man schießen will, wenn z. B. der Fuchs zwischen zwei Schützen gerade die Mitte treffen sollte.

4) Sind hier und da Zweige im Wege, so breche man sie ab, nur muß dies ohne zu großes Getöse und schnell geschehen, da ich oft schon die leise herankommenden Langschwänze unbemerkt umkehren sah, während die Schützen, von denen sie hätten empfangen werden können und sollen, mit großen Gartenmessern ganze Stauden und Reiserbündel um sich her niedersäbelten.

5) Eben so wenig soll man auf dem Stande erst Patronen machen, husten, die Nase voll Tabak oder den Mund voll Braten stopfen, oder irgend etwas dem Aehnliches vornehmen; denn das führt zu nichts Gutem. Zerstreuung und Unachtsamkeit sind zwar bei den meisten Jagdarten nachtheilig, aber kaum bei irgend einer in einem solchen Grade, wie bei dieser. Immer muß das Ohr lauschen, damit ihm selbst das leiseste Rauschen im Laube nicht entgehe; unaufhörlich muß der Blick, nicht aber, wie es so oft geschieht, der ganze Kopf sich nach allen Seiten wenden, um selbst den flüchtigsten Schatten nicht zu übersehen. Hängt doch gar viel davon ab, wer zuerst seinen Feind erblickt, der Fuchs den Jäger, oder der Jäger den Fuchs!

Auf schmalen Waldwegen, in Dickungen rc. ist hinsichtlich des Standes, den man zu wählen hat, nicht eben große Vorsicht nöthig, weil dort der Fuchs in der Regel keine Gefahr vermuthend, langsam und vertraut herankommt, und zumal bei hellem stillen Wetter meist zeitig genug vom Schützen gehört wird, ehe er diesen noch erkennen kann. Dagegen ist eine möglichst verdeckte Stellung unumgänglich nothwendig auf Wiesen, Feldern, breiten Waldwegen, Blößen und jungen Schlägen, kurz überall, wo der Fuchs beim Herauskommen aus der Dickung ohne diese Vorsicht

den Schützen alsbald erkennen würde. Eben so sorgfältig hüte man sich aber auch, eine solche Stellung zu nehmen, daß man gerade vor sich einen Baum oder einen Busch hat, hinter welchem der Fuchs unbemerkt herankommen könnte. Bei windigem oder nassem Wetter, wobei man sich auf die Augen allein verlassen muß, taugt ein solcher Stand durchaus nichts; gewöhnlich bemerkt der leise herangekommene Fuchs den noch unvorbereiteten Schützen in demselben Augenblicke, in welchem er den Kopf vorstreckt, und gewinnt, bis jener sich zusammenraffen kann, einen so großen Vorsprung, daß er nichts mehr zu fürchten hat.

Mir selbst ist es bei starkem Winde zweimal begegnet, daß Füchse ganz unbemerkt hinter Bäumen bis auf kaum 15 Schritte mir angelaufen waren, ohne daß ich das Mindeste von ihnen wahrgenommen hatte. Beide kehrten, wie man sich wohl denken kann, schnell genug auf demselben Wege, den sie gekommen waren, wieder um, und obgleich ich augenblicklich auf die Seite sprang, um mir Platz zu verschaffen, so konnte ich dennoch nach dem einen gar nicht mehr schießen, und dem andern kaum noch so viel auf die Reise mitgeben, daß ein sehr rascher Hund ihn einholen und fangen konnte. Seit jener Zeit stelle ich mich immer so, daß ich das, was Dianens Gunst mir zugedacht hat, gehörig *kommen sehen kann.*

Alles voreilige Anschlagen und Zielen ist mir sonst verhaßt — es kleidet keinen geübten Schützen gut — allein wenn es darauf ankommt, einem Fuchse den Vortheil abzugewinnen, dann schäme sich Niemand, sobald er dessen Ankunft wahrnimmt, sich schußfertig zu halten; es dürfte sonst vielleicht der für das Heraufnehmen des Gewehres günstige Augenblick nicht wiederkehren, und doch kommt auf die weise Benutzung eines solchen Moments überaus viel an! Immer aufmerksam und dabei äußerst scharfsichtig, bemerkt der Fuchs, wenn nicht irgend ein Gegenstand zwischen beiden ihn daran verhindert, jede Bewegung des Schützen, ja jedes Zucken mit der Hand. Man nehme daher das Gewehr immer in einem solchen Moment an den Kopf, in welchem man sicher ist, nicht von ihm gesehen zu werden — eine Vorsicht, die leider von vielen Dilettanten allzusehr vernachlässigt wird, indem sie beim Erblicken des Fuchses gleichsam außer sich kommen, und aller Ermahnungspredigten, die man ihnen gehalten hat, uneingedenk, ganz unwillkürlich mit der Flinte hinauffahren oder doch einen starken Ruck mit den Armen machen.

Nur dann, wenn der Fuchs von raschen Hunden verfolgt, oder von einem andern Schützen erschreckt, gefehlt oder leicht verwundet worden

und daher in voller Flucht begriffen ist, nur unter diesen Umständen darf man jene große Behutsamkeit hinsichtlich des Heraufnehmens der Flinte bei Seite setzen, weil ihm gewöhnlich dann keine Zeit übrig bleibt, sich umzusehen. Sollte man jedoch ganz frei stehen, so ist es unerläßliche Regel, mit dem Finger am Abzuge das Gewehr unbeweglich still zu halten und den Fuchs so nahe herankommen zu lassen, daß man ihm, er mag umkehren oder vorwärts eilen, mit Sicherheit den Weg abschneiden kann. Ein Fehler, welcher von vielen Schützen begangen wird, ist ferner der, daß sie der Versuchung nicht widerstehen können, zu schießen, sobald der Fuchs stehen bleibt, weil sie ihn so leichter und sicherer zu treffen glauben. Allein wie ganz irrig ist diese Meinung! Gerade im Stehen fehlt man ihn, wenn er nicht etwa die breite Seite zeigt, oder recht nah ist, am allerersten, weil er sehr häufig hinter Stauden, alten Stöcken, Bäumen und dergleichen stehen bleibt und nur einen Theil seines Körpers preisgibt. Es ist daher ohne Zweifel einer der allermißlichsten Schüsse, einen Fuchs, welcher spitz mit dem Kopf nach dem Schützen zu, selbst in nur mäßiger Entfernung, stehen bleibt, entgegen zu schießen; denn was kann man in einem solchen Falle wohl treffen? Den Kopf? Darauf ist nicht wohl zu rechnen! Der Umfang desselben ist gering, oft auch die Verwundung an der Kinnlade, dem Nasenbeine ꝛc. nur eine augenblickliche Betäubung verursachend und nichts weniger als tödtlich. Ebenso verhält es sich mit den meisten Halsschüssen und leichten Verwundungen der Brust, die zwar oft starkes Schweißen, aber selten wirklichen Tod veranlassen.

Trifft aber etwa der Schuß gar nur einen Vorderlauf, was sehr häufig geschieht, so ist damit ohnehin wenig oder nichts gewonnen. Der Verwundete heilt sich wieder aus und raubt und mordet, wie zuvor. Es ist daher eine Hauptregel, den spitz anlaufenden Fuchs immer recht nah heran zu lassen, damit man, falls der erste Schuß aus irgend einem Grunde mißlingt, noch den zweiten in seiner Gewalt habe.

Wenn aber der Fuchs umgekehrt wäre, wie dann? So fragten mich, um ihre Rechtfertigung dadurch zu begründen, gewöhnlich diejenigen, denen ich die Unzweckmäßigkeit ihres Weithinausschießens begreiflich zu machen gesucht hatte, wie dann?

Darauf läßt sich leicht antworten. Zwei Fälle nur sind denkbar. Gewöhnlich kommt der Fuchs, wenn der Wind gut ist, nachdem er ein wenig stille gestanden und auf die Treiber gehorcht hat, näher und kann nun ohne alle Schwierigkeit erlegt werden. Das ist der eine Fall. Der

andere, freilich ungleich schlimmere, ist der, wenn der Fuchs, wie es von jenen Schützen als Entschuldigung vorausgesetzt wurde, nach dem Stehenbleiben umkehrt. Allein darum ist doch noch nicht Alles verloren. In derselben Secunde, in welcher man dieses Umkehren bemerkt, muß auch schon der Finger sich krümmen, so daß der Schrotwurf nun statt des ungleich schmaleren Vordertheils vielleicht die ganze breitere Seite faßt und um so besser wirkt.

Solche Schüsse sind jedoch nicht Jedermanns Sache; denn sie erfordern viel Gegenwart des Geistes und eine nicht gemeine Präcision. Uebrigens muß hier, wie in allen den Fällen, in denen man wegen zu großer Entfernung oder zu schwacher Schrote oder wegen Unverletzbarkeit der edleren Theile, z. B. wenn man spitz von hinten schießen muß, oder weil Stangen, Gebüsche und dergleichen im Wege stehen, an der gehörigen Wirkung des Schusses zu zweifeln Ursache hat, der Hund unverzüglich gelöst werden. Noch besser ist es aber, wenn derselbe gewöhnt wird, auch unangebunden ganz ruhig neben dem Schützen zu sitzen; denn so kurz auch der Zeitraum, dessen man zur Ablösung der Leine bedarf, sein mag, so ist er dennoch bisweilen bei blos betäubten, z. B. am Kopf gestreiften Füchsen, die sich schnell wieder erholen, wenn der Hund sie nicht augenblicklich überrumpelt und packt, von entscheidender Wichtigkeit.

Das weitere Verfolgen nützt bei solchen leichten Streifschüssen durchaus nichts. Der Fuchs kommt, wenn er nicht etwa sogleich im ersten Taumel festgehalten wird, mit jedem Sprunge immer besser zu Athem und wird, zumal im Walde, selbst von sehr guten Läufern schwer eingeholt, noch schwerer aber überwältigt und abgewürgt.

Manche Jäger und Jagdschriftsteller geben die Regel, daß man wegen der Gefahr des Wiederlebendigwerdens jeden erlegten Fuchs alsbald aufnehmen, mit dem Kopf auf den Boden oder an einen Baum schlagen, wohl auch gar nachher mit den Füßen darauf treten müsse, (was Manchem schon sehr übel bekommen ist, wenn der Fuchs noch kräftig genug war, um beißen zu können,) um sich seiner hinlänglich zu versichern. Das heißt aber wohl die Vorsicht ein wenig gar zu weit treiben.

Der geübte und erfahrene Schütze weiß nach seinem Abkommen und der Güte des Gewehres, nach der gewählten Schrotsorte und überhaupt nach dessen Ladung, ferner nach der Stellung des Fuchses vor, sowie nach dessen Bewegung unmittelbar nach dem Schusse, fast immer mit ziemlicher Gewißheit zu beurtheilen, wie derselbe getroffen ist, und ob Eile noth thun werde oder nicht.

Das allerbeste Zeichen ist ein gewisses schnelles, lautloses Zusammensinken. Ein Fuchs, der sich auf diese Weise still und bewegungslos niederlegt, steht nur selten oder nie wieder auf. Es ist daher nicht nöthig, einen solchen aufzunehmen oder durch den Hund beibringen zu lassen. Nicht nöthig ist es, weil bei solchen Kennzeichen absolut tödtlicher Verwundung kein Davonlaufen denkbar ist; nicht rathsam, weil in dem Augenblicke, in welchem man selbst oder der Hund mit dem so eben geschossenen Fuchse sich beschäftigt, vielleicht ein zweiter im Anlaufe begriffen sein und dadurch zur Flucht veranlaßt werden könnte.

Ein Fuchs, welcher im Schusse laut schreit, ist gewöhnlich auf einen Knochen getroffen; fährt er dabei schnell herum und beißt sich in den verwundeten Theil, so ist dieser letztere meist der hohle Leib, die Keule oder ein Hinterlauf.

Auch diese längst bekannte Regel erleidet indessen ihre Ausnahmen. So schoß ich z. B. einst beim Treiben auf einen Fuchs, welcher sogleich äußerst heftig zu schreien anfing. Meiner Ueberzeugung nach mußte derselbe durchaus tödtlich getroffen sein, denn ich hatte ziemlich nahe und auf das Blatt geschossen; ich zögerte daher, meinen Stand zu verlassen, bis meine beiden Nachbarn, aus Besorgniß, er möge sich davon machen, durch lautes Zurufen mich dazu nöthigten. Nun eilte ich hinzu, allein der Fuchs war, wie ich es vorausgesehen, schon verendet, und doch hatte man seinem Schreien nach durchaus nur auf eine leichtere Verwundung schließen zu müssen geglaubt.

In allen zweifelhaften Fällen darf jedoch mit dem Anbringen des Hundes oder eines zweiten, tödtlicheren Schusses nicht einen Augenblick mehr gezögert werden; denn hier ist periculum in mora.

Stürzt der Fuchs im Feuer zusammen, rafft sich aber alsbald wieder auf und geht flüchtig fort, so ist dies in der Regel ein Zeichen, daß er am Vordertheil, aber meist nur leicht, verwundet ist. Man suche daher möglichst schnell noch einen zweiten Schuß anzubringen, da auf den Hund unter solchen Umständen nicht mit Sicherheit zu rechnen ist.

Weit weniger braucht man wegen des Erfolges in Sorgen zu sein, wenn der Fuchs, nachdem man überzeugt war, gut abgekommen zu sein, ohne zu schreien oder sich zu überschlagen, mit der Nase tief am Boden, oder auch wohl damit aufstoßend und die Standarte gerade aufwärts gestreckt, alle seine Lebenskräfte aufbietend, sich fortbewegt. Gewöhnlich stürzt er dann schon in den ersten hundert Schritten todt nieder.

Wird dagegen im Moment des Schusses die Standarte einige Mal

im Kreise herumgeschwenkt, so deutet dies in der Regel auf einen Fehlschuß, wie denn überhaupt jeder Fuchs, der dem Schützen sehr schnell aus den Augen verschwindet, nachdem er doch zuvor nicht flüchtig gewesen war, schon fast so gut als verloren betrachtet werden darf. Wenn man ihn dagegen auf der Stelle des Anschusses noch merklich zögern und verweilen sieht, so ist dies immer ein Zeichen, daß man ihn getroffen hat. Diese Regel gilt besonders in den Fällen, in denen die Dunkelheit den Erfolg des Schusses nicht genau beurtheilen läßt; sie ist daher für jeden Liebhaber des Morgen-, Abend- und Nachtanstandes sehr beherzigenswerth.

Die Fähigkeit, sich von Verletzungen, die auf den ersten Anblick höchst gefährlich, ja selbst als wirklich tödtlich erscheinen, zu erholen, ist vielleicht unter allen bei uns vorkommenden Thieren keinem in so hohem Grade eigen, wie dem Fuchse. Es dürfte daher hier vielleicht der schicklichste Ort dazu sein, einige Beispiele dieser Art aufzuführen.

Im Herbste 1820 lief bei einer kleinen Buschirjagd, an einer Stelle, wo kaum ein Hase, viel weniger sonst Etwas zu erwarten war, während ich, dem gewöhnlichen Lautgeben der durchsuchenden Hunde allzusehr vertrauend, mit Lesen beschäftigt, unter einer Eiche saß, meinem Nachbar ein sehr starker Fuchs an, auf welchen ihm das Gewehr versagte. Durch dies Versagen außer Fassung gebracht, vergaß er unverzeihlicher Weise, mir zuzurufen, und so fuhr der Fuchs in voller Flucht auf kaum zwanzig Schritte an mir vorbei, ohne daß ich wegen des starken Windes zuvor das Mindeste von ihm hatte bemerken können. Ich raffte mich zusammen und schoß, nach meiner Meinung recht gut auf das Vordertheil abkommend; auch überschlug sich der Fuchs, wie vom Donner getroffen und stürzte in einen tiefen Abzugs-Graben, in welchem er, gegen den zweiten Schuß gesichert, fortgetaumelt war, ohne daß ich weiter etwas von ihm hatte sehen können. Wie groß war daher mein Erstaunen, als ich an den Graben kam und den Todtgeglaubten nirgends liegen sah! Auch der zum Durchsuchen verwendete Hühnerhund, welcher freilich erst geraume Zeit nachher zu mir kam, konnte, aller Mühe ungeachtet, die schon zu kalt gewordene Fährte nur eine kleine Strecke weit ausfindig machen.

Vergebens wurden nun alle dort vorhandenen Baue visitirt; er war in keinem eingeschlüpft. Vergebens durchsuchten wir die nächsten Districte; immer noch hoffend, ihn irgendwo verendet zu finden. Es war und blieb der ganze Hergang ein Räthsel für mich, bis ein glücklicher Zufall mich bald darauf den Schlüssel dazu finden ließ.

Ungefähr acht Tage nachher lief nämlich beim Treiben auf einem benachbarten Reviere dem Oberförster B. ein Fuchs auf 15 Schritte an. Allein das Gewehr brannte ab; dessen ungeachtet setzte der Fuchs, ohne alle Zeichen des Schreckens, seinen Weg langsam fort und achtete eben so wenig auf das hastige und geräuschvolle Umdrehen der Flinte (eines sogenannten Wenders), welcher auch zum zweiten Male versagte. Ganz erstaunt sah nun B. dem unbegreiflichen Sonderlinge nach, der, auch dabei völlig gleichgültig bleibend, dem auf einer Waldblöße ganz freistehenden, äußerst kurzsichtigen Nebenschützen sich ganz langsam bis auf ungefähr 12 Schritte näherte. Jetzt erst wurde ihn dieser gewahr und schlug an; aber auch diesmal versagte das Gewehr. Dennoch blieb der Fuchs vor ihm stehen, und nun erst streckte ein glücklicher Schuß den Träumer, der mit einer Art von Lebensverachtung sich jeder Gefahr preisgegeben hatte, zu Boden. Diese scheinbare Philosophie hatte jedoch ihren guten Grund darin, daß er beinah blind und taub zugleich war. Der eine Seher war nämlich ganz zerstört, der andere bedeutend verletzt; der Unterkiefer stand völlig schief, in den Lauscher-Muscheln und Gehörgängen hatte sich Eiter angesetzt und der Kopf war stark angeschwollen; kurz, es blieb nicht der allermindeste Zweifel dagegen übrig, daß es wirklich der von mir angeschossene Fuchs sei. Welches andere Thier würde wohl bei solchen Verletzungen sich noch so lange erhalten haben?

Ferner zerschlug einst der Medicinalrath Ehrmann in Frankfurt (Manchem meiner Leser durch das Hartig'sche Journal bekannt) einem Fuchse, welchen er vor den Jagdhunden geschossen hatte, mit einem Steine den Hirnkasten total; wenigstens glaubte er, es gethan zu haben. Bewegungslos hing der scheintodte Reinecke an dem Sattelknopfe des Pferdes, auf welchem E. aus dem Gebirge nach Hause ritt. Da fing auf einmal, unfern vom Ziele der Reise, das gewöhnlich lammfromme Pferd so sehr zu steigen an, daß der sonst sehr geübte, doch diesmal allzusorglose Reiter, der schon oft dem alten Klepper den Zügel über den Hals gelegt hatte, über dessen Rücken hinabrutschte. Bei näherer Untersuchung sah er mit Erstaunen, daß der steinerne Hammer zwar den Schädel, nicht aber die Kinnbacken des Fuchses zerschmettert hatte; denn diese waren noch kräftig genug, das Pferd derb in die Brust zu beißen, wodurch dasselbe ganz gegen seine sonstige Gewohnheit veranlaßt worden war, sich zu bäumen.

Ferner wurde, nach öffentlichen Blättern, einst ein Fuchs auf kaum 30 Schritte mit Schroten Nr. 2 dermaßen auf den Kopf, den er eben

sichernd aus dem Dickicht herausgestreckt hatte, getroffen, daß er, augenblicklich zusammenstürzend, bewegungslos auf der Erde lag, und der Schütze ganz unbesorgt ihn liegen ließ, um sogleich wieder zu laden.

Am Schlusse des Treibens war jedoch Meister Reinecke nirgends mehr zu finden, und wie alles Suchen, blieb auch die Bemühung eines Hühnerhundes, welchen man auf die frische Fährte setzte, fruchtlos.

Dies geschah im Monat October.

Sechs volle Monate später suchte derselbe Schütze, welchem dies begegnet war, dieselbe Dickung nach Schnepfen ab. Ein Langschwanz fuhr, von einem zweiten Jagdgefährten durch Schuß und Ruf angemeldet, bei ihm vorüber, und eine gehörige Portion feiner Schrote streckte den Flüchtling zu Boden.

Aber wie groß war des glücklichen Schützen Erstaunen, als er diesen Fuchs für denselben erkannte, der ihm damals auf eine so wunderbare Weise entkommen war! Der verwundete linke Seher fehlte gänzlich, der rechte stand völlig quer im Kopfe, und die Deckknochen beider Seher waren nicht mehr vorhanden. Die halbe Nase, sowie die ganze Zahnreihe auf der rechten Seite des Gebisses fehlten ebenfalls gänzlich, und selbst die Ruthe bildete, in der Mitte geknickt, beinahe einen rechten Winkel. Wie hat sich, so möchte man auch hier fragen, dieser Fuchs, auf eine so schreckliche Weise verstümmelt, vor dem Hungertode schützen können?

Im Revier Rieneck an der Sinn wurde im Herbste 1819 vor einem Dachshunde ein Fuchs aus dem Baue gegraben, dann von ihm und einem auf das Raubzeug scharfen Hühnerhunde abgewürgt. So lange man mit dem Verbrücken des Baues beschäftigt war, blieb er ohne das geringste Lebenszeichen von sich zu geben, auf dem Boden liegen. Nachher wurde sogleich mit dessen Abstreifung begonnen, da noch eine weitere Jagd vorgenommen werden sollte, weshalb ihn noch weiter mitzunehmen beschwerlich gewesen sein würde. Als man mit diesem Geschäfte weit genug vorgeschritten war, um den Fuchs aufhängen und das Streifen leichter vollenden zu können, bemerkte der damit beschäftigte Jäger eine Bewegung der Vorderläufe und, dadurch aufmerksam gemacht, auch das Oeffnen und Schließen des Rachens, worauf er ihn auf den Boden warf. Jetzt kroch derselbe zum Erstaunen und Bedauern der Zuschauer halb nackt langsam fort, bis er nach einigen Schlägen auf den Kopf nunmehr erst wirklich verendete. —

Diese Beispiele beweisen hinlänglich, wie groß die Lebenskraft eines solchen Thieres ist, und wie leicht dasselbe, ohne Wundarzt und Apotheke

zu Hülfe zu nehmen, meist seine Wunden ausheilt. Rathsam ist es daher allerdings, wenn man keinen Hund bei sich hat, dessen Function gewissermaßen selbst zu übernehmen, d. h. wenn irgend noch ein Zweifel obwaltet, ob der Fuchs wirklich verendet sei, sich ihm schnell, jedoch ohne unnöthiges Lärmen, zu nähern und nun nach Befinden der Umstände entweder noch einen zweiten Schuß anzubringen, oder, falls er sich ergreifen läßt, ihn todtzuschlagen.

Es ist jedoch auch hierbei Vorsicht nöthig, da sein Biß scharf ist und schwer heilt. Füße und Hände sind demselben am meisten ausgesetzt, und nicht immer schützt das Leder an Schuhen und Stiefeln vor einem solchen Bisse.

Ist der Fuchs niedergedrückt und, so gut es gehen will, seiner Fähigkeit, zu verletzen, beraubt, so ergreife man schnell dessen Standarte, drehe sich mit ihm einige Male rasch im Kreise herum, schlage ihn auf den Boden, damit er betäubt werde, und schleudere ihn dann mit dem Kopfe kräftig und wiederholt an den ersten besten, hinlänglich harten Gegenstand.

So viel mir auch Geschichten erzählt worden sind, daß Füchse schon eine geraume Zeit scheinbar todt daliegend, wieder entkommen sein sollen, so kann ich doch mit Wahrheit sagen, daß auf den vielen Jagden, welchen ich in meinem Leben beigewohnt, ein solcher Fall weder mir selbst, noch irgend einem meiner Bekannten begegnet ist. Dies wird und darf mich aber nicht abhalten, dennoch die nöthige Vorsicht anzuwenden, und es ist unstreitig besser, in dergleichen Fällen zu viel zu thun, als zu wenig. Gewiß würde ich mir es nie vergeben, wenn durch meine Unachtsamkeit ein solcher scheintodt liegender Hasendieb wieder aufkommen und davon laufen sollte, aber nicht, wie vielleicht Mancher vermuthen möchte, etwa wegen des verlornen Balges, sondern um seines geretteten Lebens, d. h. des dadurch für die Jagd entstehenden Nachtheils willen.

Freilich war ich auch mehrmals Augenzeuge von jenem übergroßen Eifer, mit welchem junge, unerfahrene und leidenschaftliche Schützen, aus Besorgniß, die Früchte ihres Sieges zu verlieren, selbst dann noch wie besessen auf die Füchse losschlugen, als diese schon längst keinen Lauf mehr rühren konnten. Doch auch diese Thorheit hat, wenn nicht etwa durch das Losgehen des zweiten noch geladenen Laufes ein Unglück entsteht, ihr Gutes. Es werden dadurch die Büchsenschäfter in Nahrung gesetzt!

Nützlich, aber weniger schicklich ist es, mitten in dem Treiben Jemanden auf einen Bau anzustellen, da dies nur auf Kosten des Vergnügens der übrigen Schützen geschehen kann, und dergleichen Baue

entweder schon zuvor verstopft, oder durch einen dabei angestellten Treiber beunruhigt werden können, damit kein Fuchs, gesund oder angeschossen, hineinschlüpfe.

Eben so wenig dürfen bei dergleichen gesellschaftlichen Jagden, obgleich erfahrungsmäßig von einem noch warmen Fuchse der Balg am Besten herunter geht, die so eben erlegten Füchse auf der Stelle gestreift werden; denn eilt man zu sehr bei diesem Geschäfte, so entstehen unvermeidlicherweise Löcher im Balge; will man aber mit der gehörigen Vorsicht dabei zu Werke gehen, so ist der Zeitverlust zu groß, und die anwesenden Schützen haben Langeweile, wenn sie darauf warten müssen.

Auch wird beim Schlusse der Jagd das Vergnügen über den glücklichen Erfolg derselben gemindert, wenn die Rothröcke, die doch eine Hauptrolle dabei spielen, und deren Erlegung Jedermann sich zur besonderen Ehre anrechnet, nicht in der Reihe des erbeuteten Wildes erscheinen. Ganz andere Rücksichten treten dagegen ein, wenn nur einige wenige Schützen beisammen sind, wo man alsdann froh ist, sich einer unnöthigen Last entledigen zu können, da sich der ausgezogene Rock allerdings weit leichter in der Jagdtasche tragen läßt, als wenn der Körper noch in ihm steckt, und die bekannte Methode des weiland Herrn von Münchhausen: die Füchse mit Bretternägeln so kunstmäßig mit der Standarte an die Bäume festzuschießen, daß man sie alsdann nur aus ihrem Balge herauszupeitschen braucht, noch nicht allgemein eingeführt ist.

Von großer Wichtigkeit, aber nach meinen Erfahrungen viel zu wenig benutzt und beachtet, ist bei den Treibjagden auf Füchse der Gebrauch der Federlappen, die eben deßhalb auch in keinem tüchtigen Jägerhause vermißt werden sollten.

Je kälter und heller das Wetter, je schärfer der Frost ist, zumal wenn auch Schnee ihn begleitet, um so leichter vernimmt der Fuchs jeden ungewöhnlichen Lärm im Walde. Er legt sich dann entweder gar nicht zur Ruhe nieder, oder ist doch aufmerksamer, als sonst, auf Alles, was um ihn her vorgeht. Wenn daher das Rufen der Treiber, besonders aber der Schall starker und wiederholter Schüsse anfänglich vielleicht kaum vernehmbar, sich ihm immer mehr und mehr nähert, dann wird er unruhig, schleicht und trabt aus einem Districte in den andern und entzieht sich so der Gefahr, indem er den Wald, in welchem das Treiben stattfindet, zuletzt ganz verläßt. Diesem, die Bemühungen des Jägers so oft vereitelnden Entkommen wird aber ziemlich sicher vorgebeugt, wenn man Morgens, ehe noch das Treiben beginnt, oder doch beim Anfange desselben,

denjenigen Waldort, wo man dasselbe Nachmittags oder Abends zu beschließen gedenkt, auf drei Seiten mit guten, nicht zu hoch und nicht zu tief gerichteten Federlappen umstellt.

Der hierzu bestimmte District darf jedoch weder zu klein, noch zu licht bestanden sein; junge dichtbewachsene Laubholzschläge oder Nadelholzdickungen eignen sich am besten dazu, weil sich in diese der Fuchs am liebsten steckt. Nach dem hierauf berechneten Plane rückt nun die Jagd diesem Punkte, wo den listig vorauseilenden Langschwänzen der Ausweg, wenn sie ihn etwa suchen sollten, versperrt ist, immer näher und in den beiden vorletzten Treiben wird, um die Lappstätte nicht rege zu machen, nach keinem Hasen mehr geschossen, sodann der hierzu aufgesparte Vorrath an Lappen verwendet, um die letzte noch offene Seite der Stallung vollends zu schließen.

Ganz leise werden nun die Schützen da, wo sie den besten Wind haben, die Treiber aber auf beiden Flügeln angestellt, wo sie auf- und abgehend, jedoch ohne alles Geschrei die Wehre zu halten haben, während nur einige der localkundigsten und zuverläſſigsten Männer, leise pfeifend und hustend die gefangenen Füchse durch langsames Hin- und Hergehen nicht eben rege machen, — denn das sind sie gewöhnlich ohnehin schon mehr als nöthig ist, — sondern nur nach den Schützen hinzubringen suchen. Diesen muß übrigens auf das strengste eingeschärft werden, kein Körnchen Pulvers erfolglos zu verbrennen. Jeder Schlag muß hier treffen, wie der Hammer des Schmiedes, oder die Faust eines englischen Boxers, weil der Fuchs, der einmal die Schrote neben sich sausen gehört, oder wohl gar gekostet hat, dann keine fünf Minuten mehr in seinem Kerker verweilt und noch über ganz andere Pallisaden, als die von Hühner- und Gänsefedern verfertigten, wegsetzen würde.

Zuletzt läßt man den Ort nochmals von allen Treibern zugleich durchgehen, da, wenn alle Versuche, ungerupft herauszukommen, mißlungen sind, sich bisweilen die Schlauheit des Fuchses dazu versteht, in einem dichten Busche oder alten hohlen Stocke, ja wohl auch auf schiefstehenden Bäumen, die den Anlauf erleichtern, Schutz zu suchen und dann flach aufgedrückt die Treiber vorbeigehen zu lassen. Es ist daher nöthig, zuletzt einige Schützen mit durchgehen zu lassen und auch den Treibern anzubefehlen, daß sich jeder genau umsehe. Mir selbst ist übrigens dieser Fall noch nicht vorgekommen.

In Gegenden, wo ein Wald von mäßigem Umfange mitten im Felde liegt, lassen sich dergleichen Jagden mit besonders glücklichem Erfolge

anstellen, wenn obige Regeln gehörig befolgt werden, und ich war mehr als einmal Augenzeuge, daß in dem einzigen eingelappten Districte mehr Füchse geschossen wurden, als man in allen vorher abgetriebenen zusammen gesehen hatte. Noch erfolgreicher muß begreiflicherweise eine solche Jagd ausfallen, wenn das letzte Treiben, anstatt mit bloßen Federlappen, mit Hasengarnen umstellt wird, und jeder gefangene Fuchs sogleich entweder von den Schützen mit Schroten, oder von den Bauern mit Prügeln bedient wird. Gute Federlappen leisten jedoch beinahe dieselben Dienste, da der Fuchs sie außerordentlich fürchtet und nur selten sie zu überspringen wagt, wenn nicht Verfolgung durch Hunde oder ein Fehlschuß ihn dazu bringt.

In einigen Gegenden von Schwaben gebraucht man bei den Treibjagden häufig Tuchlappen, aus möglichst leichtem Stoffe verfertigt und mit leichten Stellstäben versehen, so daß, nach der Versicherung mehrerer Augenzeugen, vier Treiber ohne große Mühe und Anstrengung im Stande sind, sie von einem District zum andern zu transportiren und in sehr kurzer Zeit zu stellen. Der Zweck hierbei ist jedoch eigentlich ein ganz anderer. Man bedient sich nämlich dieses Mittels nicht sowohl um die Füchse zu vermindern, als um das Wild überhaupt zu zwingen, daß es nur da anlaufe, wo man es haben will. Diese Jagden haben daher das Eigenthümliche, daß in der Regel gewöhnlich nur drei Schützen daran Theil nehmen, oft aber auch nur zwei, ja bisweilen macht sich ein Oberbannerherr ganz allein das Vergnügen, alles Wild mit höchsteigener Hand zu erlegen. —

So sehr dies auch auf blose Schießlust deutet, und dem Geschmack derjenigen widerstrebt, deren Jagdvergnügen hauptsächlich durch die Theilnahme guter Freunde erhöht wird, so hat diese Jagdmethode doch auch ihr Gutes und kann, besonders in Gegenden, wo es an Schützen fehlt, allerdings große Vortheile gewähren.

Auf alle Fälle müßte derselbe Zweck, was die Füchse betrifft, auch mit den gewöhnlichen Federlappen erreicht werden können, und ich würde mich ihrer besonders dann bedienen, wenn es sich darum handelt, einem Manne von hohem Rang das Vergnügen der Erlegung mehrerer Füchse auf einem und demselben Stande, ohne große Aufopferung von Zeit und Mühe, zu verschaffen. Ich würde zu diesem Zwecke einen isolirt liegenden Waldort wählen, welcher durch eine Wiese oder einen Acker oder eine Oedung, kurz durch irgend einen freien Platz von dem nächsten größeren Waldcomplexe getrennt wäre.

Schon am vorletzten Tage würde ich durch laut, aber nicht zu anhaltend jagende Hunde die weiter abgelegenen Waldorte stark beunruhigen lassen, um die Füchse dadurch nach der fraglichen Gegend hinzubringen. Am letzten Tage würde ich mit mehreren Jägern und einer hinlänglich starken Treiberzahl alle näher angrenzenden Walddistricte, einen nach dem andern, jedoch ohne Geschrei und alle in gleicher Richtung nach dem einzustellenden Orte hin durchtreiben und durch Aufstellung mehrerer Posten auf hohen Bäumen die Zahl der einwechselnden Füchse, um nöthigen Falles den muthmaßlichen Erfolg vorausbestimmen zu können, beobachten, nach Vollendung dieses Geschäftes aber den am folgenden Tage abzujagenden District sogleich ringsherum mit gut verwitterten und wo möglich duplirten Federlappen (denn hier ist Vorsicht nothwendig, damit der Fuchs nicht während der Nacht ausbreche) einlappen lassen.

Sollte jedoch das Abschießen, wozu ja doch wohl nur einige Stunden erforderlich sein würden, erst gegen Mittag oder am Nachmittage stattfinden, somit die Zeit gestatten, vorher erst an demselben Morgen die Beitreiben und das Einlappen auszuführen, so würde dieses offenbar weit sicherer sein als am Tage zuvor, weil dann die Füchse nicht über Nacht in der Lappstatt bleiben müssen, man daher auch der Bewachung derselben überhoben, und der gute Erfolg weit weniger von nachtheiligen Zufällen abhängig wäre.

Aus dem oben bereits Angeführten geht hervor, daß die von den Beitreiben entfernteste Seite (Rückseite) der Lappstatt zuerst und schon bei dem Anfange der Jagd verlappt werden müsse. —

Hätte man etwa zugleich auch die Absicht, Hasen von den auf der Rückseite angrenzenden Feldern mit hineinzubringen, so würde es sehr vortheilhaft sein, diese Tags zuvor mit Treibern und Hunden dort aufsuchen und wegstöbern zu lassen. Man vermeide aber sorgfältig der Lappstatt zu nahe zu kommen oder sie nur im mindesten zu beunruhigen.

Für den Schützen müßte nun eine kleine Lücke von etwa 60 Schritten offen gelassen und in deren Mitte der Schießschirm gehörig verdeckt errichtet, zugleich aber auch für einen bequemen Sitz gesorgt werden.

Einige Waldhörner könnten in der Ferne das Zeichen zum Anfange der Jagd geben. Um das Interesse noch zu erhöhen, hauptsächlich aber, um zu bewirken, daß die eingelappten Füchse nur einzeln und nach und nach zum Vorscheine kommen müssen, würde ich sie blos durch kleine Dächsel und einzelne Treiber, später durch laut jagende Hühnerhunde und zuletzt durch die ganze Masse der Treiber nach dem Schießstande hinzu-

bringen suchen, wobei dann freilich, um der Sache mehr Abwechselung und Reiz zu geben, auch Rehe und Hasen zum Vorschein kommen müßten, welche letztere, wie schon gesagt, auf den benachbarten Feldern rege gemacht und in den eingestellten District getrieben werden können.

Der Vorstehende könnte, wenn nicht etwa Fehlschüsse, ihm selbst eben so sehr zum Verdrusse gereichend, als dem Dirigenten des Ganzen, dazwischen kommen würden, auf diese Weise gewiß seine Rechnung finden und wenn auch nicht eben nach der Anzahl und Wichtigkeit des erlegten Wildes, doch insofern mit dem Erfolge des Ganzen zufrieden sein, als es für einen ächten Jäger immer eine sehr angenehme Erinnerung bleibt, mehr als zwei Füchse auf einem und demselben Stande geschossen zu haben.

Noch wichtiger erscheint der Gebrauch der Federlappen da, wo es darauf ankommt, zu Gunsten einer reichlich bevölkerten Niederjagd, z. B. eines landesherrlichen Leibgehezes, die Füchse ganz zu vertilgen, oder da dieses nur in sehr waldleeren Gegenden thunlich ist, doch möglichst zu vermindern.

Dazu gehört aber freilich, daß das Jagdpersonal nicht, wie es so häufig geschieht, das Wohl des Wildstandes seinem Privatinteresse aufopfernd, bei jedem neuen Schnee tagelang den Mardern und Iltissen nachlaufe, sondern sich sogleich bei Tagesanbruch, nach allen Gegenden vertheilt, in jene Walddistricte begebe, wo die Füchse sich gewöhnlich verstecken.

Diese Orte müssen genau abgekreist werden, wobei es sehr vortheilhaft ist, wenn immer zwei uud zwei Spürer mit einander gehen.

Besonders leistet ein solches gemeinschaftliches Kreisen bei langen und schmalen Feldhölzern, wo man hauptsächlich nur die beiden Feldseiten abzugehen braucht, sehr gute Dienste. Wo nicht, wie z. B. in mehreren sächsischen Herzogthümern, die sehr zweckmäßige Einrichtung besteht, daß besondere Leute gegen Bezug eines kleinen Gehaltes hierzu angestellt sind, welche außer der Handhabung des Forst- und Jagdschutzes auch bei jedem frischen Schnee den Wald abzuspüren haben und deßhalb Kreiser genannt werden; da können Holzhauer, Flurwächter, Maurer, Zimmerleute, Taglöhner, kurz solche Leute, die im Winter kein eigentliches Geschäft haben, folglich wenig oder nichts zu Hause versäumen, in kurzer Zeit dazu abgerichtet und mit Nutzen verwendet werden.

Wenn ein Fuchs richtig eingekreist ist, dann schicke man alsbald Jemanden nach den Lappen und suche inzwischen durch einige Abschnitte

denselben, wie man es nennt, enger zu fassen. Es ist jedoch hierbei große Vorsicht nöthig; denn wenn der Fuchs durch die zu lauten Fußtritte des Kreisenden oder irgend ein Geräusch, welches dieser macht, aufmerksam wird und losgeht, so kommen dann die Lappen zu spät. Eben so behutsam und mit möglichster Stille müssen diese auch abgewickelt und gestellt werden. Wenn der Boden, wie so oft, gefroren ist, so finden die gewöhnlichen Stellstäbe keine Anwendung. Es müssen daher die Federn in einer Höhe von etwa 1½ Fuß an den Zweigen der Gebüsche, und zwar jenseits der Stellwege, damit sie der Fuchs desto früher bemerke, befestigt werden.

Schon während des Verlappens stellen sich die anwesenden Schützen auf die besten Wechsel, damit der Fuchs, wenn er etwa vor der Zeit rege geworden sein sollte, vielleicht einem oder dem andern anlaufe.

Wer im Steigen geübt ist, thut sehr wohl, sich bei dergleichen Jagden seiner Kletterkunst zu bedienen. Wie der Wind sich auch drehen mag, in der Höhe ist er, etwa nur mit der Ausnahme ganz steiler Bergwände, immer gut. Auch hat man dabei den großen Vortheil, sich in dicht bestandenen Laubholzschlägen viel weiter umsehen zu können, als wenn man auf dem Boden steht. Nur schade, daß man nicht immer dergleichen zum Schießen bequeme Hochstände findet, oft auch wegen strenger Kälte nicht lange darauf aushalten, noch häufiger aber weder klettern kann noch mag.

Es ist für Denjenigen, der noch nicht selbst dergleichen Jagden mitgemacht hat, fast unglaublich, in welchem Grade der einmal eingeschlossene Fuchs die Lappen fürchtet, wenn weiße, graue und schwarze Federn gehörig mit einander abwechseln.

Nur selten wagt er sich ganz nahe heran. Es ist daher sicherer, 15—20 Gänge weit in das Treiben hinein, als dicht an die Lappen zu treten.

Eine unerläßliche Regel ist ferner die, daß man bei solchen Jagden keinen unsicheren Schuß versuche, da der Fuchs, gleich viel, ob gefehlt oder nur angeschossen, augenblicklich über die Lappen geht; ja, selbst Versagen des Gewehres genügt nicht selten, ihn zur augenblicklichen Flucht zu veranlassen.

Ueberhaupt ist von dem Augenblicke an, in welchem er einen Schützen deutlich erkannt hat, kein ruhiger Geist mehr in ihm und auf sein längeres Ausharren in der Lappstatt nicht wohl zu rechnen.

Diese sehr klein zu nehmen, bleibt immer gefährlich; denn der Fuchs

wird zu leicht unruhig und ängstlich, wenn er sich so eng eingeschlossen sieht. Sollte man jedoch durch die Oertlichkeit oder durch Mangel an Lappen sich dazu genöthigt sehen, so lasse man anfänglich gar keine Treiber hinein, sondern nur einige Leute der Schützenlinie gegenüber langsam auf- und abgehen oder bisweilen husten. Hat hingegen der District die erforderliche Größe, so läßt man, wenn der Wind dies gestattet, einen einzigen Treiber auf der Fährte nachgehen und ohne alles auffallende Geräusch den Fuchs nur rege machen, damit er langsam und vertraut dem Schützen anlaufe.

Ein wesentlicher Vorzug dieser Jagdmethode vor allen andern, welche zum Untergang der Füchse ersonnen worden sind, ist unstreitig der, daß hier, wenn es sich nicht anders thun läßt, sogar ein einziger Schütze, falls er nur den ersten Schuß nicht unnützerweise verschleudert, seinen Zweck erreichen kann, indem der Fuchs, sollte er auch noch so oft fehllaufen, durch das immerwährende Hin- und Hertreiben ihm zuletzt doch einmal zu Schusse kommt.

Sobald der Fuchs erlegt ist, gebe man den übrigen Theilnehmern ein Zeichen, damit das Aufwickeln der Federlappen auf mehreren Seiten zugleich vorgenommen, und auf diese Weise möglichst schnell vollzogen werde, was um so nöthiger ist, wenn man etwa noch einen zweiten einlappen will.

Da ich sehr oft in den Fall gekommen bin, mit einer im Verhältniß zu der abzutreibenden Fläche und den disponiblen Jagdleuten nur sehr geringen Anzahl von Schützen zu jagen, so mußte ich die hiermit verbundenen Nachtheile auf alle Weise zu entfernen suchen. Ich bediente mich daher, außer der sorgfältigen Besetzung der Hauptwechsel, noch eines andern Mittels, indem ich meine Schützen vorzugsweise nur auf derjenigen Flanke verwendete, wo entweder schon durchgetriebene oder ganz liegenbleibende Districte angrenzten, und dagegen auf der andern Seite dem Wilde seinen Lauf ließ. Hierüber äußerten solche Jagdgäste, die zum ersten Mal bei mir waren, nicht selten ihre Verwunderung, bis ich ihnen erklärte, warum dies geschehe. Es ist nämlich eine bekannte Erfahrung, daß nicht nur die Rehe in Gegenden, wo sie nicht zu stark beunruhigt werden, wenn nicht schon im nächsten, wie es sehr oft geschieht, doch gewiß im zweiten oder dritten der anstoßenden Districte, zumal wenn es Dickungen sind, wieder stehen bleiben und auch der Hase sich gern drückt, sondern daß sogar der Fuchs sich bisweilen unerwartet bald wieder steckt, in so fern Niemand nach ihm geschossen hat und die Treiber

keinen zu großen Lärm machen. Man hat daher die größte Hoffnung, das auf der unbesetzten Seite, mithin ohne Schuß, durchgekommene Wild bald nachher wieder anzutreffen, weil nach dieser Gegend hin die Jagd fortgesetzt wird; wollte man aber die gegenüberliegende Flanke von Schützen entblößen, so würde das dort anlaufende Wild aller Wahrscheinlichkeit nach für diesen ganzen Tag nicht mehr ins Feuer kommen.

Wenn man, wie ich es stets gethan, die Treiber in der Regel nur husten, pfeifen, in die Hände klatschen und mit Stöcken anschlagen läßt, alles unsinnige Schreien und Brüllen ihnen aber in der Art verbietet, daß sie selbst bei dem Durchbrechen des Wildes durch ihre Reihen sich mäßigen müssen, so gewährt obiges Verfahren große Vortheile und ich habe dasselbe immer mit dem besten Erfolg angewendet, Hasen werden dabei weniger geschossen, das gestehe ich gerne ein; allein diese dürfen auch bei Waldjagden, zumal bei solchen, denen nur ein kleines Häuflein Getreuer beiwohnt, nicht die Hauptsache sein. Hat man doch außerdem noch Zeit und Gelegenheit genug, sie zu vermindern! Im Walde muß es hauptsächlich nur auf die rothen Freibeuter abgesehen sein, weil diese dort ausschließlich zu Hause sind und bei allzugroßem Geschrei schon von weitem ausweichen; daher treibe man lieber weniger laut und lärmend. Erst dann, wenn man an beträchtlich große Strecken junger Nadelhölzer, die von keinem Stellweg durchschnitten sind, oder an einzelne Feldköpfe oder an das letzte Treiben kommt, wo also kein Fuchs mehr nebenan vor der Zeit rege gemacht werden kann, erst dann ist es Zeit, der Schreilust freien Lauf zu lassen und an solch einer lebendigen Orgel gleichsam alle Register zu ziehen.

Wenn einige Schriftsteller davon sprechen, wie man den Fuchs vermittelst der Suche schießen könne, so geschieht dies ohne Zweifel unter der doppelten Voraussetzung:

1) daß es in einer Gegend, wo diese Jagdmethode angewendet werden soll, sehr viel Füchse geben und
2) daß die Oertlichkeit ganz besonders dazu geeignet sein müsse.

Außerdem möchte eine solche Jagd wohl zu den allerundankbarsten unter der Sonne gehören.

Mir wenigstens ist noch keine Gegend vorgekommen, die so reich an Füchsen gewesen wäre, daß man diese mit nur einiger Aussicht auf einen glücklichen Erfolg auf der Suche zu schießen hätte hoffen dürfen.

Wenn in einer großen, flachen, mit nur wenigen oder gar keinen Waldungen versehenen Ebene einzelne Sümpfe oder sogenannte Brüche

vorkommen, die mit Erlenstöcken oder anderem Gebüsch bewachsen sind, so suchen im Winter bei scharfem Frost die Füchse solche Zufluchtsorte sehr gerne auf, und eben so gerne verkriechen sie sich auch in großen verwilderten und mit Unkraut überzogenen Steinbrüchen, oder in das Schilf zugefrorener Teiche und See'n, wo sie vor dem kalten und schneidenden Nordwinde am besten gesichert sind.

Die erwähnten Erlenbrüche, vorausgesetzt, daß sie nicht mit Schilf, Binsen oder anderem hohen Grase, in welchem das kleine Wild dem Jäger zu schnell aus den Augen kommt, bewachsen sein dürfen, muß dieser mit gutem Winde und möglichster Vorsicht, den Blick nach allen Seiten gewendet, langsam und leise durchschleichen. Ist ihm dann das Glück recht günstig, so wird er bisweilen einen Meister Reinecke zusammengerollt, wie Hund und Katze bei kaltem Wetter zu thun pflegen, auf einem Erlen- oder Weidenstocke wahrnehmen. Ich sage: Wenn ihm Diana recht günstig ist, wird es bisweilen geschehen; denn wahrlich! oft wird sich ein solcher Glücksfall nicht ereignen.

Bei dem Absuchen alter Steinbrüche und schilfbewachsener Plätze sind immer wenigstens zwei Schützen nebst einem Treiber nöthig, damit, wenn der Fuchs schon in zu großer Entfernung rege wird, der vorstehende Jäger ihn gehörig empfangen könne. Doch, wie gesagt, eine glückliche Jagd dieser Art ist mehr Sache des Zufalles, als der Vorbereitung, und ich habe bei meinem nur sehr geringen Vertrauen auf den günstigen Erfolg so mißlicher Versuche diese Methode blos der Vollständigkeit wegen hier angeführt.

Dagegen verdient eine andere, das sogenannte Einjagen, nachdrücklicher empfohlen, mithin auch ausführlicher beschrieben zu werden.

Es gehören dazu, da dem einzelnen Jäger selbst die Möglichkeit eines günstigen Erfolges gänzlich abgeschnitten ist, wenigstens zwei Personen, die bekanntlich auch in sehr vielen andern Fällen des praktischen Jagdbetriebes bei weitem mehr ausrichten, als ein einzelner, nur auf sich selbst beschränkter Jäger, im vorliegenden Falle aber absolut nothwendig sind.

Es ereignet sich nämlich im Spätherbste, namentlich aber im Winter bei Schnee, nicht selten der Fall, daß man unfern vom Walde, auf Wiesen, Oedungen und Feldern Füchse sieht, die sich mit dem Mäusefangen beschäftigen. Findet sich nun in der nächsten Umgebung eines solchen Ortes ein gangbarer Fuchsbau, so nimmt derjenige der beiden Jäger, welcher als der beste anerkannt ist — denn hierauf muß in solchen Fällen immer sorgfältig Bedacht genommen werden — auf demselben seinen

Stand, außerdem wählt er einen andern schicklichen, und worauf es hier hauptsächlich ankommt, wohlverdeckten Platz in einem Hohlwege, hinter einem Baum, Stein oder Busch ꝛc., auf welchem er die meiste Hoffnung hat, den Fuchs zum Schuß zu bekommen, wenn diese letztere gleichwohl oft genug unerfüllt bleiben wird.

Sobald nun der zum Treiben bestimmte Gehülfe überzeugt sein darf, daß jener seinen Posten wirklich erreicht hat, aber ja nicht früher, fängt er an, sich in Bewegung zu setzen, indem er sich schon in weiter Ferne dem mausenden Fuchse bemerklich macht, und, je nachdem dieser rechts oder links ausweicht, in derselben Richtung immer selbst zu folgen sucht, um ihn möglichst bald und sicher dem Anstehenden zum Schuß zu bringen.

Je mehr Personen man bei einem solchen Jagdversuch zum Treiben verwenden kann, desto mehr Wahrscheinlichkeit ist vorhanden, den Zweck zu erreichen, weil dann der Fuchs besser eingekreist und umzingelt ist, also leichter dahin forcirt werden kann, wo man ihn zu haben wünscht. Möglich ist dies zwar auch für die Einzelnen, aber bei weitem schwieriger, und sowohl von Nebenumständen, als Zufälligkeiten abhängig.

Sobald der Fuchs durch die wohlberechneten Wendungen des Treibers in die Nähe des Baues getrieben worden ist, muß dieser schnell mit lautem Geschrei und Händeklatschen auf ihn zulaufen und dadurch zu bewirken suchen, daß er aus Furcht und Schrecken eiligst nach dem Baue hinflüchte, wo ihn der angestellte Schütze, wenn immer möglich auf einem Hochsitze — denn dieser verdient in solchen Fällen schon des besseren Windes wegen durchgängig den Vorzug — erwartet.

Doch, wie schon gesagt, solche Manipulationen, wie die Erlegung der Füchse vermittelst der Suche und des Einjagens, passen nur dahin, wo sie noch häufig vorkommen, nicht aber für Gegenden, in denen man Jahr aus, Jahr ein fleißig hinter ihnen her ist, und daher nur eine so geringe Anzahl für den Winter übrig bleibt, daß man selbst beim Treiben selten genug einen zu sehen bekommt, wie viel weniger bei andern, blos zufälligen Gelegenheiten.

Eine zur Vertilgung der Füchse sehr zweckmäßige Jagdmethode ist ferner das Sprengen derselben aus dem Baue durch die Dachshunde, welche deßhalb auch auf keinem Jagdbezirke, wo sie gebraucht werden können, fehlen sollten.

Zur Rollzeit stecken oft mehrere Füchse beisammen im Baue, auch suchen sie dort Schutz, wenn ihnen das Geräusch im Walde durch das

abfallende Laub im Herbste, wie durch die abbrechenden Aeste bei heftigem Winde und dergleichen Unruhe oder sonstige ungestüme Witterung, besonders ein starker Regenguß gegen Morgen, wenn sie vom Raube zurückkehren, lästig fällt. Häufig schlüpfen sie auch da ein, wenn sie sich gegen die Verfolgung von Menschen und Hunden nicht anders sichern können oder angeschossen sind. Diese Jagdart ist zwar durch das Visitiren der oft weit von einander entfernten Baue und durch die feuchte Witterung, bei der sie meistens stattfindet, beschwerlich, indessen darf ein eifriger Jäger keine Gelegenheit zu deren Ausübung versäumen, wenn auch dem gewöhnlichen Jagdliebhaber nicht selten die dazu erforderlichen Eigenschaften des Fleißes, der Beharrlichkeit und Geduld ꝛc. mangeln. Die beste Tageszeit zum Visitiren der Baue ist der Vormittag, weil die Füchse später dieselben meist wieder verlassen; doch hüte man sich, solche zu oft mit den Hunden zu besuchen, weil sie dadurch verwittert und dann längere Zeit von den Füchsen gemieden werden. Jeder aufmerksame Jäger wird übrigens bald die nöthige Erfahrung darüber sammeln, wann und unter welchen Umständen er in seinem Bezirke Füchse in den Bauen anzutreffen hoffen kann.

Zuweilen gelingt es den Hunden durchaus nicht, einen Fuchs zu sprengen, weshalb er, wenn es die Verhältnisse gestatten, gegraben werden muß. Dies letztere Verfahren jedoch hier nicht berührend, will ich nur die Regeln anführen, die seither von mir beim Sprengen der Füchse und zwar meistens mit gutem Erfolge angewendet worden sind. Es sind folgende:

1) Man begibt sich ohne alles Geräusch und möglichst leise auftretend auf den Bau, läßt den Dachshund schlüpfen, nimmt dann schleunigst den zum Schießen geeignetsten Platz ein und macht sich schußfertig. Ist der Bau groß und der Hund scharf, so springt der Fuchs oft augenblicklich und so schnell, daß man bei der geringsten Versäumniß im Schießen statt der gehofften Freude über die Erlegung des Thieres nur ein leeres Nachsehen zu erwarten hat.

2) Sollte der Fuchs nach längerer Zeit durchaus nicht springen wollen, immer auf derselben Stelle im Bau verweilen und sich verbellen lassen, so hat man es, wenn der Bau mehrere Rohre hatte, vielmals vortheilhaft gefunden, den Hund beim Herauskommen immer in ein anderes einkriechen zu lassen, wodurch er etwa auf einer andern Seite beikommen und den Fuchs zum Springen nöthigen kann. Sollte auch das nicht gelingen, so suche man durch starkes Stampfen mit den Füßen oder

sonstiges Gepolter oberhalb dieser Stelle ihn von dort zu vertreiben, damit dem Hunde das Ankommen erleichtert und der Fuchs seiner festen Position verlustig, zur Flucht gezwungen wird. Ist der Hund aber nicht scharf, so dauert es viel länger, da der Fuchs erst dessen Entfernung abwartet, um Luft zum Davonschleichen zu bekommen. Ebenso geht es auch größtentheils dann, wenn zwei Füchse in einen Bau eingefahren sind, aber nicht in einem Rohr beisammen stecken, wo dann derjenige, der vom Hunde nicht angetrieben, sondern nur von dessen Lautgeben gegen seinen Nachbar beunruhigt ist, mit List der Gefahr zu entweichen und sich unbemerkt davon zu stehlen sucht, wogegen der andere, vom Hunde verfolgt, in größter Schnelligkeit herausfährt und in voller Flucht, ohne sich umzusehen, forteilt. Auch habe ich schon Füchse, die durchaus nicht springen wollten, dadurch zum Schusse gebracht, daß ich den herausgekommenen Hund anleinte und mich mit demselben eine Zeit lang ganz ruhig auf dem Baue verhielt, wodurch der Fuchs Gelegenheit bekam, sich einen andern Platz und gerade zu seinem Nachtheile zu wählen. Ließ ich nun den Hund wieder hinein, so fand derselbe durch die Veränderung des Platzes eine vortheilhaftere Stellung zum Angriffe und der Fuchs mußte weichen. Es ist mir auch vorgekommen, daß ich auf einem Baue dies Verfahren mehrmals vergebens wiederholte, zuletzt aber den Fuchs doch noch zum Springen brachte. Freilich erreicht man damit nicht immer seine Absicht.

Schon oben ist erwähnt worden, daß der Fuchs, wenn er vom Hunde angetrieben war und von demselben verlassen wurde, sich, wahrscheinlich einen wiederholten Angriff fürchtend, oft bald aus dem Baue entfernt, wo er dann, wenn man ihn ruhig und gut verborgen abwartet, noch erlegt werden kann. Zuweilen wird aber auch dadurch die Geduld des Jägers auf eine harte Probe gestellt. Der Abend rückt heran und nach vielfach getäuschter Erwartung setzt endlich die Nacht allen weiteren Unternehmungen ein Ziel. Aber solch ein fruchtloser Versuch darf ihn nicht abschrecken. Vermag er auch nicht immer den vorgesteckten Zweck zu erreichen, so lohnt doch zuletzt oft noch ein glücklicher Erfolg die wiederholten Bemühungen und gewährt vollkommene Entschädigung.

Will man, nachdem der Bau unverrichteter Sache bald verlassen werden mußte, den Fuchs in demselben einsperren, um etwa später nochmals auf die eine oder andere Art zu versuchen, ob man seiner habhaft werde, so bedient man sich dazu am besten langer dünner Stängchen oder Aeste, die nach und nach mit den untern Enden so weit als möglich in

die Rohre hineingeschoben werden, bis diese alle gänzlich verstopft sind. Hierdurch wird dem Fuchse das Ausgraben, da er tief im Baue damit anfangen müßte, weit mehr erschwert, als wenn man zum Einschließen Steine und Erde nimmt.

Zu den allersonderbarsten Fuchs-Jagdpartien, welche jemals nicht nur ersonnen, sondern auch wirklich zur Ausführung gebracht worden sind, gehören aber unstreitig diejenigen, welche von Seiten der Offiziere der verbündeten Armeen in der Krim während des letzten Feldzuges stattgefunden haben.

Man hat von jeher behauptet, daß die französische Nation, wenn es darauf ankomme, Lebensgenuß und Vergnügen zu erhöhen, von keiner andern an Erfindungs-Talent übertroffen werde.

Die Behauptung hat sich auch bei dem letzten Feldzuge in der Krim neuerdings wieder als richtig bewährt; denn es sind während oder vielmehr am Schlusse desselben, nachdem von den Russen keine Ausfälle mehr, weder mit Kugeln, noch mit dem Bajonette, zu befürchten waren, bekanntlich großartige Bälle und Theater-Vorstellungen im französischen Lager gegeben worden, obgleich man anderwärts die Ausführung solcher Belustigungen ohne Zuziehung des weiblichen Geschlechts fast für unmöglich hält. Das war aber noch nicht genug, sondern es mußten vor Allem auch Parforce-Jagden constituirt werden, weil vermuthlich auch englische Offiziere dabei betheiligt waren, die bekanntlich, wenn sie das Wort „Jagd“ aussprechen hören, an nichts Anderes denken, als — an den Fuchs, dessen Verfolgung zu Pferde in ihrem Vaterlande notorisch die Hauptpassion des Adels ist. Wie aber ist eine solche Parforce-Jagd auszuführen, wenn die zwei Haupterfordernisse fehlen, d. h., wenn man weder eine Meute, noch ein Wild hat??

Die Franzosen, die für Alles Rath wissen, kamen auch diesmal nicht in Verlegenheit, sondern beschlossen, eine solche Jagd ohne Meute vorzunehmen, das heißt: statt der Hunde nur Reiter zur Verfolgung des Wildes zu verwenden.

Diese Schwierigkeit war daher bald beseitigt; es blieb ihnen aber nunmehr eine noch ungleich schwerere Aufgabe zu lösen übrig, die Frage nämlich: wie die Hauptperson in einem solchen Drama, nämlich der Fuchs, herbeizuschaffen sei?

An diesem Artikel fehlt es nämlich ganz und gar in jenen Gegenden; es mußte daher ein schickliches Surrogat ersonnen werden, und so entschied man sich denn — aus der Noth eine Tugend machend — dafür:

einem gut berittenen Mitgliede der Gesellschaft die Rolle des Fuchses zu übertragen und ihm einen Vorsprung von einer Viertelstunde zu gestatten, nach deren Ablauf sich das ganze Reitercorps in Bewegung setzen und der Fährte des präsumtiven Wildes folgen sollte.

Aber wie sollte diese Fährte erkannt und aufgefunden werden?

Dieses Erkennen und Auffinden war unstreitig unter allen bei dieser Gelegenheit zu lösenden Problemen das schwierigste; denn das Geruchs-organ, welches doch sonst in allen solchen Fällen als Universal-Mittel gilt, fehlte dieser Meute ganz und gar, man mußte daher darauf bedacht sein, im vorliegenden Falle das Organ der Sehkraft, das heißt: der Nase die Augen zu substituiren, und so wurde denn beschlossen, daß der vorausgeeilte Stellvertreter des Meister Reinecke seine Pistolenhalftern mit weißen Papierschnitzeln füllen und diese von Zeit zu Zeit ausstreuen sollte, um den nachfolgenden Reitern die Richtung zu bezeichnen, welche sie zu nehmen hatten, was auch alsbald geschah. Nun sage mir Einer, daß ein Franzmann sich nicht zu helfen wisse!

Alles ging vortrefflich! die Hetzreiter ersetzten durch lautes Geschrei das Geläute der Bracken, die weißen Papierblättchen (daher „Schnitzeljagd!") zeigten die Fährte, und so wurde denn zuletzt der Fuchs, der — o Wunder! — sich sogar gern und willig fangen ließ, jedesmal richtig Hallali!

Wer möchte nun widersprechen, daß die Erfindung dieser so höchst sonderbaren Hetz-Jagd wirklich etwas ganz Neues sei??

Hat doch gewiß, seitdem die Welt steht, noch Niemand eine Parforce-Jagd auf Füchse erlebt, bei der weder ein Hund zugegen war, noch — ein **Fuchs**! —

Es gibt zwar noch mancherlei Mittel, die zur Vertilgung der Füchse mit Erfolg angewendet werden können: verschiedene Fallen und Eisen, das Ausräuchern der Baue mit Schwefel und sonstigem starken Dampfe, wodurch, wie durch das Ausgießen derselben mit Wasser, die Thiere bisweilen ausgetrieben oder erstickt werden; ferner die Vergiftung mit Arsenik oder Krähen-Augen, die aber höchstens da sich entschuldigen läßt, wo die Füchse in Felsen und Stein-Klippen zu Hause sind und ihnen auf andere Weise Niemand beikommen kann. Da die genannten Manipulationen jedoch nicht zur Jagd mit dem Schießgewehre gehören, so übergehe ich ihre weitere Beschreibung.

Aus demselben Grunde kann hier auch eine genaue Schilderung der Fuchshatze, einer Parforce-Jagd im Kleinen, die ein Lieblingsvergnügen der vornehmen Welt auf dem Drei-Inselreiche ist, keinen Platz finden.

Man hat dort ganze Abhandlungen, damit ich nicht sage Bücher, über diesen Gegenstand geschrieben. Es wird mit Pomp davon gesprochen, daß dieser Lord soviel und jener Herzog soviel und jener Marquis oder Graf soviel Hunde gehalten habe; es wird ein Langes und Breites darüber disputirt, ob man auch Pferde von nur halbem Blut dazu brauchen könne, oder ob sie von durchaus unbefleckter Abkunft sein müssen? ꝛc. Wir wissen ferner, daß ein gutes Jagdpferd 200 Guineen und der Unterhalt von einem Dutzend solcher Pferde tausend Pfund Sterling jährlich kostet; wir wissen, daß Melton, Leicestershire und Mowbray die Hauptversammlungsorte der berühmtesten Fuchsjäger sind, daß eine namhafte Anzahl derselben alljährlich dort zusammenkommt, um diesem beliebten Geschäft obzuliegen; wir wissen, daß dabei viel Geld verzehrt, viel gewettet, noch mehr gegessen und noch weit mehr getrunken, als gewettet und gegessen wird; wir wissen sogar, daß es gewisse Clubs und Orden gibt, in welche nur die allerausgezeichnetsten Männer aufgenommen werden, worunter hier aber nicht, wie im gewöhnlichen Leben, die verdientesten, edelsten, tapfersten, gelehrtesten oder freigebigsten zu verstehen sind, sondern solche, welche über die breitesten Gräben und über die höchsten Zäune wegsetzen und daher der Meute zunächst folgen; kurz, wir wissen alles Mögliche, nur Eines nicht, und dieses Eine ist es eben, wonach ich fragen will, wo nämlich alle die rothen Freibeuter herkommen, die man braucht, um die Hatzlust so vieler Reiter zu befriedigen? Gesetzt auch, die ganze Gesellschaft halte sich stets zusammen und jage täglich nur einen Fuchs, was doch gar nicht sein kann, so ist doch auch dazu schon eine bedeutende Anzahl von Füchsen für den ganzen Herbst erforderlich. Und dann möchte man noch weiter fragen: Was sagen denn die andern Mitglieder der Reineckischen Sippschaft dazu, die nicht gehetzten, wenn täglich ein solcher Teufelslärm unfern von ihnen vorbeizieht? Die englischen Rothstiele müssen wohl ungleich mehr Anhänglichkeit an ihre Heimath haben und weniger empfindlich sein, als die unserigen; denn diese letzteren würden eine tagtäglich so zur Ungebühr beunruhigte Gegend gewiß bald ganz verlassen. Ich möchte daher beinahe vermuthen, daß man dort die Füchse, wie bei uns die Feldhühner, einfange, um sie dann zu gehöriger Zeit wieder auszusetzen, nämlich, wenn man sie — hetzen will.

Seitdem ich vorstehende Aeußerung niederschrieb, daß es mir ein Räthsel sei, auf welche Weise man sich in England die für ein deutsches Ohr fast unglaubliche Menge von Füchsen verschaffe, die man zu den während

des Spätjahres beinahe täglich vorkommenden und dort so überaus beliebten Reitjagden brauche, bin ich glücklicherweise mit einem Literaten in Verbindung getreten, der nicht nur in der Jagdwissenschaft überhaupt, sondern namentlich auch in der englischen Jagdliteratur sehr bewandert ist. Ich wendete mich daher mit der Bitte an ihn, mir über den in Rede stehenden Gegenstand, nämlich über die auffallende Menge der Füchse in England, Aufschluß zu geben, was auch mit der freundlichsten Bereitwilligkeit geschah.

Da ich nun hoffen zu dürfen glaube, daß diese Notiz für die meisten meiner Leser nicht ohne Interesse sein werde, so werde ich dieselbe mit den eigenen Worten meines Freundes hier mittheilen. Sie lauten also:

„Die von Ihnen aufgeworfene Frage würde ganz vollständig nur ein Mann beantworten können, der, mit hinlänglichen Jagdkenntnissen ausgerüstet, sich längere Zeit in England aufgehalten und den dortigen Jagdbetrieb genau beobachtet hätte. Dieses Vortheiles genieße ich nicht, es steht mir vielmehr nur die Durchsicht einiger englischer Jagdschriftsteller zur Seite. Dessen ungeachtet aber glaube ich nicht fehl zu greifen, wenn ich Ihre Frage: „wo kommen die vielen Füchse in England her?" dahin bestimmt beantworte: Vom consequenten Schonen. Es gewährt das über das ganze Land verbreitete, durch allgemeine Sitte unterstützte, sogar im Gegensatze gegen alte Jagdgesetze aufrecht erhaltene, von der Rollzeit bis zu der vollen Ausbildung der jungen Füchse dauernde Schonen im Vereine mit der Beschränkung der Jagd auf eine einzige Betriebsart als Ergebniß eine solche Anzahl von Füchsen, wie deutsche Jäger es sich bei einem ganz entgegengesetzten Systeme kaum vorstellen können. Diese Gehege von Füchsen erklären sich übrigens in England eben so natürlich, wie das Besetztsein mit Hasen auf deutschen Jagdrevieren. Ueber jene können deutsche Jäger nicht mehr erstaunen, als französische über das Ergebniß deutscher Hasenjagden. Es ist höchst ergötzlich zu lesen, wie ernsthaft sich Viardot in seinen „Souvenirs de Chasse" bemüht, seine Landsleute von der Wahrheit der Angaben zu überzeugen, welche er über Jagden macht, an denen er in der Gegend von Berlin vor dem Jahre 1848 theilgenommen hat. Nach seiner Erzählung wurden auf einer Jagd im Oderbruch bei Frankfurt an der Oder in seinem Beisein am ersten Tage 208, am zweiten 366, am dritten 162 geschossen. Auf die Autorität des Prinzen von Preußen glaubt er sich für die Angabe berufen zu müssen, daß auf einer Jagd in der preußischen Provinz Sachsen an einem Tage in zwei großen Kesseltreiben 1377 Hasen geschossen worden seien. Nun

wissen aber wir deutschen Jäger sehr wohl, daß dergleichen Hasenjagden vor 1848 in vielen Theilen unseres Vaterlandes gehalten worden sind, charakteristisch aber ist es, daß dergleichen einem Franzosen, der um der Jagd willen ganz Europa durchreiste, als etwas so Außerordentliches erscheinen konnte. Wenn das in Deutschland übliche System des Schonens der Hasen unter günstigen Bedingungen Ergebnisse herbeigeführt hat, die dem Fremden ans Unglaubliche zu grenzen scheinen, so kommt es für Ihre Frage zunächst darauf an: zu untersuchen, welches Ergebniß sich von demselben System erwarten lasse, wenn dasselbe auf Füchse angewendet werde? Eine Häsin kann im Laufe eines Jahres viermal setzen, und wenn ich die Zahl der daraus hervorgehenden jungen Hasen auf 16 annehme, so stelle ich sie gemäß dem alten Sprüchwort auf das höchste Maß. Bei einer Durchschnittsberechnung werden die wenigen Jungen, die einige früh aufgekommene Märzhasen im August und September setzen, außer Ansatz zu lassen sein.

Eine Füchsin ist zwar nur einmal im Jahre tragend, wolft aber 3 bis 7 Junge auf einmal. Ich will hier durchschnittlich nur 4 Junge auf eine Füchsin annehmen. Schon der Vergleich des Kaninchens mit dem Hasen lehrt uns indessen, welchen Vortheil für die Vermehrung es gewährt, wenn die zarten Jungen, statt der Gefahr im Freien ausgesetzt zu sein, in einem Baue erzogen werden. Es kommt aber bei den Füchsen noch der Vortheil hinzu, daß, wenn die von Menschen und Hunden herrührende Gefahr beseitigt ist, sich kaum noch ein anderer dem Leben der jungen Füchse drohender Feind wird nachweisen lassen. Wie viele Feinde bleiben dagegen — selbst bei der sorgfältigsten Hegung von Seiten des Menschen — übrig, welche die Anzahl der jungen Hasen verringern! Mit Rücksicht auf diese größere Gefahr für die jungen Hasen schließe ich nun, daß, wenn man eine gleiche Anzahl Füchsinnen und Satzhasen im Frühjahre als vorhanden voraussetzt, von ersteren ganz wohl ein Drittheil der Jungen werde aufgebracht werden können, welche von Hasen aufkommen.

Dem Einwande, daß man in keiner Gegend eine gleiche Anzahl von Füchsinnen als von Satzhasen voraussetzen dürfe, glaube ich kaum begegnen zu müssen; denn es wird wohl Niemand bestreiten wollen, daß in Deutschland manches Jagdrevier nicht so weit heruntergekommen ist, daß es nicht mehr Hasen als Füchse gehabt hat, und daß dennoch dasselbe Jagdrevier nach einer Reihe von Jahren durch consequente Schonung zu einem Bestande an Hasen gebracht worden ist, durch den bei größeren Jagden die oben angegebenen Resultate erreicht worden sind.

Gibt man nun als möglich zu, daß durch allgemeines Schonen in ganz England an Füchsen ein Drittheil der Anzahl aufgebracht werden könnte, welche auf einem gleich großen Ländergebiete in Deutschland an Hasen (vor 1848) anzutreffen gewesen ist, so löst sich aus der Beschaffenheit der Fuchsjagd in England jeder weitere Zweifel von selbst; denn wie zahlreich auch in England die Fuchsjäger sein mögen, und wie viele einzelne Meuten auch über das ganze Land verbreitet sind, so läßt sich doch, wenn man die Parforce-Fuchsjagd in England als gleich stark mit der Hasen-Jagd in Deutschland betrieben annimmt, der Verbrauch an Füchsen dort nicht auf $\frac{1}{3}$, sondern wohl nur auf ungefähr den fünfzigsten Theil des Verbrauchs an Hasen bei uns auf gleicher Fläche setzen. Bei der englischen Fuchsjagd kommt es nämlich auf die Anzahl der Fuchsjäger gar nicht an, sondern der Erfolg hängt ausschließlich von der Meute ab. Nun wird dort mit einer Meute an einem Tage in der Regel nur ein Fuchs gejagt und gefangen; denn daß zwei Füchse gejagt und beide gefangen werden, gehört schon zu den Ausnahmen. Es wird zwar als möglich erwähnt, daß man an jungen, noch nicht völlig ausgewachsenen Füchsen mehr als zwei an einem Tage von einer Meute fangen lassen könne, allein das gilt als unwaidmännisch und fällt bei alten Füchsen von selbst weg.

Die Fuchsjagd in England in ihrer regelmäßigen Ausbildung leitet ihren Ursprung aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts (ums Jahr 1780) her. Um das Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts gab es in England nur ungefähr 25 regelmäßige Meuten, außer einigen unregelmäßigen.

Man jagte damals nur an drei Tagen in jeder Woche und jeder Meute war ein viel größerer (oft mehr als doppelt so großer) Jagdbezirk zugetheilt als jetzt. In der neuesten Zeit hat sich die Zahl der regelmäßigen Meuten bis auf 98 in (dem eigentlichen) England und Walis gehoben und diese haben alle ihre genau begrenzten Jagdbezirke, von denen jeder mehrere deutsche Quadratmeilen umfaßt. Man beginnt die Fuchsjagd auf junge Füchse am 12. August als Vorübung, der regelmäßige Betrieb aber wird vom November bis in den März gerechnet.

Die Zahl der reichen und vornehmen Herren, welche ehedem auf ihre alleinigen Kosten Meuten unterhielten, hat sehr abgenommen, daher sind jetzt die meisten Meuten durch Subscriptionszeichnung für bestimmt begrenzte Jagdbezirke gebildet. Ein Vorsteher (master of the hounds) wird gewählt, ihm liegt die Sorge für die Unterhaltung der Meute und

für alle Jagdeinrichtungen ob. Einige Meuten sind in der Vervollkommnung so weit vorgeschritten, daß sie 6 Tage in der Woche jagen können, andere 5 und so schreitet die Brauchbarkeit abwärts bis zu den Meuten, mit denen nur an zwei Tagen in der Woche gejagt wird. Ungeachtet nun die Engländer hiernach, und vermöge der Vermehrung der Anzahl der Meuten annehmen, daß jetzt viermal so viel Füchse bei ihnen gejagt werden als in der älteren Zeit, und ungeachtet der Verkleinerung der einzelnen Meuten werden nicht weniger Füchse gefangen, als in älterer Zeit. Die Anzahl der Füchse, welche von einer Meute in einem Jagdjahre gefangen worden sind, finde ich zu 70 bis 99 angegebeu. Rechnet man in runder Summe, so ergiebt dies für die oben angegebene Zahl von Meuten 9000 bis 10,000 Füchse durchschnittlich für jedes Jahr. So groß nun diese Zahl im ersten Augenblicke erscheinen mag, so ist sie doch nur gering zu dem, was durch allgemeine Schonung hervorgebracht werden konnte; denn England und Walis umfassen bekanntlich 2700 deutsche Quadrat-Meilen, deren eine 21,600 Magdeb. Morgen enthält. Nimmt man an, daß jährlich auf 100 Morgen 1 Hase geschossen werden könne, so ergibt das 216 Hasen auf die Quadrat-Meile uud für 2700 Quadrat-Meilen 583,200 Hasen.

Man sieht daraus, daß, wenn in England die Schonung der Füchse mit gleicher Sorgfalt, als bei uns die Schonung der Hasen betrieben wird, der Verbrauch von 10,000 Füchsen jährlich ein sehr geringer ist und nur $^{1}/_{8}$ dessen beträgt, was an Hasen nach sehr niedrigem Ansatze auf gleicher Fläche an jährlicher Jagdbeute erzielt wird. Die Maßregeln zur Schonung der Füchse in England beruhen, wie schon oben bemerkt ist, zunächst nicht auf Jagdgesetzen, sondern auf der, durch die Vorliebe aller Klassen der Gesellschaft für die Fuchsjagd unterstützten Sitte; denn die Jagdgesetze Englands rühren aus einer Zeit her, in der man den Fuchs zu schonen keine Veranlassung hatte und ihn daher zum Raubzeng — wie bei uns — zählte. Seitdem man aber die kostbaren Anstalten (an Hunden, Pferden u. s. w.) zur Fuchsjagd errichtet hatte, mußte man auch auf Schonung der Füchse Bedacht nehmen. Nun gilt das Vernichten von Gehecken junger Füchse, durch das Ausgraben, das Fangen alter Füchse um des Balges willen, das Schießen derselben bei irgend einem Jagdbetriebe mit Schießgewehr für unwaidmännisch, oder, wie es ein Schriftsteller in dieser edlen Wissenschaft nennt, für Unwürdigkeit.

Nur im schottischen Hochlande, wo die Natur dem Eifer der Fuchsjäger unübersteigliche Hindernisse entgegenstellt, finden sich Spuren, daß

man sich noch jetzt diese sogenannten „Unwürdigkeiten", wie in Deutschland gegen Füchse erlaubt.

Die Sitte, die Füchse zu schonen, erstreckt sich noch in England nach allen Richtungen hin und bewirkt zunächst, daß kein anderer Jagdbetrieb gegen den Fuchs statt findet, als der mit (Parforce-) Hunden, begleitet von Reitern, die stets ohne Schießgewehr sind. Ferner schließt sie das Ausgraben der Füchse, wie es bei uns zur Verminderung derselben, betrieben wird, aus, wogegen das unter gewissen Bedingungen dort als waidmännisch erkannte Ausgraben des von den Fuchshunden gejagten Fuchses, oder das Ausgraben junger Füchse, um sie unerlaubter Weise zu verkaufen, oder unerlaubter Weise in andere Reviere zu versetzen, als Verminderung (in unserem Sinne) nicht in Betracht kommt. Auch bewirkt diese Sitte, daß selbst auf neutralem Grunde, d. h. in solchen Gegenden, die zu keinem mit einer Meute besetzten Fuchsjagdreviere gehören (deren es trotz der vielen Meuten noch manche in England gibt), den Füchsen auf keine Weise nachgestellt wird, so wie auch nach den streng aufrecht erhaltenen Regeln der Fuchsjagd zwar die Jagdfolge des angejagten Fuchses über die Grenze des Revieres gestattet ist, nicht aber das Aufgraben der Baue jenseits derselben, so daß ein gejagter Fuchs, wenn er dort einfährt, nicht weiter verfolgt werden darf. Endlich wird auch für die Füchse, vorzüglich in der Zeit, in welcher sie Junge haben, gesorgt, um ihr weites Herumstreifen und Auswandern aus dem Reviere zu verhüten. Zunächst finden sie in den Gehegen von dichtem Unterholz, zum Theil von Stechginster, Raub genug an den in England häufigen wilden Kaninchen, dann aber wird auch zur Zeit, in welcher die jungen Gehecke zu ernähren sind, Fraß an verschiedenen Stellen hingeworfen, wodurch die eifrigen Freunde der Fuchsjagd den, wie sie versichern, geringen Schaden, den überhaupt der Fuchs nur zu dieser Zeit an Fasanen und Rebhühnern thut (der Hase kommt in England nicht sehr in Betracht, wenigstens nicht für die Jagd mit Schießgewehr), zu verhüten meinen. In dieser Ueberzeugung nun wollen wir sie nicht stören, und hiermit diese lange Auseinandersetzung über diese Frage: woher die Engländer die vielen Füchse für ihre Fuchsjagden nehmen, zu Ende bringen."

Von dieser eben so großartigen, als kostspieligen Art zu jagen oder vielmehr zu reiten, wissen wir nun zwar in Deutschland Nichts, allein es ist eine leicht erklärbare Erscheinung, daß der Gebrauch der Stöberhunde bei den Fuchsjagden bei uns, gegen früher, bei weitem allgemeiner geworden ist, seitdem überall die Jagdfrohnde aufgehoben, mithin die

Anwendung von Treibleuten entweder gar nicht thunlich oder doch im Vergleiche mit dem muthmaßlichen Ertrage zu kostspielig ist. Allein auch schon vor dieser Periode fand ich die Neigung: den Fuchs auch da, wo es gar nicht nöthig war, mit Hunden herauszujagen, in vielen Gegenden in so hohem Grade vorherrschend, daß, wenn auch eine vollkommen hinreichende Anzahl von Treibern vorhanden, und der abzujagende Bogen weder groß, noch dicht bestockt war, man dennoch, gleichsam um die Scene mehr zu beleben, zugleich auch noch Hunde mit durchsuchen ließ, ja, ich kenne Jagdliebhaber, die so ganz für ihre vierbeinigen Begleiter und Lehrlinge, namentlich wenn diese noch außerdem recht fleischerhundartig sich vernehmen lassen, eingenommen und dermaßen darauf versessen sind, überall Parade damit zu machen, daß sie mit der größesten Zudringlichkeit dem Dirigenten der Jagd, auch wenn er gar keine Lust dazu hat, die Zumuthung machen, ihre Hunde in das Treiben zu lassen, sollte dieses auch den augenscheinlichsten Nachtheil bringen; denn nicht das Gelingen der Jagd, auch nicht die Zufriedenheit des Dirigenten, von dem die Einladungen ergangen sind, auch nicht das Vergnügen der anwesenden Schützen liegt ihnen am Herzen, sondern nur ihr eigenes, welches sonderbarer Weise darin besteht, daß sie den Laut ihrer Hunde lieber hören, als die schönste Musik, als irgend etwas Anderes in der ganzen weiten Welt.

Geschieht jedoch das Lösen der Hunde, um zugleich auch Hochwild, Rehe und Hasen vorwärts zu bringen, so läßt sich dagegen Nichts sagen; denn dieses Mittel ist bei allem jenen Wilde, welches sehr geneigt ist, durch die Treiber zu brechen, ganz probat, erhöht sogar, wie sich gar nicht in Abrede stellen läßt, zugleich das Vergnügen der meisten Schützen, deren Viele auf den Genuß, das für ihr Ohr gleichsam bezaubernde Geläute der Hunde zu hören, einen ganz besonderen Werth legen, ja, zum Theil sogar einen größeren, als auf das Schießen selbst; man kann daher behaupten, daß dadurch die oft so schwere Aufgabe, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, vorzugsweise gelöst werden könne.

Doch gar oft schon habe ich gemerkt, daß man hierin zu weit ging und nicht gehörig unterschied: wann und wo das Lösen der Hunde wirklichen Vortheil gewährt; denn angenehm ist es zwar allerdings, sie zu hören aber nicht immer nützlich. Bei den Fuchsjagden nämlich, die, seitdem in manchen Gegenden fast alles eßbare Wild gleichsam von Dreschflegeln todtgeschlagen worden ist, in der Reihe der beinahe auf Nichts reduzirten Jagdbelustigungen unserer Zeit eine ziemlich wichtige Rolle spielen, bei den Fuchsjagden sage ich, ist das Hetzen mit Hunden, nur

wenige durch eine besondere Localität bedingte Fälle etwa ausgenommen, gar nicht zu empfehlen.

Ich unterstütze diese Behauptung durch folgende Gründe:

1) der Fuchs wird dadurch verhindert, seinen gewöhnlichen Wechsel einzuhalten; denn die Hunde, nach allen Richtungen das Treiben durchschwärmend, sprengen ihn bald rechts, bald links, auf den Flügeln hinaus, bald rückwärts, kurz sehr oft gerade dahin, wo Niemand ihn erwartet, wo also keine Vorkehrung zu seinem Empfange getroffen ist, während die besten Schützen auf den Hauptwechseln trocken stehen. Ein sprechendes Beispiel dieser Art habe ich vor Kurzem erlebt. Es wurde nämlich bei einem Treibjagen mit acht Schützen und zehn sehr guten Treibern (welche achtzehn Personen — denn auch dieser Umstand verdient als eine Merkwürdigkeit der Gegenwart hier angeführt zu werden — während der ganzen Jagd keinen Hasen zu sehen bekamen) auf den Hauptwechsel nur zweimal, auf den beiden äußersten Flügeln aber, das heißt auf den sogenannten verlorenen Posten, eilfmal nach Füchsen geschossen. So ganz hat die Welt, nämlich in jagdlicher Beziehung, sich geändert, daß man dort, wo man ehemals oft dreizehn Hasen schoß, ohne dazwischen einen Fuchs zu sehen, jetzt eher dreizehnmal nach Füchsen schießt, als einen Hasen laufen sieht.

2) Der Fuchs kommt, wenn die Hunde dicht hinter ihm sind, nicht wie vor den Treibern, langsam und vertraut, sondern meist flüchtig, setzt, wie ein Schatten über den Weg, auf welchem die sich gegenseitig hindernden Schützen stehen, und wird so kaum gesehen, viel weniger geschossen, selbst wenn Schießlücken vorhanden sind, über die man ihn zuvor schon hatte laufen sehen.

3) Bisweilen kommen drei und vier Hunde aus dem Dickicht heraus und schwärmen bei den vorstehenden Schützen herum, ohne daß diese Etwas vom Fuchse gewahr werden, aber plötzlich erscheint derselbe, nicht wie gewöhnlich vor, sondern hinter den Hunden, und wird nun, zumal wenn diese klein von Gestalt und von rother, grauer oder gelber Farbe sind, während er sehr schnell einen nur engen Raum passirt, entweder ganz übersehen oder zu spät erkannt, oder kann ohne Gefahr, die Hunde zu verletzen, nicht geschossen werden.

4) Je wilder, zügelloser und ungezogener die gelösten Hunde sind,

um so gewisser werden sie zum offenbaren Nachtheile des Erfolges der Jagd, und zum großen Aerger aller anwesenden Sachverständigen, aus dem vorgenommenen Treiben hinaus in den zweiten oder wohl gar dritten der anstoßenden Bögen fortjagen und diese Waldtheile ganz zweckwidrig im voraus beunruhigen.

5) Der von ihnen verfolgte Fuchs steckt sich nicht mehr in die nächsten Dickungen, was er, blos von mäßig lauten Treibleuten angeregt, und ohne Fehlschuß durchgekommen, sehr oft thut, sondern er geht so weit und flüchtig fort, daß man wenig oder gar keine Hoffnung mehr hat, ihn an demselben Tage nochmals anzutreffen.

6) Wird ein Fuchs angeschossen und ist er noch kräftig genug, um sich eine größere Strecke weit fortzuhelfen, so geht er bei diesem Verfahren in der Regel verloren; denn entweder wird er irgend wo in einen Bau getrieben, oder von den Dächseln oder Bracken verendet gefunden, eine Weile herumgezauft und dann liegen gelassen, ohne daß irgend Jemand weiß, wo man ihn suchen soll. Die Bemühungen eines erst später nachgeschickten Hühnerhundes werden gewöhnlich dadurch vereitelt, daß dieser durch das viele Hin- und Herlaufen der Meute in der sicheren Verfolgung der Fährte verhindert und gänzlich irre gemacht wird, während er außerdem seine Pflicht gewiß erfüllt und den Fuchs entweder beigebracht, oder doch auf eine oder die andere Weise, z. B. durch Standlaut ꝛc., dem Jäger Gelegenheit gegeben haben würde, seiner habhaft zu werden.

7) Wie oft hört man im Laube Etwas trippeln und rauschen, man macht sich schußfertig, und was kommt? Ein kleiner Hund, dessen Gangwerk die größte Aehnlichkeit mit dem des Fuchses hat. Nach wiederholten Täuschungen dieser Art wird man endlich lau und gleichgültig, man hört abermals Etwas laufen, allein, schon allzuoft hintergangen, achtet man nicht mehr viel darauf und macht sich dadurch eines zwar großen, unter solchen Verhältnissen aber dennoch sehr verzeihlichen Fehlers schuldig; denn diesmal ist es wirklich Meister Reinecke, der aber seinen Feind ganz unvorbereitet findet und daher glücklich entkommt. Kurz, das Herumstöbern mehrer kleiner Hunde von bedenklicher Farbe im Treiben ist bei der Fuchsjagd gänzlich zu verwerfen, schon aus dem einzigen Grunde, weil dadurch die Aufmerksamkeit selbst der

erfahrensten und eifrigsten Schützen zu oft irre geführt wird. Sind dagegen blos Menschen im Treiben, so weiß man mit Gewißheit, daß das vernommene Geräusch wirklich von irgend einem Wilde herrühren muß, und kann jede Lücke, selbst die kleinste, jeden Moment, auch den allerkürzesten, gehörig benutzen, weil man vollkommen vorbereitet ist und schußfertig dasteht.

Also bei der Fuchsjagd keine Hunde, so lange man über Treiber, wären ihrer auch nur eine geringe Zahl, zu verfügen hat, und am allerwenigsten sind sie für das Laubholz zu empfehlen.

Nur große, zusammenhängende, für Menschen gleichsam undurchdringliche Nadelholzdickungen, in denen es den durchgehenden, oder vielmehr durchkriechenden Treibern fast nicht möglich ist, die Wehre gehörig zu halten, machen hierin eine Ausnahme. Allein auch in solchen dicht geschlossenen Beständen verdienen Hühnerhunde, die kurz vor ihrem Führer hin- und herrevieren, niemals aber die Schützenlinie überschreiten, oder, wenn dies ausnahmsweise geschehen sein sollte, sogleich in das Treiben zurückgewiesen werden können, auch schon um deswillen vor allen andern Hunden den Vorzug, weil sie nach ihrer gewöhnlichen Farbe, Größe und geräuschvollen Bewegung im Gebüsch nur von unmäßig hitzigen oder noch unkundigen Schützen und selbst von diesen bei weitem nicht so leicht, als das kleinere Gesindel, mit einem Fuchse verwechselt werden können.

Ich bin in meinen späteren Lebensjahren ein großer Verehrer der Stöberjagd geworden, ja, ich ziehe dieselbe fast allen andern Waldjagdmethoden vor, weil ich sie als die wohlfeilste, bequemste, einfachste und dennoch interessanteste, besonders für Männer vom Fach, betrachte; allein ich darf deßhalb doch die Nachtheile nicht übersehen, mit denen sie verbunden ist und die ich in diesem kleinen Aufsatze zu verdeutlichen gesucht habe.

Als noch in meinen weiland Jagdbezirken selbst das kleinste Feldköpfchen nur selten ohne Rehe und Hasen war, als jene Leute, die ich jetzt das ganze Jahr hindurch gar wohl entbehren kann, nämlich die Wildpreisträger, bei meinen Jagdpartien gleichsam die Hauptrolle spielten und mir weit nöthiger waren, als fremde Schützen, damals war es noch anders, und ich pflegte in jener (vergebens zurückgewünschten) Zeit oft zu sagen, daß mir vier fleißige und, wie sich von selbst versteht, lautjagende Hunde lieber seien, als zwanzig Treiber; seitdem nun aber die von Vegetabilien lebenden Quadrupeden in meiner Umgebung vertilgt sind, seitdem die zweibeinige rothe Republik vor dem Klirren der Bajonette

sich temporär zurückgezogen, während dagegen die vierbeinige im Dunkel der Wälder um so üppiger blüht und gedeiht, seitdem habe ich obigen Satz umdrehen gelernt, und sage jetzt: Vier gute Treiber (mit Klappern oder Stöcken zum Anschlagen versehen) sind mir lieber als zwanzig Hunde.

Von der Naturgeschichte des Fuchses hier weitläufig zu sprechen, halte ich für überflüssig, da dieselbe ohnehin schon bekannt genug ist. Ich will daher lieber einige Betrachtungen über die Gemüthsart und die sprüchwörtlich gewordene List und Schlauheit des Fuchses beifügen.

Zum Geschlecht der Hunde gehörend, hat der Fuchs auch dieselben Eigenschaften, gute wie böse, mit ihnen gemein. Er ist tapfer, dauerhaft und mit scharfen Sinneswerkzeugen begabt, dabei auch neidisch, unverträglich und raubsüchtig.

Seine Nahrung nimmt er fast ausschließlich aus dem Thierreiche; was er in obstreichen Jahren etwa an Aepfeln, Birnen, Pflaumen oder Trauben genießt, kann nicht in Betracht kommen. Es ist daher kein Wunder, daß ihm von Jugend auf das Rauben und Morden zur Gewohnheit wird, und wirklich leuchtet ihm diese abscheuliche Gemüthsart aus den Augen; denn sein Blick verräth Heimtücke, Bosheit, Mordbegierde und Verschlagenheit zugleich.

Bei der Begattung, welche gewöhnlich im Februar, in sehr gelinden Wintern, wohl auch etwas früher anfängt, hängen die Füchse, deren Geschlechtstheile ganz denen der Hunde ähnlich sind, auch gleich diesen zusammen. Der Anfang der Rollzeit läßt sich, wenn Schnee liegt, daran am leichtesten erkennen, daß man fast immer mehrere Füchse beisammen spürt und zwar den kleineren, nämlich die Füchsin, meistens voraus, ihren Liebhaber aber hinten drein. Die Begattung findet in der Regel im Baue statt und geht meist dann erst ungestört vor sich, wenn der stärkste unter den anwesenden Competenten die Uebrigen abgebissen hat, wozu es aber nicht ohne häufige Raufereien und Kämpfe kommt.

Wie überaus heftig bei den Füchsen der Geschlechtstrieb ist, beweisen nachstehende zwei Beispiele.

Der Oberförster H. zu St. hatte einst bei einem frischen Schnee in der Ranz-Zeit zwei Füchse eingekreist und bereits durch 6 Treiben verfolgt, aber nicht zum Schuß bekommen, weil sie jedesmal schon losgingen, ehe noch das Treiben umstellt war.

Er beschloß daher zwei große Waldabtheilungen auf einmal durchgehen zu lassen, und diese Vorsicht hatte den gehofften Erfolg. Beide Füchse liefen nämlich dicht hintereinander einem Schützen an, der sie aber

wegen des starken Schneegestöbers, zu spät bemerkte und der Fähe blos einen Hinterlauf abschoß.

Hierauf trennte sich das Ehepaar, indem diese bergab lief, der Rüd aber in ganz entgegengesetzter Richtung flüchtig wurde.

Als nun die Jäger, der schweißigen Fährte folgend, sich kaum 4 bis 500 Schritte vom Anschuß entfernt hatten, fanden sie zu ihrer größten Ueberraschung: daß der so eben erst ausgestandene Schrecken schon wieder vergessen und der Rüd nicht nur zurückgekehrt war, sondern sogar seine Zudringlichkeit fortgesetzt hatte; denn man spürte ganz deutlich im Schnee, wie die angeschossene Füchsin sich sehr oft hatte umdrehen müssen, um ihn abzuweisen.

Zuletzt verloren sich beide Fährten in einem unzugänglichen Felsenbau, und später wurde dieselbe Fähe erlegt, aber nicht tragend befunden.

Förster St. zu G. legte einst in der Rollzeit einen Schwanenhals, wurde jedoch durch sehr dringende Dienstgeschäfte verhindert, früher, als nach Verlauf von drei Tagen darnach zu sehen.

Er fand nun in diesem Eisen eine verendete Fähe mit allen Kennzeichen vollständiger Hitze und sehr viele Fährten um dasselbe herum.

Einen höchst sonderbaren Anblick bot ihm die dicht am Weidloche abgebissene Standarte dieser Füchsin dar!

Ohne Zweifel hatten die anwesenden Nebenbuhler in ihrer blinden Geilheit und bei der Unmöglichkeit, ihren Geschlechtstrieb zu befriedigen von dem starken Geruch angetrieben, die Ruthe der gefangenen Fähe abgerissen.

Wenn nun aber Herr St. hierbei die Vermuthung äußert: daß, weil er, trotz des sorgfältigsten Nachsuchens, gar keine Fetzen und sonstige Ueberbleibsel davon auf dem Schnee gefunden, dieselbe von den anwesenden männlichen Füchsen in kleine Stücke zerrissen und verschlungen worden sein müsse, so ist mir das, eben weil keine Haare zerstreut umherlagen, nicht ganz wahrscheinlich, ich würde vielmehr, wenn ich mir überhaupt getraute, in einer so zweifelhaften Sache eine Meinung auszusprechen, noch eher glauben: daß dieselbe, alsbald nach vollbrachter Trennung vom Cadaver, ihrer ganzen Länge nach und ohne alle Zerstückelung fortgetragen worden sei, indem man außerdem doch wenigstens etwas davon gefunden haben müßte.

Daß das in der Rollzeit auch bei dem hellsten Wetter so häufig vorkommende Einkriechen blos darin seinen Grund habe, weil die Fähe, wenn sie entweder noch nicht ganz hitzig sei oder ihr Stadium bereits

zurückgelegt habe, sich blos darum in den Bau flüchte, um sich der Zudringlichkeit ihrer Liebhaber zu entziehen, daher man denn auch nicht selten auf dem Schnee vor den Rohren oder in deren Nähe Lagerplätze der männlichen Füchse finde, kann ich nicht für richtig anerkennen und wollte ich auch diese Behauptung als Thatsache betrachten, so kann ich mich deßhalb doch nicht dazu verstehen, meine bisherige Meinung zu ändern, sondern glaube vielmehr, daß diese vor dem Bau lagernden Concurrenten blos von dem das Feld behauptenden Sieger vertrieben und abgebissen sind, mithin blos das Schicksal jener geringen Hirsche theilen, die während der Brunft-Zeit von den stärkeren abgeschlagen und genöthigt werden, sich einstweilen ferne zu halten, bis ihnen der Zutritt gestattet wird.

Man hat mir den Einwurf gemacht, daß die Begattung des Fuchses wegen des bekannten Zusammenhängens der hundeartigen Thiere in einem so engen Raume, als ein Bau ihn in der Regel darbiete, gar nicht möglich sei. Nun wohlan! wenn ich das auch zugeben wollte, obgleich der Kessel überall den nöthigen Spielraum gewähren wird, überdies auch der scharf angetriebene Fuchs nicht selten den Dachshund überspringt, so möchte ich doch vor Allem diesem Einwurfe durch die Frage begegnen: warum unter vielleicht hundert Jägern kaum ein einziger ist, der behaupten kann, das Zusammenhängen zweier Füchse mit angesehen haben? Hierauf wird man erwidern, eine solche Vereinigung finde nur zur Nachtzeit oder in undurchsichtigen Dickichten statt, allein ich frage nun wieder: womit soll dieses bewiesen werden? will man vielleicht in der bekannten Bewunderung der füchsigen Klugheit noch weiter gehen als bisher und ihm sogar die Kundgebung eines gewissen Schicklichkeitsgefühles durch Auswahl heimlicher Orte bei seiner Hochzeitsfeier zuschreiben??

Doch Scherz bei Seite! Ich frage blos: Hat man jemals von Hunden gesehen, daß sie blos die Nacht zur Begattung gewählt hätten? und ist der Fuchs nicht auch ein Hund? oder läßt sich von einem solchen Thier, bei dem bekanntlich der Geschlechtstrieb in der ganzen Natur einer der heftigsten ist, annehmen: daß es sich bei der Befriedigung desselben im mindesten geniren werde und nicht ohne alle Rücksicht auf Tag oder Nacht, lichten oder dunkeln Wald ihm blindlings folgen sollte? Und wenn die Behauptung richtig wäre, daß der Fuchs sich nicht im Baue und auch nicht am hellen Tage begatte, warum wird er dann nicht von Zeit zu Zeit einmal vom Forstschutzpersonal, welches nicht nur in den frühesten Morgen- und in den spätesten Abendstunden, sondern auch bei

Mondschein zu jeder Stunde der Nacht den Wald nach allen Richtungen durchstreift und also gewiß auch manchmal in der Nähe von Fuchsbauen vorüberkommt, mit der Fähe zusammenhängend angetroffen?

Dieses sind die Gründe, welche mich zu der Vermuthung bestimmen, daß der Fuchs sich in der Regel nur im Baue begatte. Ich sage „in der Regel", gebe aber dabei sehr gerne zu, daß eben so gut auch außer dem Baue ein solcher Fall eintreten könne, da dergleichen Dinge hauptsächlich nur vom Ungefähr abhängen.

Wer es anders und besser weiß, den ersuche ich freundlichst, mich hierüber belehren zu wollen.

Die Füchsin trägt nur 9 Wochen, nach deren Verlauf sie 3—5, bisweilen auch 7—9 Junge wirft; 4—5 sind jedoch das Gewöhnliche. Diese kommen blind zur Welt, in welchem Zustande sie etwa 12 Tage bleiben, werden von der Mutter in den ersten 14 Tagen fortwährend gesäugt, sodann mit Mäusen und Vögeln ernährt, vermittelst lebender Geschöpfe, die sie ihnen später zuträgt, zum Würgen angewiesen und so lange im Rauben geübt, bis sie im Stande sind, sich selbst dadurch ihren Unterhalt zu verschaffen, wozu sie sich schon in einem Alter von 3—4 Monnaten genöthigt sehen.

Ihre Spielereien vor dem Baue sind belustigend für die Zuschauer und gleichen ganz denen der jungen Hunde. Die Alten theilen sich in das Geschäft, für die Nahrung der Familie zu sorgen, und gehen in dieser Periode selbst am hellen Tage auf Raub aus.

Im Monat Mai 1843 saß einer meiner Jagdaufseher auf einem Baume und sah mit der besten Hoffnung den erwarteten Fuchs, in einem Graben herschleichend, auf sich zukommen, als auf einmal unfern davon in einer jungen Kiefernhege ein Feldhuhn zu rufen anfing. Kaum hatte der rothe Spitzbube diesen willkommenen Laut gehört, als er schon seine Standarte nach Art der Katzen in die Höhe schwang und krümmte; dann schlich er ebenso behutsam und leise auftretend, wie diese, wenn sie sich ihrer Beute nähern wollen, auf das rufende Feldhuhn zu, und als dasselbe den gefährlichen Feind noch zu rechter Zeit wahrnehmend, aufstand, sprang ihm der mordsüchtige Räuber vermittelst eines großen Satzes schnell nach, um seine Beute, wo möglich, noch in der Luft zu erhaschen, was ihm aber nicht gelang. Vergebens hoffte nun der in seiner Erwartung betrogene Schütze, daß der schlaue Dieb sich durch Mäuseln und Reizen wieder aus dem Dickicht herauslocken lassen werde. Er kam aber nicht

mehr zum Vorscheine und hatte für dieses mal, sonderbarer Weise, sein Leben dem Rufe eines Feldhuhnes zu verdanken gehabt.

Zu den mancherlei noch unentschiedenen Fragen, die im Gebiete der Jagdkunde vorkommen, gehört auch die: ob wirklich in derselben Weise, wie der Wolf die geraubten Schafe fortschaffen soll, nämlich auf dem Rücken, auch der Fuchs die gefangenen Hasen forttrage?

Noch ist mir keine Thatsache bekannt geworden, durch welche obige Annahme hinreichend bestätigt worden wäre. Noch nie konnte ein Augenzeuge mir versichern, daß er einen solchen Transport wirklich mit angesehen habe.

Es gewinnt jedoch diese Vermuthung einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit, wenn man folgende Umstände in Erwägung bringt:

1) daß selbst ein schwacher Hühnerhund Mühe genug hat, einen alten, wenn auch noch so gut im Gleichgewichte gehaltenen Hasen, zumal im Winter bei hohem Schnee fortzubringen;

2) daß selbst der stärkste Fuchs einem solchen Hunde an Größe und Kraft bei weitem nicht gleich kommt;

3) daß der Rachen eines Fuchses nicht weit genug ist, um den Rücken oder Bauch des Hasen so fest zu fassen, daß er ihn leicht fortbringen könnte;

4) daß man aber dennoch die Hasen nicht selten erst in großer Entfernung von der Stelle, wo sie gefangen wurden, in dem Schnee vergraben findet, ohne neben der Spur des Fuchses deutlich wahrnehmen zu können, daß sie auf dem Boden fortgeschleift worden seien.

5) Endlich hat mir auch ein ganz glaubwürdiger Mann versichert, daß er schon zweimal bei frischem Schnee sich (wenigstens seiner Meinung nach) vollkommen überzeugt habe, daß ein Fuchs den gefangenen Hasen blos am Halse gepackt und dann auf dem Rücken fortgeschafft haben müsse. Denn auf der einen Seite sei der vermuthlich aus der Nase des Hasen kommende Schweiß in einzelnen Tropfen von Zeit zu Zeit herabgefallen, auf der andern aber habe sich ein kleiner flacher Streifen ohne Zweifel von einem herabhängenden Hinterlaufe des Hasen herrührend, auf dem Schnee wahrnehmen lassen.

In Betreff der hier und da laut gewordenen Behauptung, daß der alte (männliche) Fuchs an der Ernährung seiner Kinder keinen Antheil nehme, führe ich Folgendes an: Herr Forstrath Hartig zu Braunschweig

war im Frühjahr 1840 dabei gegenwärtig, als in einem Fuchsbaue, welcher erst am dritten Tage, nachdem man die alte Fähe todtgeschossen hatte, gegraben werden konnte, nicht weniger als zweiundzwanzig junge Hasen im Alter von einigen Wochen gefunden wurden. Bei einem längeren Zeitraume würde eine solche Erscheinung minder auffallend gewesen sein, allein diesen bedeutenden Schaden hatte der Rüd in der kurzen Zeit von nur drei Tagen verübt, und es konnte hiergegen um so weniger irgend ein Zweifel obwalten, als diese Hasen alle noch unversehrt im Baue lagen, weil die kaum erst geworfenen Milchfüchse noch unfähig waren, sie zu verzehren.

Bedarf es nun wohl eines schlagenderen Beweises für die große Schädlichkeit der Füchse in einer gutbesetzten Niederjagd? Welche Zahl von Hasen u. s. w. kann man für das ganze Jahr annehmen, wenn dieser einzige Fuchs im Stande war, innerhalb dreier Tage seinen Jungen eine solche Menge zuzutragen?

Bei einer ähnlichen Gelegenheit kam Herrn Forstrath Hartig auch noch der nachstehende Fall vor. Man hörte nämlich während des Ausgrabens junger Füchse einen alten in der Nähe laut und anhaltend bellen, und es gelang einem der anwesenden Schützen, denselben zu beschleichen und zu erlegen. Auch dieser Fuchs war männlichen Geschlechtes.

Diese beiden Ereignisse beweisen auf eine ganz evidente Weise, daß der männliche Fuchs eben so gewiß für die Erhaltung seiner Kinder sorgt, als die Mutter.

Um so mehr muß man sich über den entschiedenen und absprechenden Ton wundern, in welchem ein Herr — 36 — in der Forst- und Jagdzeitung vom Juni 1844 das Endurtheil hinwirft: „es sei eine unerhörte Meinung, zu glauben, daß der männliche Fuchs sich um seine Jungen bekümmere, jeder alte Jäger lache nur darüber. Der Fuchs werde mit vollem Rechte das ränkevollste und schlechteste Thier genannt; man könne also nicht glauben, daß er, von allen Vierfüßlern eine Ausnahme machend, sich um die Ernährung seiner Jungen bekümmern werde ꝛc. Die Notiz des Herrn Forstrath Hartig beweise Nichts gegen diese neuere und richtigere Annahme ꝛc."

Ei, ei, wie determinirt ist das gesprochen!

Auch ich bin ein alter Jäger (ja, ein älterer sogar, als mir lieb ist), und dennoch habe ich all' mein Lebenlang geglaubt nicht blos, sondern auch gewußt, (denn der eigene Augenschein hatte mich davon überzeugt), daß der männliche Fuchs seine Jungen füttern helfe, und noch hundert

andere Jäger wissen und glauben das so gut, als ich, da sie diese Erfahrung durch eigene, vielfältige Beobachtung gewonnen haben, die doch bekanntlich allen Theorien vorzuziehen ist.

Die Gültigkeit der Behauptung, daß durch die von Herrn Forstrath Hartig angeführten beiden Beispiele nichts bewiesen werde, muß ich daher gänzlich in Abrede stellen, und hier nochmals wiederholen, daß ich dieselben vielmehr für vollkommen hinreichend und demnach jeden weiteren Beleg aus meiner eigenen Praxis, so viel ich deren auch anführen könnte, für überflüssig erkenne.

Was in aller Welt hat wohl die Angabe, daß der Fuchs das ränkevollste und schlechteste Thier sei, mit seinen Eigenschaften als Familienvater zu schaffen?

Man könnte hier, wenn es nicht allzu possirlich klingen würde, vergleichungsweise anführen, daß selbst die größesten Missethäter nicht selten einen hohen Grad von Liebe und Sorgfalt für ihre Kinder an den Tag gelegt haben, doch solcher Sophistereien bedarf es ja gar nicht, wenn so viele Thatsachen vorliegen.

Ich habe den obigen beiden Beispielen noch ein anderes aus der allerneuesten Zeit beizufügen.

Vor Kurzem wurde einem meiner Jagdaufseher ein Geheck junger Füchse angezeigt. Er eilte an Ort und Stelle und nahm sich, da er blos einen ganz flachen Fluchtbau fand, nicht die Zeit, erst Hunde herbeizuholen, sondern häkelte nach und nach fünf junge Füchse heraus, überzeugte sich aber auch zugleich, daß die Mutter noch im Baue sein müsse und ließ daher seine Arbeiter bei Seite gehen. Kaum war dies geschehen, so steckte schon die Füchsin den Kopf aus dem Rohre und wurde todtgeschossen; sodann aber, in der Meinung, daß nun alles Nöthige geschehen sei, der Bau verlassen.

Ein anderer Jagdaufseher, des ersteren Bruder, der von diesem Vorfall gehört hatte und mit Recht darauf speculirte, daß man auch den alten Papa vielleicht noch dort erwischen könne, ging am folgenden Morgen mit Tagesanbruch auf denselben Bau und sah sogleich, jedoch in großer Entfernung, den alten Fuchs laufen; außerdem fand er aber auch noch zwei übriggebliebene Junge, auf deren Besitz er seinen weiteren Operationsplan ganz richtig gründete. Er kniete nämlich in einer Vertiefung nieder und veranlaßte eines der beiden Jungen zum Schreien, sogleich kam der Rüd herbei, blieb aber in einiger Entfernung stehen und hatte kaum den Jäger erkannt, oder, was mir ungleich wahrscheinlicher ist, dessen allzuhastiges

Heraufnehmen der Flinte bemerkt, als er ganz flüchtig umkehrte, und jenseits des Berges zu bellen anfing. Durch Schaden klug geworden, stellte sich nun der Jäger möglichst verborgen, auf einem anderen Platze an und veranlaßte dadurch, daß er einem der kleinen Füchschen auf die Ruthe trat, ein abermaliges Geschrei.

Sogleich kam der Alte, von Zeit zu Zeit bellend und stehen bleibend, abermals herbei und wurde, als er nah genug herangekommen war, als das einzige noch übrige Glied der ganzen Familie, vollends niedergestreckt.

Ich frage nun, indem ich mich öffentlich für die Wahrheit dieses Factums verbürge, ganz einfach: ob man es in Abrede stellen könne oder wolle, daß dieser Fuchs eine wirkliche Sorgfalt und Liebe für seine Kinder an den Tag gelegt hat?

Aber auch in dieser Sache bewährt sich der alte Erfahrungssatz, daß es keine Regel ohne Ausnahme gebe. Ich selbst habe mehrmals den Fall erlebt, daß junge Füchse, nachdem sie ihrer Mutter beraubt worden waren, täglich hungriger und elender wurden, mithin nicht gefüttert worden sein konnten.

Diese Wahrnehmung ist aber nur ein scheinbarer Beweis für die Meinung des Herrn — 36 —; denn, wenn kein alter Fuchs existirt, so kann er auch seinen Kindern keinen Fraß zutragen; es kann sich nämlich gar leicht der Fall ereignen, daß bald nach der Ranzzeit, oder vielleicht auch erst später, der Rüd todtgeschossen wird oder eingeht, mithin die Ernährung der Jungen der Fähe ganz allein überlassen bleibt. Verliert diese nun das Leben, so müssen freilich jene auch zu Grunde gehen; daraus folgt aber nicht, daß der Vater sie verlassen habe, sondern nur, daß dieser gar nicht mehr vorhanden ist.

Wenn aber auch nach so vielen Erfahrungen, die ich theils selbst gemacht, theils von Anderen überkommen habe, noch irgend ein Zweifel darüber, daß der männliche Fuchs in der Regel — ich sage „in der Regel“, denn immer geschieht es nicht — und namentlich nach dem Tode der Mutter für deren Erhaltung sorge, für mich hätte Raum behalten können, so würde doch auch der letzte Rest von Ungewißheit in dieser Sache durch ein ganz vor Kurzem erlebtes Ereigniß vollends beseitigt worden sein. Dieser Vorfall war folgender: Es wurde mir die Anzeige gemacht, daß man auf einem Baue sechs junge Füchse von auffallender Verschiedenheit im Alter 2c. gesehen habe.

Diese Angabe einer so ganz ungewöhnlichen Abweichung in der körperlichen Stärke von Geschwistern gleichen Alters mußte ich um so mehr

für eine unwillkürliche Täuschung halten, da der Anzeiger wenig oder gar keine Kenntniß von Jagdsachen besaß, mithin, aller Wahrscheinkichkeit nach, alte Füchse für Junge angesehen haben konnte.

Bei dieser Meinung blieb ich selbst dann noch, als ich, nachdem eine Füchsin schon bei dem ersten Anstande auf diesem Baue todtgeschossen worden war, alsbald nachher zwei starke junge Füchse mit einem noch ganz geringen aus dem Rohre herauskommen und mit einander spielen oder vielmehr den kleinen auf eine ziemlich unbarmherzige Weise mißhandeln sah, indem die beiden anderen sich abwechselnd auf ihn warfen und ihn dermaßen herumschüttelten und zerrten, daß er bald ganz ermattet sich furchtsam und verzagt in den Bau zurückzog.

Auch dieses Schauspiel jedoch konnte mich noch nicht ganz überzeugen, daß ein doppeltes Gehecke vorhanden sei; denn ich hielt dieses kleine Geschöpf für das einzige in dieser Familie und glaubte, daß es ein sogenannter Paria, ein Auswürfling und Nestkrüppel sein möge, der von der Natur schon stiefmütterlich genug behandelt, durch die unaufhörlichen Quälereien und Mißhandlungen seiner Kameraden vollends im Wachsthum zurückgehalten worden sei, wie man dieses häufig bei jungen Katzen wahrnimmt, wenn sie, obgleich ebenfalls nur spielend, täglich von den Hunden herumgezauft werden, was ihnen zuletzt ein ganz zerrupftes und armseliges Aussehen giebt. Hätte ich damals noch ein zweites dieser Zwergexemplare zu sehen bekommen, so würde mir Alles klar geworden sein; allein ich erhielt erst am folgenden Tage hierüber die sehnlichst gewünschte Gewißheit durch die Nachricht, daß von einem Hochsitze aus sechs junge Füchse — offenbar von zwei ganz verschiedenen Müttern abstammend — beisammen gesehen worden seien.

Nun hörte jeder Zweifel auf, und zum Ueberflusse wurde am folgenden Morgen auch die zweite Füchsin mit 6 stark angezogenen Saugwarzen, mithin allem Vermuthen nach die Mutter des späteren Wurfes, eingeliefert. Das allem Anscheine nach friedliche Zusammenleben beider Familien war daher nunmehr erwiesen, es blieb aber nun noch die andere ungleich wichtigere Frage zu erörtern übrig: Ob nämlich jede derselben sich eines eigenen Vaters und Oberhauptes zu erfreuen oder ob, wie einst der aus Palästina zurückgekehrte Ritter von Gleichen, ein Mann zwei Frauen zugleich an der Seite gehabt habe? Das wäre aber ein ganz neues und unerhörtes Phänomen gewesen, da bis jetzt in der Naturgeschichte des Fuchses noch kein Beispiel von Bigamie vorgekommmen ist. Ich ließ nunmehr die Beobachtung des Baues fleißig fortsetzen und erfuhr

bald, daß bei den jungen Füchsen noch kein Mangel an Fraß eingetreten sein könne, denn sie blieben immer munter und frisch. Der alte Hausvater ließ sich aber nicht mehr in der Nähe des Baues sehen; ich gab daher nunmehr Auftrag, einen andern, ungleich entfernteren Stand zu wählen, und diese Maßregel hatte den gehofften Erfolg; denn schon am zweiten Morgen wurde Nr. 3, das heißt, ein sehr starker, alter Rüd erlegt. Nunmehr hätte man glauben sollen, daß sich bei den Nachkömmlingen irgend eine Spur von Hunger oder Mattigkeit zeigen werde; das war aber nicht der Fall, vielmehr entfernten sie sich oft ziemlich weit vom Baue und blieben lange aus. Es ist daher weit wahrscheinlicher, daß sie von dem einzigen noch übrig gebliebenen Vater auswärts mit Raub versorgt worden waren, als daß sie, zumal das spätere Gehecke, sich blos von Mäusen, Fröschen, Schnecken, Käfern und dergleichen, dem immer guten Appetit eines solchen Raubthieres wenig zusagenden Kleinigkeiten ernähret haben sollten.

Im Monat Mai des Jahres 1822 entdeckte der damalige Jagd-Aufseher Johann Keller zu Soden unweit Aschaffenburg ein Gehecke von 8 jungen Füchsen.

Er stellte sich daher am folgenden Morgen auf diesem Baue an, und noch nicht lange war die Sonne aufgegangen, als die Mutter schon aus dem Rohre trat, und das Licht des Tages — zum letztenmale begrüßte.

Nachdem dieselbe bei Seite geschafft worden war, nahm der Schütze seinen Posten wieder ein, und nach Verlauf einer halben Stunde kam auch der Familienvater aus der Ferne herbei, welchem ein gleiches Schicksal bevorstand.

Man hoffte nun am folgenden Tage ohne große Mühe auch der verlassenen Waisen habhaft werden und dabei ein gutes Geschäft machen zu können (denn damals waren die landesherrlichen, oft sehr mit Unrecht sogenannten Hasenheger in Betreff des Nasenabschneidens noch sehr chinesisch gesinnt), allein in dieser Erwartung sah man sich getäuscht; denn das Nest war während der Nacht leer geworden. Doch fand man die Auswanderer bald in einem nicht weit davon entfernten Baue.

Am nächsten Abend erlegte man nun dort einen dritten Fuchs mit einem Maulwurf im Rachen, den er seinen Adoptiv-Kindern hatte zutragen wollen, nach dessen Wegräumung sodann auch die sämmtlichen Jungen erlegt wurden.

Dieser Fuchs hatte ohne Zweifel die hungrigen Waisen jammern gehört und sich ihrer erbarmend, sie von dort weggeführt, obgleich er

männlichen Geschlechts war und liefert daher einen neuen Beweis, daß Diejenigen, welche behaupten, der Rüd nehme sich der Jungen gar nicht an, schwerlich auf dem rechten Wege sind; denn wenn der männliche Fuchs, wie der vorstehende Fall deutlich darthut, sogar gegen fremde Kinder sich besorgt und zärtlich erweist, warum sollte er denn diese Pflicht nicht auch gegen seine eigenen erfüllen?

Gesetzt aber auch, der zweite Fuchs wäre, was doch kaum anzunehmen ist, ein fremder und nur ganz zufällig dorthin gekommen gewesen, so würde doch der Beweis, den dieser Vorfall liefern soll, in der Hauptsache immer derselbe bleiben.

Ich wiederhole daher die Versicherung, daß überall, wo der alte Rüd von mir oder meinen Untergebenen gesehen worden war, die Jungen auch von ihm gefüttert wurden. Von dieser Ueberzeugung also wird mich kein Widerspruch, wie er auch immer heißen möchte, abbringen können, denn was meine Augen sehen, das glaubt mein Herz. —

Häufig wandert, um sich den Erwerb des Unterhaltes zu erleichtern, die ganze Familie in ein benachbartes Korn- oder Weizenfeld, und wehe dann allen Hasen, Hühnern und Wachteln, die dort ihren friedlichen Wohnplatz neben solchen Mördern aufgeschlagen haben. Von dort vertreibt diese Letzteren die Ernbte, und gegen den Herbst hin trennt sich das Räubercorps, damit Jeder dann für seine eigene Rechnung arbeite.

Farben-Varietäten kommen bei den Füchsen nicht eben häufig vor; doch hat man hier und da einige Exemplare gefunden, die gelber, brauner, auch wohl schwärzlicher sind, als die gewöhnlichen, welche von den Jägern ziemlich allgemein in Birk- und Brandfüchse eingetheilt werden, je nachdem sie eine weißliche oder schwärzliche Spitze an der Ruthe haben. Blaßgelbe, weiße und schwarze kommen in Deutschland nur als seltene Ausnahmen vor, und ihr Erscheinen wird als Merkwürdigkeit in den Jagd-Annalen aufgezeichnet.

So wurde z. B. im November 1819 zu Noer bei Eckernförde ein ganz weißer erlegt und einige Jahre früher zeigte sich ein ebenfalls ganz weißer in den Haßbergen in Franken; ob derselbe aber geschossen worden, weiß ich nicht. In der Gegend von Schmalkalden wurde, vor ungefähr eben so langer Zeit, ein schwarzer eingeliefert. — Zu Hersfeld, unweit Fulda, wurde vor mehreren Jahren ebenfalls ein Fuchs von äußerst seltener Zeichnung geschossen. Der Balg war nämlich ganz weiß mit schwärzlichem Grunde und einzelnen hervorstehenden schwarzen Haaren. Die Lauscher waren schwarz mit kurzen wollenartigen Haaren, die Seher

hatten strohgelbe Binden, die Rückenlinie war gelblich-weiß. Sowohl die Vorder- als Hinterläufe hatten lange, schwarze Streifen. Zwischen denselben war die Farbe blaß-rosenfarbig, fast wie Pfirsichblüthe, eben so zwei Zoll breit an der Wurzel der Ruthe, welche übrigens, mit Ausnahme der ganz weißen Blume, weiße Haare mit schwarzen Spitzen hatte. In den Jahren 1806 und 1807 waren in dem Forstbezirke Wolfegg, Fürstlich Waldburgischen Forstreviers Zeil in Württemberg, ganz weiße Füchse keine Seltenheit, dieselben verschwanden aber nach einigen Jahren wieder. In den Jahren 1830 und 1831 sah man in dem Revier Niederhofen, Forstdistrict Zeil, weiß- und rothgefleckte Füchse, wovon unter Anderem einer die halbe Kopfseite völlig weiß, die andere roth hatte, was ihm ein äußerst sonderbares Ansehen gab. Die untere Hälfte der Ruthe war völlig weiß, der Leib aber gefleckt.

Mich bei diesen kurzen Notizen, die in andern Schriften ungleich vollständiger enthalten sind, nochmals gegen den Vorwurf der Oberflächlichkeit verwahrend, eile ich zu dem, was ich vor dem Abschlusse dieses Capitels noch über die Gemüthsart, Keckheit und List des Fuchses zu sagen habe.

Man hat bekanntlich schon viele Versuche mit dessen Zähmung gemacht und ohne Zweifel werden sie auch jetzt noch hier und dort alljährlich fortgesetzt; allein, selbst wenn er von der allerfrühesten Jugend an unter Menschen erzogen, selbst wenn bezüglich des Futters, welches man ihm darreicht, alle erdenkliche Sorgfalt angewendet wird, um die ihm angeborne Mordluft zu unterdrücken, gelingt es doch niemals ganz, und die Meisten, die sich damit abgeben, wo nicht Alle, haben die darauf verwendete Zeit und Mühe zu bereuen Ursache gefunden.

Der verstorbene Pfarrer Kempf zu Nordheim in Franken hat mir über einen von ihm erzogenen Fuchs folgende Notizen mitgetheilt. Dieser lag in einer Hütte dicht an der Kirchhofsmauer. Sobald nun auf dem nahen Thurme das Läuten anfing, überfiel ihn eine Art von Erstarrung und er blieb unbeweglich in der Stellung, die er eben gehabt hatte, sie mochte auch noch so sonderbar sein, so lange das Läuten dauerte. Sobald aber der letzte Glockenschlag verhallt war, wurde er wieder lebendig und nahm seine vorige Munterkeit völlig wieder an. Diese Erstarrung und Bewegungslosigkeit waren so auffallend, daß einst mehrere Personen, die ihn während des Läutens auf seiner Hütte stehen sahen, ihn für einen ausgestopften Balg hielten, der zum Scherze dort aufgestellt sei. Sogar

seine Seher waren starr auf eine Stelle gerichtet und man konnte auch bei der genauesten Beobachtung keine Bewegung an ihm bemerken.

Niemand durfte ihm zu nahe kommen, denn er biß sehr scharf. Nur gegen seinen Erzieher war er gut gesinnt und ließ sich Alles von ihm gefallen. Auch äußerte er seine Freude sehr lebhaft und ganz nach Art der Hunde, wenn er von der Hütte losgemacht und auf das Feld mitgenommen wurde, was gewöhnlich an einer langen Leine geschah.

Einst schoß Pfarrer Kempf mit der Pistole vor seinen Augen einen kleinen Vogel. Der Fuchs schien sehr zu erschrecken, als der Schuß geschah, und sprang zurück. Doch wurde er bald wieder ruhig und fraß den geschossenen Vogel begierig auf. Am folgenden Tage schoß man, um ihn daran zu gewöhnen, wieder einen dicht vor ihm, und ohne die mindeste Furcht zu zeigen, lief er nun schnell dahin, wo er den Vogel flattern sah, und verzehrte ihn.

Von einem Pudel, der auf diesen Spaziergängen immer sein Begleiter war, ließ er sich viel gefallen. Er ging ruhig seines Weges, wenn dieser um ihn herumsprang und ihn auf den Befehl des Pfarrers attaquirte, als ob er es gar nicht bemerke. Oft aber drehte er sich schnell und mit großer Gewandtheit um, packte den Hund und schüttelte ihn derb, ohne ihn jedoch ernstlich zu beißen.

Als ihm einst der Pfarrer einen Teller voll junger Hühnchen, die bald nach dem Auskriechen zu Grunde gegangen waren, vorhielt, nahm er kein einzelnes, sondern verschlang sie alle auf einmal, trug sie in seine Hütte und spie sie dort wieder aus, um sie nun mit Gemächlichkeit, Eines nach dem Andern, zu verzehren. —

Herr Bahnexpeditor Schwab zu Roth a. S. hatte einen jungen Fuchs erzogen, so zahm, daß er nicht allein zu den Personen, die zur Familie seines Besitzers gehörten, eine große Zuneigung faßte, sondern auch gegen die vielen Fremden, die im Bahnhofe sich aufhielten, nicht so scheu war, als bei gezähmten Raubthieren dies gewöhnlich der Fall ist. Nach einem etwa dreimonatlichen Besitze beschloß Herr Schwab, dem Thiere die Freiheit zu geben und bewirkte dies, indem er es durch eine geöffnete Planke aus der Umzäunung des Bahnhofes ließ, worauf es noch einige Zeit mit seinem gewöhnlichen Spielgefährten, einem kleinen Spitzhunde, sich herumtummelte, sodann aber das Weite suchte. Am vierten Tage nach seiner Freigebung ging Herr Schwab mit seinen beiden Knaben Nachmittags spazieren, als eine Viertelstunde von seiner Wohnung entfernt ein Fuchs sich ihnen näherte, und, nachdem er ihrer ansichtig wurde, Wind nahm,

sie umkreiste, dann schnellen Laufes auf sie zueilte, an den Knaben hinaufsprang, so daß er den Kleineren umwarf, ihnen Gesicht und Hände ableckte und überhaupt seine Freude auf jede Weise zu erkennen gab. Ohne das geringste Widerstreben ließ er sich sodann auf den Arm nehmen und in seine frühere Gefangenschaft zurückbringen, in der er sich seit jener Zeit wieder eben so wohl, als früher zu befinden scheint. Dieser Zug von Anhänglichkeit eines sonst als falsch und wild verrufenen Thieres verdient wohl unstreitig in dieser Charakteristik desselben einen Platz.

Höchst merkwürdig ist auch der Instinct der jungen Füchse, vermöge dessen sie, durch das Bellen der Alten gewarnt, oft einen ganzen Tag lang, ja bisweilen noch länger, im Baue verweilen und den ihnen so überaus angenehmen Sonnenschein lieber ganz entbehren, als auch nur einen Augenblick herausgehen. Wer sagt ihnen, könnte man fragen, was jenes Bellen zu bedeuten habe?

Wenn der alte Fuchs dem Geschrei eines Hasen, Vogels oder einer Maus zueilt, so ist dabei nichts Räthselhaftes, denn hier spricht seine Erfahrung. Er hat dergleichen Thiere schon selbst gefangen und schreien gehört; er kennt daher diesen Laut und eilt, von der Hoffnung willkommener Beute gelockt, ihm zu. Hier wirkt also ohne allen Zweifel das Rückerinnerungsvermögen. Wer aber hat die noch ganz jungen und unerfahrenen Thierchen darüber belehrt, was die warnende Stimme ihrer Eltern bedeute?

Noch waren sie niemals den Gefahren der Jagd ausgesetzt, noch hörten sie keinen Schuß, noch kennen sie keine Art der Nachstellung, wie sie auch immer heißen mag, man könnte sagen, noch wissen sie gar nicht, daß sie Feinde in der Welt haben. Wodurch werden sie denn also auf jene Vorsicht, Tage lang in ihren Höhlen zu bleiben, geleitet? Wir wissen es nicht, das ist auch hier, wie bei so vielen die Geheimnisse der Natur betreffenden Fragen, die einzige Antwort.

Die mord- und blutbegierige Gemüthsart des Fuchses zeigt sich schon in früher Jugend. Hiervon nur einige Beispiele. Der Fürstlich Wittgenstein'sche Oberförster Müller hatte sich einst unfern von einem Fuchsbaue angestellt, um einen Hirsch zu schießen. Bald kamen sechs Füchse heraus, die mit einander spielten, zuletzt aber uneinig wurden, wobei einer einen Biß am Kopfe bekam und stark schweißte. Kaum bemerkten dies die Uebrigen, als sie sogleich mörderisch über ihn herfielen, ihn erwürgten und in kurzer Zeit rein auffraßen.

Nach vollbrachter That schlichen sie, jeder in einer andern Richtung,

gleichsam ihres Unrechtes sich bewußt, vom Baue weg und Müller traf sie nachher nicht mehr dort an. Letzteres vermuthlich nur deshalb, weil sie schon stark und daher zum Auslaufen geneigt waren; denn das böse Gewissen war dabei wohl nicht im Spiele.

Einen ähnlichen Fall erlebte einst der Verwalter Hickmann im Darmstädtischen. Dieser hatte einen jungen Fuchs angeschossen, welcher sich noch in die Röhre fortschleppte. Als Hickmann nach Verlauf von ungefähr einer Stunde wieder an den Bau kam, um die saubere Gesellschaft vollends auszugraben, hatten die noch übrigen Zwei ihren verwundeten Bruder schon halb aufgefressen.

Der verstorbene Wildmeister Euler zu Zell im Darmstädtischen schoß einst eine säugende Füchsin. Diese legte er in ein vor dem Baue gegrabenes tiefes Loch, nachdem er alle übrigen Röhren gehörig hatte verstopfen lassen. Schon am Abend desselben Tages fand er zwei Junge in dem Loche, die bereits die Warzen der Füchsin wund gesaugt hatten. Während der Nacht waren auch die übrigen fünf Kinder hinzugekommen und hatten, gemeinschaftlich mit jenen beiden, ihre Mutter bis auf Balg und Knochen aufgefressen.

Beim Abgraben eines Baues sah einst Herr Mink zu Bliesrauschbach unweit Saarbrücken eine vom Dachshunde hart bedrängte Füchsin, mit einem ihrer Kinder im Rachen, aus dem Rohre kommen. Ueber den sonderbaren Anblick erstaunt, ließ er sie ungefähr 30 Schritte weit laufen und schoß sie dann zusammen. In diesem Augenblicke ließ sie, sich wieder aufraffend, ihr Junges zwar fallen und rannte fort, kehrte aber bald wieder um, ergriff dasselbe noch einmal und stürzte damit verendet nieder.

Hier fragt es sich hauptsächlich, was eigentlich die geschossene Füchsin mit dem Wegtragen ihres Kindes beabsichtigt habe? Wollte sie es vielleicht, obgleich schon mit dem Tode ringend, noch in Sicherheit bringen?

Dieser Fall gehört meines Erachtens unter die seltensten, die noch bei der Fuchsjagd vorgekommen, oder vielmehr, die bekannt geworden sind, denn leider ereignet sich viel Merkwürdiges im Gebiete der Jagdkunde, was nie zur öffentlichen Kenntniß gelangt.

Als möglich, ja selbst als wahrscheinlich, könnte man es aber auch ansehen, daß die Füchsin im Todeskampfe und ihrer Sinne beraubt, unwillkürlich umgekehrt, auf den Platz, wo ihr Junges lag, zurückgekommen und, dasselbe wirklich erfassend oder doch zu erfassen scheinend, verendet niedergestürzt sei, wie es bisweilen bei tödtlich verwundeten Füchsen vorkommt, die auf den Schuß zusammenstürzen, nach verschiedenen Richtungen hin-

und herrennen, an Bäume und dergleichen anstoßen, und zuletzt mit einem Steine, oder irgend einem andern Gegenstande, den sie in einem solchen Augenblicke eben ergreifen konnten, im Rachen, verendet liegen bleiben. Sollte etwa, was ich aber kaum annehmen möchte, darauf nur das erwähnte Ereigniß beruhen, so wäre nicht sowohl das Benehmen der Füchsin, als nur der Zufall, daß sie absichtslos wieder zu ihrem Jungen zurückkehrte, auffallend.

Auch Muth und Entschlossenheit darf man zu den charakteristischen Eigenschaften des Fuchses zählen. Er vertheidigt sich nicht nur sehr tapfer selbst gegen die größten und stärksten Hunde, sondern beißt auch, wenn der Schlag eines Tellereisens oder ein Schuß ihn verwundet hat, den zerschmetterten Vorderlauf, der ihn gefangen hält oder an der Flucht hindert, ohne Zaudern ab.

Die Keckheit des Fuchses ist in allen Augenblicken, wo er einen Raub wahrgenommen hat, ziemlich groß, doch gibt es hauptsächlich zwei Perioden, in denen er seine gewöhnliche Klugheit gänzlich vernachlässigt, nämlich im Winter bei strenger Kälte, besonders bei hohem Schnee und während der Zeit, in welcher er eine zahlreiche, immer mit dem besten Appetit begabte Familie zu ernähren hat. In beiden Fällen nähert er sich mit auffallender Keckheit den Wohnungen der Menschen, um Hühner, Enten, Gänse, Katzen oder Kaninchen 2c. zu rauben, ja, man will sogar behaupten, er habe hie und da schon kleine Hunde gepackt und fortgeschleppt, wofür ich mich jedoch nicht verbürgen möchte. Auch in der Rollzeit zeigt er sich, wie fast alle Thiere, weniger scheu, als gewöhnlich. Einige dem Jagdliebhaber interessante Beispiele von auffallender Dreistigkeit der Füchse, wie sie sich in und außer jenen beiden Perioden bisweilen offenbart, dürften hier nicht ganz am unrechten Orte stehen.

Bei einer Herbstjagd mit Bracken strich, während die Hunde rasch jagten und der Schütze sich schon ganz schußfertig hielt, plötzlich ein Haselhuhn bei ihm vorüber, welches, tödtlich von ihm getroffen, kaum 40 Schritte seitwärts herabstürzte. Zu seinem größten Erstaunen fand er jedoch blos einige Federn auf der Stelle, wo er dasselbe hatte herabfallen sehen, und eben so wenig konnte sein Hühnerhund — alles Suchens ungeachtet — den Vogel ausfindig machen. Ungefähr eine halbe Stunde nachher sah ein anderer Schütze, nachdem die Hunde laut jagend sich ihm genähert hatten, dann aber von der Fährte abgekommen waren, in einer Entfernung von etwa hundert Schritten ein Thier mit einem scheinbar ungewöhnlich dicken Kopfe auf einen alten Stock hüpfen, wo sich dasselbe ängstlich umsah.

Ohne langes Befinnen schoß er nach ihm, und bemerkte nun erst in der Flucht, daß es ein Fuchs gewesen war.

Aus Neugierde untersuchte er den Anschuß und fand zu seinem nicht geringen Erstaunen ein Haselhuhn, welches noch nicht ganz erstarrt, und ohne allen Zweifel dasselbe war, von dem wir eben sprachen, auf dem Stocke liegend. Der begierige Fuchs hatte also unmittelbar nach dem Schusse den vermuthlich dicht vor ihm niedergefallenen Vogel ergriffen und sich damit entfernt, aus Furcht vor den Hunden aber, die von Zeit zu Zeit seine Fährte frisch aufnahmen, nicht Zeit genug gefunden, um seine Beute mit der gehörigen Behaglichkeit und Ruhe verzehren zu können.

Bei einer Winterjagd auf der Gemarkung Kreuzwertheim am Main wurde unter Anderem auch ein nicht sehr dicht bestockter Birkenschlag getrieben und als die Treiber, zwar noch ziemlich weit entfernt, jedoch durch ihr lautes Schreien und Lärmen schon sehr vernehmbar waren, lief einem der vorstehenden Schützen ein Hase an, der von ihm geschossen wurde.

Kurz darauf kam ein Fuchs in derselben Richtung bis zu dem verendeten Hasen, ergriff diesen schnell und wollte mit ihm in das Treiben zurück, was jedoch ein zweiter Schuß desselben Schützen vereitelte, indem dieser ihn so niederstreckte, daß er neben seinem auserkornen Raube liegen blieb.

Unbezweifelt mußte der Fuchs das allen Schützen vernehmbare Schreien der vielen Treiber, wie die schon gefallenen Schüsse gehört haben, und doch war seine Raubsucht oder Freßbegierde größer, als seine Furcht, woraus folgt, daß die Schüchternheit der Füchse nicht immer in einem so hohen Grade stattfinden müsse, wie man im Allgemeinen vermuthet. —

Bei einem Feldtreiben, welches der Amtsrath Koppe auf den Feldern der Domaine Friedrichsau veranstaltete, erhob sich einst bei dem ersten Lärm der Treiber auf einem Rapsfelde ein hier gar nicht vermutheter Fuchs und näherte sich langsam der Schützenlinie. Noch außer Schußweite machte er Halt und beobachtete die in Menge herankommenden Hasen. Plötzlich überfiel er dort, das schon beginnende Feuer der Schützen gar nicht beachtend, einen ihm nahe kommenden Hasen, würgte diesen ab, scharrte ihn vor den Augen der ganzen erstaunten Gesellschaft in den Schnee ein und ergriff erst die Flucht, nachdem er dies Geschäft beendet hatte.

Ich habe niemals das Vergnügen gehabt, das Zusammentreffen eines Fuchses mit einer Katze mitanzusehen, bin also der Meinung gewesen: daß der Fuchs in einem solchen Falle sich entweder nach Art der Hunde beim

Erblicken derselben sogleich auf sie stürzen, oder wohl auch ganz leise und vorsichtig bis auf Sprungweite anzuschleichen suchen werde, wie er es bei den Hasen thut.

Daß jedoch diese Ansicht entweder schon von vorne herein unrichtig, oder doch mancherlei Ausnahmen unterworfen sein müsse, darüber hat mich nachstehendes Ereigniß belehrt, welches mir erst in neuester Zeit aus guter Quelle mitgetheilt wurde.

Ein Jäger stellte sich im Herbste des Jahres 1850 Abends an, um, wo möglich, einen Kirchweihbraten heimzubringen; da aber damals schon die bekannte Revolutions-Cholera unter den Hasen grassirt hatte und auch in jener Gegend diese Waare sehr selten geworden war, so zeigte sich Nichts als eine gescheckte Katze, die, aus dem Walde kommend, auf einem Kleeacker auf Mäuse lauerte und, als nicht für die Kirchweih-Tafel geeignet, verschmähet wurde. (De gustibus non est disputandum! Ich, meines Theiles, würde sie nicht verschmähet haben.)

Bald nachher trat auch Meister Reinecke aus dem Gebüsch und ganz langsam neben dem Waldsaume hergehend, richtete er unverwandt seinen Blick auf die Katze, die ihrerseits eben so gewiß ihren Feind wahrgenommen hatte, denn sie drehte sich allmählich um, immer mit den Augen nach ihm hin gewendet. Erst als er schon um etwa acht Schritte die Linie passirt hatte, blieb er stehen und näherte sich ihr langsam, aber durchaus nicht schleichend, sondern aufrecht gehend, wie gewöhnlich, und blieb von Zeit zu Zeit stehen. Je näher er nun kam, desto mehr erhob sich, gleichsam wie zum Kampf gerüstet, die Katze und immer stärker krümmte sich, ganz so, wie bei der Annäherung eines Hundes, ihr Rücken. Als er nun etwa nur noch 3 oder 4 Schritte von ihr entfernt war, zeigte sich auch bei ihm eine auffallende Veränderung, indem jetzt seine Standarte senkrecht in die Höhe schnellte und durch ein plötzliches Sträuben der Haare ein so ganz verändertes Ansehen gewann, daß sie (wie der Erzähler sich ausdrückte) beinahe die Dicke einer Männerfaust anzunehmen schien.

Mit einem einzigen Satze, wie ihn der Tiger auf seinen Feind zu machen pflegt, stürzte er nun auf die Katze los und schüttelte sie ganz nach Art und Weise scharfer Hunde hin und her. Gern hätte nun der Jäger, der bis jetzt ein müßiger Zuschauer oder vielmehr ein aufmerksamer Beobachter geblieben war, das Ende dieses Auftrittes vollends abgewartet, allein sein Hund, den er anzuleinen unterlassen hatte, weil er hinter einem Haufen Reiserwellen vollkommen gedeckt war, rannte, durch das

laute Klaggeschrei der Katze aufgeregt, auf die Kämpfenden los, und nun konnte der Fuchs im Ausreißen kaum noch so getroffen werden, daß der Hund nur mit vieler Mühe seiner Meister wurde. Was nun die Katze betrifft, so blieb diese zwar nicht auf dem Platze, sondern erreichte noch den Wald, trat aber ihren Rückweg so langsam und so schwankend an, daß sich aus ihrem ganzen Habitus schließen ließ, allzuhart von dem Angriffe ihres Feindes getroffen, werde sie die darauf folgende Nacht nicht überleben.

Zwar weiß ich sehr wohl, daß die Erzählung des Schlusses dieser Scene nicht eigentlich zur Sache gehört, da hier nur von den Eigenthümlichkeiten des Fuchses die Rede ist; allein, da doch vielleicht manche meiner Leser den Ausgang zu wissen gewünscht haben dürften, so wollte ich nicht unterlassen, ihn hier mitzutheilen. —

Im Sommer 1807 jagte ein Fuchs eine alte Rehgeis von dem sogenannten Galgenberge bei der Fürstlich Leiningen'schen Residenz Amorbach bis in den Schloßgarten und von da bei der Schildwache vorbei, welche nach ihm stieß, wieder durch andere Gärten den Berg hinauf. Da das Reh nach der Aussage der Schildwache schon sehr matt und der Fuchs kaum noch einige Schritte hinter ihm war, so ist es wahrscheinlich, daß er dasselbe noch gefangen habe.

Ein Forstgehülfe im Spessart wurde einst zur Nachtzeit durch ein heftiges, ganz ungewöhnliches Bellen einiger im Hofe der Oberförsterwohnung befindlichen Jagdhunde aufgeweckt, trat an das Fenster, um die Ursache davon zu erforschen und nahm wahr, daß diese von der mehrere Tritte hohen, zur Hausthüre führenden Stiege aus nach der entgegengesetzten Hofseite hin, wo ein alter schon ziemlich verfallener Streubehälter stand, Laut gaben. Nun animirte er die Hunde, die auch rasch dahin eilten, aber eben so schnell wieder zurückkehrten, worauf sogleich ein in der Dunkelheit nicht zu erkennendes Thier nachfolgte, das nahe bei der Stiege, dem Zufluchtsorte der zu keinem weitern Angriffe mehr geneigten Hunde vorbei, und nach einer Stelle, wo der Hof nicht ganz geschlossen war, hinlief. Kurz darauf, nachdem sich der Forstgehülfe wieder zur Ruhe begeben hatte, erfolgte nochmals dasselbe Bellen und nun hoffte er nähere Aufklärung über das ihm räthselhafte Begebniß erhalten zu können, eilte daher zu dem neben seinem Zimmer schlafenden Knechte, hieß diesen ein Licht anzünden und zum Leuchten mitgehen. Als sie nahe an den erwähnten Streubehälter herangekommen waren, zeigte der Knecht keine Lust zum Weitergehen, wahrscheinlich aus Furcht vor einem gespenstischen

Spuke, worauf der Forstgehülfe die Laterne selbst ergriff, in die andere Hand sein gespanntes Gewehr nahm und beim Eintreten sogleich in einer Ecke des Behälters hinter dem geringen Streuvorrathe den Kopf eines ihn starr ansehenden Fuchses erblickte, der sich neben einem geraubten, größtentheils schon gefressenen Huhne niedergedrückt hatte. Erst als der kecke Räuber vom Schusse niedergestreckt war, kamen die Hunde herbei und erfaßten ihn.

Wenn auch die Keckheit dieses Fuchses zu den seltenen Beispielen gehört, da er die Hunde nicht scheute und durch das Zurufen des Forstgehülfen, womit dieser sie anfeuerte, nur für den Augenblick von seinem Raube entfernt, aber von der schnellen Rückkehr zu demselben nicht abgehalten werden konnte, so ist doch nicht minder auffallend das Benehmen der Hunde, die, durch diesen außerordentlichen Besuch ganz außer Fassung gebracht, sich nicht einmal durch die bekannte Stimme ihres Führers zum Angriffe bewegen ließen, obgleich sie sonst schon manchen Kampf mit Füchsen, zwar nicht im Hofe ihres Herrn, doch im Walde, glücklich bestanden hatten.

Auf dem Reviere D., dem Freiherrn von Thüngen zugehörig, wurde einst, ohne Zweifel bei strenger Kälte und ungewöhnlichem Nahrungsmangel, dem dortigen Förster das seltene Vergnügen zu Theil, nicht nur zuzusehen, wie ein Fuchs seinen im Eisen gefangenen Kameraden anfraß, sondern auch so nahe hinanzukommen, daß er den gefräßigen Kannibalen niederschießen und sich so auf dem kürzesten Wege für den verdorbenen Balg des Gefangenen schadlos halten konnte.

Auf dem sogenannten Dörfleshofe unweit Königshofen im Grabfelde ging im Frühjahre 1842 ein Knecht des dortigen Pächters in eine Scheune, welche schon seit längerer Zeit von Niemandem besucht worden war. Beim Oeffnen der Thüre sah er unter einem Haufen von Strohseilen, die in einem Winkel beisammen lagen, einen Fuchs hervorkommen, der, als der Knecht die Thüre sogleich wieder verschloß, den einzigen Rettungsweg sehr glücklich wählend, durch das offene Deichselloch entwischte. Bei näherer Untersuchung der Strohseile kamen einige Ueberbleibsel von Hasen und bald auch vier junge Füchse zum Vorscheine, die schon über vier Wochen alt waren und an den Jagdbesitzer abgeliefert wurden. Was mochte wohl diese Füchsin bewogen haben, statt des schützenden Waldes oder eines dichten Kornfeldes, einen so unruhigen und gefährlichen Ort zum Wochenbette zu wählen?

Am achtzehnten October desselben Jahres saßen einige Schützen zu

Breitensee, Landgericht Königshofen, vom Morgenanstande kommend, im Wirthshause beisammen, als ein dortiger Einwohner ihnen anzeigte, daß er auf dem Aste eines Birnbaumes, in dessen Nähe er seine Kühe geweidet, einen Fuchs wahrgenommen habe, welcher auch da ruhig liegen geblieben sei. Die Jäger wollten dieses überhaupt nicht glauben, am allerwenigsten aber, als der Bauer, nach den nähern Umständen befragt, erzählte, daß er, um einige Buben zu verjagen, welche von seinem Birnbaume hätten Aeste abbrechen wollen, hinzugegangen, und so zu der Entdeckung des Fuchses gekommen sei. Das ist nichts weiter als eine rothe Katze, sagte einer der Jäger. Sie entschlossen sich aber dennoch, mit ihm zu gehen, als er fest darauf beharrte, daß es wirklich ein Fuchs gewesen sei. Auch bewährte sich die Wahrheit seiner Angabe vollkommen; denn sie trafen die vermeintliche Katze als einen wirklichen Fuchs noch an Ort und Stelle an und schossen ihn sofort herunter.

Bei diesem Ereignisse ist besonders zweierlei merkwürdig: nämlich, daß der fragliche Birnbaum, bei 15 Zoll Durchmesser, einen reinen, ganz gerade gewachsenen Schaft von 7 Fuß Höhe hatte, und zweitens, daß der Fuchs — er war weiblichen Geschlechtes — sich weder durch die mit dem Abbrechen von Aesten beschäftigten Knaben, noch durch das Hinzugehen des Bauern, der sie doch gewiß nicht mit der sanftesten Stimme von dannen getrieben haben wird, noch durch die Ankunft der Jäger und ihrer Hunde hatte bewegen lassen, von seinem Aste herabzuspringen und durch die Flucht sich jeder Gefahr zu entziehen.

Auf einen andern Fuchs äußerte einst in der Abenddämmerung der Geruch des Schweißes, welcher häufig aus dem mit frisch geschossenen Hasen angefüllten Kasten eines Jagdwagens tropfte, eine so unwiderstehliche Kraft, daß er, ohne sich durch das mehrmalige Stillhalten desselben irre machen zu lassen, sich ihm immer wieder auf's Neue näherte und, fast wie ein Hund, kaum 15 Schritte hinter den Rädern hertrabend, mit solcher Beharrlichkeit nachfolgte, daß ein Mitglied der Gesellschaft, deren Gewehre sämmtlich leer waren, seine Flinte laden und, aus dem Wagen sich herauslehnend, ihn niederstrecken konnte. Ein Fall, der sich zwar in den nördlicheren Ländern, z. B. in Schweden und Rußland, häufig ereignen mag, in unserm Vaterlande aber gewiß unter die sehr seltenen Erscheinungen gehört. In jenen wenig bevölkerten Gegenden darf aber auch so Etwas Niemanden befremden, weil die dortigen Füchse, im Vergleiche mit den unsrigen, auffallend keck sind. Sie nehmen sich dort, wenn auf der Landstraße ein Schlitten gefahren kommt, kaum die Mühe, ihm

auf geringe Entfernung auszuweichen, bleiben dann gaffend stehen und kehren auch, sobald die Reisenden vorüber sind, sogleich wieder zu ihrem Fraße zurück. Dies ist nämlich der frische Mist der Pferde, welchen sie mit wahrem Heißhunger verschlingen. Nur wenn man plötzlich stille hält, ergreifen sie die Flucht, bleiben aber, sobald man pfeift, augenblicklich wieder stehen und sehen sich, wie verwundert, nach dem Pfeifenden um.

Acerbi, der uns in der Beschreibung seiner Reise durch Schweden, England und Lappland, diese Schilderung macht, möchte wohl irren, wenn er vermuthet, der Fuchs bleibe auf den Pfiff deshalb stehen, weil er denselben für ein Warnungszeichen vor Gefahr halte; denn warum sollte man den Grund dieses Benehmens in einer so entfernten Ursache suchen?

Mir dünkt, er liege weit näher. In jenen Gegenden sind nämlich der Reisenden nur wenige, und die Kälte ist im Winter so groß, daß diesen einzelnen wohl selten die Lust ankommen mag, ihre heitere Laune durch Pfeifen an den Tag zu legen, und sich, gleich unsern Hirten und Schäfern, die Langweile damit zu vertreiben; was Wunder also, daß der Fuchs, wenn er diesen seinem Ohre völlig fremden Ton vernimmt, überrascht stehen bleibt und sich umsieht? Mir erscheint das sehr natürlich.

Uebrigens wäre es eine gar schöne Sache, wenn die Füchse nicht blos in Lappland (wo man sie Braunbeine titulirt, damit sie, bei ihrem gewöhnlichen Namen genannt, sich nicht erzürnen und an den Hausthieren rächen sollen), sondern auch bei uns auf eine solche Aufforderung stehen zu bleiben, sich geneigt finden lassen wollten! Es würde dann mancher Schütze sich dieses trefflichen Mittels mit dem besten Erfolge bedienen, der jetzt dem schnell umkehrenden Reinecke entweder blos unentschlossen nachzielt oder ihm den Paß unterzeichnet. —

Unter der Aufschrift: Sonderbares Begräbniß eines Hasen, fand ich in der Behlen'schen Forst- und Jagdzeitung folgende Erzählung, welche ich hier buchstäblich mittheile. Vor einigen Jahren ging der Privatförster K. zu S. im Spätherbste des Morgens ganz früh mit einem Jagdgenossen nach dem Walde. Die Zeit des Anstandes verstrich, ohne daß beide Jäger eine Beute erblickten (ein Zeichen, daß Hasen und Rehe dort ziemlich selten gewesen sein müssen), und schon waren sie im Begriff, ihren Stand zu verlassen, als plötzlich in größter Eile, jedoch nicht schußmäßig, aus dem Walde ein Hase gelaufen kam und 30 bis 40 Schritte hinter diesem, eben so schnell, ein Fuchs, welcher den armen Lampe wie ein Hund verfolgte. Als sich diese Hatze ungefähr 100 Schritte von K.

feldeinwärts entfernt hatte, fing der Hase, welchem der Fuchs immer näher kam, ängstlich an zu schreien und nach einigen wenigen Sprüngen hatte der mordlustige Reinecke den unglücklichen Flüchtling schon erhascht und abgewürgt. Während dieser Mordscene bemerkte K., daß ein zweiter Fuchs, welcher stärker als der erste zu sein schien, ebenfalls aus dem Walde kam und langsam die Fährte seines Collegen verfolgte. Als er die Stelle erreichte, wo der freche Mörder soeben den Anfang machte, seine Beute anzuschneiden und zu kosten, fuhr dieser, welcher an keine Störung denken mochte, erschrocken auf, sprang ein wenig zur Seite und sah den ungebetenen Gast gar grimmig an, was dieser auf gleiche Weise zu erwidern nicht ermangelte. Eine Weile blieben beide Füchse mit emporgesträubten Haaren und entblößtem Gebiß in dieser feindlichen Stellung, dann sprang der später hinzugekommene plötzlich auf den Hasenfänger zu, der, wahrscheinlich im Gefühl seiner Schwäche, dem stärkeren Gegner auswich, sich mit Resignation in geringer Entfernung niedersetzte und dem Treiben des Andern ruhig zusah. Letzterer packte hierauf den Raub und hob ihn auf, als wolle er denselben davon tragen; doch war ihm der Hase zu schwer oder besann er sich eines Andern, kurz er legte ihn bald darauf wieder nieder. Als sinne er ferner nach, was nun zu thun sei, stand er eine Weile ruhig bei seiner erstrittenen Beute, begann dann mit Emsigkeit ein Loch zu scharren und legte den Hasen hinein. Hierauf füllte er, wie ein Hund mit den Läufen kratzend, das Grab, bei welcher Arbeit er sich jedoch mehrere Male ausruhte und nach seinem von ihm so arg betrogenen Collegen umsah. Dieser saß immer noch ruhig da, schien allen Appetit verloren zu haben und ohne Aerger dem Todtengräber zuzusehen. Da nun die Arbeit beinahe beendigt war, erstaunte K. nicht wenig, als Reinecke, der Bestatter des Hasen, auf einmal schnell davon lief und auf demselben Wege, welchen er gekommen war, im Gehölze verschwand. Mit eben so großem Erstaunen schien dies der Hasenfänger zu bemerken, er sah dem dahin trabenden Fuchse mit langgestrecktem Halse nach und als der böse Gesell ganz verschwunden war, eilte er schnell zum Grabe des Hasen —

> Ging langsam dreimal um dieses herum
> Setzt' oben d'rauf sich und machte sich krumm,
> — Ja lacht nur! — er setzte, ad ultimum,
> Herrn Lampe ein — Epitaphium.

Nach diesem Geschäfte folgte er eben so schnell dem in's Gebüsch gelaufenen Fuchse, setzte sich jedoch vor dem Walde nieder, fuhr dann

plötzlich zur Seite, und kam nun schnurgerade auf K. zugelaufen, welcher ihm durch einen glücklichen Schuß den verdienten Lohn für den gewiß schon oft begangenen Mord und das dem unglücklichen Opfer gesetzte Epitaphium ertheilte. —

Bei einer Holzanweisung sah einst, nachdem man die Gewehre an einen Baum gelehnt hatte, der königl. bair. Forstmeister, Herr Baumer, dessen Gefälligkeit ich diese Nachricht verdanke, einen Fuchs, welcher, nachdem vier bis fünf Personen lautsprechend mehrmals ziemlich nahe bei ihm vorbeigegangen waren, ruhig in einem bemoosten Stockloche liegen geblieben war. Gehört der Dächsel Euch? sagte einer der anwesenden Unterförster zu seinen Kameraden und zugleich erkannte Herr Forstmeister Baumer den Meister Reinecke. Geschwind die Flinte her! sagte er nun halbleise, denn die Entfernung betrug kaum fünfzehn Schritte, und Ihr Uebrigen rührt Euch nicht. — Ich will hier nur kurz bemerken, daß ich es vorgezogen haben würde, die Anwesenden nicht still stehen, sondern langsam vorübergehen zu lassen, weil dieses zuvor schon mehrmals geschehen war, ohne daß der Fuchs Gefahr dabei vermuthet hatte. — Der Beauftragte ging anfänglich langsam und vorsichtig und fing erst dann schnell zu laufen an, als er weit genug entfernt war. Die Uebrigen verhielten sich möglichst ruhig, indessen blieb der Fuchs noch eine Weile liegen, stand dann auf, blieb neben einem Stamm ein wenig stehen und näherte sich endlich der Röhre eines Kaninchenbaues, an welcher er herumschnüffelte. Nun erst kam der Förster mit den Flinten, welche in der Entfernung eines guten Büchsenschusses stehen geblieben waren, vielleicht etwas zu hastig zurück. Herr Reinecke merkte daher Unrath, und wollte forttraben, — allein damit war es zu spät, denn obgleich Herrn Baumer der rechte Lauf seines ihm so eben dargereichten Gewehres versagte und der zu sehr erhitzte Ueberbringer desselben gefehlt hatte, wurde dennoch der nun flüchtig gewordene Fuchs von Herrn Baumer noch erlegt. Da Jemand die Vermuthung äußerte, es müsse dies ein zahmer Fuchs gewesen sein, so wurde dessen Balg auf das Genaueste untersucht. Man fand denselben ganz rein und gut von Haar und nirgends zeigte sich eine Spur von früherer Gefangenschaft. Herr Baumer glaubt daher, der Fuchs habe aus dem öfteren Vorübergehen bei allmählicher Annäherung den Schluß gezogen: man werde ihm nichts zu Leide thun. — Ich bin jedoch nicht ganz dieser Meinung, sondern halte diesen Fuchs vielmehr für einen jungen und unerfahrenen, der zwar schon oft Holzhauer und ähnliche Leute gesehen haben mochte, aber noch keine Jäger, der mit einem

Worte, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, noch kein Pulver gerochen hatte.

Was sind aber alle diese Proben von Keckheit und Dreistigkeit gegen das, was uns Doctor Steller in seiner Beschreibung der Beringsinseln von der Unverschämtheit der dortigen Steinfüchse erzählt? Diese drängten sich, schreibt er, bei Tag und Nacht in unsere Wohnungen und stahlen Alles, was sie fortbringen konnten, auch sogar Dinge, die ihnen gar nichts nützten, z. B. Messer, Stöcke, Säcke, Schuhe, Strümpfe, Mützen und dergleichen. Des Nachts zogen sie uns die Nachtmützen und Handschuhe ab, ja selbst die Biberdecken und andere Häute unter dem Leibe weg. Wenn wir uns auf die eben erst erschlagenen Biber legten, um sie nicht stehlen zu lassen, so fraßen diesen die Füchse das Fleisch und die Eingeweide unter unserem Leibe heraus. Wir schliefen daher immer mit Knitteln in den Händen, um sie, wenn sie uns weckten, damit forttreiben oder todtschlagen zu können. Wo wir uns auf den Wegen niedersetzten, da warteten sie auch auf uns und trieben vor unserem Angesichte hunderterlei Possen, wurden immer frecher und, wenn wir stille saßen, kamen sie so nahe, daß sie die Riemen von unsern ledernen selbstverfertigten Schuhen, ja die Schuhe selbst anfraßen. Legte Jemand sich nieder und that, als ob er schlafe, so berochen sie ihn an der Nase, um sich zu überzeugen, ob er todt oder lebendig sei; hielt man den Athem an sich, so zupften sie uns wohl gar an der Nase und wollten schon anbeißen. Bei unserer ersten Ankunft fraßen sie unsern Todten, während wir Gräber für sie machten, Nasen, Finger und Zehen ab, machten sich auch wohl gar über die Schwachen und Kranken her, so daß man sie kaum abhalten konnte. Einen Matrosen, der in der Nacht, auf den Knieen liegend, zur Thür der Hütte hinausharnen wollte, erhaschte ein Fuchs an den Genitalien und wollte alles Schreiens ungeachtet, nicht loslassen. Niemand konnte ohne einen Stock in der Hand seine Nothdurft verrichten, und die Excremente fraßen sie sogleich so begierig, wie die Schweine oder hungrige Hunde weg. Jeden Morgen sah man diese unverschämten Thiere unter den am Strande liegenden Seelöwen und Seebären herumpatrouilliren und die schlafenden beriechen, ob nicht ein todter darunter sei. Fanden sie einen solchen, so ging es gleich an das Zerreißen und man sah sie alle mit Schleppen beschäftigt. Wenn wir des Morgens aus dem Schlafe erwachten, lagen immer einige todte Füchse um uns her. Ich kann während meines Aufenthaltes auf dieser Insel auf mich allein immer zwei bis drei in jeder Nacht erschlagene und wohl über zweihundert auf diese

Weise getödtete Füchse rechnen. Am dritten Tage nach meiner Ankunft erschlug ich binnen drei Stunden mit einem Beile über 70 Stück, aus deren Fellen das Dach über unserer Hütte verfertigt wurde.

Dieses sind des Doctors Steller eigene Worte und man muß gewiß sowohl über die Menge, als über die Zudringlichkeit dieser Thiere erstaunen, wenn auch diese Erzählungen den von Münchhausen'schen näher zu kommen scheinen, als der Wahrheit.

Erscheint nun durch vorstehende Beispiele, wie durch unzählig sonstige Vorfälle, die Keckheit und Raubgier des Fuchses zur Genüge nachgewiesen, so muß ich doch noch erwähnen, daß oft dergleichen Ereignisse minder auffallend sein würden, wenn die dabei obwaltenden Verhältnisse immer genau genug erforscht werden könnten.

Wie oben gesagt, besitzt der Fuchs die meisten Eigenschaften — gute, wie böse — des ihm geschlechtsverwandten Hundes. Dieser ist vielen Krankheiten unterworfen, die oft, wie das Alter gewöhnlich thut, seine fein organisirten Sinne des Gehörs, Gesichts und Geruchs abstumpfen und zuweilen ganz zerstören. Treffen nun dergleichen Nachtheile auch den Fuchs, was wohl keinem Zweifel unterliegen kann, so dürfte seine, in manchen Fällen gezeigte, Keckheit nur als Folge davon erscheinen und minder auffallend sein, wenn er, vom Hunger geplagt und durch Krankheit seiner Fertigkeit im Rauben verlustig, den Wohnungen der Menschen naht, um dort einen Fraß aufzusuchen und der dringendsten Anforderung des Bedürfnisses zu genügen; wenn er seines Gehöres beraubt, die Stimme des Menschen, das Gebell der Hunde, den Knall der Schießgewehre u. s. w. nicht mehr zu beachten scheint, die er sonst als Zeichen herannahender Gefahr schüchtern floh; wenn er bei stumpfgewordener Sehkraft, den Gegenständen nicht ausweicht, vor denen ihn früher seine Schlauheit warnte und wenn der verlorne Geruch ihn nicht mehr leitet, welcher einst so trefflich sein Gehör und Gesicht unterstützte.

Deßhalb ist es so schwer, das Wesen der Thiere zu erforschen und nur mühsam und durch zahllose Versuche und Beobachtungen kann man zu der Erfahrung gelangen, die der tief verborgenen Wahrheit sich am meisten nähert.

Unter die sonderbarsten Ereignisse, die mir noch vorgekommen sind, rechne ich einen Vorfall, welcher in der Forst- und Jagdzeitung vom Jahre 1825 erzählt wird.

Ein Hauslehrer, der mit seinen Zöglingen spazieren ging und Jagdliebhaber war, bemerkte nämlich auf einem frisch gepflügten Ackerfelde

einen dem Anscheine nach in den tiefsten Schlaf versunkenen Fuchs. Er hatte kein Gewehr, ja nicht einmal einen Stock bei sich, war daher lange im Zweifel, was hier zu thun sei. Endlich entschloß er sich, auch ohne Waffe einen Angriff zu machen, näherte sich unbemerkt dem Fuchse, ergriff ihn mit der rechten Hand an der Lunte und mit der linken am Genick und drehte sich schnell im Kreise herum, um denselben zu betäuben, was ihm auch so gut gelang, daß der Fuchs nach mehrmaligem, kräftigem Aufschlagen auf den Boden verendete.

Hier drängt sich uns vor Allem die Frage auf, in welchem Zustande sich dieser Fuchs befunden haben möge? Es unterliegt keinem Zweifel, daß vom Schlafen allein hier nicht die Rede sein könne. Denn in diesem Falle würde der Fuchs den herannahenden Feind gewiß bald genug wahrgenommen und sich aller Wahrscheinlichkeit nach auch einen ungleich schicklicheren Platz zum Ausruhen gewählt haben. Es läßt sich daher nichts Anderes vermuthen, als daß dieses Thier entweder in Folge hohen Alters oder einer erhaltenen, das Gehörorgan zerstörenden Schußwunde stocktaub gewesen sei, da die Symptome irgend einer andern Krankheit sich beim Abstreifen des Balges durchaus nicht gezeigt hatten, und es liefert dieser Vorfall einen sprechenden Beweis für die Wahrscheinlichkeit meiner Vermuthung, wie bei manchen Wahrnehmungen dieser Art, die man sich nur schwer oder gar nicht zu erklären weiß, das hohe Alter der Thiere zu Grunde liegen möge. So gewiß nämlich der Mensch in den letzten Lebensjahren oft ganz stumpf und fühllos wird, so gewiß werden es auch die wilden Thiere, welche durch eine besondere Fügung des Zufalles der Verfolgung ihrer Feinde entgangen sind und zuletzt das höchste Ziel ihres Daseins erreicht haben.

Ich habe nun noch von jener letzten Eigenschaft des Fuchses, der ihn sprüchwörtlich durch ganz Europa, vielleicht auch in andern Welttheilen, berühmt gemacht hat, zu sprechen: von seiner List und Verschlagenheit. Und in der That! es ist dies ein recht interessantes Thema. Möchte ich doch so glücklich sein, mit dem Wenigen, was ich über diesen Gegenstand zu sagen weiß, meinen verehrten Lesern am Schlusse dieses langen Kapitels noch einige Unterhaltung zu verschaffen!

Mehr mit Wehmuth, als mit Vergnügen (denn der Jahre, die seitdem vorüber gingen, sind leider sehr viele!) erinnere ich mich noch aus meiner frühen Jugend des frohen Erstaunens, mit welchem ich die mancherlei Geschichten gehört und gelesen, die der ehrliche Raff in seiner

bekannten Naturgeschichte für Kinder den Meister Reinecke, als einen wahren Gascogner, von sich selbst erzählen läßt!

Es muß doch eine herrliche Welt sein, dachte ich damals oft, in der die wilden Thiere alle so perfect sprechen können, ohne daß man ihnen erst schmerzlich und mühsam die Zunge zu lösen braucht! Und auch jetzt noch denke ich bisweilen: Es müßte wohl eine gar schöne Sache sein, wenn mancher Hirsch, mancher Fuchs, mancher Rehbock in vernehmlichen Worten von sich geben könne, wo, von wem, wann und wie oft er in seinem Leben schon gepudelt worden ist! Was würde man da nicht manchmal zu hören bekommen!

Wenn uns gleichwohl in reiferen Jahren die Schilderung einer Scene, wo der Fuchs einen Büschel Mooses in den Rachen nimmt, rücklings langsam in's Wasser geht, und so die lästigen Gäste (von denen man scherzweise behauptet, sie seien blos deshalb so schwarz, weil die Verfolgung von Seiten des schönen Geschlechtes sie zu beständiger Familientrauer nöthige) immer weiter vorwärts, über Rücken, Hals und Kopf in den letzten Zufluchtsort, d. i. in den Moosbüschel, treibt und diese kleine Colonie zuletzt dem Wassertode preisgibt, oder wenn er seine dicke Ruthe zum Krebsfange braucht, kaum noch ein Lächeln abnöthigen kann, so müssen wir doch wenigstens gestehen, daß wir theils aus eigener Erfahrung, theils aus zuverlässigen Quellen gar manche Probe von seiner Klugheit kennen, die an Sonderbarkeit und Unwahrscheinlichkeit jener berühmten Flohgeschichte ziemlich nahe kommen möchte. Zwei der berühmtesten Fälle dieser Art verdanken wir der Mittheilung des verstorbenen Oberforstmeisters von Wildungen. Es sind folgende:

Ein Jäger will gesehen haben, daß ein Fuchs mehrmals mit einem zwar kurzen, jedoch ziemlich schweren Stücke Holzes auf einen mäßig hohen Baumstrunk gesprungen sei und endlich flach niedergedrückt einen mit seiner Mutter vorüberwechselnden, noch geringen Frischling ergriffen habe und schnell mit ihm auf den Stock gesprungen sei, wo ihn sodann die Bache zu wiederholten Malen und mit der größesten Wuth, jedoch vergebens angegriffen, er aber zuletzt seinen Raub ruhig verzehrt habe!

Diese Geschichte hat nicht nur bei ihrem Erscheinen in der Jägerwelt großes Aufsehen erregt, sondern auch nachher mancherlei Discussionen pro et contra veranlaßt; doch ist sie, man darf dies wohl sagen, ohne Herrn von Wildungen, der sich ja selbst nicht für deren Wahrheit hat verbürgen mögen und nur als zweiter Erzähler erscheint, zu nahe zu treten, vielleicht von eben so Vielen bezweifelt, als geglaubt worden. Auch ist

es wohl Niemandem zu verdenken, wenn er deren Echtheit nicht unbedingt einräumt. Wenn man auch eine noch so günstige Meinung von der Schlauheit des Meister Reinhardus hätte, einen solchen Grad von Ueberlegung, ein so planmäßiges, förmlich durchdachtes und nach allen Folgen berechnetes Verfahren ihm zuzutrauen, dazu entschließt man sich doch nur schwer. Das Lauern auf dem Stocke, das Hinaufspringen mit dem Frischlinge ist so ziemlich in der Ordnung, selbst die Kenntniß des Wechsels der Bache mit ihren Frischlingen und die Vorübung zu diesem Sprunge kann man sich noch gefallen lassen; aber, daß er erst ein den Frischling vorstellendes Stück Holzes in den Rachen genommen und so mit einem Scharfsinne, den man selbst bei manchen Menschen vergebens suchen würde, sich zu jenem Angriffe vorbereitet haben soll, setzt eine so umsichtige und kluge Berechnung aller Umstände voraus, daß man nicht recht weiß, wozu man sich entschließen soll: zum Glauben oder zum Widersprechen? —

Bei der zweiten Erzählung, nach welcher ein gezähmter Fuchs des Nachts aus seinem Halsbande geschlüpft und, nachdem er die Hofhühner abgewürgt hatte, um allen Verdacht von sich zu wälzen, wieder hineingekrochen sei, diesen Spitzbubenstreich auch mehrmals wiederholt haben soll, zweifle ich einigermaßen an der Möglichkeit. Aus dem Halsbande heraus mag wohl ein Fuchs an der Kette bisweilen schlüpfen können; allein wie er wieder hineinkommen soll, ist nicht wohl abzusehen. — Noch weit höhere Begriffe hat man jedoch in den nördlichen Ländern von den Verstandesfähigkeiten der Füchse.

So erzählt man z. B. in Island allgemein, daß wenn Seegänse — vermuthlich Pinguinen oder ein anderer dummer Vogel dieses Geschlechtes — am Ufer sitzen, der Fuchs ihnen rücklings, das ist nach Art der Krebse, mit aufgerichtetem Leibe auf den Hinterläufen stehend und durch Hin- und Herbewegen des Oberleibes den watschelnden Gang der Gänse nachahmend, allmälig immer näher rücke, bis er nah genug sei, um durch einen Sprung eine aus dem Haufen erhaschen zu können.

Es ist keine seltene Erscheinung, daß Jagdliebhaber, welche in dem sogenannten Jägerlatein gut bewandert sind, allerlei tolle Geschichten ersinnen und in lustigen Gesellschaften mittheilen; das geschieht indeß nur mündlich und es wird damit bekanntlich nicht gar genau genommen. Wenn aber Schriftsteller öffentlich damit auftreten und ihre Erfindungen in den Reisebeschreibungen der ganzen Welt gedruckt vor Augen legen, so ist das etwas ganz Anderes und man muß sich allerdings wundern, daß

solche Fabeln, wie sie selbst in der Raff'schen Naturgeschichte kaum vorkommen, ganz ungenirt dem Publicum mitgetheilt werden. Zu dieser Classe rechne ich unter andern auch Das, was der englische Seecapitain Hunderson von der Schlauheit der Füchse am Nordcap erzählt.

Diese sollen nämlich, um zu der sehr leckeren Beute der Brut von allerlei Seevögeln, welche in den ungeheueren Felsenabhängen und fürchterlichen Klippen sich befinden, zu gelangen, in Gesellschaft auf Raub ausziehen. Der genannte Capitain äußert sich in seinem Berichte folgendermaßen: „Ehe sie ihr Werk beginnen, halten sie unter sich eine Probe, indem sie einen Scheinkampf vornehmen, um die Kräfte jedes einzelnen zu bemessen (?!?!). Hierauf treten sie erst an den Rand des Abgrundes und indem einer den andern am Schwanze faßt, steigt der schwächste zuerst hinab, der stärkste aber, der in der Reihe der letzte bleibt, hält oben die ganze Kette fest, bis der vorderste die Beute erreicht hat. Auf ein nun gegebenes Zeichen zieht der hinterste Fuchs mit aller Kraft an, und die andern helfen ihm dabei nach Möglichkeit." —

Also, möchte man hier fragend ausrufen, also soll ein einziger Fuchs stark genug sein, um so und so viel andere Füchse an einem steilen Felsen erst zu halten und dann heraufzuziehen? Und wie bringt denn der vorderste die geraubten Vögel fort? Ferner: auf welche Weise wird diese ganz geringe Beute unter so viele Concurrenten, die alle gleichen Anspruch darauf und ohne Zweifel auch gleichen Hunger haben, vertheilt? Wie endlich soll das zuletzt erforderliche Zeichen, daß das Geschäft nun beendet und der Augenblick der Rückkehr gekommen sei, gegeben werden?

Hat vielleicht der unterste Fuchs eine Schnur bei sich, an welcher er ziehen kann, wie der Perlenfischer unter seiner Taucherglocke? Oder ein Sprachrohr, mit dem er nach oben ruft: zieh, Bruder, zieh?

Solche Erdichtungen blos lächerlich zu nennen, ist viel zu wenig, sie gehören vielmehr in die Kategorie des — reinen Unsinnes. Wir bedürfen aber auch solcher abenteuerlichen Erzählungen gar nicht; denn es gibt der wahren und unleugbaren Beweise für Das, was sie bewähren sollen, ohnehin so viele, daß dem aufmerksamen Beobachter kein Zweifel dagegen übrig bleiben kann. Was dem Jäger im täglichen Leben vorkommt, z. B. das unbegreiflich schnelle Erblicken des Schützen, wenn der Fuchs kaum den Kopf aus dem Gebüsche herausgesteckt hat, sein Hin- und Herwenden desselben selbst in voller Flucht, das Abnagen verwundeter Theile, wenn sie ihn im Eisen festhalten oder im Laufen hindern, sein katzenartiges Niederdrücken und Beschleichen des Wildes, sein vorsichtiges Umkreisen des

Baues und sein Bellen, sobald er dort irgend etwas Verdächtiges bemerkt zu haben glaubt, das Alles übergehe ich mit Stillschweigen und beschränke mich auf die Darstellung einiger minder bekannten Vorfälle.

Am Harze kam einst eine Füchsin mit einem Jungen an einen mäßig breiten und trockenen, aber steilen Graben. Sie suchte einen schicklichen Platz aus, sprang mehrmals vor dem Jungen hin und her, um ihm das Ueberspringen anzudeuten, und setzte dann auch einige male über den Graben und wieder zu dem Jungen zurück.

Dieser versuchte aber nicht, ihr nachzusetzen, und als die Mutter wieder hinübersprang, ruhig wegging und hinter einem Busch lauschte, ob der Junge nicht nachfolgen werde, legte sich dieser, nachdem er den Graben bedenklich angesehen hatte, davor nieder und winselte, ungefähr wie ein junger Hund. Die Mutter kehrte hierauf schnell zurück, faßte den Jungen mit dem Gebiß im Nacken und schüttelte ihn, so daß er lauter zu winseln anfing. Hierauf sprang sie wieder weg und lauschte. Der Junge bemühte sich nun zwar augenscheinlich eifriger als zuvor, das Uebersetzen zu versuchen, allein er unterließ es dennoch abermals aus Mangel an Entschlossenheit und Muth und legte sich wieder nieder. Nachdem aber jetzt die Mutter ihn nochmals auf die vorhin angegebene Weise, und zwar etwas derber als das erste mal abgeschüttelt hatte, sprang er zum Uebersetzen gleichzeitig mit ihr über den Graben und beide verschwanden dann im Dickicht.

Ganz übereinstimmend mit dieser Beobachtung ist die, welche einst ein Freund des Herrn von Winkell zu machen Gelegenheit fand.

Dieser sah nämlich von einer wohlverdeckten Stelle aus dem Unterricht zu, den eine Füchsin vermittelst einer von ihr gefangenen Maus ihren Kindern ertheilte. Am meisten beschäftigte sich dieselbe mit dem albernsten und unbeholfensten Mitgliede ihrer Nachkommenschaft. Als wiederholtes Laufenlassen und Selbstwiederfangen der Maus nichts fruchten wollte, überließ sie dieselbe den andern Jungen, fuhr ganz zornig auf den Dummkopf los, überrannte ihn mehrmals und versetzte ihm sogar einige Bisse. Halten wir dieses kaum zu bezweifelnde Ereigniß mit den vorhin erzählten zusammen, so ergibt sich aus solcher Vergleichung ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit, daß die Intelligenz eines alten Fuchses weit genug gehe, um ihn bei dem Unterrichte, den er seinen Kindern gibt, mit einer gewissen Umsicht verfahren und in vorkommenden Fällen des Ungehorsams und der Widerspenstigkeit sogar Strafen eintreten zu lassen. Und wenn

dieser Satz richtig ist, zu welchen Vermuthungen reißt er uns dann gewaltsam und selbst gegen unseren eigenen Willen fort!

Im Spätherbst des Jahres 1842 hörte der Jagdaufseher Klopf zu Irmelshausen im Grabfelde jenes heftige Geschrei, welches die Elstern gewöhnlich erheben, wenn sie ein vierfüßiges Raubthier wahrnehmen und begleiten. Auch kam wirklich ein Fuchs aus dem Dickicht herausgeschlichen, ging auf das nahe Stoppelfeld und legte sich dort ausgestreckt der Länge nach nieder. Immer lauter schrieen nun die Elstern und den scheinbar todten oder doch wenigstens schlafenden Reinecke umschwärmend wurden sie immer dreister, bis endlich eine der vorwitzigsten ihm nahe genug kam, um mittelst einer raschen Bewegung ergriffen werden zu können. Dieses Kunststück wurde denn auch meisterlich ausgeführt, und als der rothe Spitzbube seinen Raub im Rachen hatte, eilte er ungleich schneller, als er herausgekommen war, dem Walde wieder zu.

Die wichtigste Frage hierbei ist die: ob das bewegungslose Niederlegen auf dem Felde ein blos zufälliges war, oder ob es geschah, um die Elstern sicher zu machen und immer näher heranzulocken?

War das Letztere der Fall, so lassen sich hieraus höchst interessante und überraschende Folgerungen ziehen. Denn wenn dieser Fuchs nur aus Verstellung sich wie leblos auf den Boden gelegt hatte, um seine Beute herbeizulocken, so haben dasselbe schon tausend andere Individuen seines Geschlechtes vor ihm auch gethan, und ein solcher Grad von List und Klugheit müßte gewiß unsere höchste Bewunderung erregen. Allerdings legt sich die indische Manguste (Herpestes Mangos), auch indischer Ichneumon genannt, beim Fange der Vögel bewegungslos und wie todt ausgestreckt auf den Boden, das Annähern derselben bis zur Möglichkeit des Erhaschens abwartend. Bedient nun die Manguste sich solcher List, so dürfen wir Solches wohl auch unserem Fuchse zutrauen.

Im Winter 1821 bei klarem Mondscheine saßen Abends gegen 9 Uhr ein Förster und ein Reviergehülfe im Wirthshause eines unfern vom Walde gelegenen Dorfes im Spessart, sich von den Beschwerden des Tages erholend, als vor der Hausthüre ein sehr heftiges Gänsegeschrei entstand.

Der Förster ging an das Fenster und sah 10—12 Gänse, welche durch das Schlagen mit den Flügeln große Unruhe verriethen. Dieses aber um so weniger beachtend, als das Wirthshaus dicht vor dem Dorfe liegt, setzte er sich wieder ruhig nieder, als gegen 10 Uhr sich jenes Geschrei wiederholte. Nun eilten beide Forstleute zugleich an das Fenster

rissen dasselbe heftig auf, und siehe da! ein Fuchs trieb zwei Gänse, ohne sich durch den Lärm, der durch das Oeffnen des Fensters entstanden war, irre machen zu lassen, soeben vor sich her. Der Förster sprang zurück, nahm sein Gewehr und streckte den Gänsedieb in geringer Entfernung zum Fenster hinaus todt nieder. —

Zu den glücklichsten Fuchsjagden, welche mir vorgekommen sind, zähle ich die folgende:

Bei einem Feldtreiben, in dessen Mitte sich ein ganz kleines Kiefernwäldchen befand, sah der vorausgehende Führer der Treiber im freien Felde und kaum einige hundert Schritte von der Landstraße entfernt zwei Füchse — gewiß ein sehr seltener Fall! — zusammenhängen. Er kehrte daher schnell zurück, um den zunächst nachfolgenden Schützen herbeizurufen. Dieser kam aber zu spät, denn mittlerweile hatten die beiden Füchse sich bereits losgerissen und waren nach dem Gebüsch geflüchtet.

Mit möglichster Eile wurde nun der Kreis geschlossen und Jedermann war auf den weiteren Verlauf der Sache gespannt.

In der Mitte der Kiefern-Remise befand sich ein Bau, welcher für den möglichen, aber keineswegs wahrscheinlichen Fall, daß etwa ein Fuchs im Treiben vorkommen möge, unzugänglich gemacht worden war.

Auf diesen unstreitig besten Platz stellte der Dirigent auch den seiner Ueberzeugung nach besten Schützen.

Kaum war das Treiben angegangen, als jenem auch schon der erste Fuchs anlief, nachdem er schon an mehreren Stellen durchzubrechen gesucht, aber überall eine gut geschlossene Wehre gefunden hatte, und durch das laute Geschrei der Treiber zurückgewiesen, zuletzt den Bau aufsuchte, wo er alsbald seinen Tod fand.

Kaum mit dem Laden fertig, sah derselbe Schütze schon den zweiten kommen und schnitt auch diesem den Lebensfaden ab, daher er denn zuversichlich glaubte, mit diesem zweiten — es war die Fähe — sei die ganze Reineck'sche Sippschaft in dieser Umgebung nunmehr ausgestorben oder vielmehr vertilgt. Allein so verhielt es sich keineswegs; denn bald nachher zeigte sich auch noch ein dritter Gast in diesem mehr angenehmen als wirklich schützenden Zufluchtsorte, der sich vermuthlich als ein beschämter und verdrängter Nebenbuhler in dieses Versteck zurückgezogen hatte, und wurde hier auf derselben Stelle niedergestreckt, wo schon seine beiden Vorgänger von ihrem Schicksal ereilt worden waren.

In Island, wo nach den neuesten Nachrichten des Doctor Hunderson die Füchse überaus zahlreich sind und unter den Schafen so große

Verheerungen anrichten, daß mancher Bauer in einem Jahre zwanzig bis dreißig Stücke durch sie verliert, überwältigen sie die stärksten und größten Widder, wohl wissend, daß sie ihnen nicht gewachsen sind, blos dadurch, daß sie sich in deren Wolle festbeißen und so lange fortschleppen lassen, bis die armen Thiere endlich ermattet niedersinken und ihnen zur Beute werden. Daß aber, wie ferner dort gesagt wird, der Fuchs seinem Raube die Kehle zerreißen sollte, um dessen Blut auszusaugen, ist mir nicht wahrscheinlich, da er, weil das bloße Aussaugen des Blutes, wie es etwa von dem Geschlechte der Wiesel getrieben wird, nicht in seinem Charakter liegt, vielmehr ganz nach Sitte seiner Herren Collegen, der Wölfe, gewöhnlich soviel von seinem Raube verzehrt, als er eben hinunterbringen kann und das Uebrige dann als Vorrath für die nächste Mahlzeit vergräbt. So verfahren wenigstens unsere vaterländischen Füchse, und ich selbst habe einst mit den Ueberbleibseln eines solchen Fraßes fürlieb genommen. — Ich hatte Abends auf dem Heimwege vom Anstande und mit einem stattlich gekleideten Reinecke in der Jagdtasche auch noch von mehreren wilden Gänsen, die über mir wegzogen, eine tödtlich angeschossen, aber nicht gefunden, weil sie vor dem Niederfallen noch eine ziemliche Strecke weit fortgestrichen war. Als ich am folgenden Morgen lange vergebens gesucht hatte, bemerkte ich endlich die aus dem Schnee hervorragende äußerste Spitze ihres linken Flügels. Ein Fuchs hatte sie nämlich, glücklicher als ich, gefunden, das Hintertheil verzehrt und das Uebrige eingescharrt, aber das Beste oder resp. das einzige Gute an dem ganzen Braten, d. h. die Brust, aus Mangel an Appetit verschmäht. —

Ich darf hoffen, daß es meinen Lesern nicht uninteressant sein werde, über unsern Gegenstand die Meinung eines berühmten Schriftstellers, des Herrn Oberforstrathes Dr. Pfeil, zu hören, der als ein sehr aufmerksamer Beobachter des Thierreiches und ebenso erfahrener Jäger bekannt ist.

Derselbe äußert sich über die Geistesfähigkeiten des Fuchses in seinen kritischen Blättern vom Jahre 1839, 13. Bd., 1. Heft, in einer Abhandlung über die Klugheit der Jagdthiere folgendermaßen:

„Was werden aber unsere Leser sagen, wenn wir den wegen seiner List vielfach gerühmten Fuchs, der als Symbol aller Schlauheit gilt, geradezu für ein sehr dummes Thier erklären, welches wenigstens dem Hirsche und Rothwild, in mancher Hinsicht wohl wirklich sogar dem dummen Hasen an Klugheit nachsteht? Von den jungen Füchsen ist die Dummheit allen Jägern bekannt; denn jeder weiß, wie sich einer nach dem andern auf dem Baue todtschießen läßt, wie sie bald nach dem

Schusse wieder herauskommen, um den todtgeschossenen Bruder zu beriechen oder gar zu fressen, wie es leicht ist, einen jungen Fuchs zu beschleichen, wie oft er ganz blind und im vollen Winde dem Jäger, der ruhig stehen bleibt, beinahe zwischen die Füße läuft. Der alte Fuchs ist zwar allerdings nicht so dumm, aber wenn man nicht etwa die tausend Fabeln, welche auf seine Rechnung laufen, als wahr annehmen will, so wird man von ihm weit mehr Beweise von Dummheit als Verschlagenheit anführen können.

„Dahin gehört zuerst, daß sich kein Thier so leicht und sicher durch Treiber zum Schusse bringen läßt, als der Fuchs. Sowie er ein Geräusch hört, geht er vorwärts, und wählt seinen alten Wechsel, so daß er stets auf derselben Stelle herauskommt (dem sogenannten Fuchsposten), wo er vielleicht schon mehrere male gefehlt worden ist. Steht der Schütze bei gutem Winde nur ganz ruhig, so kommt er demselben gewiß ganz nahe, wenn es einmal in seiner Richtung liegt, und wird er den Unvorsichtigen gewahr, so versucht er oft lieber auf der ganzen Schützenlinie durchzukommen, ehe er auf die lärmenden Treiber zurückgeht. Alle anderen Thiere, selbst der Hase, merken es eher, als der kluge Fuchs, daß gerade die Menschen, die den größten Lärm machen, für sie die allerunschädlichsten sind.

„Einen eben solchen Mangel an Klugheit bemerkt man an ihm, wenn man ihm die Maus gibt oder ihn reizt. Wenn ihm auch die Sache etwas verdächtig scheint, so läßt er sich doch leicht bewegen, immer näher zu kommen, sobald nur der Jäger den Ton der Maus gut nachahmt und dabei ganz ruhig steht. Wie viel vorsichtiger und schwerer ist schon der Rehbock beim Blatten zu täuschen, und wie selten gelingt es, am Tage den Hirsch durch einen Hirschruf anzulocken.

„Dann werden auch gewiß viele Jäger, welche dieses lesen, mit dem Verfasser die Erfahrung gemacht haben, daß, wenn man ruhig stehen bleibt oder sich sitzend ganz still verhält, ein im Kreise umhertrabender Fuchs sich leichter und dichter naht, als irgend ein anderes Wild. Selbst wenn er unter den Wind kommt, scheint er es nicht allemal sogleich zu beachten.

„Alles, was sich daher von dem Fuchse sagen läßt, ist, daß er ein scheues Thier ist, dessen Geruchsinn und Gehör ausgezeichnet scharf sind, während dies nicht in demselben Maße mit dem Gesichte der Fall ist."

Wenn man bedenkt, daß vorstehende Aeußerungen mit dem, was bisher von der Schlauheit des Fuchses geglaubt, mithin auch gesagt und

geschrieben worden ist, fast in directem Widerspruche stehen, so weiß man kaum, auf welche Seite man sich hinneigen soll! —

Ich meines Theils bin der unmaßgeblichen Meinung, daß bei dergleichen Wahrnehmungen auch der blose Zufall nicht selten eine wichtige Rolle spiele. Ich habe während meiner langen Jägerpraxis allerdings mehrmals den Fall erlebt, daß ganz so, wie Herr Oberforstrath Pfeil es angibt, Füchse mit Blindheit geschlagen auf den vorstehenden Schützen zutrabten (ich sage zutrabten, denn ein in voller Flucht begriffener und namentlich von Hunden scharf verfolgter Fuchs nimmt sich, wie ich schon anderwärts anführte, nur selten die Zeit, viel umherzulugen), ohne ihn zu erkennen, ja ich sah sogar bisweilen, daß hitzige oder unerfahrene Schützen ganz zur Unzeit das Gewehr an den Kopf nahmen und auch durch diese so leicht wahrzunehmende Bewegung nicht verrathen wurden. Allein ich habe solche Erscheinungen nicht auf Rechnung der Dummheit des Fuchses, sondern immer nur auf die eines glücklichen Zufalles, der ihn in diesem entscheidenden Augenblicke seine Aufmerksamkeit nach einer anderen Seite hinwenden ließ, geschrieben, da mir eben so oft, ja weit öfter, der Fall vorkam, daß Füchse, kaum erst den Kopf aus dem Dickicht heraussteckend, nachdem sie sich rechts und links umgesehen, schon beim Erkennen des Schützen augenblicklich und zwar pfeilschnell umkehrten, ohne daß dieser durch irgend eine, selbst die allerkleinste Bewegung oder durch auffallende Kleidungsstücke u. s. w. sich ihnen verrathen hatte. Nebstdem möchte auch wohl anzunehmen sein, daß jene Füchse, die so sorglos vorwärts gehen und noch gar keine Vorsicht zeigen, junge sind, die zum ersten male in ihrem Leben in's Treiben kommen.

Eben so wenig möchte ich es wagen, die Frage zu bejahen: ob ein auf demselben Stande schon mehrmals gefehlter Fuchs wirklich bei den folgenden Jagden auch den nämlichen Wechsel wieder einhalte? Ich glaube vielmehr, diese Behauptung könne nur dann mit der erforderlichen Bestimmtheit aufgestellt werden, wenn dieser Fuchs an irgend einem unbezweifelbaren Kennzeichen, sei dieses von dessen Farbe, Körpergestalt oder sonst Etwas hergenommen, als der schon früher gefehlte wirklich und zwar ganz bestimmt erkannt worden wäre; denn außerdem könnte ja leicht ein Irrthum obwalten und ein anderer Fuchs, denselben Weg kommend und einhaltend, mit dem in Rede stehenden verwechselt werden.

Der Hund, als der nächste Geschlechtsverwandte des Fuchses, hat erwiesenermaßen ein sehr gutes Gedächtniß. Warum sollte also nicht auch er, der doch in seinem ganzen Naturell so sehr mit jenem übereinstimmt,

mit einem gleich starken Erinnerungsvermögen begabt sein? Und wenn, wie ich glaube, diese Fähigkeit ihm nicht abgesprochen werden kann, warum sollte er nicht, der früheren Erlebnisse eingedenk, der Stelle, wo ihm schon Pulver und Schrot entgegengefahren ist, ausweichen oder dieselbe doch mit größerer Furcht und Behutsamkeit, als das erste mal, betreten, da doch selbst andere weit weniger vorsichtige Thiere, z. B. Vögel, wenn mehrmals nach ihnen geschossen worden ist, den Ort, wo das geschah, sorgfältig meiden? —

Ich bin außer Stande, aus meiner eigenen Erfahrung gültige Beläge für oder gegen obige Ansicht zu liefern, weil ich von jeher mit der größten Sorgfalt darauf bedacht war, auf die Hauptwechsel immer meine besten und besonders auch meine ruhigsten Schützen zu stellen und weil auf solchen Plätzen die Stände auch überall so gut hergerichtet waren, daß der ruhig stehende Jäger nur sehr schwer hinter seinem Schirm erkannt werden konnte. Daher ist denn auch der Fall des Fehlens nur selten vorgekommen, so daß ich also obige Behauptung aus meiner eigenen Praxis weder bestätigen, noch widerlegen kann.

Eben so sehr bin ich auch im Zweifel, ob man den Umstand, daß der Fuchs vor den Treibern eher flüchtig wird, als anderes Wild, geradezu als einen Beweis für dessen Dummheit gelten lassen könne?

Furcht, Verzagtheit und Vorsicht möchten wohl eher als das Motiv dazu anzusehen sein, und die Parallele zwischen ihm, dem Reh und dem Hasen kommt mir ebenfalls bedenklich vor. Ich sehe es durchaus nicht als gewiß an, daß diese Thiere aus Klugheit nach den Treibern hinlaufen, sondern es kann wohl eben so gut aus Ueberraschung, Angst und Schrecken über das laute und lärmende Geschrei der Treiber geschehen; denn warum würde sonst auch der junge Hase, nach welchem noch nie ein Schuß geschehen ist, der also vorwärts gehend gewiß keine Gefahr befürchten kann, sich eben so gewiß vor den Treibern auf den Boden drücken, als der alte schon durch Schaden klug gewordene?

Es liegt in der Natur dieser furchtsamen Thiere, daß sie glauben, fest und unbeweglich auf den Boden gedrückt, zumal, wenn irgend etwas Schützendes sie umgiebt, unbemerkt zu bleiben. Daher sieht man im Walde so oft und um so häufiger, je dichter der Holzbestand ist, daß sie fest sitzen bleiben, bis die Treiber an ihnen vorüber sind und dann zurücklaufen. Allein dürfen wir das wohl als List und Verschlagenheit betrachten, was vielleicht nur aus instinktmäßiger Angst und Furcht

geschieht und deßhalb dem Hasen eben so viel oder doch noch mehr Klugheit zuschreiben, als dem Fuchse?

Lediglich bei dem Rothwilde möchte ich es daher als ein Zeichen von Vorsicht und Behutsamkeit ansehen, wenn das Kopfthier, nachdem es in seinem Leben vielleicht schon so manche Kugel pfeifen gehört hat, zuletzt scheu wird und lieber durch die Treiberwehre bricht, als vorwärts geht, was vielleicht zum Theil auch darum geschieht, weil nach ihm, in so fern es an der Spitze des Rudels steht, häufig die Schüsse der vorstehenden Jäger gerichtet werden, während bei den Rehen in der Regel eine alte Ricke voranzieht, die man gewöhnlich vorbei läßt, um den nachfolgenden Bock heraussuchen und seitwärts schießen zu können. —

Als ich so eben daran war, dieses Kapitel zu schließen, lernte ich einen Jäger kennen, der, in einem landesherrlichen Leibgehege aufgewachsen, wo anderes Wild nur dann geschossen werden durfte, wenn Lieferungen für die Hofküche ausgeschrieben worden waren, sich von Jugend auf hauptsächlich und mit besonderem Fleiß auf die Fuchsjagd verlegt hatte. Ich durfte daher mit aller Wahrscheinlichkeit reiche Erfahrungen in diesem Fache bei ihm voraussetzen und beeilte mich, ihn um die Mittheilung derselben zu ersuchen. Diesem Wunsche wurde auch sofort entsprochen und ich halte seine Beobachtungen für so interessant, daß man mir erlauben möge, sie hier noch beizufügen.

1) Daß ein Fuchs der Schleppe ganz schnell gefolgt wäre, ist mir noch nicht vorgekommen, obschon ich mich schon seit 28 Jahren und sehr fleißig mit dem Fuchsfange beschäftigt habe; vielmehr machte ich die Erfahrung, daß der Fuchs in der Regel erst von 9 Uhr Abends an im Winter auf den Luderplatz geht und eben so auch erst von dieser Stunde an der Schleppe folgt. Ich habe Füchse auf Schindangern und Luderplätzen gewöhnlich erst zwischen 9 und 11 Uhr geschossen und selbst wenn es sehr kalt war, habe ich vor dieser Zeit nur selten einen gesehen, während sie in den Morgenstunden oft bis 9 Uhr hin und her traben.

2) Wenn man einen Luderplatz anlegt, soll man das Aas immer leicht eingraben, weil die Füchse diesen Fraß dann lieber annehmen, als wenn es ganz frei liegt. Sollte jedoch auf einem solchen Platze nicht immer genug Luder vorhanden sein, und man erst dergleichen hinbringen lassen müssen, so ist es nöthig, die Gedärme herausnehmen und frei liegen zu lassen, damit ihr Geruch sich weiter verbreiten könne. Ich habe früher an solchen

Plätzen überall Hochstände angelegt, bin aber hiervon wieder abgekommen, weil man es in der Höhe, wenn der Wind scharf weht, nicht wohl aushalten kann; ich ließ mir daher späterhin ein Loch in die Erde graben, in welchem ich bequem sitzen konnte. Dieses wurde unten mit Heu ausgefüllt, um die Füße warm zu halten, 3 Fuß hoch mit Holz und Rasen umwölbt und mit einer Schießscharte versehen, welche jedoch so eingerichtet wurde, daß man den Flintenlauf beim Anlegen nicht hinaus zu strecken brauchte; denn ohne diese Vorsicht würde man zu leicht vom Fuchse bemerkt werden können.

Die Oeffnung, durch die man in ein solches Loch hinabsteigt, muß mit einem gutschließenden möglichst luftdichten Thürchen versehen sein, damit der Fuchs, wenn auch nahe daran vorbeiwechselnd, doch nicht leicht Wind bekommen könne, was mir auf Hochsitzen bei Duft und strenger Kälte mehrmals begegnet ist, indem Füchse, die von der schlechten Windseite her gekommen waren, schon in einer Entfernung von 80 Schritten Verdacht schöpften und laut zu bellen anfingen. Es ist gut sich bei solcher Gelegenheit mit Filzschuhen zu versehen; denn diese schützen nicht nur vorzugsweise gegen die Kälte, sondern machen es auch dem Fuchse, wie fein auch sein Geruchs-Organ sein mag*), unmöglich, die Anwesenheit des Jägers zu entdecken, möchte er auch erst in derselben Viertelstunde auf dem nämlichen Wege gegangen sein.

3) Daß der Fuchs der Schleppe, wenn Schnee liegt, nicht so gern folge, als wenn keiner liegt, ist nach meiner Erfahrung richtig und ist ein neuer Belag für das, was D. Aus dem Winkell über diesen Gegenstand gesagt hat. Man frage nur solche Jäger, die sich in ihrem Leben viel mit dem Fuchsfang beschäftigten, wann sie ihre meisten Füchse gefangen haben, ob bei oder ohne Schnee? und sie werden gewiß sagen müssen, daß Letzteres der Fall gewesen sei.

Bei hart gefrornem Boden und wenn das Laub bei jedem Schritte Geräusch macht, findet der Fuchs selten Gelegenheit, im Walde irgend etwas zu fangen, er geht daher auf das Feld, wo der Schwanenhals ge-

---

*) In der Behlen'schen Forst- und Jagdzeitung wurde einst in einem Aufsatze, der mit der Chiffre 36 unterzeichnet war, behauptet, was ich nicht verbürgen möchte: „daß bei strenger Kälte der Fuchs seiner gewöhnlichen Schärfe des Geruches gänzlich beraubt sei".

wöhnlich liegt. Bei Schnee findet er, freilich nur bei sehr strenger Kälte, todte Vögel oder erwischt sie in Hecken oder in alten hohlen Stämmen, auch trifft er sonst noch manchen Fraß an. So trifft man ihn häufig auf Hiebschlägen, wo er des Nachts die Feuerplätze besucht, um dort Wursthaut, Knochen und dergleichen Ueberreste zu sammeln. Wenn man bei Schnee und strenger Kälte ein Stück Wild anschießt und dann eine Stunde später mit dem Schweißhunde nachzieht, so benimmt sich dieser, während man schon den Schweiß in einer Entfernung von zehn Schritten liegen sieht, wenn er auch übrigens noch so gut ist, oft so unbegreiflich ungeschickt, daß er die Fährte des angeschossenen Wildes nicht einhält, sondern oft einer ganz andern Spur folgt, und zwar geschieht dies gewiß nur, weil die Witterung des Schusses schon ausgefroren ist.

Ich habe die Bemerkung gemacht, daß wenn ich ohne Schnee Abends ein Stück Wild angeschossen hatte und es schon zu spät war, um noch mit dem Schweißhunde nachziehen zu können, ein solches Stück am andern Morgen gewöhnlich von Füchsen angerissen war. Bei Schnee hingegen und bei starker Kälte spürte ich zwar wohl auch Füchse auf der Fährte, allein sie schienen dieselbe bald wieder verloren zu haben und ich fand in solchen Fällen das verendete Wild dann in der Regel unverletzt.

4) Die Begattung der Füchse findet jedenfalls fast immer in und auf dem Baue statt; denn sobald nur soviel Raum im Baue vorhanden ist, daß beim Ausgraben ein Fuchs den vorliegenden Dachshund überspringen kann, so muß ohne Zweifel auch die Begattung dort vor sich gehen können.

Wohl hundert mal habe ich in der Rollzeit mehrere Füchse hinter einander laufend gespürt und bisweilen auch gesehen, ja einmal sogar bei einer solchen Gelegenheit zwei auf einen Schuß geschossen, allein noch niemals ist es mir gelungen, Zeuge des Begattungsactes zu sein.

Dagegen hat ein sicherer Gewährsmann, der Herr Baron von R., mir erzählt, daß ihm schon zweimal der Fall vorgekommen sei, aneinanderhängende Füchse auf dem Baue anzutreffen. Der eine sei noch in dem Rohre, der andere aber außer demselben gestanden und letzterer habe sich bei Erblickung des Jägers sogleich losgerissen, um ebenfalls in den Bau zu schlüpfen.

5) Ueber die Art und Weise, wie der Fuchs das gefangene Haarwild trägt, habe ich nur ein einziges mal eine Erfahrung zu machen Gelegenheit gefunden.

Ich sah nämlich zu Ende des Monats Mai 1842, als ich Morgens bürschen ging, einen Fuchs auf mich zukommen, der etwas im Rachen trug, was ich in der Ferne nicht alsobald erkennen konnte.

Als jedoch die wohlverdiente Kugel meines Begleiters, des oben schon genannten Herrn Baron v. N., ihr Ziel erreicht hatte und wir näher hinzukamen, sahen wir, daß es ein Rehkitz war, welches er, ganz so, wie der Hühnerhund einen Hasen trägt, nämlich in der Nähe des Rückens gefaßt, ganz frei und ohne besondere Schwierigkeit fortgetragen hatte.

Um schließlich einem Vorwurf zu begegnen, der mir etwa noch gemacht werden könnte, daß nämlich in diesem Kapitel nichts über die innere Einrichtung eines Fuchsbaues gesagt sei, verweise ich diejenigen, welche eine solche Erörterung vermissen, auf meine Vorrede, in welcher die Gründe auseinander gesetzt sind, die mich bestimmt haben, nicht nur diesen Gegenstand, sondern auch die Krankheiten der Hunde und vieles Andere theils ganz mit Stillschweigen zu übergehen, theils nur kurz zu berühren.

Beispiele, daß ein in dem Baue eingesperrter Fuchs lieber eine geraume Zeit den bittersten Hunger erträgt, als in ein vor dem Rohre liegendes Eisen geht, sind zwar gar nicht selten, allein der merkwürdigste Fall dieser Art findet sich im April-Hefte der Forst- und Jagdzeitung von 1856 S. 157 aufgezeichnet und ist folgender:

Der Jäger Krüger des Oberförsters Müller zu Spornitz in der Forst-Inspektion Wabel spürte am 21. November zwei Füchse in einer Nothröhre im Spornitzer Forste auf. Da jedoch an Ausgraben*) oder Aushetzen wegen tiefer Lage des Rohrs und Mangel an scharfen Hunden nicht zu denken war, so legte derselbe ein Tellereisen in das Rohr. Nach eilf Nächten, also am 2. Dezember fing sich endlich der erste Fuchs (eine sehr alte, ermattete Füchsin fast ohne Gebiß) an einem Vorderlaufe, nachdem die etwaigen Versuche der Füchse, sich durch Ausgraben zu retten, durch der Länge nach in das Rohr gesteckte eiserne Stangen — die man übrigens nicht überall nach Verlauf von drei Wochen wiederfinden dürfte — verhindert waren. Um nun auch des zweiten Fuchses habhaft zu werden, wurde das Eisen sofort wieder gestellt, blieb aber fortwährend unberührt, so daß der Jäger bereits fürchtete, der Fuchs habe sich vergraben. Am 14. Dezember, also 23 Nächte nach Legung des ersten Eisens, fand er

*) Eine Nothröhre und doch soll an kein Ausgraben zu denken gewesen sein?

endlich auch den anderen Fuchs (eine jugendliche Fähe) an einem Vorderlaufe gefangen. Beim Abstreifen dieser ergab sich, daß der Balg ungemein fest saß; das wenige, noch auf den Knochen sitzende Fleisch hatte eine bläulich grüne Farbe, der Magen und die Gedärme waren stark zusammengeschrumpft und enthielten nur etwas Schleim.

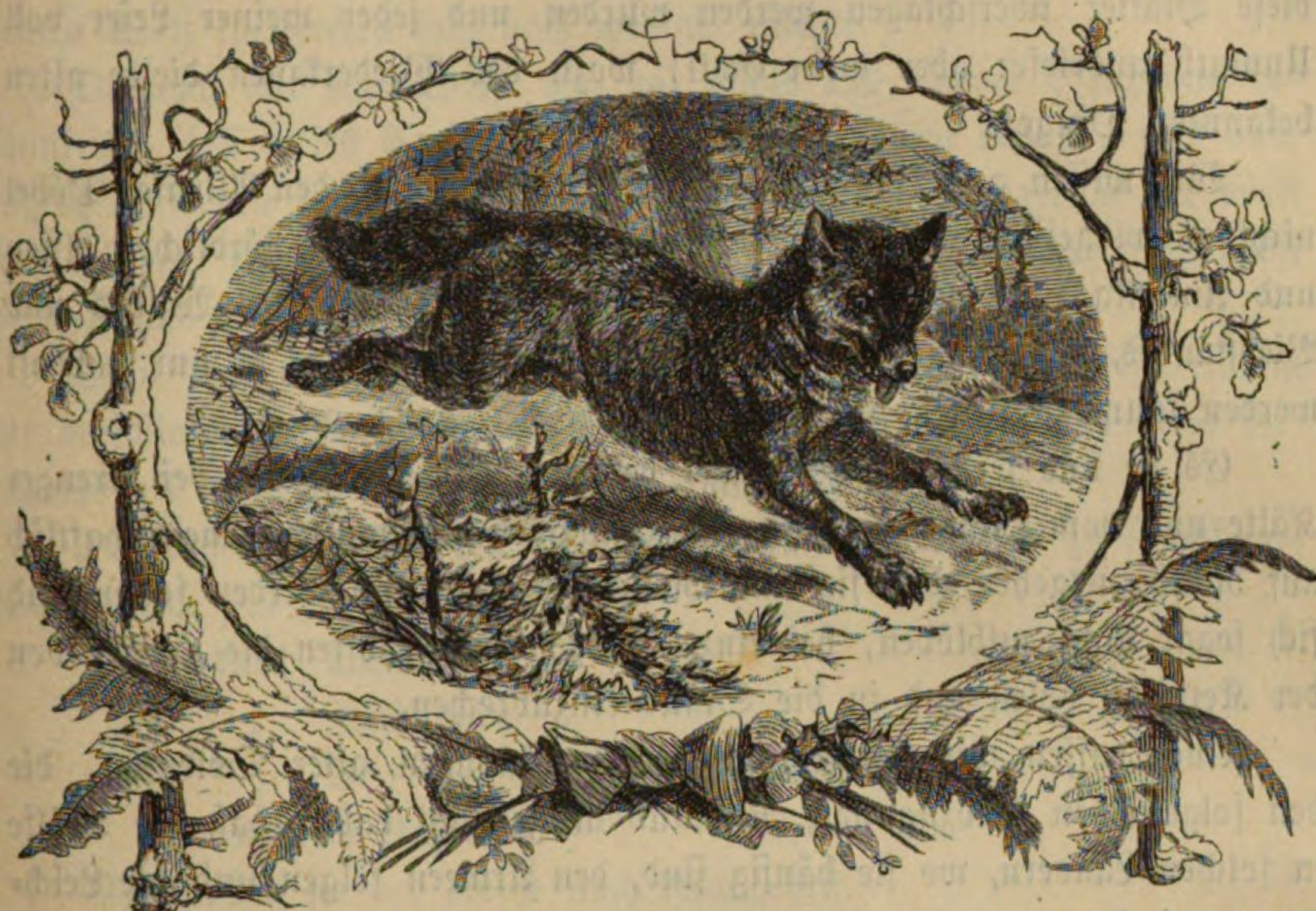
Soll man sich mehr wundern über diese Lebenszähigkeit oder über die Selbstüberwindung des Thieres, welches im Bewußtsein der Gefahr 23 Tage dem Hunger trotzte?!

Und somit will ich dieses Kapitel, Alles, was über die List und Raubgier dieses rothen Spitzbubengesichtes zu sagen ist, in zwei kurze Zeilen zusammendrängend, mit des Dichters **Bürger** bekannten Worten schließen:

„O des Buben! über seinen Ränken
Geh'n mir Sprache schier und Athem aus!"

Der Wolf.

Wer trabt so düster durch den dunkeln Forst?
Wer heult so laut in des Gebirges Klüften?
Weß' ist das Auge, das so tückisch blickt,
Voll heißer Mordbegier und doch so scheu?



Dieses Raubthier ist im eigentlichen Deutschland nicht mehr als einheimisch zu betrachten und wenn nicht ein Emigrant aus Polen oder Frankreich sich einmal in unsere gesegneten Gauen verirrte, so würde ich Bedenken getragen haben, ihm in meinem Buche, welches eigentlich die Jagd mit dem Schießgewehre auf in Deutschland einheimische Wildgattungen sich zum Ziele vorgesteckt hat, ein Plätzchen zu gönnen. Doch halt! bald hätte ich einen ungeheuren geographischen Bock geschossen.

Jenseits des Rebenvaters Rhein wird ja auch noch mit deutscher Zunge gesprochen, und wo die deutsche Sprache herrscht, da kann auch nur deutscher Sinn walten. Folglich ist mein Büchlein auch für meine überrheinischen Landsleute bestimmt und diesen ist ja ein Wolf kein so seltenes Thier. Daher sei ihm auch ein eigenes, wenn auch nur kurzes Capitel gewidmet, wobei ich den ächt deutschen Wunsch nicht unterdrücken kann, daß bald überall, wo deutsche Laute vernommen werden, alles „Wolfsartige" verschwinden möge. (Eingetroffen! —)

Ueber die Naturgeschichte dieses Räubers mich weitläufig zu äußern, vermeide ich schon um deßwillen, weil in jedem Lehrbuche der Haushalt desselben genau beschrieben ist. —

Ich bin überzeugt, daß, wenn ich den Versuch hierzu machen wollte, diese Blätter überschlagen werden würden und jeder meiner Leser voll Unmuth ausriefe: aber mein Gott! wozu das Wiederkauen dieser alten bekannten Dinge!

Wir wissen aus Buffon, Pennant, Bechstein, und den Altvater Döbel nicht zu vergessen, daß der Wolf in Europa und dem nördlichen Asien und Amerika zu Hause ist, und daß er, ein Schrecken des Wildes und Viehstandes, seine ungeheure Gefräßigkeit mit Allem, was er nur habhaft werden kann, zu stillen sucht.

Es ist uns ferner zur Genüge bekannt, daß die Wölfe bei strenger Kälte und vom Hunger geplagt, sich zusammen rotten und gemeinschaftlich auf Raub ausgehen, daß sie dann Reisenden gefährlich werden sollen und sich sogar nicht entblöden, bei einzeln liegenden Gehöften die Hunde von der Kette zu holen und in die Ställe einzubrechen.

Auch wissen wir längst aus den Erzählungen alter Soldaten, die den folgereichen Feldzug nach Rußland mitgemacht haben, daß die Wölfe in solchen Ländern, wo sie häufig sind, den Armeen folgen und die Leichname aufzehren.

Nun, nun meine Herren! — denn von Damen wird mein Büchlein schwerlich gelesen werden, — beruhigen Sie sich nur; ich wollte ja dies Alles nicht vorbringen, und weil ich sehe, daß Sie so gut mit den Eigenschaften des Wolfes bekannt sind, so will ich auch das Buch Genesis unberührt lassen; denn Sie wissen ja doch längst, daß die Begattungs- oder Rollzeit von Ende Dezember bis Ende Februar dauert, und daß die Madame Isegrim nach eilf Wochen, in einem Dickicht, unter einem Felsen, in einer Höhle oder an einem sonst sehr versteckten Orte, 3—8 Junge wirft, die sie 6—8 Wochen säugt.

Was die Krankheiten betrifft, so ist von diesen wenig Hülfe bei der Vertilgung dieser vierbeinigen Buschklepper zu erwarten, da sie sich einer sehr festen Gesundheit zu erfreuen haben.

Höchstens werden hie und da einige räudig und auch von Tollheit hat man Spuren; ob und wie viele davon zu Grunde gehen, dürfte sich schwer feststellen lassen. —

Ehe ich aber zur Wolfsjagd selbst übergehe, werden meine Herren Leser mir gütigst erlauben, daß ich Jedem insbesondere, d. h. unter vier

Augen und sub rosa, ein kleines Geheimniß anvertraue. — Es will gar nicht recht über die Zunge; aber was hilft es, Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe sind ja die erste Pflicht eines Schriftstellers; daher lege ich denn in Gottes Namen das Geständniß ab, daß ich in meinem Leben keinen Wolf im Freien sah, noch weniger erlegte.

Obgleich mir vom Wolfe also gar nichts aus eigener Erfahrung bekannt ist, soll dieses Capitel doch nicht ungeschrieben bleiben, was auch füglich geschehen kann, da gar viele Tausend Bücher weniger in der Welt sein würden, wenn ein Schriftsteller Alles, wozu er Anleitung gibt, selbst gesehen und erfahren haben müßte.

Ohne uns länger aufzuhalten, wollen wir daher zur Beschreibung der verschiedenen Methoden, die bei der Jagd des Wolfes und beim Gebrauche des Schießgewehres anwendbar sind, schreiten. —

Die bemerkenswerthesten Methoden, wodurch der Wolf zu Schuß gebracht wird, sind:

1. durch Treiben,
2. „ Jagdhunde,
3. „ Vereinigung beider Hülfsmittel,
4. auf dem Anstande. —

Wir wollen sie der Reihe nach durchgehen.

Die Treiben überhaupt können entweder auf Gerathewohl oder nach geschehener Bestätigung durch Einkreisen, abgehalten werden. — Daß die ersteren nur da von Erfolg sein können, wo es viele Wölfe gibt, bedarf wohl keiner Erwähnung; dort aber, wo dieses Raubthier schon anfängt seltener zu werden und die Absicht besteht, die völlige Ausrottung zu bewerkstelligen, ist der Winter die einzige Jahreszeit, in welcher man sich durch frisch gefallenen Schnee — scherzweise von den Alten „der weiße Leithund“ genannt — von dem Aufenthalte eines Wolfes vergewissern und solchen bestätigen kann.

Es ist bei einem Raubthiere, welches mit einem so feinen Geruche und so scharfem Gehöre begabt ist, nicht rathsam, enge zu kreisen, sondern im Gegentheile thue man dieses so weit als möglich, d. h. man richte sich nach den Hülfsmitteln, die bei der Ausführung zu Gebote stehen, nämlich: nach dem Vorrathe an Jagdzeug und nach der Zahl der disponiblen Schützen und Treiber; denn es wäre lächerlich, einem Jagdbogen eine Größe geben zu wollen, den man dann kaum zur Hälfte mit Zeug und Treibern bestellen kann und wobei man obendrein noch in die Verlegenheit kommen könnte, die besten Wechsel unbesetzt lassen zu müssen.

Das bei Wolfsjagden anzuwendende Jagdzeug dürfte lediglich in Federlappen bestehen, da der Transport und die Stellung eines jeden Andern mit allzuvielen Schwierigkeiten und Umständen verknüpft ist, auch bei einem so schlauen und vorsichtigen Raubthiere als der Wolf ist, gar viel daran liegt, die Stellung des Zeuges in größester Stille und schnell zu vollziehen.

Aller Lärm, alles Schlagen mit Schlägeln, lautes Sprechen, Tabakrauchen u. s. w. muß strenge untersagt werden; denn bei den guten Gehör- und Geruchsorganen des Wolfes, ist jede Vorsichtsmaßregel anzuempfehlen; sollte sie auch manchmal etwas kleinlich erscheinen.

Sobald der Rapport gemacht ist, müssen auch sogleich die einzulappenden Districte bestimmt werden, und am besten ist es, die Lappen nur so weit fahren zu lassen, als es ohne Gefahr der Verscheuchung des sauberen Gastes geschehen kann. Dann vertheile man die Lappen an Träger, und fange, je nach dem Locale, entweder an beiden Flügeln oder in der Mitte der zu bildenden Lappen-Wehre an.

Kann man den ganzen Jagdbogen umlappen, desto besser.

Ablaufen lassen und Nachrichten darf man nur höchst zuverlässigen Leuten übertragen und würde es zum strengen Gesetze gemacht werden, daß, wenn ein Bund nicht schnell angehen sollte, nicht erst lange Zeit mit Entwirren zugebracht, sondern sogleich ein anderer Bund genommen werde.

Nichts ist verdrießlicher, als wenn die kostbare Zeit mit einem solchen Geschäfte verloren geht und nicht allein durch den Aufenthalt, sondern auch durch den Lärm, der dabei gar nicht zu vermeiden ist, oft die ganze Jagd verdorben wird.

Auch erlaube man keinem Treiber oder überhaupt keinem Individuum, welches beim Lappenstellen gebraucht wird — selbst, wenn in diesem Augenblicke keine Beschäftigung mehr für dasselbe ist — den Zug zu verlassen, da oft mancher, wenn er sich selbst überlassen, ohne Aufsicht ist, einen näheren Weg durchs Jagen nimmt, Tabak raucht, oder sonst dergleichen sich erlaubt, wodurch oft alle Mühe und Arbeit vereitelt wird. Bei dem Gebrauche auf Wölfe ist es nicht nöthig, die Lappen zu verwittern, weil eine zu starke Verwitterung hier mehr schaden als nützen würde und sehr leicht der Fall eintreten könnte, daß der Wolf dadurch aufmerksam gemacht, noch ehe das Jagen umstellt wäre, rege würde und davon trabte.

Ist endlich die ganze Stellung vollendet, dann wird eine Anzahl zuverläßiger Leute an die Lappen vertheilt, um solche — wenn das Treiben

begonnen hat, — im Auf- und Abgehen durch Richtung und Anziehen der Schnur von Zeit zu Zeit, in ständiger Bewegung zu erhalten.

An jenen Plätzen aber, wo die Lappenlinie große Dickungen berührt, stelle man — ganz abgesehen von dem Winde, welchen sie haben mögen — gute Schützen, da diesen wohl Gelegenheit wird, den Herrn Urian von Person kennen zu lernen, und um so mehr wird dieses der Fall sein, wenn er an der vorderen Schützenlinie, die besseren Wind hat, schon angeprellt war oder etwa gar schon Feuer ausgehalten haben sollte.

Bei der Anstellung und dem Verhalten der Schützen gelten dieselben Regeln, wie beim Fuchse.

Erfahrene Jäger behaupten, daß der Wolf noch viel schärfer äuge, als der Fuchs, und daß also die größeste Vorsicht bei der Wahl des Standes nöthig sei; sie behaupten ferner, daß es sehr vortheilhaft sei, sich an einem dicken Stamme auf den Boden zu setzen, weil der Wolf gewöhnlich mehr nach oben blickend, seinen Feind nicht so weit unten vermuthe und daher auch nicht so leicht erkenne.

Auf diese Weise versichert Herr Webeser, Königlich Preußischer Landjäger, sei ihm mancher alte Wolf ganz nahe angelaufen und habe bei dem Anschlagen des Gewehres ihn nicht nur nicht erkannt, sondern sogar noch gestutzt und sei stehen geblieben. Ich muß bekennen, daß ich dies mehr als einen glücklichen Zufall betrachte und nicht der Meinung bin, es sei nur Folge davon gewesen, daß der Schütze dem sonst so vorsichtigen Raubthiere zu klein und niedrig vorgekommen sei, um für einen — Menschen angesehen zu werden.

Ich kann hier gar nicht aus Erfahrung sprechen; allein, wenn der Wolf den Fuchs noch an Scharfsichtigkeit und Behutsamkeit übertrifft, so ist es höchst wahrscheinlich, daß er auch, wie dieser, bei dem Wahrnehmen irgend einer menschlichen Bewegung erschrecken und alsbald umkehren werde, gleichviel, ob dieser von einer niedrigeren oder höheren Gestalt herrührt. So viel ist übrigens gewiß, daß ein möglichst verdeckter Stand oder Sitz für den Wolfsjäger ein dringendes Bedürfniß ist, und daß es daher große Vortheile gewähren muß, gut hergerichtete Schirme, oder noch besser, erhöhte Sitze, sogenannte Jagd-Kanzeln auf hierzu geeigneten Bäumen anzulegen. Auf diesen genießt man, außer der ganz verdeckten Stellung, auch noch den großen, bei einem so scharf windenden Raubthiere besonders hoch in Anschlag zu bringenden Vortheil, immer guten Wind zu haben.

So wie der Fuchs, so lange nicht dringende Gefahr von Hunden

oder Treibern ihn zur vollen und rücksichtslosen Flucht nöthigt, große freie Plätze, Felder und Wiesen gerne vermeidet, so schleicht auch der Wolf am liebsten in tiefen Gräben, Schluchten und dichten Gebüschen fort und wird daher da, wo zwei größere isolirt liegende Waldungen mittelst schmaler Zungen zusammenstoßen, am sichersten geschossen. In Altbayern belegt man einen solchen Stand mit dem etwas sonderbar klingenden Namen eines „gesperrten Riegels."

Der junge Wolf, dem die Erfahrung mangelt, trabt gewöhnlich ohne große Vorsicht mit gesenktem Kopfe und ohne viel zu sichern, auf den Schützen zu, während der alte mit der größten Vorsicht aus seinem Hinterhalte tretend, gleichsam den ganzen Umkreis erst recognoscirt und jeden verdächtigen Gegenstand mustert, ehe er seinen Lauf fortsetzt.

Kehren wir jetzt nach diesem Absprunge zu unserer Jagd zurück.

Ist nun der ganze Jagdbogen umstellt, und sind Schützen und Treiber gehörig auf ihre Plätze vertheilt, so läßt man nur wenige Leute in das Treiben, oder, was noch besser ist, es schleicht nur ein Jäger auf der Fährte nach.

Man kann auch, wenn man Schützen genug hat, den ganzen Jagd, bogen in der Art umstellen, daß zwischen zwei Schützen immer ein Treiber zu stehen kommt. Wie erfolgreich eine solche Umstellung ist= kann aus „Wildungens Taschenbuch" entnommen werden, in welchem eine Wolfsjagd im gräflichen Stollberg=Wernigerod'schen am Harze genau beschrieben ist. Da die Zweckmäßigkeit und allgemeine Anwendbarkeit dieser Jagdmethode mir vollkommen einleuchtet, so kann ich es mir nicht versagen, das Wesentlichste aus dieser Jagd=Relation wiederzugeben:

„Am 23. März 1796", heißt es in derselben, „da wieder ein schöner Spurschnee gefallen war und die ganze Jägerei aus Ilsenburg, Stapelnburg, Hesserode, Wernigerode und Schirbe nach am Tage zuvor gemachtem Plane das Gebirge durchstreifte, war endlich ein Jägerbursche so glücklich, den Wolf am Pfortenberge, eine Stunde von dem gräflichen Jagdhause Plessenburg, einzutreiben.

„Der Ort, wo der Wolf, gesättigt von einem in der Nacht zerrissenen Spießer, steckte, ließ sich gut umlappen; deswegen wurden nun sofort alle Geräthschaften hierzu, und auch noch mehrere Schützen und Bauern bestellt, während ein Förster noch einmal den Wolf umkreiste und bestätigte. Um 12 Uhr waren schon einige Wagen und Schlitten voll Lappen und Netzen von dem gräflichen Jagdzeughause dort.

„Der junge Graf von Stollberg sowohl, als sämmtliche Jagdgesell=

schaft, welche sich schon sehr verstärkt hatte, nahm voll Eifer Lappen und Netze auf die Schultern und umstellten so mit der größesten Geschwindigkeit und in tiefster Stille den ganzen Berg. Um zwei Uhr war dies geschehen und nun wurden 32 Schützen und eben so viele Jagdleute so um den Berg herumgestellt, daß in einer Entfernung von 80 Schritten jedesmal ein Schütze, und zwischen diesem immer ein Bauer zu stehen kam. Nun ging ein Förster und ein Jagdmann der in den Wald gehenden Spur nach, um den Wolf loszutreiben, traf ihn aber schon im Jagen herumtrabend an. Unter einem Felsen hatte er vom nächtlichen Schmause unbehülflich und träge geraftet.

„Bald kam er einigen Schützen schußmäßig, wurde aber gefehlt und rannte nun im Jagen wie rasend hin und her. Wenn er vor die Lappen kam, stutzte er und kehrte schnell um. Nach anderthalb Stunden kam er endlich gerade auf den Grafen Ferdinand los, dieser ließ ihn nahe genug herankommen, legte kaltblütig an, schoß und — der Wolf stürzte, raffte sich aber wieder auf und verschwand hinter dem Felsen. Beim Anschusse hatte er wie ein Fuchs genäßt.

„Man ging der, mit Schweiß bezeichneten, Spur nach und fand den Räuber 100 Schritte davon todt in den Schnee hingestreckt.

„Das Abfeuern der Gewehre verkündete dem Wilde den Tod seines Feindes."

Würde nun diese Jagd nach dem gewöhnlichen Schlendrian betrieben worden, würden die Schützen an einem, die Treiber aber am anderen Ende des Triebes angestellt worden sein, würden die Treiber nach gewöhnlicher Art einen rechten Höllenlärm vollführt haben, so würde auch der Wolf höchst wahrscheinlich nicht mehrere Schüsse ausgehalten, sondern sogleich auf die eine oder andere Art entweder durch die Treiber oder die Schützenlinie gebrochen und den Jägern das Nachsetzen geblieben sein.

Ueberhaupt kann ich mich mit der in manchen Jagdlehrbüchern gegebenen Regel, daß, wenn der Wolf eingestellt sei, die den Schützen gegenüberstehenden Treiber ein allgemeines, möglichst lautes, Geschrei erheben müßten, um denselben rege zu machen, nicht recht einigen. Diesen Grundsatz würde ich vielmehr höchstens dann befolgen, wenn entweder Gefahr an dem Verzuge haftete, das heißt, wenn der Abend schon sehr nahe oder schlechtes Wetter im Anzuge wäre u. s. w., oder, wenn alle vorherigen Versuche, den eingekreisten Wolf vorwärts zu bringen — ein Fall, der bei einem so scheuen, furchtsamen und flüchtigen Thiere kaum denkbar ist — fruchtlos geblieben wären. Kurz, ich würde dieses allgemeine Zetergeschrei,

sowie die von Manchen zu gleichem Zwecke empfohlenen Schreckschüsse nur als im äußersten Nothfalle anzuwendende sogenannte Desperations-Mittel betrachten und zwar hauptsächlich um deswillen, weil der auf eine so gewaltsame Weise in die Flucht getriebene Wolf da, wo er anprallt, auch fast immer durchbricht.

Kommt er nun unglücklicherweise an einen schlechten oder unachtsamen Schützen und wird von diesem gefehlt oder verpaßt, so hat, wie man wohl scherzweise zu sagen pflegt, die ganze Herrlichkeit ein Ende; alle Mühe, die man auf die Anstalten zur Jagd verwendet hat, ist dann verloren und der gefährliche Gast treibt sein Räuberhandwerk nach wie vor fort.

Dagegen trifft ihn auch der minder geübte Schütze leichter, wenn er von einigen auf der Fährte nachgehenden Leuten durch Pfeifen, Husten und Schlagen an die Stangen, ohne großes Geräusch aufgeregt, vertraut und langsam herankommt. Brennt das Gewehr ab oder versagt, ja selbst im schlimmsten Falle, in dem des Fehlens, ist nun doch noch Hoffnung vorhanden, daß er umkehren und noch einem anderen Schützen anlaufen werde, welches aber gewiß nur äußerst selten geschehen wird, wenn er schon zuerst durch solch wüthendes Geschrei rege gemacht, in voller Flucht angerannt kommt.

Wird die Wolfsjagd mit Jagdhunden betrieben, so ist die Voraussetzung natürlich, daß es in Gegenden geschieht, wo die Wölfe noch einheimisch, oder wenigstens keine so gar schlimmen Gäste sind; denn das Halten, und vorzüglich das Anschaffen, guter Wolfshunde ist immer mit bedeutender Mühe und oft mit großen Kosten verknüpft. Sie sind gar nicht so häufig zu finden, als vielleicht mancher glauben mag.

Vorzüglichen Nutzen mußten jene kleinen Wolfshunde leisten, die im Hartig'schen Archive vor etwa 20 Jahren der Herr Oberforstmeister Jäger beschrieb. Er sagt in jener Zeitschrift:

„Die erwähnte Race von Wolfshunden hat sich seit einigen Jahren in den Bezirken von Koblenz und Trier merklich vermehrt. Unter anderm besitzen die Hofleute zu Strimming an der Mosel deren fünf, wie auch noch andere Personen mehrere derselben. Sie sind den kleinen Bracken oder Dächseln am ähnlichsten, aber etwas stärker und größer, theils hellgrauer, theils auch röthlicher Farbe.

„Die Ohren sind kurz, zum Theil steif, zum Theil herabhängend, der Hals und die Schnauze sind etwas länger, als bei den Dächseln und die Ruthe ist am Ende etwas aufwärts gekrümmt.

„Diese Hunde haben mit den hier zu Lande gebräuchlichen Hirten- oder Schäferhunden mehr Aehnlichkeit, als mit irgend einem anderen, sind aber nicht so langhaarig, wie der Wolfshund in Buffons Naturgeschichte im 2. Bande abgebildet ist."

„Ohne weitere Abrichtung, als daß sie nur auf die Fährte des Wolfes gebracht werden, verfolgen sie diesen gewöhnlich laut jagend, wie Bracken, bis sie ihn erreichen. Alsdann geben sie einen stärkeren Laut als gewöhnlich, halten sich aber, so lange der Wolf steht, in solcher Entfernung, daß dieser sie nicht erreichen kann. Setzt der Wolf die Flucht fort, so verfolgen ihn die Hunde immer in einiger Entfernung und fahren zurück, wenn derselbe sich stellt. Dieses Jagen setzen die Hunde unermüdet fort, bis entweder ein Schütze der Jagd ein Ende macht oder bis der ganz steif gejagte Wolf von dem Anführer der Hunde erreicht und getödtet wird. Da also diese Hunde niemals an den Wolf gehen, so besteht ihre schätzenswerthe Eigenschaft und ihr Talent hauptsächlich darin, den Wolf laut jagend und so vorsichtig zu verfolgen, daß dieser ihnen nie gefährlich werden kann. Mehrere solche Hunde zusammen pflegen den Wolf schneller und weiter zu verfolgen und nicht davon abzustehen, bis dieser erlegt ist, was ein Hund allein nicht so leicht thun kann. Doch hat man schon Fälle gehabt, daß auch einzelne Hunde Wölfe so anhaltend jagten, bis dieselben auf die eine oder andere Weise erlegt wurden."

Wenn am Schlusse vorstehender Mittheilung Herr Oberforstmeister Jäger die Vermuthung äußert, daß man auch die Hühnerhunde zur Wolfsjagd abrichten könne, so wird er wohl hierunter nur den Gebrauch derselben zum Aufsuchen der sogenannten Nestwölfe verstanden haben; denn solche Hunde haben in der Regel weder Dauer noch Beharrlichkeit genug, um so lange anzuhalten, als bei einer solchen Jagd nöthig ist. Nach meinem Dafürhalten vermag das nur ein leicht gebauter und sehr flüchtiger Hund, der, wenn auch nicht direct, doch wenigstens aus gemischer Abkunft, dem Geschlechte der eigentlichen Bracken oder Wildboden-Hunde angehört. Ich kann hier nicht umhin, über den gebrauchten Ausdruck „Nestwolf", der den Jägern, die in keiner Wolfsgegend wohnen, auffallen muß, weil wir in der Regel durch Ausdruck „Nest" den Brüteplatz eines Vogels bezeichnen, die Erklärung beizufügen, daß in solchen Gegenden, wo die Wölfe einheimisch sind — vorzüglich in Ostpreußen — diese Benennung der jungen Wölfe allgemein ist.

Der Gebrauch jener beschriebenen Art Jagdhunde ist übrigens in Nichts von dem der gewöhnlichen Bracken verschieden und die Ausübung

der Jagd hinsichtlich der Anstellung der Schützen, der Anordnung der Jagdbogen u. s. w. ist ganz dieselbe, wie solche beim Fuchs beschrieben wurde.

Uebrigens möchte ich, wenn ich in eine Gegend zu wohnen käme, wo Wölfe einheimisch wären, unter allen Jagdmethoden jener vom Kgl. preußischen Landjäger Herrn Webeser angewendeten den Vorzug geben, wobei die Jagd nicht auf's Gerathewohl abgehalten, sondern eine Art von Bestätigung der Wölfe vorgenommen wird.

Ich meine damit das sogenannte Locken oder Anheulen.

Das Verfahren dabei ist Folgendes:

Vor Allem muß — selbst wenn der Spurschnee mangelt — das Revierpersonal durch sorgfältiges Abspüren der Wege, Brüche und sonstigen feuchten Stellen, durch Beobachtung frisch gelegter Loosung u. s. w., so wie durch das Verhören des Geheules sich möglichst genau von der Anzahl der vorhandenen Wölfe zu überzeugen suchen. Die Einheimischen stecken sich bei hinlänglicher Ruhe und Sicherheit gerne in die Nähe ihrer Heimath oder entfernen sich doch nicht allzuweit davon.

Ehe diese nun des Abends auf Raub ausgehen, fangen sie gewöhnlich erst an zu heulen, worauf sodann die entfernteren Kameraden ihnen antworten. Später in der Nacht geschieht es seltener und hauptsächlich nur dann, wenn sich einige von der Rotte abgesondert haben. Das Locken selbst geschieht auf dem weiten Ende eines Jagdhornes von Holz, welches eine geräumige Höhlung, nebst einem krummen Bauch haben muß und einen reinen scharfen Ton von sich geben soll, der in der größesten Oeffnung — mit dem Munde schräg gehalten — hervorgebracht werden muß.

Der Laut der Wölfin ist etwas heller als der des alten Männchens, und wenn sie Junge mit sich führt, etwas abgebrochen. Die Angabe, daß sie, um sich nicht zu verrathen, ihre Kinder in dem Augenblicke, in welchem diese heulen wollen, mit dem Gebisse davon abhalte, möchte wohl zu den — näherer Bestätigung bedürftigen Wahrnehmungen gehören, deren es im Gebiete der Zoologie so viele gibt.

So bald nun über den Stand und Wechsel der vorhandenen Wölfe das Nöthige erforscht ist, wird das erforderliche Jagd- und Triebpersonal bestellt, damit am folgenden Morgen sich Jeder zu rechter Zeit auf seinem Posten einfindet.

Auf den Anhöhen werden dann Abends zuvor zuverlässige Jäger zum Verhören aufgestellt. Der Dirigent selbst reitet in die Mitte des Revieres, wo die Jagd stattfinden soll, um das Innere zu beobachten.

Heulen hier die Wölfe, so entfernt er sich in möglichster Stille wieder, heulen sie aber nicht, so lockt er auf seinem Horn, bis sie antworten und entfernt sich sodann ebenfalls wieder von diesem Orte.

Sämmtliche Jäger, die hierzu verwendet werden, müssen zu Pferde sein, damit die Wölfe keinen menschlichen Fußtritt wittern können.

Nach Mitternacht wird abermals gelockt, jedoch nur mit wenigen Stößen und an einem anderen Orte, so wie auch im Tone eines alten Wolfes. Die wichtigste und über den ganzen Erfolg der Jagd entscheidende Locke ist aber die letzte, welche eine halbe Stunde vor Tagesanbruch stattfinden muß.

Bei dieser ist die größeste Aufmerksamkeit und Vorsicht nöthig. Sie muß, so viel als möglich, dem Orte gegenüber, wo gejagt werden soll und wo man die Wölfe zuletzt gehört hat, vorgenommen werden, denn nunmehr sind alle wieder zu Holze gezogen und nähern sich gern, ruhig antwortend, dem Lockungsorte.

Sobald nun der Tag anbricht, wird von allen Seiten Rapport erstattet und hiernach der Plan des Jagens entworfen.

Die Treiber, in einer langen Linie aufgestellt, folgen in größter Stille ihrem Führer, während der hintendrein gehende Jäger, wenn es Zeit ist, jedesmal zum Zeichen, daß er stehen bleiben soll, den nächsten mit einem Stocke berührt. So wird fortgefahren, bis sämmtliche Treiber auf ihrem Posten sind und der ganze Bezirk, ohne das geringste Geräusch umstellt ist. Man hüte sich übrigens vor einer allzuengen Umstellung, weil sonst die zu sehr eingeschränkten Wölfe Alles versuchen, um durch zu brechen. So bald nun auch die Schützen und zwar nicht, wie sonst gewöhnlich, am Ende des Jagdbogens, sondern in der Mitte mit möglichster Stille ihre Plätze eingenommen haben, gibt der Dirigent das Zeichen zum Anfange der Jagd. Die Treiber setzen sich in Bewegung, gehen aber nicht, wie bei anderen Treibjagden, gerade vorwärts, sondern fortwährend im Kreise herum, so daß den umzingelten Wölfen auf allen Seiten der Paß abgeschnitten und jedes Mittel zur Flucht benommen ist; denn sobald sich einer in der Nähe der Treiber blicken läßt, muß er durch lautes Schreien zurückgejagt werden.

Zuerst werden sie nun durch einige Treiber mit Klappern rege gemacht und den Schützen zugetrieben. Wenn dieses nicht mehr zureichend ist, da sie das Knallen und den Pulvergeruch auf der Schützenlinie bald scheuen, so wird ein alter Wolfshund gelöst, welchem aber zugleich auch dessen Führer folgen muß, um nöthigenfalls ihm beistehen zu können.

So kommen nun nach und nach alle disponiblen Hunde ins Treiben, bis kein Wolf mehr aufzufinden und die Jagd beschlossen ist.

Daß man schon Anfangs die vorhandenen Hunde alle zugleich löse, kann ich nicht für gut halten; denn leicht könnten sie dann auseinander kommen und in beiden Abtheilungen der Stellung zugleich jagen, welches in so fern nicht gut ist, weil ein Schütze, der zugleich vor und hinter sich die Hunde jagen hört, seine Aufmerksamkeit sehr theilen muß und oft nicht weiß, wohin er sich wenden und die Augen richten soll.

Nach Schluß der Jagd koppelt man die Hunde, führt sie zu den erlegten Wölfen, wo sie gelobt und, wenn es die Umständen gestatten, zum Zeichen der Zufriedenheit, auch zugleich gefüttert werden.

Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß eine solche Jagd mit mancherlei Umständlichkeiten und mit nicht geringer Mühe verbunden ist, namentlich wegen des Durchwachens der ganzen Nacht, welches in der rauhen Jahreszeit für manchen Nimrod unseres Zeitalters schon allein sehr abschreckend sein dürfte. — Dagegen darf man aber auch mit der größesten Zuversicht auf einen günstigen Erfolg rechnen, wenn alle Vorbereitungs-Maßregeln gehörig getroffen sind.

Ueberdies ist die Verminderung eines so schädlichen Raubthieres an und für sich schon so verdienstvoll, daß man kein, der Erreichung eines so wichtigen Zweckes zu bringendes Opfer scheuen sollte, auch wenn nicht in allen civilisirten Ländern Prämien für die Erlegung eines Wolfes bezahlt würden.

Herr Webeser veranstaltete einst eine solche Jagd, wie die oben beschriebene für einige Preußische Staatsbeamte höheren Ranges und gab die Zahl der Wölfe, welche man im Jagen antreffen werde, auf fünf bis sechs junge und zwei alte an. Er wurde nicht wenig damit geneckt, daß er sich einfallen lasse, die Zahl der verpönten Wölfe so genau bestimmen zu wollen; allein der Erfolg rechtfertigte seine Angabe vollkommen; denn es wurden wirklich sieben junge und zwei alte, mithin nur ein einziger mehr, als er vorausgesagt hatte, erlegt.

Nicht uninteressant wird die Mittheilung über die Erziehung und Abrichtung der Hunde sein, welche bei diesen Jagden gebraucht wurden.

Zu der Zeit, wo der Königl. Preußische Landjäger Herr Webeser noch auf dem Sozebra'schen Forstreviere angestellt war, bot er alle möglichen Mittel auf, um die in jener Gegend ziemlich häufig vorkommenden Wölfe zu vermindern. Sein Haupt-Augenmerk war daher vor Allem darauf gerichtet, sich recht gute Wolfshunde zu verschaffen.

Der deutlichste Beweis, daß er dabei kein Opfer scheute, ist der, daß er für einen zwar guten, aber schon älteren, in jener Gegend befindlichen Hund volle fünfzig Thaler bot, ohne jedoch denselben dafür zu erhalten.

Nur das Belegen einer ebenfalls sehr guten Hündin, welche er selbst schon besaß, wurde ihm zuletzt noch bewilligt, und so wurde ihm das große Vergnügen zu Theil, fünf junge Hunde von dieser echten Race zu bekommen. Diese fünf Hunde wurden sorgfältig erzogen, bis sie ein Alter von dreiviertel Jahren erreicht hatten; dann fing er an, sie von Zeit zu Zeit mit in's Freie zu nehmen, während mit der Mutter an der Leine die Brüche und Wechsel abgespürt wurden.

Auf der frischesten Spur eines Wolfes wurde dann jedesmal eine kleine Strecke mit nachgezogen, wobei die alte Hündin, durch Zusprechen ermuntert, gewöhnlich laut wurde.

Dies eiferte die Jungen so sehr an, daß sie nicht selten selbst laut wurden und bald zeigten sie so viel Eifer, daß sie auch gekoppelt werden mußten. In diesen Uebungen fuhr er geraume Zeit fort und ließ sich die Mühe nicht verdrießen, einer solchen Spur manchmal stundenweit nachzuziehen, wobei die Lehrlinge, wenn sie Unrecht hatten, gestopft, außerdem aber durch Lob und Schmeicheln immer mehr angefeuert und zuletzt auf einem anderen Wege nach Hause geführt wurden.

Nunmehr fing er auch an, die theils von den Hühnerhunden aufgesuchten, theils von den Unterthanen eingelieferten sogenannten Nestwölfe, zum Behuf des Einhetzens seiner Hunde, einzusperren, und zwar wurden hiezu die stärkeren verwendet; die kleinsten dagegen wurden der angeleinten alten Hündin einzeln vorgesetzt. Kaum sie erblickend, regte sich in ihr schon der tief begründete Haß auch gegen diese noch wehrlosen Feinde und ihr Zorn stieg um so höher, da sie sich am Würgen gehindert sah. Kaum hörten die jungen Hunde im Zwinger den ihnen sehr wohlbekannten Laut der Mutter, als sie ebenfalls insgesammt laut wurden.

Von ihren Wärtern nicht mehr angefeuert, wurden sie nun auf ein Zeichen, mit dem Jagdhorne gegeben — ihrer Haft entlassen.

Dieser Moment war bei dem ganzen Geschäfte einer der wichtigsten, denn, wie schwach auch ein junger Wolf sein mag — sagt Herr Webeser — so ist doch die größeste Vorsicht nöthig, wenn man junge, noch ganz unerfahrene Hunde zum ersten male an ihn bringt.

Laut und feurig eilen sie der Mutter zu, die nun noch heftiger in die Leine fallend, ihren Kindern den gehaßten Feind zeigen will. Die jungen Hunde werden nun stille, betrachten den jungen Wolf, riechen

gegen ihn, kräuseln die Haare und heben die Ruthe. Nun ist es Zeit, sie durch nicht zu lautes Zurufen zu reizen und den jungen Wolf selbst zu zerren, damit er anfängt zu schreien und sich zu wehren. So bald nun alle jungen Hunde recht eifrig sind, muß die alte Hündin gelöst werden, damit sie zwischen die jungen Hunde fahre und den Wolf würgen kann.

Die auf diese Weise genossen gemachten jungen Hunde werden dadurch sehr erfreut; man muß sich aber hüten, ihnen einen zu starken jungen Wolf zum Einhetzen vorzuführen, weil, außer dem schon früher bemerkten Geruch, der sich bei stärkeren Wölfen mehrt, ein halbwüchsiger Wolf schon sehr scharfes Schneidzeug hat, wodurch die jungen Hunde leicht schüchtern gemacht werden können.

Es wird ihnen deshalb die alte Hündin sogleich zur Hülfe gegeben, welche vorsichtig auf den jungen Wolf zufährt, ihm die Zähne zeigt und indeß die jungen Hunde umher laut sind, beim ersten Wenden des Kopfes den Wolf im Genick oder an der Kehle faßt, worauf dann auch die jungen Hunde zufahren und sich gewöhnlich dermaßen verfangen, daß sie nicht eher, als bis der Feind ohne Leben ist, zu lösen sind.

Ist aber ein Wolf schon zu stark zum Würgen für die jungen Hunde und hat man ein starkes Schlagen zu befürchten, welches man durchaus in diesem Falle zu verhüten suchen muß, so kann dem jungen Wolf ein starker eiserner Ring in das Gebiß gelegt werden, damit er die Fänge nicht zusammen schließen kann. Der Ring wird vermittelst starker Riemen zu beiden Seiten des Kopfes an ein umgelegtes ledernes Halsband befestigt. Noch ist zu bemerken, daß dieses Genossenmachen der Hunde, wo möglich in einem quadratähnlichen, nicht zu großen Raume geschehen muß, damit der Wolf ohne zu vielen Spielraum zu haben, sich auch manchmal in die Ecken setzen und den Hunden die Fänge zeigen kann, denn sie werden dadurch vorsichtiger. Nur muß der Tod des Raubthieres immer das Ende der Hatze sein und es darf kein Pardon stattfinden. Wie mit dem Wachsthum und dem Alter der Hunde ihnen auch stärkere junge Wölfe vorgeführt werden, so nimmt auch ihr Eifer zu, und vor Allem muß man sie nun auch im Freien, wo ein Buschwerk ist, gleichfalls genossen machen.

Man nimmt nämlich den Wolf, nachdem man denselben durch einen Ueberwurf weniger schädlich gemacht und ihm die Sehnen der Hinterläufe mit einem starken Draht fest umwunden hat, trägt ihn an den bestimmten Ort, ohne daß die Hunde ihn früher gewahr wurden, und läßt ihn dort los. Nun führt man die gekoppelten Hunde unter Wind nach der Stelle, wo der Wolf in's Gesträuch gekrochen ist und läßt die alte Hündin auf

die Spur. Wenn diese nun der Spur laut folgt, so wird die Meute mit einem „Hußa! Hußa! Wolf“ gelöset und es folgt ein Jäger unter demselben Zurufe zu Pferde. Sobald nun die Hunde den Wolf eingeholt haben, wird dieser sich stellen und zur Wehre setzen. Hierauf muß der Jäger bei der Hand sein, mit Vorsicht, um keinen Hund zu beschädigen den Wolf niederschießen und zu verhindern suchen, daß Hunde geschlagen werden. Nun koppelt man immer einen der beherzteren und einen noch furchtsamen zusammen und läßt jedes Paar auch in einem besonderen Zwinger, damit sie sich an einander gewöhnen, führt sie so zur Jagd und läßt sie auch in der Folge beisammen. Um den jungen Hunden nun auch die alte Wolfsspur genau kennen zu lehren, wird in der Frühe auf dem Thau, wo ein alter Wolf gegangen ist, ein alter Hund gelöst und erst wenn dieser Laute ausgibt, werden die jungen Hunde mit einem „Hußa! Wolf!“ losgekoppelt. Dabei muß aber stets ein Jäger zu Pferde sein und wenn die Jagd weitläuftig und der Ort sehr brüchig ist, müssen wenigsten zwei den Hunden bekannte Personen folgen. Wird der Wolf eingeholt und stellt sich, so ist hier doppelte Vorsicht nothwendig, damit kein Hund verletzt werde. Nach mehrmaliger Uebung der Art sind die Hunde zur freien Jagd tüchtig, die ich oben nach der Mittheilung des Herrn Webeser beschrieben habe.

Es bleibt mir nun noch der Anstand übrig, der aber nur da, wo es noch viele Wölfe gibt, lohnend sein möchte, da der Wolf eben so wenig wie der Fuchs bei seinen Streifereien einen bestimmten Wechsel hält. Ueberhaupt ist der Anstand auf Wölfe so wenig von dem auf Füchse verschieden, daß ich nur das dort gesagte, sowohl in der Wahl des Platzes, als in der Ausübung und dem Benehmen nach dem Schusse, beinahe wörtlich wiederholen müßte, weshalb ich in dieser Beziehung auf das Capitel vom Fuchse verweise und nur Folgendes bemerke:

Ein erhöhter Sitz oder eine sogenannte Kanzel wird immer wesentliche Dienste leisten, wie denn auch das Ziehen einer Schleppe, oder das Stellen eines lebenden Köders Vieles zum guten Erfolge bei dieser Jagdmethode beitragen wird.

Kann man sich auf den Anstands-Platz zu Pferde begeben, wobei ein gleichfalls berittener Gefährte das Pferd auf einem Umwege nach Hause führt, so wird dieses großen Vortheil gewähren; denn der Wolf wird dann um so vertrauter kommen, weil er gar nichts Verdächtiges bemerkt. Da der Wolf, eben so wie der Fuchs, die Aasplätze besucht, so

ist das Errichten von Schießhütten sehr zweckdienlich, die wohl keiner näheren Beschreibung bedürfen.

Ueberflüssig möchte auch die Bemerkung sein, daß man sich mit einem Hirschfänger bewaffnen oder wenigstens einen tüchtigen Prügel in Bereitschaft haben muß, da ein Wolf — zumal, wenn er angeschossen — kein zu verachtender Feind und alle Vorsicht nöthig ist, um ihn ohne irgend eine eigene Gefahr zu tödten.

Auch ist der Fall schon vorgekommen, daß Wölfe, wenn sie sich verwundet fühlen, den Schützen annehmen. So ereignete sich im Winter 1815 der Fall, daß ein von dem Förster in Bettenfeld im Regierungsbezirke Trier beim Treibjagen angeschossener Wolf, nach Art der wilden Sauen, so heftig auf den Schützen losging, und dermaßen auf ihn eindrang, daß dieser um Hülfe rufen mußte, auf welches Geschrei einer seiner Jagdgefährten herbeieilte und den Wolf durch einen zweiten Schuß niederstreckte.

Zum Schlusse dieses Capitels kann ich nicht umhin eine Erzählung zum besten zu geben, die zeigt, daß der Wolf auch zur Jagd verwendet worden ist.

Ein Franzose, Marquis de Cyntignac, welcher unweit Brest wohnte, erhielt einst aus seinen Besitzungen einen jungen Wolf zugeschickt, dem er einen solchen Grad von Folgsamkeit beizubringen wußte, daß er ihn ganz an die menschliche Gesellschaft, so wie an das auch seinen übrigen Jagdhunden gestattete freie Herumlaufen gewöhnte, ihn auch des Abends mit jenen in einen gemeinschaftlichen Zwinger sperrte.

Die auf diese Weise schon in zarter Jugend gefaßte, durch stetes Zusammenleben mit dieser seiner Spießgesellschaft fest begründete Zuneigung des Wolfes zu den Hunden, so wie der durch immerwährend geschärfte Aufsicht ihm eingeprägte, beinahe unverbrüchliche Gehorsam gegen seinen Herrn, brachte diesen auf den Gedanken, seinen Liebling einmal mit auf die Jagd zu nehmen. Man zog daher einst an einem günstigen Morgen mit Mann und Roß und Hund und Wolf dem Walde zu. Bald wurde ein Stück Rothwild angejagt und nach einer kurzen Hatze Hallali, wobei sich Herr Urian nicht nur sogleich einfand, sondern auch die ihm dargereichte Belohnung mit dem besten Appetit verzehrte. Solche Versuche wurden kurz nach einander mehrere gemacht und bald bemerkte man, daß der Wolf, obgleich stumm jagend, dennoch stets den Kopfhund vorstellte, und daß dadurch die Jagd nicht nur weit schneller, sondern auch weit richtiger von Statten ging. Fast nie wurde mehr die Fährte verloren,

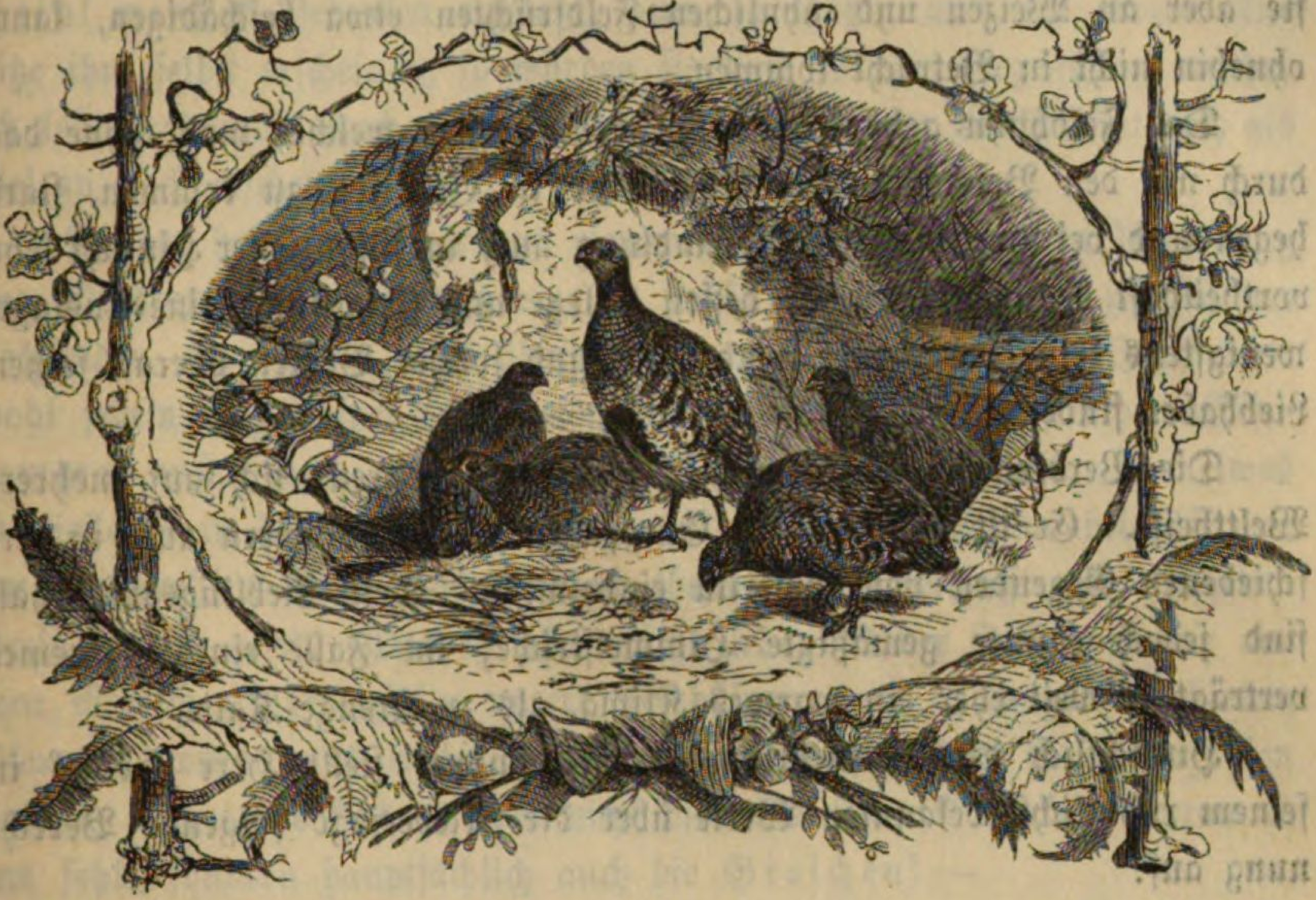
doch leicht anderes Wild angenommen, da bald selbst der eigentliche Kopfhund, so wie die Jägerei, sich hauptsächlich auf den Wolf zu verlassen anfing. Dieser Umstand schadete jedoch nur wenig, da in den dortigen, ziemlich wildarmen Revieren ein solcher Fall nur äußerst selten sich ereignete, und wenn es geschah, das frisch angejagte Stück gewöhnlich bald gefangen wurde, weil die vielen Gewässer in jener Gegend ungemein viel zu dem baldigen Ermüden des Wildes beitrugen.

Mehrere Jahre hindurch führte dieser Herzog oder Vorherzieher einer furchtbaren Schaar seine 80—90 Köpfe starke Meute gegen die armen Waldbewohner jener Reviere an, ohne jedoch zu stolz auf seinen Commandostab zu werden, oder sein eigentliches Ich zu stark vorherrschen zu lassen. Im Gegentheil wagten seine Untergebenen nicht selten ihm den schuldigen Respect zu verweigern, wurden aber durch strenge Strafen immer wieder in die Schranken des Gehorsames zurückgewiesen. Einmal des Nachts jedoch, als sie, wie immer, in einem Stalle beisammen waren, mochte sich, vermuthlich wegen der besten Plätze, ein Streit unter ihnen erhoben haben, und da kein Richter mit der Peitsche dazwischen trat, so schlug die Flamme der Empörung über dem Haupte des Fremdlings zusammen. Der Hundeverein — was doch nicht ein Verein vermag! — zerriß nun nicht blos alle Bande der Subordination, sondern — den General selbst? —

Am folgenden Morgen, als beim Herauslassen der Hunde ihr Anführer nicht wie sonst zuerst erschien, ward gewartet und dann gesucht; allein man fand fast keine Spur mehr von ihm, außer einigen abgenagten Knochen und ganz zerrissenen Ueberbleibseln seiner weiland Marschalls-Uniform. Vielleicht der erste Anführer, der in der europäischen Welt, nach gut geleisteten Diensten, von seinen eigenen Truppen — gefressen worden ist!!

Die Feldhühnerjagd.

Heut' will ich suchen, morgen geht's an's Treiben,
Und übermorgen winkt der Vogelheerd;
O könnt' es Herbst im ganzen Jahre bleiben!
Dann hätt' ich Alles, was mein Herz begehrt.



Das Feldhuhn ist, nächst Reh und Hasen, jedenfalls diejenige Wildgattung, welche dem Jagdbesitzer bei zweckmäßiger Bewirthschaftung seines Revieres zu der reichlichsten Quelle von Nutzen und Vergnügen werden kann, ohne ihn irgend einer Verantwortlichkeit auszusetzen. Wenigstens ist dem Verfasser, selbst in solchen Gegenden, wo beinahe jede Wildpretsfährte zu einer Entschädigungsklage Veranlassung gab, noch keine Beschwerde gegen die Feldhühner vorgekommen, obschon er sie einst von einem eben so exaltirten Oekonomen als unversöhnlichen Jagdfeinde „Traubenverwüster" nennen hörte, wie es denn auch wirklich nicht in Abrede zu stellen ist, daß sie nach den reifen Weinbeeren sehr lüstern sind und sich nicht blos mit denen begnügen, welche sie ohne Anstrengung vom Boden aus mit dem Schnabel erreichen können, sondern sogar, nach Art der meisten hühnerartigen Vögel, in die Höhe hüpfen, um auch diejenigen Trauben erreichen zu können, welche für sie zu hoch hängen.

Allein wer möchte das wohl als einen wirklichen Schaden betrachten? Selbst in dem einzigen, gar nicht wahrscheinlichen Falle, daß in einer mit Hühnern sehr stark besetzten Gegend sich nur einige einzelne

Weingärten befänden, in denen sich zur Herbstzeit ganze Ketten zusammengezogen hätten, würde der Schaden, welchen sie durch das Wegpicken einzelner Beeren verüben könnten, immer nur sehr unbedeutend sein. Was sie aber an Weizen und ähnlichen Feldfrüchten etwa beschädigen, kann ohnehin nicht in Betracht kommen.

Das Feldhuhn gehört daher zu dem Wilde, welches man, ohne dadurch mit den Beschützern der Agricultur in Collision zu kommen, stark hegen und bei zweckmäßiger Behandlung auch in finanzieller Hinsicht sehr vortheilhaft benutzen kann, da dessen Pflege und Erhaltung keine Auslage, wenigstens keine bedeutende, veranlaßt, und solcher Braten überall seinen Liebhaber findet.

Die Verbreitung dieses nützlichen Vogels erstreckt sich auf mehrere Welttheile. Er ist nicht nur in Europa und Asien, sondern auch in verschiedenen Gegenden von Amerika einheimisch. Sein Lieblingsaufenthalt sind jedoch immer gemäßigte Himmelstriche; im Falle eines Extremes verträgt er weit eher ein warmes Klima, als zu strenge Kälte.

Hinsichtlich der Vermehrung der Feldhühner stellt Herr Heink in seinem rühmlichst bekannten Werke über die Niederjagd folgende Berechnung auf:

„Sind im Februar auf einem sechs Stunden im Umfange haltenden Revier nur 30 Völker ausgewintert worden, was doch gewiß nicht zu viel ist, und rechnet man ein Volk nur zu zehn Stücken, so werden ungefähr 150 liegende Paare zum Eier legen kommen, und es können daher (jedes Genist zu vierzehn Stücken gerechnet) gegen 2100 Hühner auslaufen. — Man darf annehmen, daß von jener Zahl 500 Junge im Sommer theils durch die Folgen ungünstiger Witterung, theils durch Beschädigungen bei der Erndte umkommen, 300 aber im Winter durch Mangel an Aesung, durch Raubthiere oder durch andere Zufälle verloren gehen, und wenn jährlich 1000 abgeliefert werden, so sind überhaupt 1800 Stück abzurechnen und nur 300 bleiben im Februar Bestand. Jene 1000 Hühner, die im October oder November geschossen oder gefangen werden, geben, das Huhn im Durchschnitt zu 5 Groschen angeschlagen, 208 Thlr. 8 Gr., wiewohl ich Fälle weiß, daß bei Plattfrost und Glatteis das Huhn mit 8 bis 9 Groschen bezahlt worden ist. Mithin muß ein Revier, das sechs Stunden im Umfange hält, überhaupt (mit Einschluß der Hasen) gegen 1100 Thlr. einbringen. — Diese Berechnung könnte zwar dem Unkundigen auffallen, der weder von dem Hasen- und Rebhühner-Bestande, noch von dem Einkommen eine deutliche Ansicht hat; ich darf mich jedoch auf die

Erfahrung berufen, welche ich durch die von mir gemachten Ablieferungen beweisen könnte." —

Ich muß aufrichtig bekennen, daß mir bei dieser Berechnung des Heink manches Bedenken aufstößt; denn so mäßig auch die obigen Ansätze ihm selbst erscheinen, so würden sie doch für die Gegend, in welcher ich lebe, und wohl auch noch für viele andere in der Wirklichkeit noch als viel zu hoch erscheinen.

In der herrlichen, mir aus eigner Anschauung bekannten Umgebung von Dresden mag allerdings eine so starke Vermehrung der Feldhühner stattfinden, aber gewiß nicht überall darf man darauf zählen. Ich möchte wohl jedem Jagdbesitzer (mich selbst mit eingeschlossen) ein solches Einkommen wünschen, wie es Herr Heink in Aussicht stellt. So etwas ist vielleicht in der Nähe einer großen Residenz möglich, wo bei glänzenden Gastmahlen Alles, was gut und theuer ist, beigeschafft und um jeden Preis bezahlt wird. Das ist aber nicht überall der Fall, und wir andern Menschenkinder dürfen unsere Feldhühner noch so lange feil bieten, Niemand würde uns 8 bis 9 gute Groschen für das Stück bezahlen wollen. Uebrigens sind es aber nicht blos die Gutschmecker, woran es uns fehlt, sondern hauptsächlich auch die Groschen! —

Es muß indeß eine herrliche Sache sein, wenn man in einem Jagdbezirk von nur sechs Stunden im Umfange in den beiden Monaten October und November 1000, sage mit Worten Ein Tausend Stück Feldhühner fangen und schießen, dessen ganzen Ertrag aber auf 1100 schwere Thaler anschlagen kann! — Das wäre, in der That! ein unvergleichliches Einkommen! Hier zu Lande liegen freilich solche Jagdrevenuen blos in partibus infidelium, da, wie gesagt, die Leute weder Geld genug besitzen, um ihre Braten zu so hohen Preisen bezahlen zu können, noch die Vermehrung des Wildes so stark ist, wie dort, wo Herr Heink seine Lieferungen gemacht hat. Ich bin nämlich weit entfernt, die Richtigkeit der Angabe selbst in Zweifel zu ziehen, da diese sich auf seine amtlichen Rechnungen gründet und überhaupt dessen ganze Schrift das Gepräge der strengsten Wahrheit trägt.

Eine umständliche Beschreibung der Farbe des Feldhuhns wird man mir um so lieber erlassen, weil dieser Vogel bekannt genug ist. Ich gedenke daher blos bei Gelegenheit der Anweisung zum Schießen dieses Federwildes einige Regeln aufzustellen, wie man sich die für die Erhaltung und Vermehrung eines Hühnergeheges so wichtige Kenntniß, Hahn und Henne selbst im Fluge von einander zu unterscheiden, am sichersten zu eigen machen kann.

Für die Paarzeit der Hühner läßt sich in so fern kein ganz fester Zeitpunkt angeben, als der Begattungstrieb sich bei ihnen, wie bei vielen anderen Thieren, früher oder später regt, je nachdem die Winterkälte den warmen Frühlingslüften früher oder später weichen muß. Gewöhnlich trennt sich schon im Februar die Kette, um sich zu paaren. Es ereignet sich jedoch auch bisweilen, daß, tritt im Frühjahre plötzlich nach vorhergegangener warmer Witterung wieder strenge Kälte ein, die schon gepaart gewesenen Hühner sich wieder zu ganzen Völkern zusammenschlagen und sich gemeinschaftlich gegen die Einwirkung des Frostes zu schützen suchen.

In der ersten Woche nach der Paarung halten die Hühner nur selten gut aus; auch liegt da der Hahn noch merklich weiter von dem Weibchen ab, als späterhin, wo sie oft so nah zusammenrücken, daß man nicht im Stande ist, ihn, ohne Gefahr für die Henne, auf dem Boden todt zu schießen. Wer sich eine genaue Kenntniß des Geschlechts nach der Farbe des Gefieders zu erwerben wünscht, der muß durchaus die Paarzeit hierzu sorgfältigst benutzen. Allein es ist nicht genug, daß man blos im Liegen Hahn und Henne genau von einander zu unterscheiden wisse — was sehr leicht ist, wenn nur zwei beisammen liegen — sondern man muß sich bemühen, sie so genau kennen zu lernen, daß man sich auch, wenn eine ganze Kette beisammen ist, im Fluge nur selten irrt. Das sicherste, ich möchte sagen, das einzige Mittel, dies zu bewerkstelligen, ist und bleibt das öftere Auffjagen der gepaarten Hühner im Frühjahre, nachdem man sie, während der Hund vorsteht, mehrmals umgangen und dann beim Aufstehen recht scharf in's Auge gefaßt hat.

Der von vielen Jägern als ein sicheres Kennzeichen so sehr anempfohlene röthere Kopf des Hahnes kann nur dann als Unterscheidungszeichen gelten, wenn die Hühner nahe vor dem Schützen liegen, nie aber in größerer Entfernung oder wenn sie laufen, am allerwenigsten im Fluge. Hier ist nur das Schild auf der Brust zu beobachten, welches sich, wie auch immer der Vogel aufstieben mag, jedes mal, wenigstens auf einen Augenblick, dem Schützen zeigt und zur Erkennung des Geschlechtes dienen kann. Auf dem Boden hingegen, wo dasselbe nicht sichtbar ist, so wie in allen jenen Fällen, wo der Vogel niedrig vor dem Schützen hinausstreicht, muß man sich lediglich an die, bei dem männlichen Geschlechte viel hellere und röthere Farbe der Flügeldeckfedern und des Rückens halten. Durch fortgesetzte Uebung kann man es auch hierin bald zu einem Grade von Sicherheit bringen, der manchem Leser vielleicht unglaublich vorkommen dürfte, aber gewiß dies nur so lange sein

wird, bis er durch eigene Versuche sich von der Richtigkeit dessen, was ich hier sage, überzeugt haben wird.

Ich habe einst einen jungen Mann, der, auf einem Koppeljagdreviere aufgewachsen, wo selbst in der Hegezeit das Würgen kaum ein Ende nahm, und der das Todtschießen für die einzige Bestimmung des Jägers haltend, gar keinen Begriff davon hatte, daß es der Mühe werth sei, bei den nützlichen Wildgattungen Rücksicht auf Schonung und Erhaltung des weiblichen Geschlechtes zu nehmen, dennoch in einem einzigen Jahre dahin gebracht, daß er nicht nur jene Hähne, welche spitz auf ihn zugestrichen kamen, sondern auch die vor ihm aufgestandenen, wenn sie nahe genug waren, mit einer Sicherheit erkannte, welche selbst einem alten Jäger alle Ehre gemacht haben würde.

Bemerken muß ich freilich hierbei, daß er mit einer äußerst scharfen Sehkraft begabt und es ihm auf das strengste untersagt war, nach einer Henne zu schießen, daß also ohne Zweifel dies Verbot auf der einen, wie die leidenschaftliche Begierde zu schießen auf der andern Seite seine Aufmerksamkeit im höchsten Grade schärfte und ihn Alles aufbieten ließ, um sich die unter solchen Umständen so nöthige Kenntniß des Geschlechts in möglichst kurzer Zeit zu erwerben. Daß es übrigens im Anfange nicht ganz leer abging und besonders manche Henne um ihres starken Schildes willen herhalten mußte, versteht sich von selbst; denn im Fluge ist es, zumal im Spätherbste, wo diese Jagden erst anfingen, schlechterdings nicht möglich, solche Verwechselungen ganz zu vermeiden. Auch führe ich dieses Beispiel blos an, um zu zeigen, daß es nicht etwa jahrelanger Uebung bedarf, um sich die von Vielen für äußerst schwer, von Manchen wohl gar für unmöglich gehaltene Geschicklichkeit im schnellen Erkennen des Hahnes zu erwerben.

Daß aber die Schonung des weiblichen Geschlechts vor Allem in solchen Jahren, wo der Hähne weit mehr sind, als der Hennen oder wo durch Regengüsse u. s. w. die Brut verunglückt ist und viele Hühner gelte bleiben, von der größesten Wichtigkeit für das Wohl eines Geheges sei, wird mir kein Sachverständiger widerlegen wollen.

In einem ähnlichen Mißjahre, als man fast Nichts als gelte Hühner und nur selten eine vollständige Kette junger antraf, wohnte ich einst einer Jagd in einem landesherrlichen Leibgehege bei. Unter 21 Stücken, welche im Ganzen erlegt wurden, befanden sich sechszehn alte Hühner und unter diesen neun Hennen. Ich selbst hätte deren auch noch vier bis fünf schießen können, was ich aber nicht that, weil ich sie im Aufstehen

erkannt hatte. Welch' ein ungeheurer Verlust also für die künftige Brut in jener Gegend! Wie viele Jungen hätten diese neun Mütter im nächsten Jahre ausbringen können, wenn man ihnen, was doch leicht war, das Leben geschenkt hätte!

Solcher auf Jahre hinaus nachtheilig wirkender Mißgriffe sah ich schon gar viele begehen; ja ich kenne Jagdliebhaber und Jäger genug, welche sich nicht einmal die Mühe nehmen mögen, bei ihren Jagden im August und September eine alte Henne zu schonen, die doch, sobald man die Familienväter weggenommen hat, so überaus leicht von ihren, zu jener Zeit meist noch nicht ganz ausgewachsenen Jungen zu unterscheiden ist.

Mehrere Schriftsteller behaupten, das Feldhuhn fange schon in der Mitte des Monats April an, seine Eier zu legen. Mit meinen Erfahrungen stimmt dieser Satz nicht überein, da ich mich, obschon ich es gewiß nie an Aufmerksamkeit auf dergleichen Gegenstände habe mangeln lassen, dennoch erinnere, nur äußerst selten in diesem Monate schon Hühner einzeln angetroffen zu haben; vielmehr waren sie da immer noch paarweise beisammen, was in der Regel als Beweis gelten kann, daß die Henne noch nicht zu legen begonnen hat.

Gewöhnlich traf ich erst gegen die Mitte Mai's die Hähne allein an; sie entfernen sich übrigens nie weit von dem Weibchen, welches während der Brut die Eier nur von Zeit zu Zeit verläßt, um sich den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen.

Das Nest wird ganz kunstlos auf dem flachen Boden aus weichen Halmen u. dgl. bereitet. Bisweilen wird es durch ein kleines Gesträuch bedeckt, bisweilen steht es aber auch ganz blos; ja es kommt sogar manchmal vor, daß die Hühner unfern von gangbaren Wegen brüten.

Die gewöhnliche Anzahl der Eier ist zwischen 9 und 17. Wenn die Henne weniger als 9 hat, so läßt sich hieraus mit Wahrscheinlichkeit folgern, daß ihr erstes Gelege durch irgend einen Zufall verunglückt sei. Mehr als 17 habe ich nur selten in einem und demselben Neste gefunden; eben so wenig fand ich Gelegenheit, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob wirklich, wie man behaupten will, wenn die Zahl der Eier bis auf 20 und darüber steigt, mehrere Hennen zugleich in dasselbe Nest gelegt haben. Als Grund hiervon wird nämlich angegeben, daß bisweilen eine Henne von mehreren Männchen verfolgt und beunruhigt, nicht Zeit genug finde, sich ein eigenes Nest zu bereiten und daher genöthigt sei, ihre Eier in ein fremdes zu legen. Allein ich trage Bedenken, diesen

Satz als anerkannt wahr hier aufzustellen, theils weil ich mich hierbei weder auf meine eigene Erfahrung, noch auf die eines meiner Freunde oder Bekannten berufen kann, theils weil ich in der Paar- oder Legezeit noch niemals zwei Paare Hühner so nah beisammen angetroffen habe, daß ich mit Wahrscheinlichkeit hätte vermuthen können, eine der beiden Hennen werde das Nest der andern ausfindig machen und ihre Eier ebenfalls hineinlegen. Ich muß daher diese Frage vor der Hand noch auf sich beruhen lassen, bis sich mir etwa Gelegenheit zu genaueren Beobachtungen darbietet.

Für die eigentliche Brütezeit werden gewöhnlich 21 Tage gerechnet, nach deren Verlauf die Jungen ausschlüpfen und, fast noch die Schalen auf dem Rücken tragend, schon den Eltern nachlaufen.

Die erste Nahrung besteht aus dem allerzartesten Gewürm, zu dessen Auffinden sie auf das sorgfältigste von der Mutter angewiesen werden, bis sie sich allmählich an gröbere Weide gewöhnen. Auch werden sie in der ersten Zeit, ganz so wie die zahmen Küchlein, von der Alten mit den Flügeln bedeckt und gehudert. Die bewunderungswürdigste Sorgfalt zeigt sich aber bei diesen Thieren, wenn irgend ein Feind sich ihnen nähert. Auf einen gewissen Warnungsruf der Mutter verkriechen sich die Jungen augenblicklich, so gut sich die Gelegenheit dazu findet, während die Alten durch Geschrei und ängstliches Flattern den Feind von diesem Orte wegzulocken suchen. Besonders zeigt sich aber der alte Hahn hierin sehr geschäftig, indem er, laut schreiend, bald auf dem Boden fortläuft, bald sich erhebt und durch öfteres Wiedereinfallen dem nacheilenden Raubthiere oder Hunde immer auf's neue Hoffnung macht, ihn zu erhaschen. Auf diese Weise wird die Gefahr mehr und mehr von den jungen Hühnchen entfernt, und erst, wenn sie völlig vorüber ist, nähert sich ihnen die Mutter wieder und lockt sie zusammen; zuletzt aber vereinigt sich auch der alte Hahn wieder mit seiner Familie. Nach Verlauf von 14 bis 18 Tagen fangen die Jungen schon zu flattern an, und wachsen nun, zumal bei fortdauernder Wärme, welche ihnen sehr zuträglich ist, ziemlich schnell in die Höhe. Schon lange zuvor, ehe von dem Erscheinen einer Schildfeder an der Seite der Brust, wo sich dieselben zuerst zeigen, die Rede sein kann, läßt sich der junge Hahn an dem etwas mehr bläulich gefärbten Halse, besonders aber an den vordersten Deckfedern der Flügel, welche weit röther sind, als die der Weibchen, erkennen.

Daß übrigens in der ersten Zeit eine genauere Untersuchung des Geschlechtes blos dann möglich ist, wenn man den Vogel in der Hand

hat, versteht sich von selbst, wie auch, daß es nur da Vortheil gewährt, wo nicht geschossen, sondern gefangen wird, indem man beim Schießen im August und September das Geschlecht der jungen Hühner nicht wohl unterscheiden, wohl aber von den eingefangenen zum großen Nutzen des Geheges sämmtliche Hennen sogleich wieder in Freiheit setzen kann.

Wenn es darauf ankommt, in möglichst kurzer Zeit eine Gegend reichlich mit Hühnern zu bevölkern, so müssen verschiedene Maßregeln ergriffen werden, welche bei einem schon gehörig besetzten Gehege nicht mehr nothwendig sind.

Hierzu gehört besonders das fleißige Aufsuchen der Eier, die sodann von zahmen Hühnern in einem verschlossenen Raume ausgebrütet werden. Die Jungen setzt man, wenn sie stark und kräftig genug sind, an schicklichen Orten in Freiheit.

Auch das öftere Aufsuchen und Verscheuchen der Paarhühner aus den Kleeäckern, in welchen sie, weil diese früher, als andere Feldgewächse ihnen Schutz gewähren, gern nisten, wird von vielen Schriftstellern empfohlen und leistet auch wohl gute Dienste; indessen dergleichen mühsame und künstliche Manipulationen sind nur auf landesherrlichen Leibgehegen anwendbar, passen aber nicht für gewöhnliche Jagdreviere, wo man sich weder so viel Mühe geben mag, noch, wenn man auch wollte, Zeit genug dazu haben würde. Nicht minder verbietet die Feldpolizei dergleichen Nachsuchungen, die nicht wohl ohne Nachtheil des Getreides stattfinden können.

Zu solchen künstlichen Mitteln gehört namentlich auch das Bezeichnen der aufgefundenen Hühnernester mit weißen Stäben, wodurch man an manchen Orten leicht mehr schaden, als nützen möchte, indem dergleichen Merkmale nur dazu dienen, die Neugierde der Vorübergehenden zu reizen, und so das Nest der Gefahr aussetzen, von Einem oder dem Andern, sei es nun aus Unverstand oder Schadenfreude, zerstört zu werden.

Eben so nöthig und nützlich ist es dagegen, von Jagdpolizei wegen eine namhafte Strafe für das Ausnehmen der Eier festzusetzen; denn es geschieht sehr oft, daß die Gräserinnen und Kinder Nester finden und nicht sowohl aus bösem Willen, als weil sie die nachtheiligen Folgen einer solchen Handlung nicht kennen, die Eier mit nach Hause nehmen, bald um sie zu essen, bald um sie ausbrüten zu lassen, oft auch nur, um damit zu spielen.

Aus diesem Grunde ist es auch nöthig, das häufige Blumensuchen in den kleinen Feldhölzern, wo die Hühner gern brüten, wie überhaupt das

unnöthige Herumstreifen muthwilliger Buben in Feld und Wald während der Setzzeit gehörig einzuschränken.

Wie aber im Ganzen bei den niederen Volksklassen durch Belohnungen und Aussicht auf irgend eine Art von Gewinn in der Regel mehr bewirkt wird, als durch die schärfste Drohung, so thut man auch wohl, demjenigen, welcher einen solchen Frevel zur Anzeige bringt, nächst der Verschweigung seines Namens, einen verhältnißmäßigen Antheil an der dafür zu erlegenden Geldstrafe oder, was noch besser ist, eine baare Belohnung aus der Jagdkasse selbst zuzusichern. Ohne diese Maßregel ist auf die Bereitwilligkeit der Bauern zu dergleichen Anzeigen nicht sehr zu rechnen, vielmehr sind sie weit eher geneigt, sich gegenseitig in der Verheimlichung derartiger Spitzbübereien bestens zu unterstützen, als zur Entdeckung derselben Etwas beizutragen.

Drohete jedoch den Feldhühnernestern nur von dieser Seite Gefahr, so würde sich das noch ertragen lassen; allein die Feinde derselben sind beinahe zahllos. Namentlich zeichnen sich während der Brütezeit folgende durch ihre Schädlichkeit aus: Der Fuchs, die zahme und die wilde Katze, der Buch- und der Steinmarder, der Iltis und das Wiesel, mit einem Worte alle vierfüßigen Räuber, denen es überaus leicht wird, das auf dem Neste sitzende Huhn zu beschleichen.

Uebrigens schaden in dieser Periode die Raubvögel verhältnißmäßig weniger, weil die Henne fest und verborgen auf ihrem Neste sitzt und auch der Hahn nicht soweit umherstreicht, wie sonst, also weniger, als zu jeder andern Zeit von ihnen bemerkt wird.

Einen wesentlichen Nutzen leisten hierzu zweckmäßig angebrachte Remisen. Ueber die Art und Weise, wie diese anzulegen sind, finden sich in allen Lehrbüchern der Jagdwissenschaft so viele und nicht selten bis zum Ermüden umständliche Anweisungen, daß ich den Gegenstand hier nur ganz kurz berühren zu dürfen glaube.

Man bepflanze eine Fläche von etwa einem Morgen. Je dichter die dazu gewählten Straucharten zusammenwachsen und je unzugänglicher sie für die Raubvögel sind, desto besser. Es dürfen daher die Stachelgewächse überhaupt und namentlich der Schwarzdorn dabei nicht vergessen werden. Um solche Gebüsche immer im gehörigen Schlusse zu erhalten, werden sie von Zeit zu Zeit abgestutzt. Je fruchtbarer jedoch der Boden in einer Gegend und je stärker die Bevölkeruug ist, die jedes nur einigermaßen brauchbare Plätzchen aufsucht und benutzen will, weil die Feldfläche immer dieselbe bleibt, die Menschen aber sich mit jedem Jahre vermehren, um so

schwerer ist es in unsern Tagen, den zur Anlegung solcher Schutzorte für das kleine Wild erforderlichen Raum zu finden, ohne daß man mit der Agricultur in Collision kommt oder unverhältnißmäßig große Geldopfer bringen muß.

Um so größeren Dank sind daher die Besitzer solcher schutzlosen Jagdreviere dem Herrn Oberforstmeister v. Pannewitz zu Breslau dafür schuldig, daß er im Aprilhefte der Forst- und Jagdzeitung von 1855, S. 150, in folgenden Worten eine neue Entdeckung mitgetheilt hat: „Es gibt ein Knollengewächs, der Erdapfel, Helianthus tuberosus, welches mit geringem Boden vorlieb nimmt, perennirend ist und 4, 5 bis 6 Fuß hohe Stengel treibt, welche mit der bekannten Sonnenrose im Habitus große Aehnlichkeit haben. Man sucht nun in der Feldmark, wo man die Anlagen von Remisen bewirken will, geeignete Punkte dazu aus, z. B. in der Nähe vom Wasser, entfernt von Straßen, Wegen oder sonst frequenten Orten und wo das Bestehen der Remise dem landwirthschaftlichen Betriebe nicht störend entgegentritt. Die Anspruchslosigkeit der Erdäpfel gestattet dabei, daß die Wahl des Ortes auch solche Stellen treffen kann, welche den Bau von Getreide oder anderen Feldfrüchten nicht sonderlich lohnen. Es sind jedoch auch Punkte zu wählen, wo die Remise stets oder doch längere Jahre stehen bleiben kann, theils weil die Erdäpfel perennirend sind, theils damit sich das Wild auf diese Orte hingewöhne. Hat man nun die Stelle, wo die Anlage erfolgen soll, ausgesucht und festgestellt, so legt man im Frühjahre die Knollen der Erdäpfel in entsprechender Entfernung von 1½ bis 3 Fuß in der Art in die Erde, wie dies mit den Kartoffeln geschieht. Daß hier keine Schweine hinkommen dürfen und die besteckte Fläche vor Betreten, Behüten u. s. w. geschützt bleiben müsse, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Die Größe der Fläche bestimmt sich selbstredend durch die Oertlichkeit und das vorliegende Bedürfniß; bald genügt ¼ bis ½ Morgen, bald aber wird auch die Verwendung von einem ganzen Morgen erforderlich und es lassen sich hierüber keine weiteren Vorschriften ertheilen, als daß eine geringere Fläche als ¼ Morgen dem Zwecke nicht entspricht. Wenn die Erdäpfel nun aufgegangen sind, hat man durchaus nichts weiter zu thun, als sie ruhig und ungestört fortwachsen zu lassen.

„Im Laufe des Sommers schon zieht sich dann das Wild zuweilen in diese, durch die hohen blattreichen Stengel geschützten, kühlen Gebüsche. Kommt der Herbst heran, wo die letzten Hafer-, Haidekorn- und Kartoffelfelder abgeerndtet und kahl werden, es dem Wilde daher an Verstecken

fehlt, dann werden diese Remisen vom Wild emsig besucht und bevölkert; namentlich ziehen die Rebhühner sich gern dahin. Mit heranrückendem Winter werden theils durch Wind, theils durch Schnee die überreifen Stengel geknickt und gebrochen; selten legen sie sich aber ganz um, sondern lehnen sich bei dem dichten Stande der Stauden nur unter einander an, so daß unten am Boden stets ein mehr oder minder offener Raum vorhanden bleibt, worin sich das Wild verstecken und Schutz finden kann.

„Will oder muß man Fütterungen im Winter vornehmen, so ist es sehr zweckmäßig, dieselben in unmittelbarer Nähe dieser Helianthus-Remisen anzulegen, da dann das Wild, nachdem es die Futterplätze geleert hat, sich sofort wieder in den nahen Versteck zurückziehen kann. Tritt das Frühjahr ein, so räumt man zeitig die Stengel von der Remise ab und verwendet solche, da sie stark und holzig sind, zu leichter Feuerung, nachdem die daran noch verbliebenen Blätter vom Rind- und Schafvieh abgefressen worden sind; denn deren Genuß ist denselben sehr willkommen. Nach erfolgter Abräumung nimmt man einen Theil der Knollen aus der Erde und läßt nur so viele darin, daß dadurch die Wiederbestockung der Fläche genügend erzielt wird. Es ist schon öfter der Fall gewesen, daß die Zahl der Knollen so groß war, daß man $^4/_5$ bis $^5/_6$ derselben herausnehmen und anderweit verwenden konnte. Diese Knollen sind ein vortreffliches Futter für Rindvieh und Schweine, und helfen gerade zu einer Zeit aus, wo andere Vorräthe schon sehr aufgezehrt sind. Auch als Gemüse können diese Knollen verspeist werden und geben, vornehmlich in der Rindsbrühsuppe mitgekocht, derselben einen sehr aromatischen Geschmack.

„Die ausgehackte Remisenfläche überläßt man sich lediglich selbst, ohne weitere Pflege, da sie sich durch die in der Erde belassenen Knollen von selbst wieder bestockt. Auf solche Weise kann sie viele Jahre fortdauern.

„Betrachten wir nun im Resumé die Vortheile dieser Einrichtung und Anlage: 1) Sie ist durchaus nicht kostspielig und mühsam und nimmt auch eventuell nur geringen Boden in Anspruch; 2) schon vier bis fünf Monate nach begonnener Cultur erfüllt sie ihren Zweck und man hat daher keine Geduldsprobe zu bestehen; 3) neben dem Hauptzwecke liefert sie durch den größten Theil der Knollen, sowie durch sämmtliche Stengel eine ganz genügende Bodennutzung; 4) es ist keine Pflege für die dauernde Erhaltung erforderlich. — Nach allem Dem, da die Erfahrung hinlänglich bewährt und erprobt ist, kann dem Jagdbesitzer, welcher nur kahle Feldmarken zu benutzen hat, angelegentlichst empfohlen werden, von dieser

Einrichtung Gebrauch zu machen, und wird dies schon ein angemessen ausgeführter Versuch vollständig bestätigen."

In allen Remisen, sie mögen natürliche oder künstlich angelegte sein, ist es von großer Wichtigkeit für die Anzucht von Brombeersträuchen und Wachholdern zu sorgen; denn beide Arten von Beeren sind den Feldhühnern sehr willkommen, letztere besonders auch im Winter, wenn es an andern Hülfsmitteln fehlt.

Aus diesem Grunde pflanze man auch überall, wo sich eine Gelegenheit dazu zeigt, auf jeder Oedung im Felde, sollte sie auch nur eine halbe Quadratruthe groß sein, sowie an jedem unangebauten Rain, recht viele Wachholderbüsche an. Man wird sich durch den guten Erfolg für diese Mühe reichlich belohnt finden, nicht weil diese Gebüsche einigen, wenn auch nur sehr unzureichenden Schutz gewähren, sondern weil sie in den Zeiten der Noth eine gesunde Fütterung liefern.

Wenn man im Winter bei hohem Schnee und strenger Kälte Futterplätze für die Feldhühner anlegen will, um sie sowohl gegen mancherlei Feinde, als auch das für sie bestimmte Futter vor den hungrigen Krähen u. s. w. zu schützen, so läßt sich dieser Zweck auf eine ganz einfache und gar nicht kostspielige Weise erreichen, wenn man, falls es an schützenden Remisen fehlt, die hierzu stets den Vorzug verdienen, an solchen Orten, wo die Hühner gern liegen, mehrere Plätze von der Größe einer Quadratruthe von Schnee entblößt und dann 2 bis 3 Fuß hoch hinlänglich dicht mit Schwarzdornreisern belegt, so zwar, daß der geschmeidige und in die kleinsten Lücken sich fügende Körper eines Feldhuhns, aber kein größerer Vogel hineinschlüpfen kann. Zu dem als Futter dort auszustreuenden Getreide müssen auch Krauthäupter nebst etwas Brunnenkresse, Runkeln und anderen Rüben, sowie Kartoffeln beigefügt werden, woran die Hühner besonders gern picken.

Auf diese Weise schützt man die Feldhühner am sichersten gegen alle Feinde, boshafte und raubgierige Menschen freilich ausgenommen.

Hat man mit Hülfe des Vorstehhundes oder durch einen andern Zufall ein Hühnernest entdeckt, so entferne man sich sogleich, um die brütende Henne nicht zum Aufstehen zu veranlassen. Sie ist sehr empfindlich und mehrmals beunruhigt, verläßt sie das Nest für immer.

Findet man nach einiger Zeit die sämmtlichen Eierschalen in der Mitte zerbrochen in und neben dem Neste liegend, so ist dies ein Zeichen, daß die Jungen ausgeschlüpft sind, jeder andere Zustand des Nestes läßt Vernichtung durch Raubthiere oder Menschenhände befürchten.

Im letzteren Falle beginnt die Henne, wenn nicht etwa die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt ist, zwar ein zweites Gelege, aber es ist auf den Erfolg desselben nicht sehr zu rechnen. Erstens sind nämlich solcher Eier gewöhnlich nicht mehr als 6 oder 8, und zweitens gedeihen auch die Jungen bei dieser Nachbrut nicht zum besten. Sie wachsen langsam, bleiben schwach und werden daher oft eine Beute der Raubvögel, sogar der Elstern und Krähen, die sich doch sonst, besondere Fälle ausgenommen, nicht so leicht an die Rebhühner wagen.

Während der Brütezeit hüte man sich ja recht sorgfältig, Hunde suchen zu lassen, von deren Zuverlässigkeit man nicht vollkommen überzeugt ist; denn in dieser Zeit ist die größte Vorsicht nöthig. Ich war mehrmals Zeuge, das hitzige und dabei sehr schnelle und gewandte Hunde die Hennen entweder schon auf dem Boden erhaschten oder vermittelst eines großen Sprunges, nachdem sie schon aufgestanden waren, noch aus der Luft wegschnappten und augenblicklich todt drückten. Mir selbst begegnete einst ein solcher Fall, welcher einen bleibenden und höchst unangenehmen Eindruck auf mich gemacht hat.

Ich ließ nämlich einen Hund, der zwar noch jung, aber schon äußerst behutsam und vorsichtig war, so daß er, ohne im mindesten hitzig zu werden, große Strecken weit dem Geläufe nachzog und ich also ihm das größeste Zutrauen schenken durfte oder vielmehr schenken zu dürfen geglaubt hatte, auf einer Kieferncultur suchen.

In Folge einer schnellen Wendung kam er, ohne den geringsten Wind davon gehabt zu haben, an das Nest einer brütenden Henne, welche so dicht vor ihm saß, daß er nur den Rachen öffnen durfte, um dieselbe zu ergreifen. Und was ich nun und nimmermehr von ihm erwartet hätte, das geschah: anstatt heftig zu erschrecken und, wie sonst niederzufallen, ließ er sich unbegreiflicher Weise von seiner Hitze so weit hinreißen, daß er die Henne ergriff und dabei so stark drückte, daß sie schon nach wenigen Augenblicken kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab. Nur selten hat mich ein unangenehmes Ereigniß auf der Jagd in so hohem Grade überrascht, wie dies. Das Alles geschah so schnell, daß ich, obgleich kaum zehn Schritte davon entfernt, dennoch das arme Thierchen nicht retten konnte. Es war gut, daß ich damals kein Gewehr bei mir hatte; ich würde mich sonst vielleicht in der ersten Aufregung einer Handlung schuldig gemacht haben, die sich nur bei vollkommen kaltem Blute, nicht aber im Zorn ausgeführt rechtfertigen läßt, und welcher die Reue gewöhnlich auf dem Fuße nachfolgt.

Der Anblick der 18 Eier, die nun verloren waren, schmerzte mich sehr, und es ist mir noch heute eine Art von Räthsel, wie dieser sonst so überaus gelassene Hund sich so ganz hatte vergessen können! Ich bin viel mehr fest überzeugt, daß es nicht geschehen wäre, hätte er vorher nur den geringsten Wind von der Henne gehabt. Diese wurde aber wie durch einen Zauberschlag ihm vor die Nase gebracht und so unterlag er der Versuchung, ohne jedoch nachher diesen Fehler jemals zu wiederholen.

Wenn der verstorbene Wildungen und nach ihm noch Andere, wie z. B. auch Schreiber dieses, vor 40 bis 50 Jahren über den Verfall der Niederjagd überhaupt und in specie über die sichtliche Abnahme der Feldhühner geklagt haben, so mag das damals allerdings mit Grund geschehen sein. Jetzt aber ist keine Ursache mehr dazu, da man vielmehr behaupten könnte, es gebe deren vielleicht nicht nur noch eben so viele, sondern sogar weit mehr, als sonst.

Wenigstens läßt sich dieser Satz auf die dem Jahre 1848 unmittelbar vorangegangenen Decennien mit vollem Rechte anwenden, da im Verlaufe derselben viele ausgeschossene Reviere in guten Stand gesetzt und viele Koppeln purificirt worden sind, nachdem man endlich, obgleich spät genug, einsehen gelernt hat, wie nachtheilig es ist, wenn mehrere Berechtigte zugleich einen Jagdbezirk begehen und sich förmlich um die Wette bemühen, alles Wild mit Stumpf und Stiel auszurotten.

In den Beiträgen zur praktischen Forst- und Jagdkunde von Brumhard, 1. Bd. 1. Heft 1846, wird Folgendes gesagt:

„In fruchtbaren, ebenen Feldern, besonders in Sandgegenden, die das Feldhuhn vorzugsweise liebt, weil ihm der leichte, lockere Boden das Scharren in demselben erleichtert, das allen Hühnerarten eigenthümlich ist, vermehren sich die Hühner weit stärker, wie in bergigen und waldigen Gegenden und in Ebenen von schwerem Boden, wenn auch dieselben sehr fruchtbar sind, wiewohl auch diese Regel örtliche und zeitliche Ausnahmen erleidet. In solchen Gegenden ist das Terrain, welches ein Volk einnimmt, natürlich kleiner, wie da, wo wenige Hühner sind und wo sie sich nicht so stark zu vermehren pflegen. Es verlohnt sich daselbst in manchen Jahren nicht der Mühe, einem aufgefundenen Volke nachzusuchen, da man, während dies geschieht, häufig auf neue Ketten stößt. In Gegenden dagegen, wo wenige Hühner sind und wo sie, wenn einmal gefunden, viel weiter streichen, hält es oft schwer, mehrmals an ein Volk zu kommen; Fehlsuchen sind hier etwas sehr Gewöhnliches, auch bei dem fleißigsten Jäger und besten Hunden, wie Jeder weiß, der Hühnerjagden

in solchen Gegenden gemacht hat. Selbst die sorgfältigste Vertilgung des Raubzeugs, Fütterungen 2c. werden nicht im Stande sein, in Gegenden, für welche das Feldhuhn keine natürliche Sympathie besitzt, dasselbe bedeutend zu vermehren und die Gehege in einen Stand zu bringen, wie in anderen Gegenden, welche ihnen lieber sind, obgleich damit keineswegs gesagt werden soll, daß jene Mittel gar nichts zur Vermehrung beitragen können. Auch durch das Einfangen ganzer Ketten und Ueberwintern derselben erreicht man den Zweck nicht, wenigstens nicht für die Dauer, und wenn auch die Hühner, da wo sie ausgesetzt werden, im ersten Jahre hecken, so ziehen sie später wieder weg und suchen andere Brutplätze wieder auf.

„Hiernach möchte sich denn auch das im Berliner Sporting-Magazin in dieser Beziehung Angeführte, berichtigen.

„Wir kommen jetzt darauf zurück, daß das Uebriglassen einer gewissen Anzahl Hühner von einem Volke zur Erhaltung und zur Vermehrung der Gehege um so weniger nöthig ist, je mehr sich die Gegend überhaupt für diese Wildart eignet, d. h. je lieber sich Hühner daselbst aufhalten. In diesem Falle werden sich, selbst beim Abschießen aller Hühner, in jedem Jahre andere Paarhühner einfinden, um jene Lieblingsplätze wieder zu gewinnen, die nicht etwa auf einer individuellen Neigung beruhen, sondern welche von allen Hühnern eben so regelmäßig aufgesucht werden, wie der Fuchs seinen Paß und das Hochwild seinen Wechsel standhaft zu halten pflegen und nur ausnahmsweise davon abweichen.

„Eben so wenig wird es aber für die Vermehrung der Feldhühner in einer Gegend, welche diesem Wilde von Natur nicht zusagt, von Erfolg sein, wenn man eine größere Anzahl (etwa die Hälfte) von jedem Volke übrig läßt.

„Es würden sich deshalb im nächsten Jahre nicht mehr Ketten finden, als wenn man alle Hühner wegschießt, und jene in der Regel immer nur da angetroffen werden, wo man früher deren zu finden gewohnt war. Daher ist es ein sehr interessantes Phänomen, daß sich diese Wildart, zumal da sie nur ausnahmsweise und nur in den kälteren Klimaten, z. B. in Sibirien, von wo aus sie im Winter nach den südlichen Steppen der Tartarei wandert, Strichvogel ist, in Schweden, wo sie sonst nur die südlichen Provinzen bewohnte, allmählich weiter gegen Norden, nach Norwegen hin, verbreitet hat. Und doch ist dies, weil es den Beweis liefert, daß das Feldhuhn selbst in nördlicheren Breiten, wenn dieselben ein Terrain besitzen, das ihm behaglich ist, ausdauert, weniger auffallend, als

es sein würde, wenn in Deutschland an Orten, wo sonst wenige Hühner gefunden werden, die Zahl derselben sich auf ein Mal ungewöhnlich vermehren würde. Der Herausgeber kennt z. B. Feldgemarkungen, die sich dem Anscheine nach für Feldhühnergehege trefflich eignen und wo auch von Seiten der Jagdbesitzer durch Hegen, Füttern und Vertilgen des Raubzeuges Alles geschieht, um die Jagd in die Höhe zu bringen, wo sich aber demungeachtet die Zahl der Ketten in jedem Jahre ziemlich gleich bleibt, sich wenigstens niemals in dem Grade vermehrt, wie man nach den aufgewendeten Mitteln schließen sollte.*)

„Andererseits gibt es Fluren, wo die Hühnerjagd nichts weniger wie pfleglich behandelt wird, wo man den ganzen Winter schießt und nicht daran denkt, von jedem Volke einige Paare übrig zu lassen; wo die Füchse nur im Winter geschossen werden und von einer systematischen Vertilgung der Raubvögel, Kolkraben, Katzen, Wiesel u. s. w. keine Rede ist, wo sich aber Hühner dennoch in Menge finden. Denn obgleich das Feldhuhn, wie gesagt, wenigstens in Deutschland kein Zug- oder Strichvogel ist, wie jeder Jäger weiß, indem es auch beim tiefsten Schnee und der strengsten Kälte seinen Stand während des Winters nicht verläßt, sondern nur im Spätherbste weiter nach Aesung streicht, so verlassen doch im Frühjahre, wenn die Paarzeit kommt und die Völker sich trennen, die jungen Hühner die Stelle, wo sie geheckt worden sind, um Brutplätze aufzusuchen, wogegen die alten die früheren Brutstellen in der Regel beibehalten.

„Es ist dabei ganz gleich, ob im Herbste die Ketten beschossen werden oder nicht; im einen wie im anderen Falle beruht das Wegstreichen nur auf zufälligen Ursachen, und die Annahme, daß unbeschossene Völker unter der Führung der Alten im Spätherbste das Revier verließen, ist nichts weniger als begründet. Was zuerst das Wegschießen der Alten, besonders des Hahnes anbelangt, den, als den vermeintlichen Verführer des Volkes, gewöhnlich zuerst das tödtliche Blei trifft, so ist solches im Gegentheil eine für die Jagd sehr nachtheilige Maßregel, indem die jungen Hühner, besonders wenn sie noch gering sind, ohne die Führung der Alten viel leichter eine Beute des Raubzeugs werden, namentlich der Marder, Iltise Katzen, Füchse, die eine solche verwaiste Kette oft in einer Nacht vernichten. Aber auch dann, wenn sie diesen Nachstellungen entgehen, verkümmern sie und leiden durch nasses oder sonst ungünstiges Wetter und Nahrungsmangel weit mehr Noth, als wenn sie, bis sie völlig ausgewachsen

*) Eine ganz richtige, auch von mir schon gemachte Wahrnehmung.

sind oder wenigstens stark geschildert haben, die Alten behalten. Zuweilen schlagen sich dergleichen Hühner zu einer anderen Kette, weshalb man bei einem und demselben Volke nicht selten Junge von verschiedener Stärke findet. Man sieht also, daß das Schießen der alten Hühner eher das Wegziehen der Ketten, als deren Erhaltung bewirkt, und daß es unter allen Umständen entschieden nachtheilig ist.

„Ebenso müssen wir dem Verfasser des schon erwähnten Aufsatzes im Sporting-Magazin zwar beipflichten, wenn er behauptet, daß die alten (mehrjährigen) Hennen fruchtbarer seien, und das junge Volk besser führten als jüngere, daß mithin das Tödten solcher alten Bruthennen möglichst vermieden werden sollte. Allein daß es schwer, sehr schwer und nur dem ganz geübten Auge möglich ist, beim Aufstieben einer Kette, zumal wenn die Hühner schon geschildert haben, die alte Henne zu unterscheiden, sowie, daß große Ruhe dazu gehört, sie, wenn diese auch erkannt wird, zu schonen, weiß Jeder, welcher die Hühnerjagd längere Zeit betrieben hat. Es möchte daher auch dieser Vorschlag, wie so manches Andere in der Forst- und Jagdwissenschaft, zu den schwer zu verwirklichenden Theorien oder zu den sogenannten papierenen Päffen gehören. Weit sicherer erreicht man den Zweck, alte Paare zu erhalten, wenn wenigstens einige Ketten gar nicht beschossen werden, was noch den weiteren und zwar, wie der Herausgeber glaubt, wesentlicheren Vortheil hat, daß solche unbeschossene Ketten viel glücklicher durch den Winter kommen und selbst tiefem Schnee und heftiger Kälte kräftiger widerstehen; ferner, daß sie weniger vom Raubzeuge leiden wie Stumpfketten, d. h. der Rest von Völkern, von denen der größeste Theil geschossen wurde. Schon in dem Instincte dieser Thiere, sich während des Winters bis zu der Zeit, in welcher sie sich gepaart, in Familien zusammenzuhalten, liegt ein Wink der Natur, sie nicht zu trennen. Das vereinigte Volk unter der Führung des alten Hahnes, der, wie der Haushahn, seine Angehörigen von jeder drohenden Gefahr unterrichtet, wird einer solchen weit leichter ausweichen, als wenn es nur aus einigen übrig gebliebenen Stücken besteht. Jeder Jäger weiß, daß volle Ketten im Spätherbste nicht so gut halten, daß sie scheuer und flüchtiger sind, als Stumpfketten oder gar als einzelne versprengte Hühner, und daß ihnen deshalb auch schwerer anzukommen ist; gewöhnlich halten sie selbst den vorsichtigsten Hund nicht aus. Ebenso sind sie aufmerksamer auf die ihnen von Raubthieren drohenden Gefahren; allezeit aber flüchtiger, gewandter und schüchterner.

„Man weiß ferner, daß kalte, schneereiche Winter unter den Hühnern

große Verheerungen anrichten, theils dadurch, daß diese alsdann, von Hunger und Kälte erschöpft, leichter eine Beute der Raubthiere und habsüchtiger Jäger werden, denen sie zu jeder Zeit eine erwünschte Prise sind, theils weil sie, zur Ertragung extremer Kältegrade überhaupt nicht im Stande, besonders auf freien Feldern häufig erfrieren. Diesem Letzteren sind sie aber immer um so mehr und um so leichter unterworfen, je kleiner die Familie ist. Dagegen widerstehen starke Ketten den Einwirkungen der Kälte bei weitem leichter, schon weil sie sich gegenseitig besser wärmen können. Für Beides hat der Winter 1844/45, wenigstens in der Gegend des Herausgebers, zahlreiche Beläge geliefert, indem die Stumpfketten von 4 bis 6 Stück fast alle umgekommen sind, wogegen die unbeschossen gebliebenen, aus 12 bis 18 Stück bestehenden, Völker im Laufe des Winters sich zwar verminderten, endlich aber doch durchkamen, so daß ein beträchtlicher Ausfall in der Zahl der nächstjährigen Ketten nicht bemerkbar war.*)

„Aus dem Vorstehenden ergeben sich nun folgende Regeln für den pfleglichen Betrieb der Hühnerjagd:

1) Man lasse in jedem Reviere, nach dem Verhältniß seiner Größe, in jedem Jahre einige Ketten (etwa zwei bis drei Zehntheile sämmtlicher Ketten) ganz unbeschossen und wähle dazu diejenigen, die sowohl von den Nachstellungen des Raubzeuges, wie von der Störung durch Menschen und Vieh am wenigsten zu befürchten haben, die voraussichtlich überhaupt am mindesten beunruhigt werden;
2) die übrigen acht, resp. sieben Zehntheile sämmtlicher Ketten schieße man dagegen, etwa mit Ausnahme der Alten, wenn deren Schonung möglich ist, ganz zusammen, weil die übrig bleibenden Restketten gewöhnlich doch eine Beute des Raubzeuges oder des Hungers und in *sehr strengen Wintern* der Kälte werden."

Wenn der in der literarischen Welt rühmlichst bekannte Großherzogl. Hessische Oberförster, Herr Brumhard, in vorstehendem Aufsatze die Meinung äußert: daß das Feldhuhn vorzugsweise Sandgegenden liebe, und zwar um sich leichter einscharren zu können, so trage ich deshalb einiges Bedenken, mich dieser Ansicht unbedingt anzuschließen, weil ich zwar ebenfalls glaube, daß, wenn auf einem und demselben Reviere schwerer und fester Boden mit lockeren sandigen Stellen abwechselt, das Feldhuhn letz-

*) Diese Bemerkung ist sehr wichtig und belehrend.

teren vorziehen und zu seinem gewöhnlichen Aufenthalte wählen, nicht aber, daß es aus diesem Grunde seine Heimath verlassend, in andere Gegenden auswandern werde.

Gegen diese Annahme spricht auch schon die bekannte Erfahrung, daß es sich instinctmäßig in Feldern mit dichtem Getreidewuchse lieber aufhält, als auf einem mageren, nur unvollkommen mit Halmfrüchten bewachsenen Boden, weil diese vermöge ihres lichten Standes weniger Schutz gegen die Raubvögel gewähren. Ferner bin ich auch des Dafürhaltens, daß auf jedem Terrain, selbst die höheren Lagen nicht ausgenommen, sich hier und da ein wundes Plätzchen vorfinde, sei es nun im Freien oder etwa in kleinen Gebüschen und Dornenhecken oder am Rande des Waldes, wo die Hühner kratzen und sich einstubbern können.

Uebereinstimmend mit dieser Wahrnehmung finde ich endlich noch den Umstand, daß ich in großen ebenen Sandfluren, zumal wenn diese allzusehr von Wald, von Remisen und sonstigem Gebüsch entblößt waren, mithin keine Schutzorte für die Brut darboten, die Vermehrung der Feldhühner niemals in solcher Vollkommenheit gefunden habe, als im Hügellande, wo doch in der Regel der Boden viel schwerer und lehmhaltiger, folglich auch fester und für solche Vögel, die gern scharren, unzugänglicher ist, als dort.

Ueber diesen Punkt äußert sich einer meiner Freunde folgendermaßen:

„Der Gegensatz Ihrer Ansicht gegen die des Herrn Oberförster F. Brumhard über die für die Vermehrung der Rebhühner günstigste Bodenbeschaffenheit läßt sich — wie ich glaube — vermitteln.

„Gewiß haben Sie Recht, wenn Sie einen Sandboden, dessen Magerkeit sich durch die Unvollkommenheit der darauf wachsenden Halmfrüchte zu erkennen gibt, als einen solchen bezeichnen, auf dem man wenige Rebhühner antrifft. Den Grund suche ich indeß weniger in dem dünnen Wuchse der Getreidehalme und in dem daraus entstehenden Mangel an Schutz gegen die Raubvögel, als in der mangelhaften und dürftigen Aesung und in dem, in manchen solchen Sandgegenden in trocknen Jahren eintretenden Wassermangel. Solchen dürftigen Sandboden meint Herr O. F. Brumhard aber wohl nicht; denn er spricht von fruchtbaren Feldern, besonders in Sandgegenden u. s. w. Böden, wie die hier von Herrn Brumhard gemeinten, sind solche, welche von landwirthschaftlichen Boniteurs als lehmiger Sand und eine Klasse höher als sandiger Lehm bezeichnet werden, wo bei jener der Sand, und bei dieser der Lehm vorherrscht, die aber beide, im Gegensatze gegen schweren Boden, den Eindruck

sandiger Gegenden machen. Ich selbst rechne zu diesen Böden noch eine dritte Klasse von Boden hinzu, der zwar auf der Oberfläche schwer ist, im Untergrunde aber Sand hat.

„Diese Bodenarten haben nun für die Vermehrung der Rebhühner zwei Vorzüge vor den schweren Böden in der Ebene, welche die Fruchtbarkeit der letzteren keineswegs aufwiegt:

1) Die in der Brütezeit und in den ersten Lebenstagen der jungen Rebhühner so verderblichen Platzregen bringen auf den Sandboden selten oder nie ein Stehenbleiben des Wassers hervor, welches in schwerem Boden auf großer Ebene, selbst bei guten Abzugsgräben, auf Stunden oder Viertelstunden eine Höhe von einem oder einigen Zollen erreichen kann.

2) Das bei anhaltend nasser Witterung in den ersten Lebenstagen der jungen Rebhühner eintretende Anhängen des schweren klebrigen Bodens an die zarten Ständer, welches das Aufsuchen der für dieses Lebensalter erforderlichen animalischen Aesung erschwert oder gar unmöglich macht, kommt auf reinem Sande gar nicht vor; die Schwierigkeit steigt je nach der Beimischung schwereren Bodens.

„Dem Umstande, daß der erste dieser Vorzüge dem Hügellande von der Natur gegeben ist, dürfte die stärkere Vermehrung der Rebhühner in demselben, auf die Sie sich nach Ihrer Erfahrung berufen, zuzuschreiben sein. — Wenn sich, wie es jetzt den Anschein hat, die Drainirung des Bodens in Deutschland immer weiter verbreitet, so wird es für den Jäger von großer Wichtigkeit sein zu beobachten, ob bei pfleglicher Behandlung die Rebhühner sich auf schwerem Boden, seit er drainirt ist, mehr als früher vermehren werden."

Was nun die weitern Wahrnehmungen des Hr. Oberförster F. Brumhard betrifft, so bedaure ich sehr, diese nicht schon früher gekannt zu haben, wo mir noch die beste Gelegenheit zu Gebote stand, derartige Versuche anzustellen, da ich sehr geneigt bin, sie für praktisch zu halten; denn schon von vorn herein richtig ist der Satz:

daß starke Ketten scheuer und flüchtiger sind, als kleine Ueberreste von 4 bis 7 Stück, die man geflissentlich übrig gelassen hat.

Auch die weitere Behauptung, daß ein starkes Volk sich gegenseitig besser erwärmen und gegen die Strenge des Winters schützen könne, hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, und man dürfte vielleicht sogar annehmen daß es durch gemeinschaftliche Bemühungen einer starkzähligen Kette

leichter gelingen müsse, den Schnee zu durchbrechen und zu der grünen Saat, als ihrer liebsten und gewissermaßen einzigen Winternahrung, an den Erdboden zu gelangen.

Uebrigens die Wahl des Ortes anlangend, wo man solche zur Nachzucht bestimmte Völker ganz ruhig und unbeschossen überhalten soll, so würde ich dazu vorzugsweise in der Mitte des Reviers dicht geschlossene Remisen (NB. wenn sie da sind) oder Waldparzellen und Weinberge wählen, in welchen die Steinmauern und Pfahlhaufen einen ziemlich guten Schutz gewähren.

Ich darf übrigens hier nicht unerwähnt lassen, daß es mir früher oft begegnet ist, ganze Hühnerketten blos zufällig und absichtslos durchkommen zu sehen, weil sie, wie fast alle im Wald ausgebrüteten Hühner, bei dem Eintritte der Schießzeit schon sehr stark geworden oder auch wohl ganz unentdeckt geblieben, oder weil sie in sehr steilen mit Hohlgräben und hohen Steinmauern dermaßen durchzogenen Weinbergen ausgekommen waren, daß ich sie in einem so beschwerlichen Terrain gar nicht aufsuchen mochte.

Diese in der Regel besonders starkzähligen Völker blieben daher, die wenigen Stücke abgerechnet, die etwa durch Falken geschlagen oder bei Treibjagden auf Hasen blos zufällig geschossen wurden, ganz in statu quo, ohne daß deshalb im nächsten Sommer in jener Umgebung eine sichtliche Vermehrung wahrzunehmen gewesen wäre; vielmehr fand ich immer die uralte sogenannte Koppeljäger-Regel bewährt, daß, möchte man auch noch so viele Hühner übrig gelassen haben, ein gewisser Bezirk auch nur eine gewisse, in einer, wenn auch noch so langen Reihe von Jahren je nach Verhältniß der mehr oder minder günstigen Witterung sich stets gleich bleibende Anzahl von Braten liefert und die übrigen sich verstreichen, so zwar, daß auch die sorgfältigste Hege bei diesen Vögeln bei weitem nicht denselben Erfolg hat, wie bei Hasen und Rehen.

Einen recht sprechenden Beweis davon, daß man von der Menge der im Herbste übrig gebliebenen Feldhühner ja nicht auf eine besondere Vermehrung derselben im nächsten Sommer schließen dürfe, hat das nachstehende Ereigniß geliefert.

Ich wurde einst von einem meiner Grenznachbarn spät im October zu einer Hühnerjagd sehr dringend eingeladen. Auf meine Bemerkung: daß man sich bei schon so weit vorgerückter Jahreszeit nur einen sehr geringen Erfolg versprechen dürfte, zumal da er bekanntlich schon im

September sehr fleißig daran gewesen sei, erwiderte er in seiner lakonischen Weise:

„Hühner multum!"

Weniger in der Hoffnung etwas auszurichten, als aus nachbarlicher Gefälligkeit und um das dortige wunderschöne Terrain, ein mit unzähligen Dornhecken und vielen bebuschten Gräben durchzogenes Hügelland, einmal in der Nähe zu sehen, gab ich nach. Und wie sehr war ich erstaunt, als wir in Verlauf von kaum 3 Stunden wenigstens 10, meist noch vollzählige Ketten antrafen!!

Der nächste Winter war mild, das Frühjahr günstig und die Brütezeit zu den schönsten Hoffnungen berechtigend. Und was erfolgte auf alle diese günstigen Vorzeichen?

Als ich im nächsten Spätsommer der ersten Jagd in jener Gegend mit höchst gespannter Erwartung beiwohnte, trafen wir mit doppelt so vielen Hunden und Schützen kaum die Hälfte der im Herbste übrig gelassenen Hühner an. Hätte man da nicht ausrufen mögen: Erkläre mir, Freund Derindur, dieses Räthsel der Natur!

Herr von Winkell schreibt in der neuen Ausgabe seines trefflichen Handbuches die Abnahme der Hühner hauptsächlich folgenden Ursachen zu:

1) Dem Verfall der Jägerei überhaupt, d. h. der Unwissenheit unserer heutigen waidmännischen Jugend, die nicht einmal ein gut besetztes Revier zu behandeln, viel weniger einem ruinirten aufzuhelfen wisse. Daß die jetzt so allgemein gewordene Unwissenheit in der Kunst, das Raubzeug, besonders durch den Fang, zu vertilgen, hierbei einen wichtigen Umstand ausmacht, unterliegt keinem Zweifel. Allein der angeführte Schaden dürfte vielleicht zum Theil dadurch wieder ausgeglichen werden, daß vielen der jungen Leute, die von unsern hochgelehrten Forstinstituten zurückkommen, der praktische Jagdbetrieb völlig fremd ist, daß sie daher auch nicht in dem Falle sind, den Feldhühnern viel Leid zufügen zu können.

Diese Abneigung gegen Alles, was Jagd heißt, möchte daher im Ganzen eher vortheilhaft für die Vermehrung der Feldhühner sein, als dieselbe hindern.

2) Der Unbekanntschaft der meisten Jäger mit dem Fange des Raubzeuges. Es ist, wie schon unter Nr. 1 gesagt wurde, wahr, daß selbst auf vielen landesherrlichen Leibgehegen zur

Verminderung des schädlichen Raubzeuges bei weitem nicht das geschieht, was hierin geschehen könnte. Indessen sollte sich wohl ein gründlicher Beweis führen lassen, daß vor 30—40 Jahren mehr geschehen sei, oder vielmehr, daß es in Folge dieses größern Fleißes damals mehr Rebhühner gegeben habe, als jetzt?

Ich meine, dieser Beweis werde ziemlich schwer herzustellen sein.

3) Dem immer mehr sinkenden Ansehen des Jägers bei dem Landmanne, welcher weder Hund noch Katze inne zu halten für nöthig erachtet.

Um die erste Hälfte dieses Satzes als vollkommen richtig anzuerkennen, darf man nur bei den jetzigen Wintertreibjagden das Benehmen der Bauern aufmerksam beobachten; doch ist hier nicht der Ort zu solchen Betrachtungen. Ein Mehreres über den Gegenstand befindet sich im Kapitel vom Hasen. Was hingegen das Innehalten der Hunde und Katzen betrifft, so meine ich immer, es habe der-Jagdbesitzer die nachtheiligen Folgen dieses Unfuges Niemandem zuzuschreiben, als sich selbst; denn, wenn gutgemeinte Warnungen nichts fruchten, so kehre man, nach der Volkssprache zu reden, die rauhe Seite heraus, d. h., man schieße todt, was man antrifft. Bald werden dann die übrigen Dorfbewohner, durch das gegebene Beispiel geschreckt, ihre Hofhunde dahin thun, wohin sie gehören, das heißt an die Kette. Wollte sich aber Einer oder der Andere über eine solche Maßregel beschweren, was jedoch selten oder nie geschieht, so findet der Jagdberechtigte Schutz genug in den Landesgesetzen, welche überall das freie Herumlaufen der Bauernhunde untersagen, sei es nun aus wirklicher Sorgfalt für die Erhaltung des Wildes oder auch um der leichteren Verbreitung der Tollwuth entgegenzuwirken, deren Gefahr durch das tägliche Umherlaufen der Hunde auf den Straßen augenscheinlich vermehrt wird.

Ich muß jedoch, um ganz aufrichtig zu sein, hier das Bekenntniß ablegen, daß ich weit mehr dazu tauge, Andern strenge Maßregeln zu empfehlen, als diese selbst in Ausführung zu bringen. Immer schwebt mir nämlich der Gedanke vor, daß es eigentlich nicht der Hund ist, welcher Strafe verdient, indem er ja blos seinem Instincte folgt, sondern der Herr desselben, der ihn den bestehenden Gesetzen gemäß nicht hätte frei lassen sondern anlegen sollen. Ich verabscheue daher jene Grausamkeit und Tyrannei, mit welcher manche Jäger jeden Hund, welcher ihnen begegnet, ohne zu wissen, ob derselbe wirklich jemals gejagt hat oder auch nur vom Wege abgegangen ist, ohne den Besitzer zuvor gewarnt zu haben,

außerhalb der Ortschaften sogleich und zwar nicht selten fast vor den Füßen seines Herrn niederschießen. So gibt es auch viele Jäger, die selbst in den Gärten des Dorfes, wo doch die Katzen schwerlich der Jagd Schaden zufügen können, keine verschonen. Ein solches Todtschießen kann aber nur zweierlei Beweggründe haben, deren keiner sehr rühmlich ist: entweder geschieht es des Schußgeldes wegen, folglich aus Eigennutz oder aus einer Art von Herrschsucht und Prahlerei, d. h. um einen besonders großen Diensteifer an den Tag zu legen, vielleicht auch, um zu zeigen, wie weit die waidmännische Gewalt reiche.

Solche Extreme suche man zu vermeiden, nicht nur, weil sie überhaupt eines gesetzten und vernünftigen Mannes unwürdig sind und tausend Verdrießlichkeiten veranlassen, sondern auch, weil man einer solchen Despotie gar nicht bedarf, um ein Jagdrevier gehörig zu beschützen.

Für eine weitere Ursache des Hühnermangels hält Herr v. W. die Zügellosigkeit der Bauernbuben in unaufhörlichem Aufsuchen und Vernichten aller Vogelnester, und ich bin ganz damit einverstanden, daß in unsern Tagen der Jagd von dieser Seite mehr Schaden zugefügt werde, als ehemals. Das bringt schon der unter dem Volke herrschende Geist der Widerspenstigkeit und der Abneigung gegen Alles, was der Jagd oder vielmehr den Jägern zum Besten dient, nicht anders mit sich.

5) Der Wilddieberei.

Wird hierunter das Aufstellen von Laufdohnen verstanden, so räume ich zwar ein, daß in manchen Gegenden dieser Unfug vielleicht einigen Einfluß äußern mag, allein als besonders wichtig kann ich diesen Einfluß nicht betrachten, da in Bezug auf die Niederjagd der Wildfrevel fast überall sehr abgenommen hat. Auch ist

a) dieser Fang nicht sehr lohnend, theils weil sich nur wenige Hühner auf einmal fangen, theils weil sie gewöhnlich vom Raubzeuge verzehrt werden, ehe der Aufsteller der Schlingen hinzukommt;

b) muß ein Wilddieb, der sein Gewerbe auf diese Weise treiben will, in immerwährender Angst und Furcht leben, weil er hierbei der Entdeckung mehr ausgesetzt ist, als bei irgend einem andern Frevel, da solche Schlingen nur im freien Felde, in kleinen Remisen und Dornhecken aufgestellt werden können und überdies noch im Spätherbste oder im Winter, wo der Bauer für sein Herumschleichen im Felde durchaus keinen Vorwand hat und

die weit umherfliegenden Federn der gefangenen Hühner, namentlich wenn sie vom Raubzeuge in den Schlingen gefunden und verzehrt worden sind, unmöglich so genau aufgelesen werden können, daß nicht ein aufmerksames Jagdpersonal diesen Unfug sehr bald entdecken sollte.

Der hierdurch entstehende Schaden ist daher auf keinen Fall von Bedeutung und noch weniger kann jener in Betracht kommen, der von den Wilddieben durch Schießen verübt wird; denn einzelne Schüsse bringen zu wenig ein und wiederholtes Knallen würde bald Aufsehen erregen. Ohnehin besitzt selten ein Wilddieb einen Vorstehhund und hätte er wirklich einen, so würde er ihn, aus Besorgniß entdeckt zu werden, nicht mit sich führen dürfen. Wer aber kann ohne dies so höchst nöthige Hülfsmittel auf der Hühnerjagd überhaupt etwas Bedeutendes ausrichten?

6) Dem Ausrotten der Hecken und Remisen in den Feldmarkungen.

Die Wegnahme solcher schützenden Gebüsche ist allerdings ein großer Nachtheil für die Feldhühnerzucht. Indessen dagegen hat sich auch seit dreißig Jahren die Feldfläche in Deutschland durch zahlreiche Waldrodungen bedeutend vermehrt. Beides aber möchte sich hinsichtlich der Einwirkung auf Mehrung oder Minderung dieses Geflügels wohl so ziemlich das Gleichgewicht halten.

7) Strengen Wintern.

Diese hatte man ehemals auch, ja ich möchte fast behaupten, häufiger, als heut zu Tage.

Rufen wir uns einmal ein Paar Dutzend Jahre in's Gedächtniß zurück! Wieviel hatten wir seit 1812 wohl strenge Winter? Etwa drei oder vier, und das ist doch für einen solchen Zeitraum gewiß nicht viel!

Ueberdies sind nur solche Winter den Hühnern gefährlich, in denen der Schnee eine für sie undurchdringliche Kruste hat oder so außerordentlich hoch liegt, daß sie nicht an den Boden kommen können. Sind sie aber hieran nicht verhindert, so schadet ihnen auch die strengste Kälte nicht viel.

8) Schlimmer Frühjahrs- und Sommerwitterung.

Die erstere äußerst nach meinen Beobachtungen keinen besonderen Einfluß. Wenn auch wegen lang anhaltender Winterkälte die Hühner sich später, als gewöhnlich paaren, so entsteht doch hierdurch kein wesentlicher Nachtheil für die Brut im Allgemeinen. Weit wichtiger ist die

Witterung in den Sommermonaten, wo starke Gewitter oder sonstige Regengüsse, wie anhaltende Nässe oft die schönsten Hoffnungen des Jägers vereiteln.

9) Stärkerem Klee- und Oelsaat-Anbau.

Daß der seit etwa dreißig Jahren so auffallend vermehrte Anbau des Klee's und der Oelsaat einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Niederjagd hat, unterliegt keinem Zweifel. Das erste Grün verleitet die Henne ihr Nest darin zu bereiten, und so wird sie, wenn die erste Ernte eintritt, bald ein unrettbares Opfer der Sense oder der Sichel. Sollte sie aber auch im glücklichsten Falle wirklich mit dem Leben davon kommen, so ist doch wenigstens ihre ganze Brut verloren.

10) Dem Mißverhältniß zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte der Feldhühner.

Dieser Gegenstand war für mich von jeher einer der interessantesten in der ganzen Jagdkunde und ich darf wohl behaupten, daß meine frühere Lage mich in den Stand gesetzt habe, Beobachtungen zu machen und Versuche anzustellen, die bei weitem nicht überall ausführbar gewesen sein würden.

Ich habe die Resultate derselben im zweiten Bändchen meiner Fragmente für Jagdliebhaber umständlich mitgetheilt. Es wird jedoch dennoch nöthig sein, wenigstens das Wesentlichste aus jener Abhandlung auch hier zu wiederholen.

In der festen Meinung, daß die Vermehrung eines Hühnergeheges hauptsächlich von der Herstellung eines möglichst richtigen Verhältnisses zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte, welches erstere ich der Zahl nach für weit überwiegend hielt, abhänge, beschloß ich in den ersten Jahren meines Aufenthaltes zu Röblein in Franken, gar keine Hennen zu schießen und führte diesen Vorsatz auch wirklich aus, in so weit es auf mich ankam.

Ich ließ mir nämlich die vielen schmalen, größtentheils am Ufer des Mainstromes sich hinziehenden, überaus günstig situirten Remisen, wo sich im Spätjahre und Winter fast alle Hühner zusammenziehen, durchtreiben und schoß nun vorstehend nie anders, als wenn ich das braune Schild auf der Brust des Hahnes deutlich erkannt oder doch zu erkennen geglaubt hatte. Denn es gibt mitunter auch Hennen, die sehr starke Schilde haben, so daß man sie zwar in der Nähe an den eingemischten weißlichen Federchen, welche der Hahn niemals hat, recht gut erkennen, nicht aber im schnellen Fluge von den Männchen unterscheiden kann.

Dennoch befanden sich unter den 80 bis 90 Hühnern, welche ich auf solche Weise in den beiden Wintern 1813 bis 1814 schoß, nur höchstens 16 bis 20 Weibchen, und ich versprach mir von dieser, auf gleiche Weise, das heißt, vermittelst des Schießen nach solchen Grundsätzen, vielleicht auch von Niemandem vor mir erzwungenen Herstellung eines vollkommen richtigen Geschlechtsverhältnisses ganz besonders günstigen Erfolg.

Mit großer Ungeduld und Neugierde sah ich daher der nächsten Erndte entgegen, die mir im Sommer des dritten Jahres nunmehr einen großen Reichthum an Rebhühnern kundthun sollte. Wie aber so manches Luftschloß bei dem ersten Windstoße in sein voriges Nichts zurückfällt und manche schöne Seifenblase ungleich schneller zerstiebt, als sie entstanden war, so ließ auch ich bald genug die Flügel hängen. Meine Hoffnung, wie groß sie auch gewesen sein mochte, bewährte sich keineswegs! Ich überzeugte mich nämlich schon während der Erndtezeit theils durch fleißig eingezogene Erkundigungen, theils durch Absuchen der besten Lagen mit dem Vorstehhunde, daß meine Hühner sich durchaus nicht in dem Grade vermehrt hatten, wie ich es erwarten zu dürfen geglaubt; vielmehr war der Stand noch derselbe, wie in vorhergegangenen Jahren.

Als nun der Winter herbeikam, fing ich mit dem November an, in jener Gegend die Hühner *ohne Unterschied des Geschlechtes* zu schießen, und siehe da! es waren durchgängig *mehr Hennen* unter den Getödteten, als Männchen. Ich überzeugte mich also nur zu deutlich, daß in den letzten zwei Jahren mein fleißiges Enthahnen *ohne den gehofften Erfolg* geblieben, und die Mehrzahl der Weibchen nicht, wie ich so zuversichtlich erwartet hatte, über den Main hinübergestrichen war, um sich jenseits heirathslustige Junggesellen zu holen, sondern daß vielmehr bei weitem der größere Theil *gelt* geblieben war.

Vergleiche ich nun mit dieser selbstgemachten Erfahrung den Umstand, daß ich ganze Gegenden kenne, wo man das Enthahnen nicht nur nicht anwendet, sondern nicht einmal etwas davon weiß, und wo dennoch die Hühnerjagd in ausgezeichnet gutem Stande ist; stelle ich dazu noch die Bemerkung, daß auf den Jagdrevieren, welche ich früher besaß, die entlegeneren Theile, die ich zur Paarzeit nie besucht, folglich auch nicht von den überflüssigen Hähnen gesäubert habe, dessenungeachtet beim Eintritte der Schießzeit hinsichtlich des Ertrags an Rebhühnern hinter den näherliegenden und einer künstlichen Gleichstellung des Geschlechtsverhältnisses unterworfenen Districten *nicht zurückgeblieben sind*, so muß man

wohl in Versuchung gerathen, den großen Einfluß des Enthahnens auf den Wohlstand eines Hühnergeheges in Zweifel zu ziehen.

Ich habe mir es daher zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht, besonders in solchen Gegenden, wo die Feldhühner nur in mäßiger oder wohl gar geringer Anzahl vorhanden sind, sehr vorsichtig zu Werke zu gehen, und nur dann einen Hahn als überflüssig zu betrachten und wegzunehmen, wie z. B. in der Gegend, wo ich jetzt lebe, wenn ich deren zwei bei einer und derselben Henne wahrnehme oder in der Dämmerung mehrere mit einander kämpfen höre, woraus sich dann immer mit Zuverlässigkeit der Schluß ziehen läßt, daß dort einer entbehrlich sei, oder wenn ich im Anfange der Paarzeit abgeschlagene Hähne ganz allein antreffe. Ich sage: im Anfange der Paarzeit; denn dies später, wenn die Hennen vielleicht schon mit dem Eierlegen beschäftigt sind, und der Gatte blos aus diesem Grunde von ihr getrennt angetroffen werden könnte, zu thun, würde ein großer Fehler sein.

Eine sehr interessante Nachricht über denselben Gegenstand theilte mir noch kurz vor seinem Hinscheiden mein unvergeßlicher Freund, der Forstmeister von Welfer zu Nürnberg, mit und zwar in Folgendem:

„Was Ihre jetzige Meinung vom Enthahnen betrifft", schreibt er, „so bin ich gar nicht mit derselben einverstanden; den Grund dazu werden Sie ohne Zweifel in der nachstehenden Thatsache finden.

„Der Revierförster B. zu D. schießt seit drei Jahren in der Paarzeit auf den sehr ausgedehnten Feldjagden in der Gegend des Husselberges jährlich 2—300 Hähne.

„Er versichert mir, von einer und derselben Henne oft drei bis vier Männchen weggenommen und deren Stelle immer wieder und zwar binnen kürzester Frist durch einen neuen Gatten besetzt gefunden zu haben.

„Nicht also blos da, wo er mehrere Hähne beisammen findet, schießt er sie weg, sondern überhaupt und ohne alle Rücksicht darauf, wo er sie findet. Vor dieser Zeit hat er niemals mehr, als 2—300 Stück Feldhühner jährlich gefangen und geschossen; seitdem er aber das Enthahnen eingeführt hat, ist der Ertrag seiner Jagd bereits bis auf 5—600 Stück, also auf das Doppelte, gestiegen."

Dies Beispiel ist gewiß sehr interessant, und für die unbedingte Wahrheit der Angabe bürgt Welfer's Name. Auch ist es mir selbst schon einmal begegnet, daß ich in Zeit von vierzehn Tagen drei Hähne von einem und demselben Weibchen wegschoß und dennoch bald nachher den vierten dabei antraf; allein einzelne Fälle beweisen Nichts

für das Ganze. Ich möchte darum doch das Enthahnen nicht mehr so eifrig empfehlen, als ich es früher gethan, und die Unentschiedenheit dieser Frage hat mich oft an die ewigen Verhandlungen, damit ich nicht sage, an das ewige Lied über die wahre Brunftzeit der Rehe erinnert, welches nun endlich ausgesungen ist. Nebstdem kann ich nicht genug wiederholen, daß dies Ruhe, Kaltblütigkeit, Erfahrung und ein scharfes Gesicht erfordernde Geschäft nur ganz zuverlässigen Händen anvertraut werden darf. Wollte man dasselbe einem leidenschaftlichen, unerfahrenen schießbegierigen Menschen überlassen, so würde man dadurch dem Revier mehr schaden, als nützen*). Die beste Richtschnur für die Regel der mehr oder weniger nothwendigen Verminderung des männlichen Geschlechtes geht unstreitig aus den Beobachtungen hervor, die man im Sommer und Herbste während der Schießzeit macht. Nie habe ich zu der Zeit, als ich noch das Vergnügen hatte, bedeutende Feldreviere zu besitzen, die Vorsicht aus den Augen gesetzt, am Schlusse einer jeden Jagd die erlegten Hühner nach dem Geschlechte zu sondern, und Jahre lang habe ich die Zahl derselben sogar in ein besonderes Register eingetragen, um das gegenseitige Verhältniß möglichst genau zu erforschen.

In Folge dieser Beobachtung fand ich, daß gewöhnlich die Zahl der Weibchen merklich geringer, nur bisweilen aber jener der Hähne gleich ist und als besondere Ausnahme in einzelnen Jahrgängen dieselbe sogar übersteigt. Hiernach muß man sich nun im darauf folgenden Frühjahre genau richten.

Im ersten Falle stimme ich dafür, eine mäßige Anzahl von Männchen wegzunehmen. Ich sage, eine mäßige Anzahl, denn ich halte es für weit rathsamer, eines zuviel übrig zu lassen, als eines zuviel todtzuschießen. Daher finde ich es nicht für gut, an einem und demselben Orte mehrere wegzunehmen, sondern glaube, es sei besser gethan, nur ein wenig daran zu rupfen, d. h. auf jeder Markung nur Etwas davon zu thun. Gibt es wohl eine natürlichere Frage, als die: „Wenn es wahr ist, daß in jedem Frühjahre so viel Hähne ungepaart bleiben, wo kommen sie denn hin?“ „Sie verstreichen sich,“ wird man mir zur Antwort geben. Gut, allein ich frage weiter: „Wohin verstreichen sie sich?“ Antwort: „in die benachbarten Reviere“. Das ist Alles, was man darauf

*) Nach §. 5 der Königl. Bayer. Allerh. Verordnung vom 6. Dezember 1857 darf vom 2. Februar an kein Feldhuhn mehr bis zum Aufgange der Jagd — in der Regel zwischen dem 15. August und 8. September — geschossen werden; demnach hört das Enthahnen zur Paarzeit, in Bayern wenigstens, auf.

erwidern kann, was aber keineswegs genügt, da die Besitzer dieser benachbarten Reviere dieselbe Antwort geben und die Nachbarn dieser Nachbarn ebenso und so bis in das Unendliche fort. Aus der Welt hinaus können sie aber doch gewiß nicht streichen! Kurz, wenn es mit diesem sogenannten Wegstreichen der alten Hähne seine Richtigkeit hätte, so würden sie sich doch irgendwo in größerer Anzahl zeigen müssen, als zuvor. Wo ist das aber wohl je geschehen?

Ich frage ferner: Wenn wirklich alljährlich so viele übrig bleiben, wo kommt dann dieses Heer von alten Hagestolzen zuletzt hin? Das wußte mir bis jetzt Niemand zu sagen, und die Natur, weise in allen ihren Einrichtungen, gleicht das Mißverhältniß zwischen beiden Geschlechtern von Zeit zu Zeit wieder aus; will man ihr also vorgreifen, so muß es auf jeden Fall mit großer Vorsicht geschehen.

Im zweiten Falle, dessen ich vorhin gedachte, wenn nämlich die Zahl der Hähne nicht größer ist, als die der Weibchen, lasse man der Natur, die selten einer Correction bedarf, ihren Lauf; im dritten, wenn als besondere Ausnahme von der Regel, ihrer mehr wären, würde es ohnehin ein unverzeihlicher Mißgriff sein, wenn man störend dazwischen treten wollte.

Es ist in neuester Zeit ein Versuch und zwar ein ziemlich glücklicher Versuch gemacht worden, dieses Räthsel zu lösen, den ich jedenfalls für wichtig genug halte, um mich hier darüber auszusprechen.

Der rühmlichst bekannte Ornithologe Herr Doctor Gloger in Berlin hat nämlich mit aller jener Eloquenz und Ueberredungsgabe, durch welche seine naturhistorischen Abhandlungen sich so sehr empfehlen, die Behauptung aufgestellt, daß die Mehrzahl der männlichen Feldhühner blos deshalb im Frühjahr nicht mehr wahrzunehmen sei, weil sie den Winter nicht überlebe, und der Grund hiervon soll darin liegen: daß ein Raubvogel den Hahn wegen seines rötheren Gefieders viel leichter aus der Ferne wahrnehme, als die Henne. Es gehen mir bei dieser Betrachtung zwar noch einige kleine Bedenklichkeiten durch den Sinn, allein sie sind keiner Berücksichtigung werth, und ich würde sie solchen Gewährsmännern gegenüber ganz unerwähnt lassen, wenn ich mich nicht des (mit dem gebührenden Danke von mir erkannten) Lobes der Offenheit, welches Herr Doctor Gloger mir beilegt, auch bei dieser Gelegenheit, und zwar vorzugsweise bei dieser, würdig zu erweisen wünschte. Ich erlaube mir daher folgende Bemerkungen:

1) Sollten wohl die spitzflügeligen Falken, als die bei weitem ge-

fährlichsten Verfolger der Feldhühner (die sie aber in der Regel nur im Fluge schlagen), wenn sie mit einer ungeheuren Hast und Schnelligkeit, mit einer Art von Wuth, — denn die Begierde zu morden, welche sie dabei zeigen, ist mehr als blose Lust, — wenn sie in der Ferne ein Hühnervolk streichen sehen und mit der Schnelligkeit eines Pfeils ihm nachstürzen oder vielmehr nachsausen, sollten sie sich dann wohl die Zeit nehmen oder auch — möglicherweise nur nehmen können, die Verschiedenheit des Gefieders zu bemerken oder auch nur im geringsten zu beachten? Ich möchte eher vermuthen, daß dieses hauptsächlich nur dann geschehe, wenn der Boden dunkel ist und die Hühner still liegen, wo dann allerdings der Hahn durch seine viel rötheren Schulter- und Flügelfedern selbst für das menschliche Auge, wie vielmehr für das unendlich schärfere eines Falken, bei weitem leichter wahrzunehmen ist, als die schmutzig-graue, der Farbe der Erde so sehr ähnelnden Henne.

2) Es dürfte sich aber nach meiner unmaßgeblichen Vermuthung bei Schnee nicht viel anders verhalten. Der Winter ist, wenn nicht die durch Herrn Doctor Gloger so oft und so warm empfohlenen Umzäunungen der größeren Feldstücke mit dichten lebendigen Hecken oder anderen Remisen ihnen den so unumgänglich nöthigen Schutz gewähren, die allerschlimmste Zeit für die Feldhühner, denn der Raubvogel bemerkt sie, wenn Schnee liegt, schon aus fast unglaublicher Ferne. Wird er aber, so möchte ich mir zu fragen erlauben, wenn sie nicht etwa unbeweglich im Stuber beisammen liegen, sondern, wie sie zur Zeit des Hungers oft zu thun pflegen, emsig umherlaufen, die auf der weißen Fläche sich fortbewegende dunkle Gestalt der Henne nicht eben so leicht und so deutlich erkennen, als die des Hahnes? Wird sie also nicht seinen Nachstellungen eben so sehr ausgesetzt sein, als jener?

3) Ich möchte daher annehmen, daß, so wie die vierfüßigen Räuber, der Fuchs, die Katze, der Marder ꝛc., keinen Unterschied machen, welchem Geschlechte das Thier angehört, auf das sie sich stürzen, dieser Fall auch bei den die Vögel gewöhnlich nur im Fluge schlagenden Falken häufig eintrete. Anders verhält es sich dagegen bei den Weihen, die im Bewußtsein ihrer Unfähigkeit, einen Vogel in der Luft einzuholen, ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Boden richten, mithin ohne allen Zweifel die bedeutend

helleren Farben des Hahns ungleich leichter und schneller wahrnehmen, als die der Henne. In Folge dieser weisen Einrichtung der Natur schweben sie leise wie die Schatten über die Feldfluren hin und erinnern durch ihr sorgfältiges Hin- und Hersuchen sehr lebhaft an die Bewegungen eines Vorstehhundes, daher denn auch die Kornweihe (Falco cyaneus L.), die sich in dieser Kunst ganz besonders auszeichnet, in manchen Gegenden, z. B. in der Umgebung von Leipzig, sehr charakteristisch der Reviervogel genannt wird.

Endlich will es mir auch bedünken, als sei es nicht die hellere und buntere Farbe allein, sondern auch seine größere Unruhe und Wachsamkeit, die den Hahn antreibt, oft hin und her zu laufen, welche hierzu Anlaß geben möge. Gleichsam den Vorposten der ganzen Familie bildend und nach jeder Gefahr forschend, ist er mehr in Bewegung als die Henne, folglich auch der Gefahr häufiger ausgesetzt, von den scharfäugenden Raubvögeln bemerkt zu werden, die sich nun, ohne einen einzigen Blick zu verlieren, alsbald auf ihre Beute stürzen.

Einstweilen und bis auf weitere Nachforschungen schließe ich mich vorstehender Hypothese an. Sie dürfte auch schon um deswillen als die beste zu betrachten sein, weil sie bis jetzt die einzige ist, welche wir haben, und weil es im weiten Reiche der Möglichkeit kaum eine andere geben wird.

Und so scheint denn auch diese Controverse, gleich jener über die wahre Zeit der Rehbrunft, durch einen Mann zu Ende gebracht worden zu sein, der dem Jägerstande zwar nicht unmittelbar angehört, der aber, wenn er ihm angehörte, ihm gewiß Ehre machen würde. Und eben deshalb darf ich diese Bemerkungen nicht schließen, ohne ein Wort darüber zu sagen, wie erfreulich für mich die Ueberzeugung gewesen ist, daß meine längst vergessen geglaubten „Fragmente für Jagdliebhaber" bei ihm noch in freundlichem Andenken stehen! In der That, ich hätte das nicht erwartet, denn seit jenem ersten Zwitschern eines muntern Waldgesanges bis zur Anstimmung meines Schwanenliedes, das von Kanonendonner und Musketenschüssen verschlungen worden ist, wie die grüne Farbe von der schwarzen, rothen und gelben, liegen so viele Jahre, daß ich, der weiland Verfasser besagter Fragmente, in dieser langen Zwischenzeit bereits selbst — zum Fragmente geworden bin.

Ich war besonders neugierig, die Meinung des Herrn Hegereiter

Heink zu Friedrichsstadt bei Dresden über diesen Gegenstand, der mich seit lange so lebhaft beschäftigt hat, zu erfahren, und habe daher jenes Capitel seines Werkes über die kleine Jagd, in welchem von den Feldhühnern die Rede ist, mit besonderem Interesse gelesen. Im Ganzen stimmen unsere Ansichten und Erfahrungen überein, und der einzelnen Fälle, in welchen wir verschieden denken, sind nur wenige.

Einverstanden mit ihm bin ich namentlich in folgenden Stücken:

1) daß es besser sei, die größere Zahl der Hühner zu fangen, als zu schießen; allein wir haben nicht einerlei Beweggründe dies zu glauben.

Herr Heink behauptet es nämlich wegen des Nachtheils, welcher durch wiederholte Beunruhigung dem Reviere hinsichtlich der Hasen erwachse, und wenn er bei dieser Behauptung Jagdbezirke von nur geringer Ausdehnung im Sinne hat, so ist diese Besorgniß allerdings einigermaßen gegründet. Auf größeren Flächen jedoch kann dieselbe füglich nicht in Betracht kommen. Der während der Erndte- und Herbstzeit von Hirten, Schäfern und Arbeitern aller Art ohnehin täglich und stündlich beunruhigte Hase erfreut sich dann überhaupt nur selten einer anhaltenden Ruhe, wenn er nicht etwa seine Zuflucht zum Walde oder zu ähnlichen Schutzorten nimmt.

Wenn man sich freilich ungehorsamer Hunde dabei bedient, welche ihn weit verfolgen oder gar kleine Häschen todtbeißen, dann ist der Nachtheil des Hühnerschießens nicht zu verkennen und Herr Heink hat vollkommen Recht, dagegen zu eifern. Sind dagegen die Hunde gut dressirt und rein, so hat man keine schlimmen Folgen zu fürchten; denn wenn auch wirklich einige Beunruhigungen dadurch entstehen sollten, so würden diese doch bis zum Eintritte des Zeitraumes für die Hasen-Treibjagden, d. i. bis zum November, Dezember und Januar, schon längst wieder vergessen und die etwa ausgewanderten bis dahin wieder in ihre Heimath zurückgekehrt sein. Der Grund, welcher mich bestimmt, das Fangen der Hühner vorzuziehen, scheint mir ungleich wichtiger. Es ist nämlich der: daß man unter den Gefangenen, die am wenigsten beschädigten Hennen aussuchen und in Freiheit setzen kann, was unstreitig dem Gehege großen Vortheil gewährt, indem es jede andere Verminderung der männlichen Hühner im nächsten Frühjahre überflüssig macht. Herr Heink behauptet ferner:

„2) ein gefangenes Huhn sei viel reinlicher, weißer und wohlschmeckender (?!?)

„Der Geifer, womit es in dem Rachen des Hundes beschmutzt werde, müsse den Genuß eines solchen Wildes verekeln (?); es sei unangenehm, auf die Schrotkörner zu beißen, die man gewöhnlich darin finde, und kein Waidmann, welcher den für ihre Zähne besorgten Schönen solches Wild auf die Tafel bringe, verdiene je einen freundlichen Blick von ihnen."

Reinlicher ist ein gefangenes Huhn allerdings, auch weißer vielleicht, aber warum gerade wohlschmeckender? Der Geschmack wird wohl ziemlich derselbe sein.

An den Geifer des apportirenden Hundes, der ja ohnehin nicht die Haut des Vogels, sondern nur dessen Federn benetzt, denkt gewiß Niemand mehr, sobald er, meisterlich am Spieße gebraten, neben einem freundlichen Compot von Aepfeln, Zwetschgen oder Quitten steht, oder ein kühlender Rahmsalat bereit ist, sich mit ihm zu vereinigen.

Ob die seltenen Fälle, in denen man Schrotkörner zwischen die Zähne bekommt, einer besonderen Erwähnung werth sind, will ich dahin gestellt sein lassen. So viel aber weiß ich, daß gewiß noch keine schöne Dame ihren grünröckigen Freunden darum gram geworden ist, weil sie die für sie bestimmten Rebhühner nicht gefangen sondern geschossen hatten.

Sollen die Damen mit weißen Zähnen (denn diese meint doch Herr Heink ohne Zweifel) darum etwa auch keine Schnepfen und Becassinen essen, weil ihnen vielleicht hier und da ein Körnchen Nr. 6 oder 7 aufstoßen könnte, da man diese Vögel gewöhnlich nicht fängt, sondern schießt? Ich meine, das heiße die Galanterie gegen Damen und die Besorgniß für ihr Gebiß (wenn ich mich eines so undelicaten Ausdrucks bedienen darf) ein wenig gar zu weit treiben! Im Uebrigen bin ich, wie gesagt, größtentheils mit Herrn Heink einverstanden, besonders darin, daß er alles Schießen nach Hühnern im Monat April widerräth. Mir scheint diese Vorsicht noch nicht einmal ganz zu genügen, ich glaube vielmehr, daß man schon in der Mitte des Märzes diese Operation einstellen müsse, um jeden Nachtheil zu verhüten. Denn sobald die Hühner fest gepaart sind, soll man sie nicht mehr trennen; das ist eine alte und bewährte Jägerregel, die ich jedem Jagdbesitzer nachdrücklich empfehle und die ich immer streng befolgt habe, wenn gleichwohl nicht aus gleichem Grunde mit Herrn Heink, da dieser hauptsächlich nur die Verletzung oder Tödtung der Hennen befürchtet.

Es versteht sich aber von selbst, daß man, wenn Hahn und Henne zu nahe beisammenliegen, gar nicht schießen darf, weil es ohne Gefahr für letztere nicht geschehen kann.

Diese Besorgniß würde mich daher gewiß nicht abhalten, wenn ich es allenfalls für vortheilhaft erachtete, da ich in diesem Falle die Hühner von dem Hunde, dem ich mich gegenüberstelle, herausstoßen lasse und den Hahn im Fluge schieße, wobei ich mich schon seit einer Reihe von Jahren nicht leicht mehr irre, selbst im Herbste nicht, wie viel weniger im Frühjahre, wo das Unterscheiden viel leichter ist, weil man nur zwei Hühner vor sich hat. Wer freilich noch hitzig und leidenschaftlich dabei zu Werke geht, wer mehr auf den Schuß erpicht ist, als auf das Erkennen, wer mit einem Worte nicht Gelassenheit und kaltes Blut genug hat, um sich, bevor er schießt, erst recht genau zu überzeugen, der wird und muß von Zeit zu Zeit einmal einen Fehler begehen. Ein solcher hat aber auch durchaus keinen Beruf zu diesem Geschäft und sollte sich lieber nie damit befassen, so lange er sich von der bei jeder Jagdart, besonders aber bei dem Enthahnen eines Revieres so nachtheiligen Uebereilung und Schußhitze nicht ganz frei fühlt.

Wie übrigens unter dem Vorwand des Erlegens überzähliger Hähne hier und da ein unverzeihlicher Mißbrauch getrieben wird, davon liefert ein Aufsatz in der Behlen'schen Forst- und Jagdzeitung vom Monat August 1841 einen schlagenden Beweis. —

Dort wird nämlich erzählt, daß der Verfasser schon oft in besagter Absicht ganze Schaaren von Jagdliebhabern im Frühjahre habe ausziehen sehen. — Ich will dessen eigene Worte beibehalten, da sie mit heiterer und angenehmer Laune geschrieben sind.

„Die Nachgiebigkeit der Oberbehörden und die täglich wie eine Seuche um sich greifende Jagdmanie haben im Vereine mit obigem Grundsatz von der Nothwendigkeit des Hahnentödtens einen Jagdunfug in's Leben gerufen, der unter die wirklich bejammernswerthen gehört und die nachtheiligsten Folgen auf das ganze Revier äußert. Wie nur der Schnee geschmolzen ist und auf den Erderhöhungen trockne Stellen sich bilden, während kaum noch an ein Halten der Hühner zu denken ist, stürmen Hans und Kunz, Säckler und Bürstenbinder mit ihren Stöberern auf die Felder hinaus. Bald breitet der große Halbmond seine weiten Flügel links und rechts aus und überall zugleich beginnt die lustige Frühlingskanonade: dort stürzt eine Krähe, hier hat eine Lerche zum letztenmal gejubelt, da zappelt eine Bachstelze, weiterhin erheben sich die Kibitze hohnlachend höher und höher: einige Glückliche stießen auf Hühner, hallo! — O ihr armen Thiere! Die Schützen sind flink, Hahn und Henne fallen zugleich im Kreuzfeuer. Während dessen stöbern die Hunde der Dilettanten

lustig umher, einer gibt Laut hinter Krähen und Bachstelzen und Lerchen her, ein anderer macht sich den Spaß, eine volle Häsin halb todt zu hetzen, Bürstenbinders Comtesse bringt ein halbzerissenes Häschen von zu frühem Satz triumphirend ihrem überseligen Herrn, Säcklers Caro heult furchtbar unter den Streichen einer neuen Peitsche und unter den Sporen neumodischer Corallen, weil er nach seiner Schoßhund- und Pudeldressur im Zimmer durchaus nicht begreifen will, was er bei Hühnern und Hasen auf dem Felde soll, und wenn er an der Leine sucht, aus purer Angst seinem Herrn Steine apportirt.

„So braust das wilde Heer, schießend, pfeifend, bellend, jagend, ängstigend, mordend, über das Feld hin und am Ende vom Spaß findet sich das Facit: 10 Lerchen, 3 Krähen, 2 Bachstelzen, 9 Rebhühner sind geschossen, aber unter diesen befinden sich nur 4 Hähne; 30 Häsinnen wurden gehetzt, weil die Herren Rammler sich schon früher aus dem Staube machten, ein kaum gesetztes Häslein wurde von Nimrod mit Haut und Haaren verspeist und ein anderes von Comtesse angeschnitten und dann großmüthig dem Herrn gebracht, drei Hunde aber wurden handscheu geprügelt.

„So lustig geht's freilich bei den folgenden Dressur- und Hähneverminderungsjagden nicht mehr zu; denn die Hasen sind nicht so dumm, öfters wieder dahin zurückzukehren, wo sie so feurig gehetzt wurden. Manche der armen Häsinnen hat indessen vielleicht in völliger Athemlosigkeit auf des Nachbars Revier versetzt. Ihr wundert euch nebenbei, daß unter 9 Stücken Hühnern 5 Hennen geschossen wurden? Ich nicht; ich nehme es zum Glück, daß 4 Hähne dabei waren. Ist es so leicht, Hahn oder Huhn im ersten Nu zu unterscheiden? (Forst- und Jagdzeitung.) Begeht nicht sogar der erfahrene Jäger hierin bisweilen einen Fehler? Täuschen Schild und Rothschwänzchen nicht oft auch einen alten Nimrod?

„Hilft etwa die Lehre: „Der Hahn steht zuerst auf!?“ Sie kann nicht helfen; denn diese Lehre ist nicht wahr. Hilft die Lehre: „Das Huhn steht zuerst auf!?“ Eben so wenig; denn auch sie ist nicht wahr. Alles, was man darüber aufstellt und behauptet, ist eitel Hypothesenwerk und oft recht sinnig ausgesponnener Theorienkram. Eine vieljährige Praxis hat mich überzeugt, daß das Zuerstaufstehen von Hahn oder Henne im Frühjahre, d. h. in der Paarzeit, zufällig ist, also auch kein Schütze darauf bauen kann. Dieselbe Praxis sagt mir unwiderlegbar, daß diese für Hundedressur beinahe unentbehrliche Jagd lediglich auf den einzelnen wirklichen Jäger beschränkt und von ihm mit äußerster Umsicht und Scho-

nung geübt werden muß, wenn sie nicht verderblich auf das Revier wirken und ein Schandfleck der Jägerei sein soll."

Den Schluß dieses interessanten Aufsatzes kann ich meinen Lesern nicht nachdrücklich genug zur Beherzigung und pünktlichsten Befolgung empfehlen. Es ist darin ausgesprochen, was ich selbst ausführlicher oben schon gesagt habe, daß man nämlich nur einem ganz ruhigen, besonnenen und leidenschaftslosen, dabei aber auch ganz sicheren und zuverlässigen Schützen ein so gefährliches Geschäft, als das der Verminderung der überzähligen Hähne ist, anvertrauen dürfe. —

Ob in der Paarzeit der Hahn oder die Henne zuerst aufstehe, darüber ist in der Jägerwelt schon viel gestritten worden, und dieser Streit dauert noch fort, bis auf den heutigen Tag, so daß man in Folge dieser großen Meinungsverschiedenheit zuletzt sich des Gedankens nicht erwehren kann: die ganze Sache beruhe wohl völlig auf Einbildung, indem das, was blos zufällig mehrmals nach einander geschah, viel zu voreilig schon als feste Regel betrachtet wurde.

Der berühmte französische Jagdschriftsteller Eleazar Blaze sagt zwar in seiner Schrift: „es geschehe nur im Monat Februar und März, also in der eigentlichen Begattungszeit, daß der Hahn zuerst aufstehe, im April aber wechsele er die Rolle, denn es bleibe ihm dann nichts mehr zu wünschen übrig, daher er denn schon bei dem geringsten Geräusch aufstehe;" allein ich kann mich nicht mit dieser Ansicht einverstanden erklären. Wollte man sich hierbei auf Spitzfindigkeiten einlassen, so könnte man die Behauptung des Hr. Blaze schon deshalb bezweifeln, weil er sagt: die vorausgegangene Begattung sei schuld an dem früheren Auffstieben des Hahnes, während man doch nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur, gerade das Gegentheil hieraus zu folgern berechtigt wäre. Sie scheinen, wenigstens zum Theil, von französischer Phantasie dictirt, welche für Vorkommnisse in der Thierwelt durch Heranziehung einer Parallele mit menschlichen Verhältnissen Erklärung sucht und — zu finden glaubt. Doch wozu solche Erörterungen? Der Gegenstand selbst ist nicht von großem Belang! Auch wird ohnehin kein besonnener Jäger sich dazu verstehen, ohne vollkommene Ueberzeugung und auf ein so trügerisches Kennzeichen hin, als das frühere oder spätere Aufstehen ist, in der Paarzeit nach einem Feldhuhn zu schießen!

Ich habe viel hundertmal in meinem Leben den Hahn und habe viel hundertmal die Henne zuerst aufstehen sehen, bin aber auch vielleicht eben

so oft Zeuge davon gewesen, daß beide zugleich aufstanden; trage daher kein Bedenken, alle diese Erscheinungen blos für eine Folge des Zufalles zu halten, denn nur in dem einzigen Falle, wenn die ganze Kette beisammen ist und sich erhebt, kann man es als höchst wahrscheinlich annehmen, daß der alte Hahn als Anführer der Gesellschaft zuerst aufstehen werde.

Ich bin schon seit mehr als dreißig Jahren so glücklich gewesen, bedeutende und sehr gut besetzte Feldjagden zu besitzen, bei deren Benutzung ich ganz nach meinem Gutdünken verfahren, mithin keinen Vorwurf oder Verdruß, wie er auch immer hätte heißen mögen, befürchten durfte; ich habe ferner unter den jungen Leuten, welche sich während dieser langen Zeit unter meiner Leitung ausbildeten, sehr vorzügliche Jäger gehabt und mich dennoch niemals dazu entschließen können, **ausgenommen in meiner Gegenwart**, irgend Jemanden in der Paarzeit nach einem Hahn schießen zu lassen.

Hieraus geht gewiß deutlich genug hervor, daß ich das Bedenkliche einer solchen Manipulation niemals verkannt habe.

Uebrigens konnte ich mich bei Lesung vorerwähnten Aufsatzes des Herrn B. wirklich des Wunsches nicht enthalten, zu erfahren: in welchem deutschen Lande die höhere Jagdbehörde noch zugeben mögen, daß Hans und Kunz, Säckler und Bürstenbinder (ein komischer, aber etwas greller Gegensatz; denn die Bürstenbinder, die mir bis jetzt auf dem Wege des Lebens begegnet sind, wußten nichts von Jagdliebhaberei und Doppelflinten, sondern waren froh, wenn sie mit Mühe und Noth ihr tägliches Brod verdienen konnten), zuletzt wohl auch, wie Herr von Train in seiner neuen Jägerpraktika irgendwo sagt: Maître Tailleur etc., im Frühjahre, wie das wilde Heer, auf die Paarhühner-Jagd ausziehen, während vielleicht kein einziger unter ihnen ist, der im Stande wäre, die todt vor ihm liegenden Feldhühner nach ihrem Geschlecht von einander zu unterscheiden, wie viel weniger vor dem Hunde oder im Fluge den Hahn zu erkennen.

Nach allen Erfahrungen ist Nichts der Vermehrung der Feldhühner so hinderlich, als starke Regengüsse während der Brut und unmittelbar nach dem Ausschlüpfen der Jungen. Alle Nester, welche in der Ebene stehen, sind dann schon fast so gut als verloren; denn die Henne kann sich nicht trocken erhalten und die Eier werden kalt, wenn der Regen allzulang anhält.

Wenn aber auch die Jungen glücklich auskommen, so sind sie darum

doch noch nicht gerathen; die warme Sonne ist ihnen unentbehrlich. So bald diese fehlt und anhaltender Regen eintritt, so erstarren sie am Ende und kommen um, theils weil die natürliche Wärme der Mutter nicht für eine zahlreiche Brut hinreicht, theils auch, weil bei schwerem fetten Lehmboden sich die nasse Erde knollenweise an die noch ganz schwachen Ständer dieser armen Thierchen anhängt und ihnen das Fortlaufen unmöglich macht, so daß sie bald ermatten und elend um's Leben kommen, da die Mutter ihnen nicht helfen kann. Daher geschieht es denn auch, daß Remisen und Feldhölzer der Vermehrung der Rebhühner so großen Vortheil gewähren, indem nicht nur die Nester dort weit mehr geschützt sind, als im freien Felde, sondern auch die noch schwachen Jungen, selbst bei anhaltend nasser Witterung, auf dem trockenen Boden immer gut fortkommen.

Zwei merkwürdige Beispiele, wie sehr die Nässe diesem Federwilde schadet, haben die Jahre 1816 und 1830 geliefert. Im Sommer 1816, welcher sich bekanntlich durch fortwährenden Regen auszeichnete, fand man die alten Hühner entweder ganz kinderlos oder die ganze Kette, wenn man hier so sagen darf, bestand aus höchstens 4 bis 6 Stücken.

Ich erinnere mich, damals eines Tages, auf dringendes Ersuchen eines benachbarten Geistlichen, welcher ein großes Gastmahl zu geben hatte, nach Hühnern ausgegangen zu sein, obschon ich für jenen Herbst beschlossen gehabt, gar keine zu schießen. Vergebens durchsuchte ich die besten Felddistricte und so kam ich endlich auch auf eine große Wiese, stellenweise mit Schilf bewachsen, wo sonst, wegen der beständigen Unruhe auf den anstoßenden Feldern während der Erndtezeit, die Hühner ganz besonders gern, Wasserschnepfen aber nur selten lagen, weil der Boden für diese viel zu trocken war. Diesmal aber war es der umgekehrte Fall, denn auch hier traf ich keine Hühner an; dagegen hatten sich in Folge des anhaltenden Regens so viele Becassinen dorthin gezogen, daß ich eine sehr angenehme Unterhaltung fand und die sämmtlichen Gäste meines Herrn Nachbarn mit diesen weit seltneren Leckerbissen vollkommen abfüttern konnte, ein Ersatz, den sie, wenn auch minder erwünscht, sich dennoch wegen des gänzlichen Mangels an Feldhühnern gefallen lassen mußten.

Im Jahre 1830 hatten zwar die Hühner schon durch die ungewöhnliche Strenge des Winters bedeutend gelitten, allein auch da, wo sie bei hinreichendem Schutz gegen Witterung und Raubthiere, durch Anlegung von Futterplätzen gegen Mangel vollkommen gesichert gewesen waren, somit

jede Gefahr überwunden und das Frühjahr glücklich erreicht hatten, selbst da, wo man sie in der Paarzeit nicht nur an jedem Abend rufen hörte, sondern sogar in erwünschter Anzahl sah, fand man sich nachher beim Eintritte der Schießzeit in seiner Erwartung gänzlich getäuscht. Nur selten hatte man das Vergnügen, ein starkzähliges Volk anzutreffen; gewöhnlich waren nur einige Junge bei den Alten oder man traf diese ganz gelte zu 3 bis 6 Stücken beisammen an. Diese Bemerkung gilt übrigens nur von der Gegend um Aschaffenburg, wo ich damals lebte; denn in Franken war nach den Nachrichten, die mir von dorther zugekommen sind, bei weitem kein solcher Mangel fühlbar. In solchen Jahren muß man durchaus seine Schießluft zu beherrschen wissen und da, wo Mangel stattfindet, lieber gar nichts wegnehmen oder doch nur das männliche Geschlecht um etwas Weniges vermindern, damit nicht das aus ungünstigen Witterungsverhältnissen hervorgegangene Uebel durch die Schuld des Jägers auch in den nächstfolgenden Jahren noch nachtheilig fortwirke. Mangel an Enthaltsamkeit bestraft sich immer selbst, wie in tausend andern Dingen, so auch bei der Jagd.

Wer nicht soviel Gewalt über sich hat, daß er zu rechter Zeit etwas laufen oder fliegen lassen kann, sondern sich der Begierde zu schießen blindlings überläßt, wie könnte wohl ein Solcher jemals sein Revier in guten Stand bringen? und ist es nicht eine unerschöpfliche Quelle von Genuß und Vergnügen, wenn ein Jagdbesitzer, zumal einer, der auch zugleich Forstmann ist, überall und zu jeder Tageszeit bei seinem Reviersbesuche eine hinlängliche Anzahl von Wild bemerkt? Muß man denn Alles, was man sieht, auch sogleich niederschießen wollen? Dem wahren Jäger gilt es gleich, ob er beim Erblicken des Standwildes ein Gewehr oder einen Stock in der Hand hält; das Vergnügen bleibt für ihn immer dasselbe, ja, es erneuert sich jedes mal, so oft er die seines Schutzes sich erfreuenden Thiere erblickt, und dieser Genuß vervielfältigt sich täglich, während der Schuß, der das getroffene Thier zu Boden schmettert, nur ein momentanes, schnell vorübergehendes Vergnügen gewährt. Darum prüfe man genau und sorgfältig den Stand des vorhandenen Wildes, ehe man beim Eintritt der gesetzlichen Schießzeit sich seiner Neigung überläßt. Ist wenig da und man vermindert noch dieses Wenige über die Gebühr, was läßt sich dann für das nächste Frühjahr erwarten? Sind die Feldhühner augenscheinlich mißrathen, dann lasse man den geringen Stamm, der noch vorhanden ist, ungetastet oder nehme höchstens hier oder da einen überflüssigen Hahn weg, damit nicht, wenn etwa abermals ein un=

günstiger Winter oder eine nasse Brütezeit eintreten sollte, gänzlicher Mangel zu befürchten stehe.

Die Reue kommt alsdann zu spät.

Wie selten in manchen Gegenden die Feldhühner sind, kann man daraus ersehen, daß im Jahre 1858 in den Freiherrlichen von Brandau'schen Herrschaften Walpo und Micholac 305 Hasen, 107 Enten, 249 Wachteln, 795 Waldschnepfen und nur 9 Feldhühner geschossen worden sind.

Ferner fand ich in einem Verzeichnisse des im Durchschnitte alljährlich auf den Markt zu London gebrachten Wildprets zu 80,000 Waldschnepfen, 150,000 Gänsen, 200,000 Enten und 1,300,000 Lapins, die Feldhühner gänzlich mit Stillschweigen übergangen, woraus mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit zu folgern ist, daß dieses Federwild in England nicht häufig vorkommt und deshalb wegen seiner Seltenheit von den Gutsbesitzern entweder selbst consumirt, oder verschenkt werde.

Der gewöhnliche Termin für den Anfang der Niederjagd ist der 24ste August; in manchen Gegenden aber der erste September und wieder in andern der 8te dieses Monats. Wenn bisweilen die Feldfrüchte besonders spät reifen, so wird nach Befinden der Umstände, um alle Beschädigung derselben zu verhüten, jener Termin auch wohl noch weiter hinausgerückt. Für den Besitzer eines Privat-Jagdbezirkes ist es übrigens immer sehr hart, solche Vorschriften ganz genau befolgen zu müssen, da in heißen Sommern es sich nicht selten ereignet, daß man schon in der ersten Hälfte August's, ja wohl gar schon zu Ende Juli's vollkommen schießbare Hühner antrifft, die wegen ihrer Seltenheit um jene Zeit weit größeren Werth haben, als späterhin, wo man diese Federwildgattung überall in Menge haben kann. Liegen noch überdies dergleichen ausgezeichnet starke Hühner an solchen Orten, wo man sie ohne allen Schaden für die Feldfrüchte beschießen kann, z. B. in jungen Schlägen (wo sehr oft die Versuchung, eine solche Jagd anticipando vorzunehmen, allerdings sehr groß ist), kann bei rechtlichen Leuten, die ihre Jagd übrigens gut und pfleglich behandeln, solch ein kleiner Vorgriff von Seiten der Jagdpolizei wohl nachgesehen werden; im Allgemeinen aber ist auf das Einhalten des gesetzlichen Jagd-Eröffnungstermines streng zu sehen, indem sonst auf manchen Revieren die größte Unordnung einreißen würde.

In Frankreich gilt es als ein allgemeines Sprüchwort: daß mit Sct. Remigius jedes Hühnchen ein Huhn geworden sein müsse (A. Saint Remi chaque perdreau est perdrix!). Diese Regel trifft zwar oft, aber doch nicht immer zu, denn wenn die erste Brut verunglückt ist, dann ist die

zweite um jene Zeit, nämlich am 1sten October, manchmal noch viel zu weit zurück, um schon schießbar genannt werden zu können.

Hinsichtlich der Wahl der Schützen ist besonders im Anfange der Schießzeit die größeste Vorsicht nöthig; denn manche Jagdliebhaber sind so grenzenlos hitzig und schießbegierig, daß sie, trotz aller vorausgegangenen Ermahnungen, zumal wenn sie durch den Anblick eines vorstehenden Hundes aufgeregt sind, sich nicht enthalten können, auf das erste aufstehende Huhn abzudrücken. Das ist allerdings, zumal bei noch schwachen Hühnern, gewöhnlich der alte Hahn, allein dieser ist solchen jungen hülflosen Geschöpfen eben so unentbehrlich, als die Henne, daher gehört es zu den unbegreiflichsten Mißgriffen, daß so viele Jagdbesitzer, ja Jäger vom Fache sogar, irre geleitet von der so oft gehörten oder wohl gar gelesenen Maxime: „daß der alte Hahn schädlich sei, weil er die Kette aus dem Revier wegführe, und man ihn deshalb vor Allem wegzuräumen suchen müsse," ganz darauf versessen sind, den Familienvater todtzuschießen.

O thörichte Verblendung! Vielleicht ist unter allen lebenden Geschöpfen keines, welches mit so unbeschreiblicher Sorgfalt und Zärtlichkeit seine Kinder bewacht, als der alte Hahn. Es ist daher ein ganz unverzeihlicher Mißgriff, wenn man ihn, bevor die Jungen wenigstens rein auf den Köpfen sind, schon von der Kette trennt. —

Ich bin mehr als einmal in meinem Leben Augenzeuge gewesen, daß einzelne alte Hühner oder auch wohl beide Aeltern zugleich, nachdem sie sich kaum vom Boden erhoben hatten, schon durch ein barbarisches Kreuzfeuer niedergeschmettert wurden und nun die ganze, noch unmündige Brut dem erbärmlichsten Hungertode preisgegeben war, da diese schwachen Geschöpfe durchaus unfähig sind, sich allein fortzubringen, und wenn sie es auch wirklich vermöchten, sie doch bald und unrettbar eine Beute der Raubthiere werden würden, vor denen nur die große Sorgfalt und unermüdliche Wachsamkeit ihrer Aeltern sie nothdürftig zu schützen im Stande ist.

Aus diesem Grunde ist es sehr gefährlich, irgend eine Hühnerjagd im Anfange der Schießzeit mit mehr als zwei oder drei fremden Schützen vorzunehmen. Wenn eine lange Reihe von Jagdliebhabern über die Felder schreitet, und ungezogene Hunde vor ihnen herumschwärmen, was läßt sich dann wohl Gutes von einer solchen Razzia erwarten?

Jeder will zuerst schießen, Jeder eilt wie ein Feuerläufer auf die Stelle zu, wo ein Hund Miene macht, vorstehen zu wollen, und die unausbleibliche Folge eines solchen regelwidrigen Zusammenlaufens ist der Untergang des ersten Huhnes, welches sich zeigt, der Dirigent mag rufen

und um Schonung bitten, so viel er will, „sie hörens nicht!“*) und bei dem ersten Flügelschlag, der sich vernehmen läßt, knallt es auch schon von allen Seiten; die Aeltern fallen als ein Opfer des Todes und die verwaiste Familie bleibt ohne Schutz und Hülfe zurück, wenn sie nicht etwa schon kräftig und erfahren genug ist, um sich allein ernähren und den vielfachen Gefahren, denen sie täglich ausgesetzt ist, entgehen zu können. —

Es ist eine Eigenheit der Hühnerjagd, daß sie oft bei der größesten Hitze betrieben wird, und ich gestehe, daß sie in solchen Stunden, in denen kein kühlendes Lüftchen weht, die Strahlen der Sonne senkrecht herunterfallen und der Boden hie und da durch anhaltende Dürre förmlich geborsten ist, nur sehr wenig Reiz für mich hat.

Ich bin nämlich des Dafürhaltens, daß das Vergnügen einer Jagd, bei welcher das Treffen so leicht ist, wie bei der auf Hühner, mit der damit verbundenen Anstrengung, mit dem unvermeidlichen ungeheuern Schwitzen und der wegen zu großer Trockenheit des Bodens oft fruchtlosen Mühe des Aufsuchens in keinem richtigen Verhältnisse stehe, kurz, daß das Opfer, im Vergleiche mit dem, was man dafür genießt, viel zu groß sei. Wenn man in Dienstgeschäften sich der Hitze aussetzt, so geschieht es, weil es geschehen muß, d. h. weil die Amtspflicht es gebietet, allein bei der Hühnerjagd hängt es, einzelne ganz besondere Fälle etwa ausgenommen, doch meist nur von dem freien Willen des Schützen ab. Die angenehmsten Stunden sind bei großer Hitze, wenn man nicht erst weit zu gehen braucht, die von 3 Uhr an bis Abends. Die Morgenjagden, etwa von 8—11 Uhr, haben das Unangenehme, daß der Boden anfänglich noch zu naß ist, ein Umstand, der sowohl Jäger, als Hunde belästigt. Während der eigentlichen Mittagsstunde sollte man immer aussetzen.

Einen Hund, den man bei einer solchen Vormittagsjagd schon gebraucht hat, sollte man, wo möglich für diesen Tag ruhen lassen und jedes mal einen noch frischen für die Fortsetzung der Jagd verwenden.

Eine kühle, etwas windige Witterung ist die erwünschteste zur Hühnerjagd, weil man an solchen Tagen von Vormittags bis Abends unausgesetzt fortsuchen kann, ohne die Hunde oder sich selbst zu sehr zu ermüden.

Eine sehr beliebte und ziemlich allgemein eingeführte Vorkehrung, um den Erfolg einer Hühnerjagd zu sichern, ist das sogenannte Verhören.

Man begibt sich dabei vor Tagesanbruch in die Gegend, wo man mehrere Ketten Hühner weiß oder vermuthet, und stellt sich an einem

*) Wieland's Oberon.

etwas erhabenen Orte an, um nach allen Seiten hin gut horchen und auch umherschauen zu können.

Mit dem ersten Scheine der Morgendämmerung fangen die alten Hühner an zu rufen, worauf die Jungen sogleich antworten, nachdem die ganze Gesellschaft ihr gemeinschaftliches Nachtquartier verlassen hat. Auf den Ruf der letzteren ist genau zu achten, weil sich aus dessen Stärke oder Schwäche mit Sicherheit auf Alter und Brauchbarkeit derselben schließen läßt, man sich also, wenn sie noch zu gering sein sollten, die Mühe des Aufsuchens ersparen kann.

Sobald alle Mitglieder eines Volkes beisammen sind, stehen sie, die Alten an der Spitze, auf, streichen eine mäßige Strecke weiter und fallen dann wieder ein. Hier wird das Zusammenrufen und Fortstreichen wiederholt; erst da, wo sie zum dritten male eingefallen sind, gehen sie nun auf die Weide und bleiben auch, wenn nicht besondere Zufälle eintreten, hier gewöhnlich den ganzen Tag liegen.

Für Diejenigen, welche das Geschäft des Verhörens zu besorgen haben, ist es daher Pflicht, den Ort, wo dieser letzte Einfall statt findet, genau zu beobachten. Allein sehr leicht kann es geschehen, daß in der Zwischenzeit vom Verhören bis zum Aufsuchen der Hühner, welche in der Regel doch wenigstens drei bis 4 Stunden, oft wohl auch noch mehr beträgt, dieselben durch irgend einen Zufall aufgethan werden und dann sehr schwer wieder zu finden sind. Will man daher ganz sicher gehen, das heißt, hat man für Jemanden, an dessen guter Unterhaltung besonders viel gelegen ist, eine solche Jagdpartie anzuordnen, so ist es besser gethan, daß man irgend einer geduldigen Seele die Bewachung der Hühner übertrage, damit sie unbemerkt weder aufstehen und weiter streichen, noch von Feldarbeitern rege gemacht werden können.

Bei dem gewöhnlichen Jagdbetriebe würden freilich dergleichen langweilige und kostspielige Vorkehrungen sehr am unrechten Orte sein, wie ich denn überhaupt keine sehr günstige Idee von den Revieren habe, wo man die Ketten erst sorgfältig verhören muß, um Jemanden mit einer solchen Jagd gut unterhalten zu können. Bei pfleglicher Behandlung und einem günstigen Locale müssen vielmehr immer so viel Hühner da sein, daß man nicht lange darnach zu suchen braucht. Will man aber ganz sicher gehen, so lasse man einige Stunden vor Ankunft der Jagdgäste das Feld mit flüchtigen Hunden absuchen, diese, wenn sie vor Hühnern stehen (was ihnen leicht abzumerken ist, da ein fleißiger Beobachter selten in Zweifel sein wird, ob sein Hund Hasen, Hühner oder Wachteln in der

Nase habe, weil die meisten Hunde bei jeder dieser Wildgattungen anders zeichnen), sogleich abrufen und nun einen Wachtposten in der Nähe aufstellen, damit die angetroffene Kette nicht unbemerkt weiter streichen könne. Oft freilich laufen auch die Hühner fort, nachdem der Hund abgerufen worden ist; aber sie sind darum doch nicht so schwer wieder zu finden, zumal wenn sie zu einem Samen-, Frucht- oder Kartoffelfelde ihre Zuflucht genommen haben, wo sie dann meistens liegen bleiben.

Dieses Vorsuchen, wozu aber keine Bohrer oder Schnüffler, sondern nur solche Hunde, die ihre Nase dem Winde gehörig entgegenhalten, zu verwenden sind, sichert den guten Erfolg der nachherigen Jagd weit mehr, als alles Verhören. Hätte man immer Leute genug, um für jede angetroffene Kette einen besonderen Wachtposten aufzustellen, so würde ich sogar rathen, den vorstehenden Hund nicht abzurufen, sondern die Hühner herauszujagen und wo möglich zu sprengen. Blieben sie einzeln und von einander getrennt liegen, so würde schon der allererste Anfang der nachherigen Jagd gewiß sehr unterhaltend sein, im schlimmsten Falle aber, d. h. in dem des Zusammenrufens, würde der aufgestellte Wächter genau angeben können, wo man sie wieder aufzusuchen hätte. Solche Vorkehrungen haben ihren guten Nutzen und sind in besonderen Fällen, z. B. wenn man für Personen von ausgezeichnetem Range eine Partie zu arrangiren hat, auch nothwendig, allein wie gesagt, ein gut besetztes Revier muß eigentlich immer in solchem Stande sein, daß man ihrer gar nicht bedarf, sondern auch auf Gerathewohl suchend, dennoch so viele Hühner antrifft, als zu einer guten Jagd und zum vollständigen Vergnügen der anwesenden Schützen erforderlich sind.

Unstreitig ist die Hühnerjagd eine der allerbeliebtesten. Es wird daher nicht überflüssig sein, diesen Gegenstand hier etwas umständlicher als andere Capitel dieses Werkes zu behandeln und die dem angehenden Schützen nützlichen Vorschriften recht ausführlich vorzutragen.

Eine der nothwendigsten Regeln ist: daß man bei sehr heißer Witterung die Jagd nicht später, als um acht Uhr des Morgens anfange; denn obgleich um diese Stunde bei starkem Thau der Boden, besonders das Gras, noch ziemlich naß ist und daher das Finden einigermaßen erschwert wird, insofern den Hunden leicht Wasser in die Nase kommt, so ist doch diese kleine Unannehmlichkeit gegen das Lästige des späteren Suchens während der heftigsten Sonnenhitze nicht in Anschlag zu bringen, da bei ganz trockenem Boden die Hunde noch schlechter finden, namentlich wenn auch zugleich gänzliche Windstille herrscht. —

Von 11 bis 2 Uhr ist bisweilen die Sonnenhitze so unerträglich, daß ich, obgleich sonst doch gewiß gern jagend, es kaum begreifen kann, wie man während solcher Mittagsstunden fortsuchen und das Vergnügen, einige Hühner oder Wachteln mehr zu erlegen, einer solchen Aufopferung gleichstellen mag!

Selbst die Pflicht der Erhaltung der Gesundheit erheischt es, daß man sich während der größesten Hitze, etwa bis gegen drei Uhr, eine Erholung gönne. Von da an bis Abends bleibt dann immer noch Zeit genug zum Suchen übrig, und die allmählig eintretende Kühlung ist dann doppelt angenehm, ja sie wirkt so sichtbar, daß man Hunde, die zuvor keinen Schritt mehr gesucht hatten, gegen Abend wieder neue Kraft und Thätigkeit gewinnen sieht und daher oft noch ganz spät die allerbesten Jagden macht.

Sehr mastige, stark gefütterte Hunde halten bei heißer Witterung ohnehin nicht lange aus, gehen keuchend hinter den Fersen ihres Gebieters her und suchen jeden Augenblick Wasser; fehlt dieses, so werden sie bald ganz unbrauchbar. Es ist daher, so häufig dies auch von wirklichen Jägern geschieht, durchaus nicht rathsam, junge Hunde öfter, als es absolut nöthig ist, an das Wasser zu führen und sie dadurch an Etwas zu gewöhnen, was ihnen nur zu bald unentbehrlich wird.

Ich habe dies nie gethan und unter den sehr vielen Hunden, die ich schon geführt, war nicht ein einziger, welcher mir aus Mangel an Wasser bei der Hühnerjagd den Dienst versagt hätte, während ich bei manchen andern Jägern oft schon in der ersten Stunde des Draußenseins von der Nothwendigkeit sprechen hörte, irgend einen Bach oder Weiher aufzusuchen, um die Hunde sich darin abkühlen zu lassen, wodurch nicht selten ein gar nicht unbedeutender Zeitverlust entstand. Daß man übrigens den erhitzten Hunden von Zeit zu Zeit, je nachdem sich eben die Gelegenheit dazu ergibt, gestatten müsse, sich zu erfrischen und abzukühlen, versteht sich von selbst.

Hat man Personen von Rang bei einer solchen Jagd zu erwarten, so stimme ich, wie schon gesagt, wenn nicht etwa die Menge der Hühner da, wohin man seine Gäste führen will, außerordentlich groß ist, durchaus dafür, einige Stunden vor Ankunft derselben schon mehrere Ketten aufsuchen und sodann durch Knaben, deren man nachher während der Jagd selbst zur Beobachtung des jedesmaligen Wiedereinfallens ohnehin bedarf, bewachen zu lassen. Diese kleine Attention ist man seinen Gästen schuldig. Sie erfordert wenige Auslagen und sichert dennoch den Erfolg

gar sehr; nichts ist nämlich verdrießlicher für den Jagdliebhaber überhaupt, besonders aber für den schießlustigen ungeduldigen Stadtbewohner, der den Gang der Sache noch nicht so recht kennt und vielleicht bisweilen nicht ganz abgeneigt wäre, zu verlangen, daß die Hühner, die er anzutreffen wünsche, nicht nur schon aufgesucht, sondern auch schon gebraten wären, ich sage, für solche Herren und auch für Andere ist nichts verdrießlicher, als stundenlang auf den Feldern herumlaufen zu müssen, ehe man eine Kette Hühner zu sehen bekommt. „Sie müssen da sein!“ hörte ich bei dergleichen Gelegenheiten den Führer oft ausrufen, um dadurch die immer lauter werdende Ungeduld seiner mißmuthigen Begleiter zu beschwichtigen. „Sie müssen da sein! ich habe sie ja selbst verhört.“ Allein trotz dieser Versicherung trug es sich oft genug zu, daß sie dennoch **nicht** da waren und aller Eifer der Suchenden fruchtlos blieb. Diese Unannehmlichkeit kann also durch Zurücklassung einiger Knaben vermieden werden, wenn man diesen gehörig einschärft, daß sie nicht blos das allenfallsige Wiederaufstehen der Hühner nach vorherigem Zusammenrufen, sondern auch das Regewerden derselben durch zufällig vorübergehende Feldarbeiter genau beobachten sollen. So lange man noch keine Ketten aufgethan hat, ist es besser, selbst den Hunden, welche noch nicht ganz fest im Vorstehen sind, volle Freiheit zum Suchen zu lassen, weil im Anfange das Antreffen noch die Hauptsache ist. Nachher freilich müssen solche Stürmer entweder an die Leine genommen oder doch wenigstens ganz kurz gehalten werden. Letzteres ist jedoch sehr oft nicht hinreichend; denn sie rennen, sobald sie einen anderen Hund vorstehen oder auch nur auf dem Geläufe nachziehen sehen, unaufhaltsam an ihm vorbei, um das von ihm angezeigte Wild aufzustöbern.

Solche Hunde würde man sich begreiflicherweise ganz verbitten, wenn man nicht fürchten müßte, dadurch die Besitzer derselben höchlich zu beleidigen. Man betrachte sie daher als ein bei gesellschaftlichen Jagden unvermeidliches Uebel und suche nur den nachtheiligen Folgen desselben, soviel wie möglich, entgegenzuwirken.

Sobald eine Kette Hühner auseinandergesprengt ist, sprenge man auch die Schützen auseinander, das heißt, man lasse Jeden für sich allein suchen. Dadurch werden nicht nur die Hunde ruhiger, sondern auch — die Jäger. Man übereilt sich nicht mehr so leicht, es wird Zeit erspart und weit besser geschossen. Ereignet sich dagegen der Fall, daß die ganze Gesellschaft, wenn ein Hund vorsteht, zugleich an eine Kette kommt, so ist damit nicht immer viel gewonnen, weil Jeder gern zuerst schießen will,

Nichts in der Welt aber leichter zum Fehlen veranlaßt, als Neid und Uebereilung.

Es ist daher gut, daß, sind zwei geübte Schützen gegenwärtig, diese sich miteinander verabreden, die beiden Flügel des Angriffs zu bilden und demnach blos auf die ganz außen an der Seite streichenden Hühner zu schießen oder zu warten, bis das erste Pelotonfeuer des Centrums abgebrannt ist und dann erst noch ein wenig nachzuhelfen. Höchst belustigend ist bei solchen gemeinschaftlichen Angriffen die Zuversicht, mit welcher ein Jeder der Anwesenden die getroffenen Hühner für sich in Anspruch nimmt, wären sie auch noch so weit von der Stelle, wohin er gezielt hatte, heruntergefallen.

Jeder Feldmann, jeder Caro, jeder Ramaß ꝛc. wird nun mit lauter Stimme zum Apportiren aufgefordert, obschon alle diese Aufforderungen höchst überflüssig sind, da, während dieselben ausgesprochen werden, die ganze Hundecompagnie ohnehin schon längst in voller Thätigkeit ist.

Was nun einer oder der andere seinem Gebieter zuträgt, das glaubt dieser bona fide auch wirklich getroffen zu haben, wenn gleichwohl sein Schuß in die Luft gegangen war, und weil er selbst es glaubt oder doch zu glauben sich überredet, so wünscht und hofft er, es sollen's auch die andern glauben. Dergleichen Auftritte, deren fast bei jeder größeren Jagdgesellschaft einige vorkommen, gewähren oft dem ruhigen und unbefangenen Zuschauer weit mehr Vergnügen, als das Schießen selbst.

Wenn nun die erste Kette bis auf die nöthigen Stammhalter zu 4—7 Stücken zusammengeschossen oder nichts mehr davon anzutreffen ist, so wird eine andere aufgesucht und so fortgefahren bis zum Schlusse der Jagd. Eigentlich ist es Regel, die zerstreuten Hühner auch dann wieder aufzusuchen, wenn sie rückwärts gestrichen sind, und ich habe Jagdliebhaber gekannt, die mit einer bewundernswürdigen Geduld und Beharrlichkeit, wenn sie irgendwo ein einzelnes Huhn hatten einfallen gesehen, denselben Weg doppelt und dreifach machten, ja sogar den Acker, auf welchem es lag, sechs- und achtmal abtraten, bis sie endlich ihre Absicht erreichten. Ich muß jedoch gestehen, daß dies nicht mein Geschmack ist.

Zwar weiß ich sehr wohl, wie nöthig und nützlich das Aufsuchen einzelner Hühner ist; allein gar zu weit dürfen sie denn doch nicht außer dem Wege liegen, sonst ist das Opfer zu groß. Um eines einzigen Schusses willen vielleicht mehrere tausend Schritte weit zurückzulaufen und den schon zurückgelegten langweiligen, durchaus keine Hoffnung zum Antreffen frischer Hühner darbietenden Weg noch einmal zu machen, ist

meine Sache nicht. Auch wird im Ganzen Nichts damit gewonnen. Der Zeitverlust ist im Vergleiche mit dem, was man im glücklichsten Falle erlangen kann, viel zu groß. Trifft es sich nun vollends, daß man ein solches Huhn nicht wiederfindet, folglich den ganzen weiten Rückweg umsonst gemacht hat, so ist dies höchst ärgerlich, weil man während dieser Zeit vielleicht andere Hühner hätte finden und sich mit diesen weit besser unterhalten können.

Wenn die Hühner, wie es zum größesten Verdrusse der schießlustigen Jagdliebhaber nur zu oft geschieht, in den Wald gefallen sind, so wende man versuchsweise nachstehendes Mittel an, um sie wieder heraus zu bringen.

Man stelle sich in einiger Entfernung vom Walde möglichst verdeckt an, warte dort ruhig, bis sie anfangen, sich zusammen zu rufen, und antworte ihnen dann auf gleiche Weise.

Gewöhnlich kommen sie bald nachher aus dem Walde gelaufen und selbst die gesprengten einzelnen sammeln sich auf dieses Zeichen wieder bei den alten. Nun läßt man ihnen eine Zeit lang Ruhe, dann umgeht man sie in einem großen Bogen und sucht sie von der Waldseite her auf, um sie wo möglich wieder in das Feld hinaus zu bringen. Ich bediente mich Eingangs dieser Anweisung des Ausdruckes „versuchsweise" und sage jetzt auch wieder: „Man bemühe sich, sie wo möglich weiter in das Feld hinaus zu bringen." Damit will ich nämlich andeuten, daß ich selbst nicht gar fest auf die Wirkung dieses Kunststückes vertraue, weil ich aus Erfahrung weiß, daß solche „Holzböcke" — wie sie namentlich in manchen Gegenden Altbayerns ziemlich unpassend bezeichnet werden, da solche Hühner eben so locker, als jene fest sitzen — man mag sie aufsuchen, von welcher Seite man immer will, fast immer wieder in den Wald zurückfallen und lieber dem Schützen über dem Kopfe wegstreichen, als sich von diesem Vorhaben abhalten lassen.

Fast alle Jäger, welche ich zu beobachten Gelegenheit hatte, pflegten die aufgefundenen Hühnerketten von derjenigen Seite her anzugreifen, wo ihre Hunde vorstanden; mehrere Gründe haben mich jedoch bestimmt, hierin ein anderes System zu befolgen und von der entgegengesetzten Seite her, nämlich dem Hunde gegenüber die Hühner aufzuthun, wenn sie vorher noch nicht gesprengt waren. Die Beweggründe, welche mich veranlaßten, so und nicht anders zu verfahren, waren folgende:

Erstens reizt jedes Geräusch, jeder Fußtritt u. dgl., den der vorstehende Hund hinter sich herkommen hört, ihn, so lange er noch nicht vollkommen ruhig und abgeführt ist, zum Vorrücken, besonders, wenn er

von sehr neidischer und mißgünstiger Gemüthsart ist, mithin besorgt, das Geräusch hinter ihm möge von einem anderen Hunde herrühren, der ihm zuvorkommen wolle; sieht er dagegen seinen Führer (während dieser ihn stets im Auge hat und jede, selbst die kleinste seiner Bewegungen sogleich wahrnimmt) vor sich, so wird er aus Furcht vor der Strafe, die ihm schon durch ein bloßes Drohen mit dem Finger oder durch ein leises „Pst" angedeutet wird, nur selten wagen, auch nur um einen einzigen Schritt vorzurücken; wie viel weniger wirklich einzuspringen.

Zweitens lassen sich alte und junge Hühner, selbst wenn letztere schon ziemlich stark sind, besonders aber Hahn und Henne, bei weitem schneller und sicherer von einander unterscheiden, wenn sie seitwärts an dem Schützen vorbeistreichen, als wenn er sie blos von hinten sieht, was für mich bei dem hohen Grade von Sorgfalt, die ich mir von jeher hinsichtlich der strengsten Schonung der Hennen, und namentlich der alten Hennen, zum Gesetz gemacht habe, stets eine Sache von großer Wichtigkeit war.

Drittens halten die Hühner in der Regel besser aus, wenn sie sich zwischen Hund und Jäger eingezwängt sehen, als wenn beide Feinde, von einer und derselben Seite her, auf sie zukommen; es wird daher auch das für den Jäger so erwünschte Auseinanderstieben des ganzen Volkes leichter bewirkt.

Viertens wird auch ein besonnener und ruhiger Schütze dadurch in den Stand gesetzt, um vieles schneller und sicherer die Stelle wahrzunehmen, wo etwa zwei Hühner — denn mit 3 und 4 ereignet sich ein solcher Fall nur selten und meist nur dann, wenn die Ketten sehr starkzählig sind — dicht nebeneinander streichen und sodann diesen günstigen Moment benutzen, um womöglich mehrere Stücke auf einen Schuß zu erlegen und dabei dennoch beide Schüsse des Doppelgewehrs anzubringen; denn sie kommen ihm bei dieser Art von Bewegung, das heißt, wenn ihr Flug einen Bogen um ihn herumbildet, bei weitem nicht so schnell aus den Augen, als wenn er sie blos von hinten sieht.

Diese Methode eignet sich hauptsächlich für solche Schützen, die noch nicht Gewandtheit genug besitzen, um mit jedem Laufe ein Huhn zu treffen, und daher weit besser daran thun, sich erst gehörig zu überzeugen, wo ein Doppelschlag zu machen ist, bevor sie ihren Schuß abgeben und sie haben auch, wenn sie nur einmal schießen wollen, sobald das aufgestandene Volk ihnen die Flanke zeigt, vollkommen Zeit dazu, sich des eben bezeichneten Vortheils zu versichern.

Endlich will ich auch noch eines andern Vortheils gedenken, der hieraus sowohl für die zwei- als vierbeinigen Anfänger erwächst. Es ereignet sich nämlich nicht gar selten der Fall, daß junge hitzige Hunde dem vor ihnen aufgestandenen und niedrig am Boden hinstreichenden Vogel nachprellen. Das hat nun zwar bei einem ruhigen und kaltblütigen Schützen nichts zu sagen, denn dieser weiß sein Tempo in Acht zu nehmen und wartet den Augenblick ab, wo der Vogel dem Hunde weit genug voraus ist, allein der Mindergeübte, wenn er besonnen und vernünftig ist, wagt es gar nicht, unter so mißlichen Umständen zu schießen, während ein hitziger und leidenschaftlicher Novize in solchen Fällen nicht selten in Gefahr geräth, seinen Hund zu verletzen.

Dieser doppelte Nachtheil wird vermieden, wenn man dem vorstehenden Hunde entgegengeht; denn der auffliebende Vogel mag sich nun rechts oder links wenden, so hat man immer freien Schuß und darf nicht fürchten, den etwa rasch nachfahrenden Hund zu treffen, selbst dann nicht, wenn vielleicht der Schuß nur langsam explodiren sollte.

Hierzu füge ich noch nachstehende Ansicht eines tüchtigen Jägers und vortrefflichen Schützen bei:

„Mit besonderem Interesse habe ich Ihre Abhandlung über den Angriff der Hühnerketten gelesen und erlaube mir, in Folge Ihrer gütigen Aufforderung hierzu, bezüglich des vierten Punktes einige Bemerkungen, während ich mich mit den drei ersten und dem Anhange vollkommen einverstanden erkläre.

„Nach meiner Ansicht ist es für jeden Schützen eine leichtere Aufgabe, ein vor ihm aufstehendes und in gerader Richtung von ihm abstreichendes Huhn zu erlegen, als ein breit vorbeistreichendes, selbst wenn dieses noch nicht in vollem Zuge ist. Denn es gehört sicherlich ein geringer Grad von Kunstfertigkeit dazu, einen leicht einzuvisirenden und von seiner Richtung kaum abweichenden Zielpunkt zu treffen, als wenn dieser in jedem Momente seine Richtung schnell verändert und bei einiger Entfernung oder bei Wind nur dann mit Sicherheit getroffen werden kann, wenn ein der Entfernung und der Geschwindigkeit entsprechendes Vorhalten stattfindet, wie dies bei den breit vorbeistreichenden und namentlich schon vollständig ausgebildeten Hühnern der Fall ist. Nun wird aber, durch den Angriff der Hühner durch Vortreten der Schützen gegen den Kopf des Hundes zu, in den meisten Fällen die aufstehende Kette sich links und rechts um den Schützen vertheilen, demselben wohl auch theilweise über den Kopf wegstreichen, also förmlich zersprengt werden. Der

Schütze ist somit in der Lage, nach breit vorbei oder über ihn wegstreichenden Hühnern schießen zu müssen und wird, falls er nicht Schießübungen anstellen will, erstere zum Zielpunkte wählen, weil letztere wohl schwerer zu erlegen sind.

„Durch das Zersprengen der Kette wird sich aber überhaupt der Fall seltener ereignen, daß sich zwei oder mehrere Hühner kreuzen oder so nahe zusammen streichen, daß sie mit einem Schuß erlegt werden können, als bei solchen Ketten, welche nicht gewaltsam vertheilt, sondern vor dem vorstehenden Hunde nahe zusammen aufgegangen und in gerader Richtung von dem Schützen abgestrichen sind. Kommt aber dennoch der fragliche Fall vor, so ist es allerdings für den ruhigen, gewandten Schützen keine schwierige Aufgabe, schnell und sicher die Stelle wahrzunehmen, wo etwa zwei oder mehrere Hühner auf einen Schuß zu erlegen sind.

„Dieses Zusammenstreichen ꝛc. wird sich aber, wie schon oben bemerkt, bei nicht gewaltsam vertheilten Ketten öfter ereignen, und da der Schütze einen Ueberblick über die näher zusammenstreichende ganze Kette hat, so wird die mechanische Ausführung eines solchen Vorhabens leichter sein, weil selbst bei angeschlagenem Gewehre über den Lauf hinaus noch deutlich wahrgenommen werden kann, wo mehrere Hühner auf einen Schuß zu erlegen sind. Tritt dieser günstige Fall innerhalb Schußweite nicht ein, so hat der Schütze immerhin noch Zeit, seine beiden Schüsse rasch und glücklich anzubringen, weil er schon vollständig schußfertig ist.

„Für einen Anfänger in dem edlen Waidwerk dürfte es aber meiner unmaßgeblichen Ansicht nach nicht rathsam sein, sich auf derartige Kunstproben einzulassen, vielmehr dürfte es sich für ihn empfehlen, das am günstigsten streichende Huhn sicher zu packen und herunter zu schießen, und wenn ihm dies mit dem ersten Schuß gelungen, mit einem zweiten sein weiteres Glück zu versuchen. Hat er es hierin zu einiger Fertigkeit gebracht, dann erst wage er sich an schwierigere Aufgaben. Läßt er sich jedoch zu früh auf deren Lösung ein, so wird er sein Pulver erfolglos verknallen, alles Selbstvertrauen verlieren, nie schießen lernen und außerdem noch seinen Hund verderben.

„Es werden sich sonach Gründe für und wider diese Angriffsmethode anführen lassen.

„Erstere sind:

1) daß der Hund zum Einspringen weniger gereizt wird;

2) daß Alter und Geschlecht der Hühner leichter zu erkennen ist;

3) daß die Hühner in der Regel besser aushalten, leichter ausein-

ander gesprengt und in Folge dessen einzeln aufgelesen werden können;

4) daß dem Nachprellen des Hundes vorgebeugt wird und der Schütze die links oder rechts streichenden Hühner ohne Gefahr für den Hund erlegen kann.

„Gegen einen solchen Angriff dürfte sprechen:

1) daß der weniger ruhige Schütze durch die zwischen ihm und dem Hunde in der Regel nahe und geräuschvoll aufstehenden und um ihn herum und über seinen Kopf wegstreichenden Hühner die nöthige Ruhe und Besonnenheit verliert;

2) daß für ihn in solchem Falle das Treffen schwieriger ist, als wenn die Hühner in gerader Richtung vor ihm abstreichen;

3) daß durch das Zertheilen der Kette das Kreuzen und Nahezusammenstreichen mehrerer Hühner sich seltener ereignen wird, als bei nicht gewaltsam zersprengten Ketten;

4) daß es nur dem geübten Schützen keine schwierige Aufgabe ist, in solchen Fällen die Stelle schnell und sicher zu erkennen und zu benutzen, wo etwa zwei oder mehrere Hühner auf einen Schuß zu erlegen sind, während es für den mittelmäßigen und schlechten Schützen eine zu schwierige Aufgabe ist, indem diesen beiden die zur Ausführung eines solchen Vorhabens nöthigen Eigenschaften abgehen; und

5) daß bei einem derartigen gemeinschaftlichen Angriff von Seiten nicht vollständig ruhiger und besonnener Schützen leicht ein Unglück entstehen kann, indem, wie ich leider zu beobachten Gelegenheit hatte, wegen eines durch die Schützenlinie durchstreichenden Huhnes die Nachbarschaft in Lebensgefahr gebracht wurde.

„Ich möchte deßhalb zum Angriff der Hühner in der Richtung gegen den Kopf des vorstehenden Hundes zu nur bedingt rathen und zwar:

1) einem oder mehreren zuverlässigen Schützen, weil diese jene aus der besprochenen Angriffsmethode entspringenden Schwierigkeiten des Treffens leicht überwinden, der hieraus entspringenden Vortheile aber theilhaftig werden;

2) auch dem weniger geübten und noch hitzigen Schützen, welcher mit einem ebenfalls nicht festen Hunde allein jagt, weil hierdurch die seinem Hunde beim Nachprellen drohende Gefahr größtentheils beseitigt wird und dieser Punkt sicherlich größere Berück-

sichtigung verdient, als der ihm durch die schwierigere Aufgabe des Treffens etwa verursachte Nachtheil.

„Unbedingt abrathen von einer solchen Angriffsmethode möchte ich aber:

1) einer Gesellschaft, ganz oder theilweise aus Anfängern oder hitzigen Schützen bestehend, aus Gründen der persönlichen Sicherheit;
2) dem mit einem erfahrenen, ruhigen Hunde suchenden Anfänger, weil dessen zum Nachprellen nicht geneigter Hund in die ihm hieraus erwachsende Gefahr nicht kommen, der Schütze aber nicht durch geräuschvoll und nahe vor ihm aufgehende und ihn umstreichende Hühner außer Fassung gebracht, sondern die gerade von ihm abstreichenden Hühner leichter treffen und sich also im Schießen früher ausbilden wird.

„Auch dürfte den örtlichen Verhältnissen und dem Stande der Sonne einige Rechnung zu tragen sein. Liegen z. B. die Hühner in oder ganz nahe an höherem Holze und steht zu erwarten, wie dies fast immer der Fall ist, daß sie in dasselbe einstreichen, so möchte ich stets den Angriff von hinten vorziehen, weil durch die entgegengesetzte Manipulation unter solchen Verhältnissen das ohnedies schon erschwerte sichere Treffen noch schwieriger gemacht wird.

„Oder ist zu vermuthen, daß die Hühner nach der niedrig am Horizonte stehenden Sonne zu streichen, so würde ich, wenn sonst kein wichtiger Grund dagegen spräche, für den Angriff von vorne stimmen, weil in einem solchen Falle die Sonne mit dem Gegner getheilt, mithin der Erfolg zu Gunsten des Schützen nicht physisch unmöglich gemacht wird."

Anstatt nun eine Widerlegung vorstehender Einwürfe, deren Wichtigkeit ich nicht in Abrede stellen kann, zu versuchen, will ich vielmehr die Entscheidung Andern überlassen, die als berühmte Flugschützen vorzugsweise Fug und Recht haben, in dieser Angelegenheit ein Votum decisivum abzugeben.

Da nun erst vor Kurzem die HH. Merensky zu Breslau und B..r zu D., welchen Letzteren die Redaction der Forst- und Jagdzeitung — und zwar mit vollem Rechte — einen „renommirten" Flugschützen genannt hat, einander gegenübergestellt worden sind, so glaube ich nicht besser wählen zu können, als wenn ich — wie man etwa bisweilen ein Paar Aerzte von großem Rufe, die außerdem nie mit einander in Berührung kommen, an einem und demselben Krankenlager zusammentreffen sieht, um ein Consilium abzuhalten, — diesen Koryphäen den Ausspruch über die

vorstehende Streitfrage in die Hand lege und nebstdem auch noch Herrn Hofmarschall v. M. zu P. hiermit höflichst ersuche, sich darüber auszusprechen:

„Ob man von der Seite oder von hinten schneller und sicherer wahrnehmen könne, wo zwei oder drei Feldhühner nahe genug beisammen streichen, um mit einem Schusse getroffen werden zu können?"

Ich kenne nämlich Niemanden in der ganzen Jägerwelt, der so viel Gelegenheit gehabt hat, Erfahrungen hierüber zu machen, sondern ich weiß auch, daß er diese Gelegenheit sorgfältig benutzt hat und, mit dem gewöhnlichen Gelingen eines Doppel-Schusses, womit man sich sonst so gern begnügt, nicht zufrieden, sogar Wetten darauf eingeht, eine gewisse Anzahl von Hühnern, mehr als er einzelne Schüsse thun werde, zu liefern. Darauf würde sich nun aber wohl nicht leicht ein Anderer einlassen wollen, der nicht in einem solchen Eden der Feldhühnerjagd, wie L—z, schon von Jugend auf und zwar mit den glänzendsten Erfolgen, das Waidwerk betrieben hat.

Einer meiner Freunde bemerkt mir zu diesem Punkte Folgendes:

„Die erste Angriffsmethode scheint bei den Franzosen, die zweite bei den Engländern so exclusiv in der Jägergewohnheit begründet zu sein, daß einst unter zwei mit einander zur Suchjagd ausgezogenen Jagdliebhabern dieser beiden Nationen der Eine sich in das Verfahren — als die Hunde vorstanden — durchaus nicht zu finden vermochte, wie dies höchst ergötzlich geschildert ist in Hopes Britanny and the Chase." —

Es gibt auch noch einige andere Methoden, Feldhühner zu schießen, die ich, wenn sie auch auf gutbesetzten und regelmäßig behandelten Revieren nur selten in Anwendung kommen, dennoch der Vollständigkeit wegen hier anführen will.

Die erste nennt man das Schießen im Kessel. — Wenn man bei hellem Sonnenschein über große, mit Schnee bedeckte Felder wegschreitet, so erblickt man hier und da einen runden dunklen Fleck, den gewöhnlich eine dicht beisammen liegende, in die Winterfrucht-Aecker eingegrabene Hühnerkette bildet und welchen man in einem großen Bogen umkreist, ohne jedoch allzuverdrießlich werden zu dürfen, wenn dieser sogenannte Kessel am Ende leer ist. — Ist er es nicht, so wird man bald wahrnehmen, wie die darin verborgenen, dicht aneinander gedrängten Hühner von Zeit zu Zeit ihre Köpfe emporheben und sich nach dem sie umkreisenden Jäger umsehen. Je näher dieser an sie kommt, desto fester und ängstlicher drücken sie sich auf.

Die Flinte wird nunmehr bereit gehalten und allmählich an den Kopf genommen, bis man nahe genug dabei ist, um sodann im ersten Augenblicke des Stehenbleibens auch sogleich abdrücken zu können; denn sobald die Bewegung des Schützen aufhört, stehen auch fast immer sogleich die Hühner auf.

Das stillschweigende Umgehen in allmählich immer engeren Kreisen, ist hinreichend und man sehe nur zugleich auch darauf, daß die Hühner dem Schützen immer zur linken Hand liegen, damit er bei deren etwaigem früheren und unerwarteten Aufstehen sogleich schießen könne.

Wenn daher in einem der neuesten Lehrbücher der Jagdkunde die Vorschrift gegeben wird, daß man, um seine wahre Absicht nicht zu verrathen, während des Umkreisens die Augen immer von den Hühnern abwärts wenden, daß man immer mit sich selbst sprechend, pfeifend oder sogar singend dieses Umgehen vollziehen müsse, so heißt das wohl die Vorsicht ein wenig zu weit treiben. So groß ist die Intelligenz dieser arglosen Thierchen wohl nicht, daß sie, wie jener Schriftsteller anzunehmen scheint, von einem im Selbstgespräch begriffenen Jäger vermuthen sollten, er sei zu sehr mit seinen eignen Gedanken beschäftigt, um gegen andere Geschöpfe etwas Böses im Schilde zu führen, wie man etwa einen Menschen, der sehr zerstreut ist, in der Regel auch für sehr gutmüthig und unschädlich hält.

Was ferner das Pfeifen betrifft, so ist dieses Einschläferungsmittel nur für junge Jäger anwendbar, da die alten oft keine Zähne mehr haben. — Das Singen aber möchte am allerwenigsten zu empfehlen sein, theils weil alle Diejenigen, welche von der Mutter Natur blos mit einer sogenannten Rabenstimme begabt worden sind, sich besser dazu eignen, ihre Zuhörer zum Davonlaufen, als zum Sitzenbleiben zu bewegen, theils auch, weil man um Weihnachten nicht mehr besonders gern unter freiem Himmel zu singen pflegt.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß ein Kesselschuß bisweilen sehr glücklich ausfallen und 3 bis 4, auch wohl ausnahmsweise noch mehr Hühner liefern könne, doch wird dies nur selten geschehen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man auch bei der größten Vorsicht bei solchen Gelegenheiten leicht zu hoch schießt und der Hauptschuß über die sich fest aufdrückenden Hühner weggeht. —

Um nun dieses Uebel zu vermeiden, verfällt man leicht in das entgegengesetzte Extrem, indem man zu kurz hält und so die tief eingegrabenen Hühner wegen des dazwischen liegenden Schnees nicht von den

Schroten bestrichen werden können. Es läßt sich daher mit Wahrheit sagen, daß in derartigen Fällen die Lieblingsmaxime des vormaligen Königs der Franzosen, nämlich die „rechte Mitte“, schwer zu treffen sei.

Die zweite Methode der Hühnerjagd ist das Schießen auf den Ruf. Es wird dabei folgendermaßen verfahren:

Wenn man, was für den praktischen Jäger sehr leicht ist, im Spätjahre, nachdem die Hühner im freien Felde selten mehr einen Hund aushalten, die Gegend genau erforscht hat, in welcher eine Kette noch unbeschossener Hühner gewöhnlich liegt, so stellt man sich etwa eine halbe Stunde vor dem Einbruche der Nacht, am besten am Rande des Waldes oder eines sonstigen Gebüsches von einigem Umfange, gut verborgen und mit gutem Winde an und wartet, bis die Hühner zu rufen beginnen.

Sobald dies geschehen ist, antwortet man ihnen mit dem künstlichen Rufe und lockt sie dadurch auf Schußweite heran.

Dieses Jagdverfahren möchte aber hauptsächlich nur da zu empfehlen sein, wo eine starke, im Walde oder in der Nähe desselben ausgekommene Kette allen Bemühungen des Jagdpersonals Trotz bietend, entweder bei Tag gar nicht aus dem Walde heraus geht, oder auf den zunächst liegenden Feldern angetroffen ihren gewöhnlichen Zufluchtsort aufsucht, so daß man ihr auf keine andere Weise etwas anhaben kann.

Beide Methoden haben viel gegen sich. Nach streng waidmännischen Grundsätzen soll man nämlich, ganz besondere Nothfälle ausgenommen, im späteren Winter und namentlich bei hohem Schnee gar nicht mehr nach Feldhühnern schießen, sondern die, welche man zum Verspeisen braucht, aus der Hühnerkammer nehmen oder in Schneehauben u. s. w. fangen und die dabei vorkommenden Hennen, wenn die Witterung nicht allzu streng ist, alsbald wieder aussetzen.

In Betreff des Schießens auf den Ruf muß ich bemerken, daß, abgesehen von der Unsicherheit und Langweiligkeit dieser Methode, noch ein anderer kaum zu beseitigender Nachtheil damit verbunden ist. Wenn man nämlich bei solchen Gelegenheiten mit schwachen Schroten schießt, so gehen oft eben so viele Hühner zu Grunde, als auf dem Platze liegen bleiben und das Schlimmste dabei ist, daß man denen, die mit dem Tode im Leibe fortstreichen, wegen der eingetretenen Dämmerung nicht weit nachsehen kann.

Dieser Nachtheil des öfteren Anschießens tritt auch bei den Schüssen, welche man in den Kessel thut, bei den feinen Schrotsorten häufig ein;

wollte man aber groben Hagel nehmen, so würde man begreiflicherweise nur wenig damit ausrichten, weil dieser sich zu sehr vertheilt.

So sehr ich also hiernach dafür stimme, den Feldhühnern den Winter hindurch Ruhe zu lassen, so muß ich doch aufrichtig bekennen, daß es mir übertrieben vorkommt und beinahe ein wenig einer Affectation ähnlich sieht, wenn manche Jagdbesitzer mit einer gewissen Wichtigkeit und Feierlichkeit bei Treibjagden auf Hasen öffentlich verkünden, daß doch ja Niemand nach Feldhühnern schießen möge!

In der That! in einem Gehege, welches übrigens gut behandelt wird, ist eine so große Vorsicht ganz unnöthig, und es kommt dabei auf einige Hühner mehr oder weniger gewiß nicht an. Ja, es wäre sogar ein sehr schlimmes Zeichen, wenn von solcher Kleinigkeit das künftige Wohl oder Wehe des ganzen Jagdstandes abhängen sollte! Sind doch ohnehin unter 10 bis 12 Schützen kaum 4 oder 6, die sich überhaupt nur zutrauen, ein Feldhuhn mit groben Schroten aus der Luft (meist aus beträchtlicher Höhe) herabzuholen, und daher den vorüberstreichenden Hühnern einige Aufmerksamkeit schenken!

Unter denen, welche einen solchen Versuch zu schießen machen, sind dann wieder kaum 2 oder 3, die ihre Bemühung durch einen glücklichen Erfolg gekrönt zu sehen hoffen dürfen, und es kann ja überdies eben so gut der Fall eintreten, daß diese einen Hahn treffen, als eine Henne.

Die Angst und Besorgniß mancher Jagdbesitzer, durch solche, noch obendrein sehr oft mißlingende, Versuche ihr Gehege in Gefahr gebracht zu sehen, ist daher gewiß nur illusorisch und ich halte es für unbillig, durch eine so strenge Vorschrift das Vergnügen jener wenigen Gäste zu beschränken, die mehr Werth darauf legen, an einem einzelnen beim Erblicken der im freien Felde aufgestellten Schützenlinie gewöhnlich ziemlich hoch emporsteigenden Feldhuhne mittelst eines schwierigen Schusses sowohl ihre eigene Zuverlässigkeit, als besonders auch die Güte ihres Gewehres vor Aller Augen zu beweisen, als 4 oder 6 Hasen niederzustrecken, welche ein Anderer an ihrer Stelle vielleicht eben so gut getroffen haben würde, der sich das Ansehen gibt, die an ihm vorbeistreichenden Feldhühner keines Blickes zu würdigen, wodurch sich aber ein scharfsichtiger Beobachter keinen blauen Dunst vor die Augen machen läßt, sondern nur Mangel an Selbstvertrauen darin erkennt.

Ein Hauptaugenmerk muß der Jagdinhaber, zumal bei heißer Witterung und so lange die Vögel noch jung und weich sind, auf die Erhaltung des geschossenen Federwildes richten. Hierzu weiß ich durchaus

nichts Besseres, als das Aufhängen derselben an ledernen Riemen, die man außen an der Jagdtasche befestigen läßt und den Vögeln als Schlinge über den Kopf zieht. So leicht und schnell die auf- und nebeneinander in die Jagdtasche gesteckten, zumal, wenn sie stark verschossen oder von zu hastig zufahrenden Hunden gedrückt sind, verderben, da es nichts Seltenes ist, daß dies schon nach Verlauf von 5—6 Stunden geschieht und sie binnen dieser kurzen Zeit bereits am Unterleibe grün zu werden anfangen, so schön erhalten sie sich in der Luft hängend. Alle Federn legen sich, wie sehr sie auch zuvor zerzaust und in Unordnung gewesen sein mögen, schon in Zeit von 6—8 Minuten glatt an den Körper an; die Schenkel treten aus dem Unterleibe heraus und der ganze Vogel gewinnt ein reinliches, überaus vortheilhaftes Ansehen. Nach Verlauf einer halben Stunde, wenn er kalt geworden, kann man ihn nun ohne weiteren Nachtheil einstecken. Doch lasse man sich die kleine Mühe ja nicht gereuen, die stark verletzten Vögel auf dem Heimwege nochmals aufzuhängen und so bis zur weiteren Aufbewahrung im Keller ꝛc. nach Hause zu tragen. Sie gewinnen offenbar dadurch. Diese Aufbewahrung ist übrigens eine sehr schwierige Aufgabe. Die meisten Jäger pflegen mit einem kleinen Häkchen die Eingeweide der Vögel, alsbald nach deren Erlegung, durch den After auszuziehen und behaupten: das so behandelte Federwild halte sich dann länger. Ich will dem nicht widersprechen, allein ich halte dafür, daß bei sehr warmer Witterung **kein** Mittel hilft, wie es auch immer heißen mag, folglich auch das letztere nicht. Diese, nicht eben reinliche Manipulation mit eigener Hand vorzunehmen, hält mich ein gewisser, vielleicht nur individueller Widerwille ab. Neben der Fäulniß hat man aber auch noch mit einem anderen und fast noch schlimmeren Feinde zu kämpfen, nämlich mit der Zudringlichkeit der abscheulichen Schmeißfliegen, die selbst an solchen Orten, wo man zuvor keine einzige bemerkt hatte, wie aus der Erde hervorkommend, den geschossenen Vögeln ihre Brut sehr bald in den aufgesperrten Schnabel legen. Je größer nun die Hitze ist, desto schneller wächst diese Brut und man muß sie bei ihrem Wahrnehmen am Federwilde sogleich sorgfältig abreinigen, um so dessen rascherem Verderben vorzubeugen.

Auch thut man wohl, solche gefährliche Stelle am Federwilde mit fein gestoßenem Pfeffer zu bestreuen, welchen die Schmeißfliegen, vermuthlich wegen des starken Geruches, sehr zu fürchten scheinen. Am besten jedoch sollen sich die Feldhühner, in einem Getreidehaufen fest eingegraben, conserviren.

Der Monat September und allenfalls noch die erste Hälfte des Octobers sind die gewöhnliche sogenannte Hühnerschießzeit. Späterhin läßt der Eifer der meisten Jagdliebhaber bedeutend nach und wenn man nach der Ursache fragt, so ist die gewöhnliche Antwort: „Es ist nicht mehr der Mühe werth hinauszugehen, die Hühner halten nicht mehr.“ Ich bin hierin ganz anderer Meinung; denn ich glaube, daß es eigentlich erst von jener Zeit an der Mühe werth sei, Hühner zu schießen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie dann erstens viel schwerer und fleischiger, vielleicht auch wohlschmeckender sind (wiewohl ich Letzteres nur Anderen nachrede, nicht aber aus eigener Erfahrung behaupten kann, da ich zu wenig mit den Geheimnissen der feineren Gutschmeckerei vertraut bin); zweitens, weil sie höher im Werthe stehen; drittens, weil sie — und gerade darin liegt der größte Reiz — schwerer zu schießen sind. Wie matt und kraftlos, ja man könnte fast sagen, wie erbärmlich ist das Flattern eines jungen, sich nur mühsam zwischen den Halmen des Getreides herausarbeitenden Feldhuhnes, gegen den schnellen und kräftigen Flügelschlag eines schon geschildeten Volkes, welches im Spätherbste im freien Felde aufschnurrt oder sich mit lautem Geräusch aus einem Gebüsch erhebt! Wie viel vorsichtiger und bedachtsamer muß der Hund, wieviel rascher und gewandter muß der Schütze sein, um jetzt noch alle Hindernisse zu besiegen, welche sich ihm in den Weg stellen!

Die Bedingungen, unter denen, einzelne Glücksfälle etwa ausgenommen, noch spät im Herbste ergiebige Hühnerjagden vorgenommen werden können, sind folgende: Vor Allem gehört dazu ein flüchtiger, sehr fleißiger, weit hinaus suchender Hund, der die Nase immer hoch trägt und sich aller Vortheile zu bedienen weiß, welche ihm theils sein gutes Naturell, theils seine Erfahrung an die Hand geben, ein Hund, der nicht, wie es die meisten thun, sich jedem Wilde bis auf 10 oder 15 Schritte nähert, sondern schon da, wo es ihm zuerst in die Nase kommt, sogleich fest stehen bleibt, sich nach seinem Herrn umsieht und von diesem weitere Verhaltungsbefehle erwartet, ob er auf dieser Stelle bleiben oder weiter vorrücken soll?

Man wird mir vielleicht dagegen einwenden wollen, daß man bei diesem Verfahren dann nicht genau genug wissen könne, wo das angezeigte Hühnervolk liege; diese Ungewißheit aber ist dem Erfolge der Jagd selbst bei weitem nicht so nachtheilig, als das zu nahe Heranrücken des Hundes, welches in jener Jahreszeit und im freien Felde fast immer das Herausstieben der Hühner zur Folge hat. Die nur einzelnen Hunderacen

eigenthümliche Art und Weise des Umkreisens ist bei solchen Jagden von großem Werthe, allein wenn diese mangelt, muß der Jäger selbst dieses Amt übernehmen und die Hühner umgehen. Zuerst werden sie in einem so weiten Bogen umgangen, daß man ganz gewiß versichert ist, nicht zu nahe an sie zu kommen; beim zweiten male darf schon ein Theil desselben abgeschnitten werden, so daß man sie gewöhnlich bereits, wenn auch noch nicht eben schußmäßig, liegen sieht. Zwischen zweien Feinden eingeschlossen, drücken sie sich nun gewöhnlich fest auf und halten aus. Bei dem dritten Umkreisen sieht der geübte Jäger, wenn nicht das Feld zu rauh oder uneben oder mit Stoppeln, altem Grase, Heuhecheln, Ackerbrombeeren, Feldrosen oder ähnlichem Gestrüpp bewachsen ist, die Hühner ganz deutlich liegen und kann nun, je nachdem es ihm darum zu thun ist, viele auf einmal zu bekommen oder das Geschlecht zu berücksichtigen, seinen ersten Schuß entweder dahin richten, wo die meisten beisammen liegen oder blos einen oder mehrere an ihrem rothen Rücken leicht zu erkennende Hähne aussuchen. Im ersteren Falle ist es jedoch unerläßliche Pflicht, nicht etwa, wie es so häufig geschieht, diejenigen Hühner in's Auge zu fassen, welche auf dem Platze, wo man sie schoß, herunter fallen, sondern seine ganze Aufmerksamkeit auf die fortstreichenden zu richten, von denen nicht selten eines oder das andere noch todt niederstürzt oder krank zurück bleibt und durch diese Vorsicht erhalten wird, ohne dieselbe aber gewiß verloren gehen würde. Damit indeß dieses öftere Anschießen möglichst vermieden werde, so bediene man sich bei dergleichen Jagden lieber etwas stärkerer, als gar zu schwacher Schrotsorten; Nr. 4 oder doch 4 und 5 gemischt sind die besten. Ich ziehe jedoch die ersteren im freien Felde und so lange die Hühner noch nicht gesprengt sind, jeder geringeren, folglich auch nicht so tödlich wirkenden Sorte, vor. Ein drittes Erforderniß endlich ist: daß man da, wo solche späte Jagden gehalten werden sollen, zuvor gar nicht nach den Hühnern schieße, sondern sie ganz ruhig lasse; denn wollte man solche Hühner schon im August und September aufsuchen und beschießen, so würden sie nachher schon zu scheu sein. Je später man übrigens jagt, desto schwerer ist es, die Hühner auseinander zu bringen und doch hängt hiervon der glückliche Erfolg der Jagd fast ausschließlich ab; weil, ist das Volk nur einmal gesprengt, die einzeln liegenden Hühner dann in der Regel so gut aushalten, als zu irgend einer andern Zeit. Daß aber hierauf meist nur dann mit voller Sicherheit zu rechnen ist, wenn sie in hohen Stoppeln, auf Rückenäckern, in jungen Schlägen und Holzsaaten oder in sonstigem Gebüsch, in stark mit

Gras bewachsenen Weinbergen oder auch Oedungen, tiefen Gräben und ähnlichen Orten einfallen, wird kaum nöthig sein, zu erwähnen; ist es ja fast allem Wilde eigen, sich nur da sicher zu glauben und für unbemerkt zu halten, wo es sich hinlänglich verbergen kann! Besonders aber sucht das Feldhuhn jede Gelegenheit auf, sich zu verkriechen und unsichtbar zu machen, so bald es sich von seiner gewöhnlichen Gesellschaft getrennt sieht. Je starkzähliger ein Volk und je kahler das Feld ist, wo man dasselbe antrifft, um so schwerer läßt es sich in der Regel auseinander sprengen, indessen darf ein eifriger Jäger sich nicht sogleich abschrecken lassen, wenn auch etwa die ersten Versuche mißlingen sollten. Bei fortgesetzter Bemühung erreicht man zuletzt doch seinen Zweck, wenn es auch anfänglich nicht nach Wunsch geht. So erinnere ich mich, einst ein Volk (oder vielmehr einen Schwarm, denn es waren ihrer mehr als 30 Stücke) sieben mal nach einander angetroffen zu haben, ohne daß ich ein einziges davon bekommen konnte. Dennoch ließ ich mich aber von meinem Vorhaben, einige Hühner zu schießen, nicht abschrecken, sondern suchte sie auch zum achten male auf, obschon sich wegen weit vorgerückter Tageszeit ein besserer Erfolg, als der bisherige, kaum erwarten ließ.

Meine Beharrlichkeit wurde aber reichlich belohnt. Diesmal waren nämlich die Hühner zu meiner großen Verwunderung, — denn ich konnte mir selbst keinen Grund davon denken — auseinander gelaufen, standen fast alle einzeln auf und fanden sich auch nachher nicht wieder zusammen, so daß ich, obgleich der Abend schon sehr nahe war, fortsuchend und um ja keinen der wenigen kostbaren Augenblicke, die mir noch zu Gebote standen, zu verlieren, sogar während des Ladens immer vorwärts eilend, bis ich fast das Korn auf der Flinte nicht mehr erkennen konnte, von diesen noch kurz zuvor so überaus scheu gewesenen Hühnern die unter solchen Umständen gewiß merkwürdige Zahl von vierzehn Stücken erlegte.

Man sieht aus diesem und manchem anderen Beispiele, deren ich aus meiner eigenen sowohl, als aus meiner Freunde Praxis leicht mehrere aufführen könnte, daß die Hühner auch in der späteren Jahreszeit, wenn man sie nur einmal auseinander gebracht hat, alle Besonnenheit verlieren und eben so fest liegen, als früher, wo noch allerlei Früchte auf den Feldern stehen, in denen sie sich verbergen können. Eines gleichen Vortheiles hat man sich zu erfreuen, wenn sie einen jener spitzflügeligen Falken, die ihnen so furchtbar sind, in der Nähe bemerkt haben. Sie drücken sich dann, nachdem sie in irgend einem Gebüsch oder anderem Hinterhalte Schutz gesucht haben, sehr fest auf und man sieht bisweilen

den Feind, wie er sich vergebens bemüht, in die Dornhecken einzudringen, wo sie einen sicheren Zufluchtsort gefunden haben.

Kein Huhn wagt sich dann heraus, bis die Gefahr gänzlich vorüber ist und man darf sicher darauf rechnen, daß sie gut aushalten werden, wenn man in einem solchen Augenblicke gerade dazu kommt.

In England ist man, um das Vergnügen der Jagd auf Feldhühner auch auf die spätere Jahreszeit, in welcher sie selten mehr schußmäßig an sich kommen lassen, auszudehnen, auf ein Mittel verfallen, dessen gute Wirkung kein Sachverständiger bezweifeln wird.

Man richtet nämlich einen jungen, aus dem Horste genommenen Stoßvogel nur in so weit ab, als es nöthig ist, um ihn vollständig an die Haube und an die Faust zu gewöhnen; denn jedes mühevolle und zeitraubende Abtragen, wie es bei den eigentlichen Beizvögeln statt finden muß, würde für diesen Zweck ganz überflüssig sein, da der Falke im vorliegenden Fall die Feldhühner nicht wirklich *schlagen*, sondern nur *erschrecken* soll.

Außer dem Habicht sind dazu auch die Sperber oder Lerchenstößer und der Baumfalke, auch Weißbäckchen genannt, gleich brauchbar. Sie werden mit der gewöhnlichen Falkonierfessel an eine Schnur von etwa 60—70 Ellen geknüpft und so bald der Hund vorsteht oder auch nur anzieht (denn im Spätjahre halten bekanntlich die Hühner das wirkliche Vorstehen nur selten aus), wird dem Falken schon im voraus die Haube abgenommen und man hält ihn ganz bereit, um in demselben Augenblick, in welchem die Kette aufsteht, ihn sogleich werfen zu können.

Sobald nun die Hühner seiner als ihres gefährlichsten Feindes ansichtig werden, fallen sie, bis zum Tode erschrocken, in dem ersten Gebüsch, welches sich in ihrem Gesichtskreise zeigt, augenblicklich ein und liegen nun so fest, daß sie mit der größesten Sicherheit und Bequemlichkeit geschossen werden können, wie 6 oder 8 Wochen zuvor in der allerbesten Saison.

Uebrigens dürfte doch wohl mancher Jagdliebhaber, namentlich aber mancher Jäger vom Fache gerechte Bedenken tragen, für diesen Zweck allein das ganze Jahr hindurch einen Falken zu unterhalten, der zwar wenig oder gar keine Kosten, aber wegen der mancherlei Krankheiten, denen ein solcher Vogel in der Gefangenschaft unterworfen ist, desto mehr Mühe und Sorge macht, da uns noch so viele andere Mittel zu Gebote stehen, der für unsere Gehege entbehrlichen Hühner habhaft zu werden.

Auch der Herr Wildmeister Heink zu Friedrichsstadt bei Dresden hat sich jenes Mittels bedient und ganz besonders wichtig dürfte wohl dasselbe bei dem Hühnerfange mit dem Tyras sein.

Ein Freund schreibt mir hierüber Folgendes:

„Daß die Beihülfe des abgetragenen Falken beim Tyrasiren im 18. Jahrhundert in Deutschland in Anwendung gewesen sei, sieht man auf einer (nicht nummerirten) Tafel Joh. El. Ridingers aus der Suite, die den Titel führt: „Nach der Natur entworfene Vorstellungen, wie alles Hoch- und Nieder-Wild, sammt dem Feder-Wildpret — lebendig oder todt gefangen wird." Auf der erwähnten Kupfertafel ist das Tyrasiren und dabei auch ein auf einer Stange mit Kreuzholz angefesselter Beizvogel dargestellt. Auf einer andern Kupfertafel sieht man ferner das Verfahren, das sie als in England üblich schildern, in Anwendung gebracht. Darunter steht:

„„Feld- oder Reb-Hüner, mit dem Hüner-Hund zu springen, um sie zu beschießen oder auch mit dem Habicht zu beizen.

„„Die Reb-Hüner, welche sich auf freien Feldern aufhalten, sind sehr scheue und furchtsame, aber auch schlaue Vögel, dahero ihnen sehr schwer beizukommen, so vielerlei Arten auch vor ihren Fang bestimmt sind. Wann in einer revier sie von denen Raub-Vögeln viele Verfolgung leiden und oft beschossen werden, so lassen sie es selten mehr an sich kommen, ziehen sich in die Feldbüsche oder Dornhecken und liegen so feste darinnen, daß man sie schwer finden kann; es geschiehet aber doch durch einen fermen Hüner-Hund, wann er davor stehet, wodurch man versichert wird, daß Hüner da liegen, da man sie durch den Hund springen läßet, da zuweilen wohl das ganze Völklein, zuweilen sie auch nur nach und nach auffstieben und beschossen werden. Durch den abgetragenen Habicht erhält man, daß eines von demselben gestoßen wird, als auch, daß sie nicht so weit auseinander stieben, sondern bälder einfallen, sich drucken und zu neuem Schuß aushalten müssen.""

„Buchstäblich so schreibt Johann Elias Ridinger in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. — Zu jener Zeit wurden abgetragene Habichte oder Falken noch um der Beize willen gehalten, man hatte sie also auch bei der Hühnerjagd mit der Flinte und dem Vorstehhunde zur Hand oder konnte sie sich leicht verschaffen. Zudem war diese Jagdart noch eine neue und ungewöhnliche, welche nur vornehme Herren ausübten, man konnte also leicht ein künstliches und kostspieliges Mittel zu Hülfe nehmen. Endlich war damals der Anbau von Kartoffeln und Hackefrüchten so gut als

noch gar nicht vorhanden; nach der Getreideerndte fehlte es also auf den Feldern an Deckung für die Hühner und dadurch war die Beihülfe des Beizvogels ein Bedürfniß.

„Diese Gründe wirken — so viel ich weiß — in manchen Gegenden von England noch jetzt fort; bei uns sind sie weggefallen und darum ist auch der Gebrauch abgetragener Falken bei der Hühnerjagd bis auf die Erinnerung verschwunden."

Daß der Jäger auf die angeschossenen Hühner eine besondere Aufmerksamkeit richten müsse, habe ich oben schon angeführt. Dazu gehört aber noch außerdem eine genaue Kenntniß der verschiedenen Zeichen, wonach die Art der Verwundung beurtheilt und das Benehmen des Jägers eingerichtet werden muß.

Eine Zerschmetterung des Flügels dicht am Leibe hat augenblickliches Herabstürzen zur Folge, während sich das Huhn noch eine kleine Strecke weit durch Flattern forthilft, wenn blos die Spitze desselben gebrochen ist.

In beiden Fällen beginnt dasselbe, ohne erst, wie es die Schnepfe häufig thut, unmittelbar nach dem Herabfallen mehrmals in die Höhe zu hüpfen, sogleich schnell fortzulaufen und gewinnt dadurch, zumal im Wald, im Getreide und in Weinbergen, einen großen Vorsprung, daß es, wenn man nicht einen sehr verständigen und dabei doch auch raschen Hund besitzt, nachher sehr schwer aufzufinden ist.

Junge unerfahrene Hunde werden namentlich dadurch leicht irre gemacht, daß sie da, wo die ganze Kette gelegen hatte, zu lange bei dem Geläufe der gesunden Hühner verweilen und somit dem flügellahmen, welches sie suchen sollen, zu viel Zeit lassen. Bei fleißiger Uebung lernen sie aber bald dieses von jenem unterscheiden.

Ich muß auch hier die bei der Schnepfenjagd gegebene Regel wiederholen, daß man nämlich, wenn auch der Hund in einer ganz andern Richtung suchen sollte, als man, den Vogel anderwärts vermuthend, vielleicht wünscht, darum doch ja nicht ungeduldig werden und ihn durch harte Worte oder wohl gar durch noch strengere Behandlung zwingen darf, nach einer Seite hin zu suchen, zu welcher er keine Lust bezeigt; fast immer nämlich führt sein Instinct ihn richtiger, als irgend eine Anweisung. Vielmehr lasse man ihm volle Freiheit; denn ist er nicht auf der rechten Spur, so wird er dies sehr bald selbst einsehen und umkehren, hat er aber das Geläufe des kranken Vogels, der sich oft nach einer ganz anderen Seite hinwendet, als man vermuthen kann, wirklich gefunden, so würde

man ihn durch wiederholtes Abrufen ganz irre und vielleicht bei etwas weichem Temperamente so schüchtern machen, daß er am Ende gar nicht mehr suchen möchte.

Ein Huhn, welches am Hintertheile des Rückens verletzt ist, läßt in dem Moment der Verwundung beide Ständer herabsinken und bringt sie auch nicht mehr hinauf, fliegt bogenweise taumelnd und steigt gewöhnlich ziemlich hoch in die Luft, aus welcher es dann verendet herabstürzt. Wenn dagegen der Schuß blos den Unterleib verletzt hat, so senken sich zwar im ersten Augenblick die beiden Ständer ebenfalls herab, allein dieses Hängenlassen währt nicht länger, als etwa bei einem Raubvogel, an welchem man im Fluge dicht vorbeigeschossen hat; dann nehmen die Füße wieder ihre gewöhnliche Stellung an. Doch verräth das verwundete Huhn nicht nur durch sein Zurückbleiben und Absondern von der übrigen Gesellschaft, sondern hauptsächlich auch durch eine matte, steife Flügelbewegung, daß es krank ist.

Oft steht es beim Wiederaufsuchen noch einmal auf, erfordert auch wohl einen zweiten tödtlicheren Schuß; oft läßt es sich aber auch, nachdem es noch eine kurze Strecke fortgeflattert ist, ohne sich mehr erheben zu können, vom Vorstehhund ergreifen.

Die bloße Verletzung eines Ständers achtet das Feldhuhn nicht besonders. Zwar schlägt sich ein solches Huhn von den übrigen ab, allein nicht immer, sondern es folgt auch oft der ganzen Gesellschaft und trennt sich erst beim Einfallen um Etwas von ihr. Selbst beim Wiederaufsuchen bemerkt man selten, daß ein solches Huhn besonders fest liege, auf keinen Fall aber läßt es sich vom Vorstehhunde ergreifen. Auch sind mir oft Hühner vorgekommen, bei denen solche Wunden sich vollkommen ausgeheilt und verknorpelt hatten. Anders verhält es sich dagegen, wenn der Schenkel verletzt ist. In diesem Falle liegt das kranke Huhn sehr fest und geht bald ein. Bloße Streifschüsse erkennt man, zumal wenn mit stärkerem Schrot geschossen wurde, leicht an der Menge der abstiebenden Federn. Das Huhn senkt sich dann gewöhnlich mit einigen Wendungen um mehrere Schritte abwärts, gewinnt dann aber bald wieder neue Kraft und streicht nicht selten, wiederholt und laut rufend, in vollem Zuge fort.

Leicht am Kopfe gestreift, stürzt dasselbe, scheinbar todt, nieder, taumelt einige Augenblicke herum, kommt dann aber wieder zu sich und streicht fort.

Ist dagegen ein solcher Kopfschuß tödtlich, so schnellt der getroffene Vogel nach dem Herabstürzen noch mehrmals in die Höhe, ehe er verendet.

Diese Bewegung bedarf übrigens, wie überhaupt jede andere bei ganz tödtlichen Schüssen, keiner näheren Beschreibung, da das Huhn dann entweder schon in der Luft todt ist oder nach kurzem Flattern auf dem Boden alsbald verendet und folglich auf der Stelle, wo man es hat herabfallen sehen, liegen bleibt.

Nie vergesse man, die aufgestandenen Hühner zu zählen, damit man bei'm Wiederaufsuchen sogleich wisse, ob vielleicht eines fehlt. In diesem Falle ist dasselbe dann aller Wahrscheinlichkeit nach angeschossen und muß sogleich aufgesucht werden, da es, einmal kalt geworden, späterhin schon um Vieles schwerer von den Hunden aufgefunden wird.

Ueberhaupt muß ein tüchtiger Jäger, wenn es darauf ankommt, ein angeschossenes Huhn aufzusuchen, weder sein Vergnügen, noch seinen Nutzen berücksichtigen. Wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß während der Zeit, die man zum Aufsuchen eines solchen Huhnes verwendet, vielleicht sechs oder acht gesunde geschossen werden könnten, so darf ihn dieses doch auf keinen Fall von der Erfüllung seiner Pflicht, kein angeschossenes Wild durch Trägheit oder Nachlässigkeit, d. h. durch seine eigene Schuld verloren gehen zu lassen, abhalten.

Wer blos Dilettant ist, dem kann man eine solche Gleichgültigkeit nachsehen, nicht aber dem Jäger vom Fache. Dieser darf nur dann ablassen, wenn alle Hoffnung, den verwundeten Vogel zu finden, verschwunden ist.

Zum Schlusse dieses Capitels will ich noch einiger Hühnerjagden gedenken, die, meines Erachtens, zu den glücklichen gezählt werden dürfen, insofern sie alle in weniger als einer Stunde beendigt wurden. Ich muß jedoch möglicher Mißverständnisse wegen hierbei ausdrücklich bemerken, daß die erste dieser Jagden auf einer Koppeljagd, die zweite aber auf einer sehr gefährlichen Grenze stattfand, wo die gewöhnlichen Schonungsregeln bekanntlich wegfallen.

Im Anfange des Monates November traf einst ein Schütze im freien Felde ohne Schnee acht Hühner an, welche er binnen drei Viertelstunden, ohne sie in irgend ein Gebüsch gesprengt zu haben, sämmtlich erlegte.

Er und noch ein anderer, gleichfalls sehr sicherer Schütze, hatten einst, während sie zu einer Klapperjagd in der Nachbarschaft gehen wollten, im December ebenfalls, ohne daß Schnee lag, zehn Stück angetroffen und in den naheliegenden Wald gejagt. Diese Kette wurde fast nur im Vorbei-

gehen in nicht ganz drei Viertelstunden gänzlich aufgerieben, und dennoch waren beide Jäger bei'm Anfange des ersten Treibens schon an Ort und Stelle. Man denke sich, wie schnell bei diesem Intermezzo geschossen, geladen und besonders auch gesucht werden mußte! Wie mancher Zauderer, der jeden seiner Schritte abmessen möchte, um ja keinen größer zu machen, als den anderen, hält so etwas gar nicht für möglich!

Derselbe Schütze schoß einst, ebenfalls im Monate December und ohne Schnee, mit sechs Schüssen zehn Stück, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß der erste Schuß jedes mal im Liegen, und nach mehrmaligem Umgehen der Hühner, die zwischen dem Jäger und dem Hunde festlagen, geschah, und daß, wie es jeder Sachverständige voraussetzen wird, nicht ein und dasselbe Volk diese Zahl hergeben mußte, sondern daß bei jedem dieser Doppelschüsse eine frische Kette angetroffen worden war. Ferner verdient wohl auch der Umstand Erwähnung, daß bei der dritten Kette, welche in der Mitte des Reviers lag, nicht auf Gerathewohl geschossen, sondern ein Hahn im Sitzen und der zweite im Fluge ausgesucht wurde.

Eine sehr kurze, aber dennoch ziemlich erfolgreiche Hühnerjagd war die nachstehende:

Am 25. November 1847 saß ich bei dem schönsten Jagdwetter, von einem Geschäft, an welchem außer dem guten Kaffee, den ich während desselben trank, Alles trocken und langweilig war, in Anspruch genommen, am Schreibtische, als mir Jemand anzeigte, daß er sechs Feldhühner von der andern Seite des Maines habe herüberstreichen und dicht hinter der Ringmauer meines Wohnortes auf einen Oelsaatacker einfallen gesehen habe. Also doch Etwas, was einer Jagd ähnlich sieht! dachte ich und griff nach der Flinte, die, mit der erforderlichen Schrotsorte für etwa im Garten erscheinende Raubvögel geladen, an der Wand hing, nahm aber weder eine Jagdtasche, noch Pulver und Blei mit; die erste nicht, weil ich nichts zum Einstecken zu bekommen, das zweite nicht, weil ich nach wenigen Augenblicken wieder umzukehren geglaubt, und daher auch in herkömmlicher Unachtsamkeit und Zerstreuung einen uralten Hausrock anbehalten hatte. Die Sache aber nahm hinsichtlich des ersten Punktes eine andere Wendung. Kaum aus dem Thore getreten, sah ich schon meine leichtfüßige Minka, die vermöge ihrer Flüchtigkeit, wie gewöhnlich, so auch diesmal, schon weit vorausgeeilt war, vor dem bezeichneten Repsacker stehen, und mein Begleiter ermangelte nicht, mich sogleich auf die pünktliche Richtigkeit seiner Angabe im Tone des Triumphes aufmerksam zu

machen. Der Hund hatte nämlich in Folge des frischen und starken Luftzuges, der ihm entgegenkam, die Hühner schon sehr weit in die Nase bekommen, und erst nachdem wir über vier Aecker weggeschritten waren, glaubte ich einige in der Furche liegen zu sehen, war aber, da mein Auge nicht mehr scharf ist, meiner Sache nicht ganz sicher. Weiter gehend bemerkte ich nun drei Stück, welche in der Mitte des Ackers, aber zu weit auseinander lagen, als daß man mit einem Schusse zwei zugleich hätte bestreichen können. Ich ging daher weiter, bis ich von der entgegengesetzten Seite die zuerst entdeckten drei wieder in der Furche liegen sah und für diese meinen Schuß verwendete. Diese drei mußten wohl getroffen sein; ich sah nämlich seitwärts nur noch die drei andern aufstehen, die ich in der Mitte des Ackers hatte liegen sehen. Von diesen schoß ich das hinterste mit dem zweiten Laufe. Da jedoch noch ein anderes in ziemlich gleicher Richtung mit dem getroffenen gestrichen war, so folgte ich den ihrer Heimath zueilenden beiden Hühnern mit dem Auge und sah unfern vom Ufer des Flusses auch das fünfte erst hoch in die Luft steigen und dann stürzen. Nur der Letzte der Mowhikaner kehrte daher unverletzt in das Land seiner Väter zurück; ich selbst aber saß nach Verlauf von höchstens zehn Minuten wieder eben so arbeitsunlustig hinter meinen Papieren, wie zuvor.

Die bei weitem glücklichste von allen hier erzählten Jagden war jedoch nach den besonderen Umständen, unter welchen sie statt fand, folgende: Der Oberförster B. zu E. hatte im Winter 1812 Befehl erhalten, binnen acht Tagen acht Hühner in die landesherrliche Hofküche zu liefern. Vergebens opferte er diesem Zwecke jede freie Stunde, die ihm der Forstdienst übrig ließ; vergebens verwendete er, als der Termin zu Ende gehen wollte, ganze Tage auf die Erreichung seines Wunsches, — es war Alles umsonst. Die Hühner hielten durchaus nicht und die mehrmals versuchten sogenannten Desperationsschüsse blieben auch ohne allen Erfolg, kurz, der letzte Tag war angebrochen und noch hatte B. kein einziges Huhn. Am Schlusse eines Feldtreibjagens, welches an diesem letzten Tage auf dem benachbarten Reviere abgehalten wurde, bemerkte er ein Volk Rebhühner, welches auf einem Samenfelde eingefallen war. Alsbald regte sich in der Brust des Bedrängten ein neuer Schimmer von Hoffnung. Er ersuchte daher die noch anwesenden Schützen, ihm beizustehen. Derjenige, zu dessen Vergnügen die eben beendete Treibjagd angestellt worden war, schlug vor, die Hühner weitläufig zu umkreisen. Dies gelang auch sehr gut; allein die beiden Doppelflinten, zwischen denen sie durchpassirten,

entluden sich so ganz vergebens, daß nicht ein einziges Huhn stürzte. Nun fiel die ganze Kette in einem großen Weidengebüsche ein, welches abermals rings umgangen wurde. Hier machte der Gast den Angriff mit einer Doublette und alle anderen Schützen feuerten alsdann ihre Gewehre ebenfalls ab. Diesmal war der Erfolg ungleich günstiger: diese letzten zwölf Schüsse streckten doch drei Hühner zu Boden. Ein kleiner Theil der geretteten, drei an der Zahl, fiel nun abermals in einem Weidenbusche ein; da dieser aber zu klein und licht, folglich keine Wahrscheinlichkeit anzukommen vorhanden war, so stellte der fragliche Gast sich in einiger Entfernung vor und ließ sich die Hühner zutreiben. Die beiden zuerst aufgestandenen schoß er, abermals doublirend, eines spitz, das andere von hinten, schnell nach einander. Indessen war auch das dritte nachgefolgt und schon beinahe auf Schußweite herangekommen, da reichte er schnell entschlossen einem nebenstehenden Forstgehülfen die leergeschossene Flinte, ergriff dafür dessen Gewehr und ein Glücksschuß — denn dies letztere war mit grobem Schrot geladen und die Entfernung betrug vielleicht schon bis 60 Schritte — streckte auch das dritte und letzte Huhn mit zerschmettertem Flügel zu Boden.

Jedermann war mit solchem Ausgange der Jagd sehr zufrieden, besonders aber der nun aus aller Noth befreite Lieferant, welcher, nachdem ihm auch der letzte Hoffnungsstern schon untergegangen zu sein schien, nun die verlangten acht Hühner noch pünktlich einschicken konnte, wenn sie gleichwohl nicht in seinem Garten gewachsen waren. Ein neuer und sprechender Beweis, daß man nicht eher an einem günstigen Erfolge verzweifeln soll, bis die Flinte an der Wand hängt, und daß Vater Wieland ganz Recht hatte, als er sang:

„Verzage Keiner je, dem in der trübsten Nacht
Der Hoffnung letzte Sterne schwinden!“

Nachtrag,

am 14. December 1855 geschrieben.

Durch ganz Deutschland tönen in der Jägerwelt die bittersten Klagen über das diesjährige gänzliche Mißrathen der Feldhühner.

Wo sie in gewöhnlichen Jahren zu Hunderten geschossen wurden, da ist jetzt nur noch von Dutzenden die Rede. Altersgraue Waidmänner versichern, so etwas noch nie erlebt zu haben.

In München, dessen Umgebung von jeher wegen seines großen Reichthums an diesem Federwilde berühmt war, kam in diesem Herbste das Wort „Feldhuhn" auf den Speisezetteln, selbst der vornehmsten Gasthäuser, nur als seltene Ausnahme vor.

Allein nicht blos bei uns, sondern auch in Frankreich wurde allgemein über diesen Mangel geklagt, und es sind, um nur ein Beispiel anzuführen, in einer der besten Lagen der Normandie zwei sehr geübte Schützen, die sonst am ersten September, als dem allgemeinen Termin des Jagdaufganges, in Frankreich durchschnittlich 50 — 80 Feldhühner lieferten, dieses mal von dieser bedeutenden Anzahl bis auf drei herabgesunken!

Was ist denn nun aber schuld an dem gänzlichen Mißrathen dieser sonst so fruchtbaren Federwildgattung? Die Meinungen hierüber sind getheilt.

Manche geben dem vorigen Winter, d. h. dessen Nachwehen im Frühjahre, Manche dem nassen Sommer, und wieder Andere, von denen man wohl am sichersten behaupten kann, daß sie das Recht auf ihrer Seite haben, beiden Uebeln zugleich die Schuld. Soviel ist gewiß, daß der unerwartete und ziemlich bedeutende Schnee, der noch so spät im

vorigen Frühjahre fiel, schon allein schlimm genug gewesen sein würde, wenn ihm auch nicht nach und nach zwei andere Schneefälle nachgekommen wären, die noch überdies mit einer so harten Kruste überzogen waren, daß es den armen Hühnern fast unmöglich wurde, diese doppelte und dreifache Bodendecke zu durchdringen und an die offene Erde zu gelangen. Mangel überhaupt und besonders so anhaltender und großer Mangel an Futter hat jederzeit Mattigkeit, und diese Mattigkeit den Untergang durch Raubthiere jeder Art zur nothwendigen Folge.

Dieses war nun auch im letzten Frühjahre der Fall, und man sah, als der Boden wieder frei geworden war, in hiesiger Gegend bei weitem weniger Paarhühner, als in anderen Jahren, aber desto mehr Federn von solchen, die von den Raubvögeln geschlagen worden waren. Doch würde diese, wenn gleichwohl fühlbare Abnahme noch zur Noth zu verschmerzen gewesen sein, wenn nur nicht in der besten Brütezeit anhaltender Regen noch einen Nachtheil anderer Art hervorgerufen, und die fortdauernde Nässe, besonders in den Ebenen und in fast allen tieferen Lagen, ein gänzliches Abstehen der Eier herbeigeführt hätte. Nebstdem waren auch die ausgekommenen Ketten fast alle sehr geringzählig, und bestanden meist nur aus 7 bis 10 Stücken. Ob nun dieses seinen Grund darin gehabt hat, daß auch die Thiere im Freien, wenn sie eine längere Zeit hindurch Mangel gelitten haben, erfahrungsmäßig weniger Junge als sonst gewöhnlich ausbringen, oder die, wie es mir scheinen will, etwas g e w a g t e Voraussetzung: daß die unterste Lage der Eier vom Wasser erreicht und daher kalt geworden, die obere aber in statu quo geblieben sei, die richtigere ist, will ich jenen zahlreichen Kennern der Ornithologie, mit denen unser Zeitalter überhaupt, unser deutsches Vaterland aber vorzugsweise gesegnet ist, zur Entscheidung überlassen. Allen schwankenden Hypothesen abhold, halte ich mich blos an das, was ich wirklich erlebt und mit eigenen Augen gesehen habe; bezweifle übrigens auch schon a priori: daß eine Henne, nachdem die untersten Eier in ihrem Neste durch das stehengebliebene Wasser kalt geworden sind, ihr Brütegeschäft noch weiter fortsetzen und die obere Schichte vollends ausbrüten werde. Es liegt gleichsam etwas N a t u r w i d r i g e s in dieser Idee.

Wenn ich jedoch erwäge, daß wir schon viele ebenso schlimme und wohl noch ungleich schlimmere Winter, als der vorige war, gehabt, und dennoch kaum jemals einen so gänzlichen Mangel an jungen Feldhühnern erlebt haben, als im letzten Sommer, so drängt sich mir fast unwillkürlich die Ueberzeugung auf, daß die anhaltende Nässe sowohl in der Brütezeit,

als unmittelbar nach dem Ausschlüpfen der jungen Vögelchen, ungleich mehr Einfluß auf das Mißrathen dieser Federwildgattung gehabt habe. Zu dieser Ansicht bestimmen mich hauptsächlich zwei Gründe, nämlich erstens der Umstand, daß im verflossenen Frühjahre nicht überall die Bemerkung gemacht worden ist, daß es an Paarhühnern fehle, wie z. B. der K. B. M. R. K., ein sehr aufmerksamer Beobachter, in der Umgebung von München keinen merklichen Unterschied gegen andere Jahre gefunden hat; und zweitens: daß wir schon mehrmals sehr nasse Sommer gehabt, ohne einen gleich großen Nachtheil wahrzunehmen; weshalb, meiner Ansicht nach, der Unterschied hauptsächlich nur darin liegen dürfte, daß z. B. in den Jahren 1816 und 17 der Regen sich gleichsam über alle Sommermonate ausgebreitet, im letztverflossenen Jahre aber sich auf einen viel kürzeren Zeitraum concentrirt hat, dabei so reich an heftigen und schnell aufeinander folgenden s. g. Schutt- oder Gußregen gewesen ist, daß jede Vertiefung des Bodens sich in eine Art von kleinem See verwandeln und entweder das Absterben der Eier oder den Untergang der schon ausgekrochenen Hühnchen zur unausbleiblichen Folge haben mußte.

Soviel ist übrigens gewiß, daß, wenn der bedeutende Schnee, den wir jetzt schon haben, zu dessen Wiederabgehen mitten im Winter, besonders bei zunehmendem Monde, sehr wenig Aussicht vorhanden ist, ich sage, wenn der hohe Schnee, den wir jetzt haben, sich noch vermehren oder wohl gar durch einfallendes Thauwetter und darauf folgenden Frost eine Kruste bekommen sollte, der Ruin der Niederjagd überall, wo nicht geeignete Schutzorte in hinlänglicher Anzahl und, ohne Rücksicht auf die damit verbundenen Kosten, Futterplätze angelegt und mit den nöthigen Erfordernissen reichlich versorgt werden, auf Jahre hinaus unvermeidlich sein wird. Hat doch der vorige Winter schon nachtheilig genug gewirkt; wenn daher auch der jetzige, in die Fußtapfen seines Vorgängers tretend, ein Gleiches thut, so werden wir in der nächsten Zeit auch auf das letzte Vergnügen, welches uns die Katastrophe von 1848 übrig gelassen hat, beinahe ganz verzichten müssen.

Das interessanteste Thema in der Naturgeschichte des Feldhuhns ist, nebst dem schon so oft besprochenen Geschlechts-Verhältnisse, unstreitig die Erscheinung der s. g. Zug- oder Wanderhühner. Ich glaube daher, bevor ich dieses Capitel schließe, auch über diesen noch ziemlich räthselhaften und nichts weniger als erschöpften Gegenstand noch einige Betrachtungen anstellen zu müssen. —

Von diesen Zug- oder Wander-Hühnern habe ich in meinem Leben schon oft erzählen hören und auch Manches gelesen, allein mir selbst sind noch keine zu Gesicht gekommen; denn wenn ich auch ausnahmsweise bisweilen mehr als 24 Stück beisammen antraf, so wußte ich doch, daß dieses blos zwei, zufällig zusammengekommene gewöhnliche einheimische Ketten, nicht aber Fremdlinge aus einer fernen Gegend waren.

Die Zahl dieser für mich unsichtbar gebliebenen Wanderer wurde mir in der Regel zu einigen dreißig Stücken, einmal auch zu 40, niemals aber zu 50 Stück angegeben; auch muß ich gestehen, daß, wäre dies auch geschehen, ich es doch schwerlich geglaubt, vielmehr blos für einen unwillkürlichen Irrthum des Erzählers gehalten haben würde. Wie groß mußte daher mein Erstaunen sein, als ich in den Schriften des rühmlichst bekannten Ornithologen Naumann fand, daß sein Bruder deren gegen 500, sage mit Worten „fünfhundert" beisammen gesehen habe!

Einem so allgemein verehrten Schriftsteller, als Herr Naumann ist, darf man nicht ohne ganz besonders wichtige Gründe widersprechen, das steht nun einmal fest; es gehört aber in der That einige Selbstüberwindung dazu, jeden Zweifel gegen eine so ungeheure Anzahl von Feldhühnern zu unterdrücken, da wir doch Alle wissen, daß diese Vögel sich nur familienweise zusammenhalten, nicht aber, wie die Dohlen, Saatkrähen oder Staare in großen Schwärmen aus einer Gegend in die andere ziehen. Fünfhundert Feldhühner in einem einzigen Schwarme beisammen!!! Möchte man da nicht fragen: Wo ist die glückliche Gegend, die einen solchen Reichthum an diesem Artikel besitzt, daß sie, ohne selbst entvölkert zu werden, ein halbes Tausend Auswanderer abgeben kann, während oft die größesten Jagdreviere in Allem nicht viel mehr oder kaum so viel aufzuweisen haben?

Wo ist, möchte man ferner fragen, das Land, auf dessen Fluren sich jene 500 Emigranten angesiedelt, sich gepaart und gebrütet haben? Und warum hat man Nichts von jenen Tausenden von jungen Feldhühnern gehört, die von einer so zahlreichen Niederlassung nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur hätten hervorgehen müssen? Und dennoch kann keine optische Täuschung stattgefunden haben, als der Erzähler seine 500 Feldhühner beisammen zu sehen glaubte, und eben so wenig sind beim Abschreiben durch ein Versehen des Kopisten zwei Nullen statt einer zu Papier gebracht worden; denn diese Angabe ist von einem Manne ausgegangen, dessen strenge Wahrheitsliebe nicht nur durchaus keinem Zweifel unterliegt, sondern der auch als ein sehr erfahrener Naturbeobachter und

vortrefflicher, mit dem allerschärfsten Gesichtsorgan ausgerüsteter Schütze allgemein bekannt, mithin gegen jeden Verdacht, daß er andere Vögel für Feldhühner angesehen haben könne, vollkommen gesichert sein dürfte.

Ich habe, wie schon gesagt, viele Jäger gekannt, von denen die Existenz solcher Wanderhühner gänzlich in Abrede gestellt wurde, weil sie aus eigener Anschauung niemals etwas dergleichen gesehen hatten, und was diesen letzteren Punkt betrifft, so gehöre ich selbst zu dieser Klasse; allein es ist noch bei Weitem kein hinreichender Grund, an der Existenz einer Sache blos deshalb zu zweifeln, weil man aus eigener Erfahrung noch nichts davon weiß.

Es sind mir aber auch eben so viele und noch mehr Jäger vorgekommen, welche mir versicherten, niemals dergleichen fremde Hühner angetroffen zu haben und zwar an Orten, wo noch nie eine Kette ausgebrütet worden sei, z. B. mitten im Spessart und auf kleinen, ringsum von zusammenhängenden Waldungen umgebenen Feldmarkungen, wo sich in der Paar- und Brütezeit niemals ein Feldhuhn sehen lasse, mithin nicht der entfernteste Zweifel dagegen obwalten könne, daß die dort angetroffenen, meist ungewöhnlich starkzähligen Hühnervölker Fremdlinge, aus fernen Gegenden kommend und nur auf der Durchreise begriffen gewesen seien.

Ich habe bei solchen Erzählungen niemals unterlassen, die Fragen aufzuwerfen:

1) Wo waren diese Hühner hergekommen?
2) Was hatte sie veranlaßt, ihre Heimath zu verlassen und eine so weite Auswanderung zu unternehmen?
3) Wo zogen sie hin? und
4) was ist zuletzt aus ihnen geworden?

Auf die erste Frage erhielt ich in der Regel gar keine Antwort, und nur hier und da wurde mir erwidert: vielleicht kamen sie aus den nördlichen Gegenden Deutschlands; warum sie aber eine so weite Reise angetreten haben sollten, wußte man mir eben so wenig zu sagen; denn es konnte dabei weder das Klima, noch Nahrungsmangel als Grund angegeben werden; das Klima nicht, weil das Feldhuhn in noch viel rauheren und kälteren Ländern einheimisch ist, und der Nahrungsmangel nicht, weil der Getreidebau dort so gut und in manchen Gegenden wohl noch besser ist, als bei uns.

Diese Motive, welche in der Regel die einzigen sind, von denen die übrigen Wandervögel im Herbst und Frühjahre in Bewegung gesetzt werden,

finden daher im vorliegenden Falle keine Anwendung, da das Feldhuhn nicht zu den Zugvögeln, ja nicht einmal zu den Strichvögeln gehört, sondern ein Standvogel ist.

Eben so wenig wußte von allen Denen, die ich hierüber befragt habe, irgend Einer mir Auskunft darüber zu geben, wohin eine solche momentan erschienene Reisegesellschaft sich gewendet habe, und was zuletzt aus derselben geworden sei? Auch habe ich niemals von einem Jäger oder Jagdbesitzer gehört, daß sein zuvor von Feldhühnern entblößt gewesenes Revier durch eine solche fremde Legion plötzlich bevölkert worden sei, und irgend wo in Deutschland müssen doch solche Emigranten, wenn der Winter einbricht, oder die Paarzeit kommt, den regelmäßigen Gesetzen der Natur nach sich ansiedeln! Oder sollen diese Gesellschaften nur aus Hagestolzen bestehen, die gar keinen Begattungstrieb fühlen? Das wäre ein Widerspruch, den sich die Natur in ihrer weisen Ordnung kaum wird zu Schulden kommen lassen. Einstimmig lauten dergleichen Nachrichten dahin, daß man solche fremde Hühner niemals zu einer andern Jahreszeit als im Spätherbste gesehen und selten oder nie zum Schusse bekommen habe, weil von ihnen allgemein behauptet wird, daß sie in der Regel nicht nur keinen Hund aushalten, sondern auch den Jäger, wenn er keinen Hund suchen läßt, nicht bis auf Flintenschußweite an sich kommen lassen. Es möge mir vergönnt sein, hier einige aus sicherer Quelle geschöpfte Beispiele dieser Art anzuführen:

Der verstorbene Forstwart Steinbrenner zu Rothenbuch sah einst auf der dortigen, mitten im Spessart liegenden Feldmarkung einen Schwarm von, seiner Angabe nach, wenigstens 50 bis 60 Feldhühnern weit außer Schußmaß vor sich aufstieben, fast senkrecht in die Höhe steigen und dann über den höchsten Buchen sehr bald aus seinem Gesichtskreise verschwinden.

Ein sehr aufmerksamer Beobachter in Rheinhessen hat auf meine desfalls an ihn gerichtete Frage Folgendes erwidert:

„Ueber die sogenannten Strichhühner habe ich meines Wissens seit letzterer Zeit nichts gelesen, aber von vielen Jägern, und unter Anderen auch von meinem Vater, Manches gehört, selbst aber noch keine gesehen.

„Was mir von dem Gehörten noch im Gedächtnisse blieb, ist etwa Folgendes:

„Strichhühner nannte oder nennt man solche Hühner, die sich im October und November mit andern Ketten vereinigen, ihren Geburtsort verlassen und in großen Gesellschaften ein anderes Revier, eine andere Gegend, aufsuchen.

„Ich möchte das mit einer kleinen Völkerwanderung vergleichen.

„In früheren Zeiten, als die Culturverhältnisse noch anders waren, und den Feldhühnern weniger nachgestellt wurde, vereinigten sich unbeschossene Ketten, z. B. des Odenwaldes, und strichen den Ebenen der Rheinländer, sowie auch jenen Gegenden zu, wo Weinberge waren. Namentlich wurden sie in letzteren und auf solchen Feldern, wo viel Hirse gebaut worden war, häufig angetroffen.

„Auch in die fruchtbaren Gegenden von Reinheim, Ueberau, Umstadt u. s. w. sollen fast in jedem Spätjahre ganze Schwärme fremder Hühner gekommen und oft Wochen lang dort geblieben sein.

„Wo sie dann aber hingekommen waren, wußte man nicht, doch steht zu vermuthen, daß sie eher in jenen warmen und fruchtbaren Ebenen geblieben, als in den rauhen Odenwald zurückgestrichen sind.

„Mein Vater erinnert sich, einst in seiner Jugend — vor etwa 40 Jahren — solche Strichhühner gesehen zu haben, und zwar auf einer Feldmark, wo die einheimischen Hühner vorher schon stark beschossen worden waren.

„Seiner Meinung nach zeigten sich damals mehrere Hunderte; denn wohin auch immer sein Blick sich wenden mochte, überall sah er Hühner streichen; sie hielten aber gar nicht, und strichen sehr weit fort.

„In der Gemarkung Oberramstadt, 2 Stunden von Darmstadt, nach dem Odenwalde hin liegend, rechnete man in jedem Herbste auf die sogenannten Strichhühner und machte auch oft Jagd darauf, jedoch, wie sich leicht denken läßt, ohne besonderen Erfolg, da sie nur selten hielten, und dann sehr weit fortstrichen.

„Dieses Weitaufstehen ist aber auch sehr erklärlich, denn erstlich ist in solcher Jahreszeit keine Deckung mehr auf den Feldern; zweitens sind solche Strichhühner ein unstetes herumziehendes Völkchen, welches seine bisherige Heimath mit einer besseren zu vertauschen sucht, und dem Grundsatze huldigt: ubi bene, ibi patria; drittens fällt die Zeit ihrer Auswanderung in die sogenannte Mauser*), wo das Huhn ohnehin schlecht aushält, und außerdem mag endlich, viertens, in diesem Zigeuner-Corps auch eine gewisse Unruhe liegen, die sie nicht lange auf derselben Stelle rasten läßt.

„In der Umgebung von Frankfurt a. M. weiß man fast gar nichts von solchen Erscheinungen.

---

*) Bedenklicher Casus!

„Das einzige Beispiel, welches mir von dort aus mitgetheilt werden konnte, besteht darin, daß sich vor etwa 15 Jahren in der Nähe des sogenannten Wolfsgartens auf einem jungen Samenschlage eine Schaar von einigen Hundert Hühnern mehrere Tage lang aufgehalten habe.

„Von diesen soll ein dortiger Förster, Namens Schmidt, mit einem einzigen Schusse mit groben Schroten nicht weniger als 11 Stücke erlegt haben, und wenn diese letztere Angabe richtig ist, so läßt sich hieraus allein schon allerdings der Schluß ziehen: daß die Menge des ganzen Schwarmes eine außerordentliche gewesen sein müsse.

„Im kleineren Maaßstabe findet man diese Hühner auch jetzt noch in Rheinhessen, wo sie, wenn die Trauben reifen, oft zu 80 und 100 Stücken in den Weinbergen angetroffen werden, nachdem sie sich zu großen Gesellschaften vereinigt, und die benachbarten flachen Felder verlassen haben.

„Die Mitglieder solcher in die Weinberge übergesiedelten Hühnerketten werden dort gewöhnlich bald sehr schwer und gut beleibt, was manche Jäger auf Rechnung der Traubenbeeren schreiben, was aber seinen Grund wohl eher in dem häufigen Genuß der kleinen fetten Schneckchen haben dürfte, die sich, in fast zahlloser Menge, in den Weinbergen vorfinden, und mit großer Begierde von ihnen verzehrt werden.

„Man will auch hier und da behaupten: das Gefieder solcher Individuen sei glänzender und glatter, als sonst gewöhnlich, allein das mag wohl nur auf Einbildung beruhen oder daher kommen, daß diese Vögel in den abhängigen Weinbergen, wo der Boden stets reiner, trockener und fester ist, als in den Niederungen, sich bei nassem Wetter weniger beschmutzen.

„Solche Schwärme traf ich früher in jedem Herbste zu Bodenheim bei Mainz an, sobald aber der Winter kam, zerstreuten sie sich wieder und waren bald spurlos verschwunden."

So lautet der Bericht meines Correspondenten. Mir selbst ist nur ein einziger Fall vorgekommen, in welchem ich einigermaßen in Versuchung war, an das Dasein von Zug- oder doch wenigstens von Strichhühnern zu glauben.

Es standen nämlich bei einem Feldtreiben auf einer zwar langen, aber ziemlich schmalen Feldfläche von etwa 6—800 Morgen, die zwischen einem lichten Walde und dem Mainstrome sich hinzieht, eine außerordentliche, und in jener Gegend durchaus beispiellose Menge von Feldhühnern auf. — Es zeigten sich nach und nach wenigstens 8—10 Ketten, deren

keine zweimal gezählt werden konnte, da sie, hoch in die Luft sich erhebend, weit über den Kreis der Schützen und Treiber hinausstrichen — und es wurde durch diese räthselhafte Erscheinung das höchste Erstaunen aller Anwesenden hervorgerufen; denn es befanden sich in diesem Felde weder Remisen und Gebüsche noch sonstige Schutzorte, welche man als einen besonderen Anziehungspunkt für diese Gäste hätte betrachten können; auch waren die dortigen Wintersaaten nicht höher und grüner, als anderwärts, konnten sie also eben so wenig herbeigelockt haben, und endlich, was hier ganz besonders in Erwägung gebracht werden muß, war die dortige Umgebung eine große, flache, jedes Schutzes ermangelnde Sandebene, welche, was den Reichthum an Hühnern betrifft, von jeher nichts weniger als in gutem Rufe stand.

Mehrere der anwesenden Jagdliebhaber, von einem so verführerischen Anblicke verblendet, beschlossen, entweder wo möglich jene Markung zu pachten, oder doch wenigstens im nächsten Herbste den dortigen Hühnerjagden, von denen man sich einen über alle Vorstellung glänzenden Erfolg versprach, so oft als thunlich zu besuchen. Allein, wie so oft der Schein trügt, so geschah es auch diesmal; denn man sah sich in der gehegten Erwartung gänzlich betrogen, da sich im nächsten Sommer in jener Gegend nicht mehr Hühner als zuvor und von jeher sehen ließen. Ich weiß mir daher, wenn keine fremden Strichhühner dabei waren, was ich kaum als wahrscheinlich annehmen möchte, jene auffallende Erscheinung nicht anders zu erklären, als daß alle an jenem Tage auf der sehr ausgedehnten Feldmark angetroffenen Ketten in gleicher Richtung nach dem Mainstrome hingestrichen, diesen aber zu überschreiten nicht geneigt, auf den anstoßenden Feldern, welche an diesem Tage das letzte Treiben bildeten, oder vielleicht auch zum Theil in dem ganz lichten Walde eingefallen und, weil dieser ihnen nicht behagte, hinausgelaufen waren. Immer aber bleibt es ein Räthsel, wo diese vielen Völker nachher hingekommen sind; denn, wie gesagt, im nächsten Sommer war die fragliche Gemarkung nicht im Geringsten besser, als schon seit vielen Jahren, das heißt: kaum mittelmäßig gut mit Feldhühnern besetzt.

Zum Schlusse füge ich noch die Reflexionen bei, die mir ein Freund, der Rittergutsbesitzer v. H. in R., über die vorstehend besprochene Erscheinung mitgetheilt hat.

„Auch ich", sagte er, „habe, obgleich ein aufmerksamer Jäger, Zug- oder Wanderhühner niemals gesehen, indessen erlaube ich mir, an der Wirklichkeit der Erscheinung nach den von Ihnen angeführten, zuverlässigen

Beobachtungen nicht zu zweifeln. Ist es nun nicht zu kühn, durch eine Hypothese eine Erscheinung, die man nicht selbst beobachtet hat, erläutern zu wollen, so lassen Sie mich folgende Erklärung wagen.

„Diejenigen Vogelarten, welche neben vegetabilischer Nahrung auch auf Insecten oder Würmer angewiesen sind, ziehen letztere, wo sie zu haben sind, ersteren vor. Diese Vorliebe kann man bei zahmen Hühnern beobachten, die eifrig nach Würmern scharren. Vor einigen Jahren ließ ich ein mir vom Felde hereingebrachtes Nest von 14 Rebhühnereiern durch ein zahmes Huhn ausbrüten und zog die jungen Hühner mit Ameiseneiern auf, wobei sie alle, bis auf eins, glücklich aufwuchsen, was mir sonst bei Versuchen mit anderer Fütterung niemals so vollständig gelungen ist. Die Folge aber war, daß die Hühner, auch als sie schon zu schildern anfingen, kaum an Körner zu gewöhnen waren. Hieraus schließe ich auf große Vorliebe der Rebhühner für animalische Aesung.

„In der neuesten Zeit herrscht die Neigung, das Wild um der Landwirthschaft willen zu vertilgen, vor. Herr Professor Gloger in Berlin hat sich daher ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er in einem, vor einigen Jahren in der Preußischen Adlerzeitung erschienenen Aufsatze nachgewiesen hat, daß die Rebhühner der Landwirthschaft durch Vertilgung der jungen schwarzen Schnecken erheblichen Nutzen leisten. Auch Sie haben darauf hingewiesen, daß die Rebhühner durch häufigen Genuß der kleinen fetten Schneckchen schwer und gut im Wildpret werden.

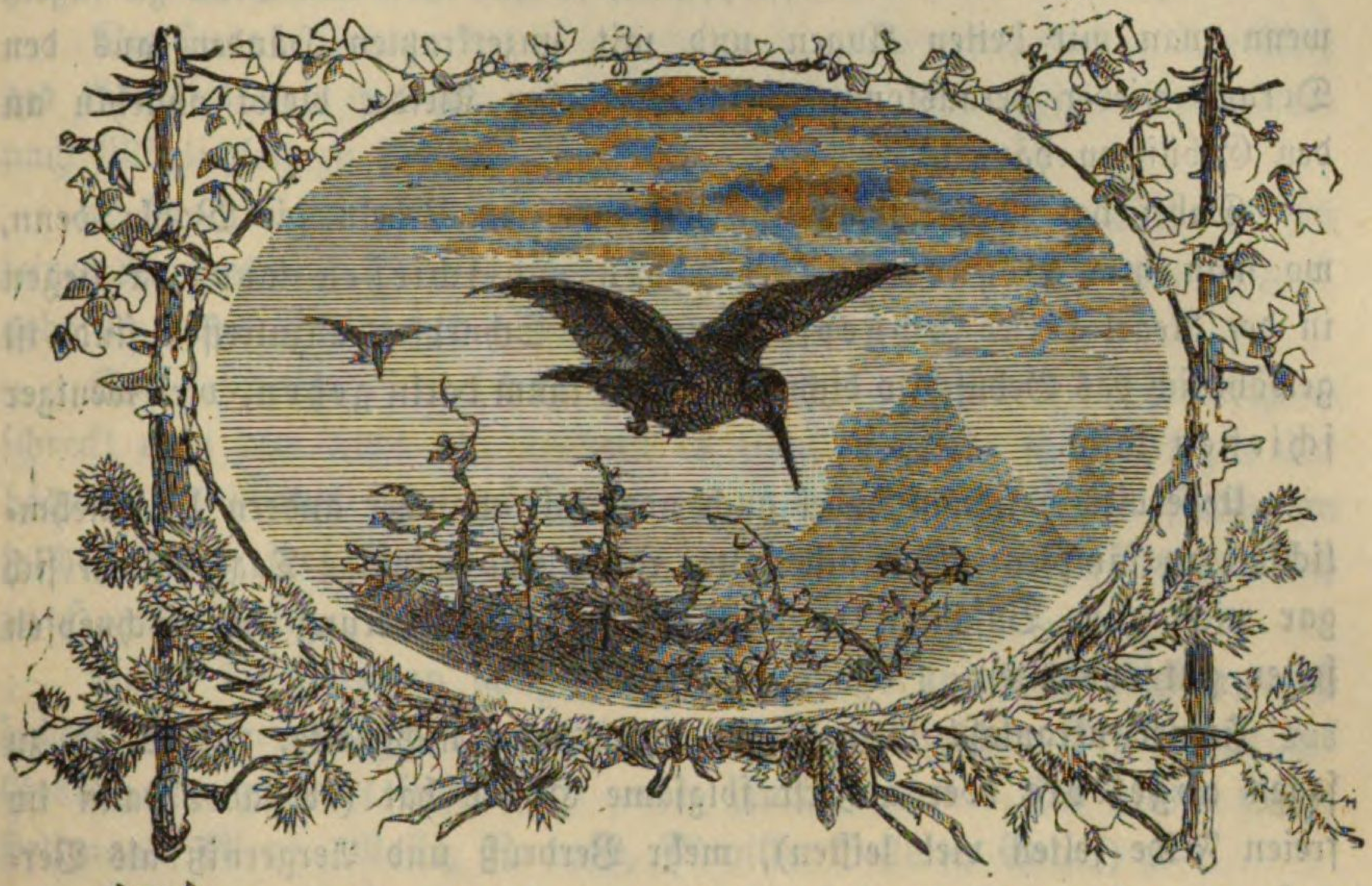
„Wenn ich nun an die bekannte Erscheinung erinnere, daß in einer Gegend, wo die Mäuse sich sehr vermehren, die Bussarde sich zahlreich einfinden und nach dem Aufhören der Mäuseplage sich wieder wegziehen, so glaube ich davon einen Schluß auf die Erscheinung der Wanderhühner herleiten zu dürfen. Ich vermuthe, daß sich nach einer Gegend, in der sich ungewöhnlich viel nackte Schnecken (oder vielleicht auch andere auf der Erdoberfläche lebende Würmer und Insecten) zeigen, während die benachbarten Gegenden deren weniger haben, viele Völker Rebhühner hinziehen und dieselben, um einer Lieblingsäsung willen, die Gewohnheit, als Standvögel zu leben, auf einige Zeit aufgeben werden. Dadurch kann die Erscheinung eintreten, daß ganze Schwärme Rebhühner (wenn der Ausdruck: „Schwärme" einem Jäger erlaubt ist?) auf einem Punkte vereinigt gesehen worden sind. Diese Erscheinung aber wird und muß eine seltene sein, weil die von mir vermuthete Ursache derselben, nämlich ein ungewöhnlich großer Ueberfluß an einer Lieblings-Aesung in einem eng begrenzten Districte, selten vorkommen wird. Auch die Erscheinung, daß dergleichen

Wanderhühner ungewöhnlich scheu sein sollen, läßt sich ganz ungezwungen erklären. Je stärker an Wildpret das Rebhuhn ist, desto mehr Flugkraft besitzt es; in diesem Zustande werden die, durch überreichliche Lieblings-Aesung herbeigezogenen Wanderhühner sich befinden. Außerdem ist eine Wildgattung, die an's Wandern nicht gewöhnt ist, in einer, ihr fremden Gegend scheuer als in der gewohnten Umgebung. Es werden aber diese Wanderhühner nichts anders sein, als gewöhnliche, Jahr aus Jahr ein an dieselben Standplätze gewöhnte Rebhühner, welche nur aus dieser Gewohnheit sich durch einen außerordentlichen Anreiz vorübergehend haben herausreißen lassen. Mit der Ursache wird auch die Wirkung wegfallen, die zusammengerückten Wanderhühner werden sich trennen und ihre Standorte wieder einnehmen, sobald der Ueberfluß an Schnecken in der von den Wanderhühnern besuchten Gegend aufhört. Auch kann die Erscheinung von Wanderhühnern, wenn die von mir vermuthete Ursache die richtige ist, nur im Herbste eintreten. Denn im Winter verschwinden die Schnecken, im Frühjahre aber fesselt der Geschlechtstrieb und im Sommer die noch nicht gehörig entwickelte Flugkraft der jungen Rebhühner, alte und junge gemeinsam so an ihre Heimath, daß der von mir vorausgesetzte Anreiz, wenn er auch einmal eintreten sollte, die zur Ausdauer am Standorte bestimmenden Triebe nicht zu überwältigen vermag.

„Immerhin ist die von mir versuchte Erklärung nur eine Hypothese; Diejenigen aber, welche die Erscheinung von Wanderhühnern beobachtet haben, sind vielleicht gar nicht auf den Gedanken gekommen, auf die Aesung ihre Aufmerksamkeit zu wenden, welche die Gegend, in der sich diese Vögel befanden, denselben darbieten mochte.“

Die Waldschnepfenjagd.

> Himmelwärts den Späherblick gerichtet,
> Steh' ich lauschend, voll Erwartung da!
>
> Bunsen.



Fast alle vorzüglichen Flintenschützen, die mir bis jetzt auf dem Wege des Lebens begegnet sind, stimmten darin überein, daß dem Vergnügen der Schnepfenjagd nicht leicht irgend ein anderes gleich komme; allein ich lernte auch gar manchen Jagdliebhaber kennen, welcher ihr keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen konnte und daher jene große Vorliebe fast unbegreiflich fand. „Wie ist es möglich, sagen die Gegner derselben, so großes Wohlgefallen an einer Jagd zu finden, die mit so vielen Beschwerlichkeiten verbunden, die von so kurzer Dauer und so unsicher ist? Sind zur Zeit des Schnepfenstrichs die Wege, welche man, vom Abend=Anstande zurückkommend, oft in der größten Finsterniß gehen muß, nicht bisweilen ganz abscheulich? Und was hat man denn mit diesen Aufopferungen gewonnen? Im glücklichsten Fall, d. h. wenn der Abend besonders schön ist, thut man einen Schuß, oder höchstens zwei; ist dagegen die Witterung kalt oder windig oder gar Beides zugleich, so sieht man entweder gar keine Schnepfe, oder die wenigen, die sich zeigen, kommen stumm, oder höchstens pützend und dabei so schnell, daß man ihnen wenig oder nichts anhaben kann.

„Dies sind die gepriesenen Freuden des Abend-Anstandes. Geht man des Morgens hinaus, so währt die ganze Herrlichkeit kaum fünf Minuten, — ist also noch weniger der Mühe werth.

Sucht man mit dem Vorstehhunde, so hat man von Glück zu sagen, wenn man mit heilen Augen und mit unzerkratzten Händen aus den Dornen wieder herauskommt; ein Theil der Kleider bleibt ohnehin an den Gebüschen hängen.

Dabei hat man immer nur unter zweien Uebeln die Wahl; denn, wo man mit Bequemlichkeit gehen und schießen kann, da liegen in der Regel keine Schnepfen, und wo Schnepfen anzutreffen sind, ist gewöhnlich das Gebüsch so dicht, daß man kaum darin gehen, viel weniger schießen kann.

Ueberdies hat man dabei auch noch mit mancher andern Unannehmlichkeit zu kämpfen; denn alle kalte, rauhe und windige Tage eignen sich gar nicht zum Buschiren*), weil bei solcher Witterung die Schnepfen selten gut aushalten.

Ferner veranlaßt diese Jagd, wenn man nicht alte, ruhige, so zu sagen abgelebte oder äußerst folgsame Hunde hat (die aber dann im freien Felde selten viel leisten), mehr Verdruß und Aergerniß als Vergnügen, weil nur die wenigsten kurz genug suchen und gleichgültig genug gegen Rehe und Hasen sind.

Das Treiben endlich, obgleich dabei der Zweck noch am sichersten erreicht wird, hat auch seine Schattenseite. Es ist mit Zeitverlust, mit Mühe, mit Kosten und mit Nachtheil für den Wildstand verbunden. Mit Zeitverlust und Mühe, weil oft von einer einzigen Schnepfe die ganze Jagdgesellschaft sich Stunden lang am Narrenseile herumführen und von einem Districte zum andern locken läßt; mit Kosten, weil man gewöhnlich die Treiber aus der Tasche bezahlen muß, und mit Nachtheil für den Wildstand, weil in geschonten Revieren das öftere Schießen und Schreien, welches bei dergleichen Treibjagden unvermeidlich ist, das Wild, zumal bei mehrmaliger Wiederholung kurz nacheinander, leicht zur Veränderung seines Standes veranlaßt.“

So die Gegner der Schnepfenjagd! Allein die Verehrer derselben haben auch für jeden dieser Einwürfe eine Antwort in Bereitschaft.

---

*) Unter Buschiren verstehe ich nicht, wie mancher Jäger, das Treiben mit Buben und Holzhauern ꝛc. (im Gegensatze zu einer größeren Treibjagd), sondern das Suchen mit dem Vorstehhunde.

„Die damit verbundenen Beschwerlichkeiten, sagen diese, bringen wir nicht in Anschlag, denn was man gern thut, wird einem nicht schwer. Wehe dem Jäger, der jede kleine Mühe als ein Opfer betrachtet. Nie hätte er sich Dianens Dienste widmen sollen! — — —

Die kurze Dauer der Schnepfenjagd erhöht ja offenbar den Reiz des Genusses und ist daher ein Grund mehr, diese flüchtigen Augenblicke nach Möglichkeit zu benutzen.

Schlechte Wege darf kein tüchtiger Jäger scheuen, wenn er sich seines Namens und Berufes nicht unwürdig zeigen will; dem, der es thut, gebe man das Patent als — Stubenjäger. —

Das schnelle Streichen der Schnepfen — bei kalter Witterung — schreckt nicht nur nicht ab, sondern es trägt vielmehr noch viel zur Erhöhung des Reizes bei. Langsame und unbeholfene Schützen finden an solchen Tagen ihre Rechnung freilich nicht, sie dürfen daher unbedenklich zu Hause bleiben.

Gegen die Dornen schützen uns Handschuhe und dichte Kleider, auch haben wir bereitwillige, treue Diener, welche an solchen Orten, wo das Gebüsch gar zu dicht steht, statt unser hineinkriechen. Sie heißen Caro, Feldmann, Alonso, Rolla, Ramasse, Manille, Bellotte, Cora*) 2c.

Wollte der Himmel! das menschliche Leben hätte keine schlimmeren Dornen, als die bei der Schnepfenjagd!

Was das Zerreißen der Kleider betrifft, so gehen wir, wie die Lilien auf dem Felde, die auch weder spinnen noch weben, über dergleichen ängstliche Sorgen guten Muthes hinaus.

Die Besorgniß für den Wildstand ist ebenfalls sehr unnöthig; denn übermäßiges Lärmen und Schreien taugt, wie überall, so auch bei der Schnepfenjagd, nichts, und nur ungezogene Schäfer von Hunden jagen so anhaltend, daß sich das Wild dadurch wegzieht. Der folgsame Hund

---

*) Der geneigte Leser wolle diesem Namen-Verzeichniß entnehmen, daß der Verfasser zwei- oder dreisilbige Namen, als die volltönendsten, zum Rufen des Hundes für die geeignetsten hält. Hierin stimmen wir mit der Ansicht eines der neueren französischen Schriftsteller La Valée, la chasse au tir en France, Paris 1854, überein. Wenn dieser Schriftsteller sich über die bei den Engländern üblichen einsilbigen Hundenamen, wie Miss, Stop, Black, Blum lustig macht, so übersieht er wohl, daß die englischen Jäger einen Hund, der zu viel Feld genommen hat, mit dem Namen nicht zurückrufen. Dazu bedienen sie sich der Pfeife oder des weitschallenden Zurufs „Toho“, ein Zuruf, welcher mit Aufhebung der Hand begleitet zu werden pflegt, und in Folge dessen der Hund unbeweglich stehen bleiben soll. Um der Verwechslung dieses Zurufs vorzubeugen, empfehlen sie, dem Hunde keinen Namen beizulegen, der auf o endigt.

bleibt immer in der Nähe seines Führers, und eben das ist ja der höchste Triumph der Dressirkunst, daß man ihn dahin bringe, kurz oder weit hinaus zu suchen, je nachdem es der Zweck der jedesmaligen Jagdart erfordert, und daß er nicht nur einseitig, sondern allgemein brauchbar sei, mit einem Worte, daß er in allen Fächern Alles leiste. Wenn aber auch wirklich das Rothwild sich in Folge wiederholter Störung aus einer solchen Gegend zuletzt wegzieht und, aus den Feldköpfen tiefer in den Wald tretend, einen ruhigen Standort wählt, so kann dies in unsern hie und da sehr liberalen Zeiten manchem Jagdbesitzer nicht anders als erwünscht sein, indem ihm dadurch vielleicht manche höchst unangenehme Beschwerde über Wildschaden erspart wird. Wessen Jagdbezirk endlich ist wohl so erbärmlich klein, daß er bei der Schnepfenjagd immer wieder an denselben Ort zurückkehren müßte?

Die Kosten bei einem solchen Vergnügen in Anschlag zu bringen, daran dachten wir wahrhaftig noch nie! Auch ist überhaupt das Berechnen und Bilanciren unsere Sache nicht. Das überlassen wir jenen, nicht Jagd-, sondern Geld-Liebhabern, die blos dann fleißig zu Holz ziehen würden, wenn die — Schnepfenfedern von — Silber wären; welche das Einmaleins nicht nur im Kopfe, sondern auch im Herzen tragen, ja bei denen es oft sogar die Stelle des Herzens vertritt.

Was wir suchen, ist nicht Vortheil oder Geldgewinn, sondern Vergnügen.

Endlich noch den Zeitverlust anlangend, welchen die Schnepfenjagd verursachen soll, so räumen wir zwar gern ein, daß sie — eben so viel Zeit koste, als irgend eine andere Jagd, nicht aber, daß der Zeitverlust dabei größer sei."

Obgleich schon längst kein Zweifel mehr darüber obwaltet, in wie fern der Verfasser zu den Freunden oder Feinden der Schnepfenjagd gehöre, so soll doch zum Ueberflusse hier auch noch das Geständniß folgen, daß derselbe schon seit langer Zeit diesem Vergnügen sehr ergeben war. Was er also über diese Jagd sagen wird, darf man unbedingt als das Resultat seiner eigenen Erfahrung betrachten.

Vorerst wird er dasjenige abhandeln, was bei dieser Jagd der Schütze zu beobachten hat; am Schlusse des Capitels aber sollen noch einige allgemeine Bemerkungen hinzugefügt werden.

Man schießt die Schnepfen bekanntlich auf dreierlei Weise, nämlich auf dem Strich, bei der Suche und im Treiben. Die erstere, der Abendanstand, ist die bei weitem beliebteste Art, weil sie wenig Zeit

kostet, indem man erst Abends spät nach Beendigung aller anderen Geschäfte hinausgeht; weil man ferner dabei alle Reize des wiederkehrenden Frühlings, besonders den Gesang der neu belebten Vögel genießt, und endlich wohl auch, weil auf dem Striche die Schnepfen am leichtesten zu treffen sind, besonders an warmen regnigen Abenden, wo sie gewöhnlich — selbst paarweise kommende thun es nicht selten — auffallend langsam und laut balzend (quarrend) hin- und herziehen.

Je einfacher und kunstloser eine Jagdmethode ist, um so weniger bedarf es einer weitläufigen Anweisung dazu; ich glaube aber dessen ungeachtet allen jungen Jägern, welchen dieses Werk in die Hände kommt, hinsichtlich des Striches folgende Regeln empfehlen zu müssen:

1) Ist der Stand, welchen man gewöhnlich besucht, in der Mitte eines Walddistrictes und der Eingang vielleicht stark bewachsen, so hat man bei eintretender Dunkelheit einen beschwerlichen Rückweg; es ist daher gut, wenn man zu diesem Behufe einen kleinen Pfad aushauen läßt, insofern diesem Beginnen nicht etwa irgend ein Hinderniß seitens des Waldbesitzers entgegensteht. Die hierbei abfallenden Reiser können an nassen Orten zugleich als Unterlage für die Füße benutzt werden, da es weder der Gesundheit zuträglich noch angenehm ist, wäre es auch nur für den Zeitraum einer halben Stunde, auf feuchtem Boden oder wohl gar im Wasser zu stehen.

2) Noch bequemer ist es, an dem gewöhnlichen Standorte einen guten Sitz anzulegen, weil man nicht selten ziemlich ermüdet an Ort und Stelle kommt und daher gern ein Weilchen ausruht, zumal wenn man vielleicht um eine viertel oder halbe Stunde zu früh gekommen ist. Während des Striches selbst taugt übrigens das Sitzen nichts; denn man kann sich, wenn Schnepfen schnell und unerwartet kommen, nicht rasch genug nach allen Seiten wenden.

3) Wenn die zunächst um den Stand herum befindlichen Gebüsche nicht etwa besonderen Werth haben, so stutze man dieselben ab, um sich eine freie Aussicht zu verschaffen, d. h. um die Schnepfen nicht nur weiter heran kommen sehen, sondern auch bequemer schießen zu können.

4) Ungeübte Schützen thun wohl daran, wenn sie sich an einzelne Wasserpfützen in oder neben dem Walde stellen, weil ihnen an solchen Orten bisweilen das Vergnügen zu Theil wird, einen

Schuß auf der Erde anzubringen, zumal in trocknen Frühjahren, in denen die Schnepfe besonders gerne an solchen feuchten oder nassen Stellen einfällt.

5) Man stelle sich nie in einer Gegend an, welche an demselben Tage schon durch Treiben oder auch nur durch wiederholtes Absuchen mit dem Vorstehhunde stark beunruhigt worden ist; denn in diesem Falle bleiben die Schnepfen entweder ganz liegen oder streichen doch nur kurze Zeit und meist stumm.

Herr von Winkell äußert in seinem Handbuche für Jäger die Vermuthung, es möge dies wegen großer Erschöpfung und Müdigkeit geschehen, und diese Meinung hat allerdings einige Wahrscheinlichkeit für sich. Allein ich glaube, es könne doch wohl auch Furcht vor der vorausgegangenen mehrmaligen Verfolgung dabei im Spiele sein, um so mehr, als Vögeln, die zu den besten Luftseglern gehören und von einem Erdstriche zum andern reisen, kaum zuzutrauen ist, daß sie durch das mehrmalige Hin- und Herstreichen während des Treibens so leicht ermüden sollten. Wie dem nun auch immer sein mag, so habe ich doch, wenn auch nicht, wie einst Herr von Winkell, an dem Abend eines solchen Jagdtages die Schnepfen auf dem Boden quarren und püitzen gehört, ohne daß sie dabei aufstanden, aber desto öfter wahrgenommen, daß sie dann immer nur stumm und niedrig über den Gebüschen hinstrichen und bald wieder einfielen. Man wähle daher lieber eine sonst minder gute Lage für den Anstand, als eine solche, wo auf eine oder die andere Art an demselben Tage schon eine starke Beunruhigung stattgefunden hat. Ein weiterer Grund, da, wo an demselben Tage schon mit Treibern gejagt worden ist, Abends nicht anzustehen, liegt aber auch darin, daß bei einer Treibjagd, mag sie auch noch so schlecht ausgefallen sein, die Zahl der vorhandenen Schnepfen doch wenigstens etwas vermindert wird.

1) Wenn mehrere Schnepfen aufeinander stechend, folglich dicht beisammen, spitz gestrichen kommen, so schieße man ihnen, und zwar schon in einer Entfernung von 30 bis 35 Schritten entgegen, weil es auf diese Weise sowohl wegen der Richtung, in welcher sie fliegen, als auch vermöge der größeren Ausbreitung der Schrote bisweilen gelingt, beide zu treffen; wobei sich jedoch von selbst versteht, daß man nicht etwa bloß dem blinden Glück vertrauen, sondern die vorderste eben so genau auf's Korn nehmen müsse, als ob sie allein sei.

Ebenso schieße man, wenn auch, weil sie weiter von einander fliegen,

auf keinen Doppeltreffer zu rechnen ist, immer die vorderste zuerst, so lange man noch gutes Abkommen hat; später aber, wenn es schon dunkel zu werden anfängt, gehe man von dieser Regel ab, und schieße, absichtlich zögernd, und nicht eher, bis sie nahe genug sind, die hinterste zuerst, weil diese immer das Männliche ist, welches gewöhnlich in der Meinung, seine Gefährtin sei bloß der Nahrung wegen, oder aus Begattungslust eingefallen, während des Stürzens oft bis auf den Boden hitzig nachfährt und, bis man dasselbe oberhalb der Gebüsche wieder zu sehen bekommt, meist schon mit dem Schusse nicht mehr erreicht werden kann. Die vordere hingegen sieht entweder den Schuß gar nicht und streicht in diesem Falle ruhig fort, oder macht in dem Moment, in welchem sie das Feuer erblickt, höchstens eine kleine Schwenkung, welche aber den geübten Schützen weder hitzig machen, noch im Treffen hindern wird, denn ihm bleibt dann noch immer Zeit genug, von hinten zu schießen.

7) An Bäume oder hohe Gebüsche stelle man sich nie so nahe, daß man dadurch, wenn etwa Schnepfen stumm und flüchtig kommen, im Schießen gehindert werden könnte, aber auch niemals so ganz frei, daß man schon in der Ferne gesehen werden kann, zumal, wenn man einen Hund von auffallender Farbe bei sich hat. Eben so wenig soll man sich dabei einer allzu hellfarbigen Kopfbedeckung oder Kleidung bedienen.

Starker Wind macht jedoch, als Ausnahme von dieser Regel, das Anstellen auf ganz freien Waldblößen nothwendig, weil man an jedem anderen Orte die meist niedrig, schnell und oft fast ganz ohne Laut kommenden Schnepfen nicht zeitig genug gewahr wird, und weil dann nur das Auge, nicht aber, wie sonst, auch das Gehör, die gewünschten Dienste leistet.

Sollte es, wie ich nicht bezweifle, manchem meiner Leser befremdend vorkommen, daß ich auch bei dem Anstande auf Schnepfen die Vorsicht, sich einigermaßen verdeckt anzustellen, empfehle, so diene hierauf zur Nachricht, daß ich mich mehr als einmal von der sehr bedeutenden Scharfsichtigkeit dieser Vögel überzeugt habe, und daß ich einmal sogar in dem Augenblicke, als ein unfern von mir stehender Schütze in jugendlichem Eifer mit etwas allzulauter Stimme Tire-haut rief, eine noch ziemlich weit von mir entfernte Schnepfe, welche im vollen Quarren schnurgerade auf mich zugestrichen kam, auf der Stelle umkehren und, ohne

noch einen einzigen Laut von sich hören zu lassen, wieder dahin zurückstreichen sah, von wo sie hergekommen war.

Beweist dies schnelle und ganz unerwartete Umkehren nicht deutlich genug, daß die Schnepfe denselben Ruf schon mehrmals gehört haben, ja, daß sie sogar die gewöhnlich damit verbundenen Folgen kennen mußte?

Und ist denn dieses Kennenlernen der Gefahr etwa so unwahrscheinlich oder unerklärbar?

Können wir etwa berechnen, wie viele Schüsse manche Schnepfe in ihrem Leben vielleicht schon ausgehalten hat?

Hat nicht die Zahl der Jagdliebhaber seit den letzten zwanzig Jahren sich auffallend vermehrt?

Und zieht man nicht fast in allen niedrigen und ebenen Gegenden Deutschlands zur Zeit ihrer Durchreise in Masse gegen diese Fremdlinge aus?

Es würde daher gewiß nicht befremdend sein können, wenn es bei so unausgesetzter Verfolgung schon so weit gekommen wäre, daß alle alten Schnepfen beim Erblicken eines Jägers, oder wenn sie dessen lauten Ruf hören, ihm ausweichen. Ich bin jedoch weit entfernt, dies behaupten zu wollen, sondern berufe mich nur darauf, daß nach meinen Beobachtungen es allerdings manche giebt (ich will nicht sagen viele, um nicht etwa einer Uebertreibung beschuldigt zu werden), die durch öfteres Schießen schon wirklich scheu und vorsichtig geworden sind.

Man stelle sich daher, wie gesagt, nicht ganz frei, so lange die Dämmerung noch nicht eingebrochen ist. Am allerwenigsten dürfen weiße oder weißgefleckte Hunde frei neben dem Schützen sitzen oder liegen, da beinahe jeder größere Vogel, also gewiß auch die Schnepfe, selbst in großer Entfernung sie schon bemerkt und ihnen auszuweichen sucht.

Der Schuß nach Schnepfen vereinigt überhaupt, besonders aber während des Anstandes, zwei Extreme in sich: er kann nämlich für den leichtesten gelten und auch für den schwersten.

Eine Schnepfe, die bei günstiger Witterung ruhig und laut quarrend über dem Walde hinzieht, ist, bei der Regelmäßigkeit und Langsamkeit ihres Fluges ein so überaus leichter Schuß, daß es selbst ganz ungeübten Schützen oftmals gelingt, sie zu treffen; dagegen gehört die Erlegung einer Schnepfe, welche stumm, unerwartet und niedrig (z. B. bei windigem Wetter) über den Gebüschen wegfährt, ohne daß sie zuvor von dem Schützen gehört oder bemerkt worden war, unter die schwierigsten

Aufgaben, die unter hundert Schützen vielleicht kaum zwanzig gehörig zu lösen wissen; denn die meisten schießen bei so zweifelhaftem Erfolge gar nicht, weil ihnen die dazu nöthige Entschlossenheit und Gewandtheit mangelt, oder, wenn sie es versuchen, so ist wenigstens das Gelingen eine Seltenheit.

8) Das Gesicht kehre man immer derjenigen Seite zu, von welcher die Schnepfen gewöhnlich herkommen. Sobald aber die Dämmerung überhand nimmt, dann wende man die Augen nur nach der Ostseite, als der dunkelsten, und drehe sich, weil es dann mißlich ist, dem Vogel, dessen Entfernung man nicht immer ganz richtig beurtheilt (indem er oft näher zu sein scheint, als er wirklich ist), entgegen zu schießen, noch ehe derselbe vorüber ist, schnell um. Es ist nämlich wegen großer Unsicherheit des zweiten Schusses besser, sich gar nicht auf denselben zu verlassen, sondern blos auf den ersten zu rechnen, und daher ganz so zu verfahren, als habe man nur ein einfaches Gewehr in der Hand. Man lasse also, wenn es irgend möglich ist, zur Erleichterung des richtigen Abkommens den Vogel immer bis in die westliche Gegend des Himmels streichen, weil diese bei weitem heller ist, als jede andere.

Ueberhaupt bleibt der seitwärts oder von hinten angebrachte Schuß immer der sicherste. Wer also ein einfaches Gewehr führt oder mit dem Gebrauche des Zwillings noch nicht vertraut genug ist, der thut immer wohl, die Schnepfe vorbeistreichen zu lassen, und erst dann zu schießen, wenn sie sich ihm von hinten zeigt. Dagegen ist für den im Gebrauche des Doppelgewehres gut eingeübten Schützen diese Vorsicht insofern überflüssig, als ihm im Falle des Fehlens, Versagens oder Nachbrennens immer noch der zweite Lauf übrig bleibt.

6) Den Hund lasse man, wenn nicht etwa dessen Farbe zu sehr in die Augen fällt, unangebunden vor sich sitzen, weil es bei flügellahm geschossenen Schnepfen höchst nöthig ist, daß er augenblicklich dahin eile, wo sie herabgefallen sind, und auch deshalb, weil er vermöge seiner schärferen Sinneswerkzeuge die aus der Ferne herbeikommenden nicht selten früher sieht und hört, als der Jäger selbst.

Es ist erstaunenswürdig, wie weit es durch längere Erfahrung manche Hunde hierin bringen!

Während das menschliche Ohr für das leise Puitzen des Vogels wegen dessen zu großer Entfernung noch gänzlich verschlossen ist, verräth schon der Hund durch den Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit in der Haltung seines Kopfes und schnelles Umdrehen nach der Seite, von welcher her der leise Laut ertönt, daß er denselben vernommen hat, und eilt, immer mit gierigem Blicke dem Fluge der Schnepfe folgend, sobald der Schuß getroffen hat, schnell dem fallenden Vogel entgegen oder nach; in ersterem Falle ihn bisweilen schon auffangend, ehe er noch den Boden erreicht hat.

Bei dieser Jagd findet die strenge Regel: daß der Hund ohne ausdrücklichen Befehl seines Herrn nie apportiren dürfe, am allerwenigsten Anwendung; denn bei einer nur an der Spitze des Flügels verletzten Schnepfe ist kein Augenblick zu verlieren. — Sie läuft nämlich nicht nur überhaupt ziemlich schnell, zumal bei Annäherung des Hundes, fort, wenn sie auch dabei von Zeit zu Zeit in die Höhe zu flattern und dadurch ihre Gegenwart zu verrathen pflegt, sondern hilft sich auch oft noch niedrig am Boden eine Strecke weit fort, während man wegen der Dunkelheit sie schon früher für gefallen hält. —

Hier muß der Hund rasch nachfolgen, damit der Vogel nicht Zeit gewinne, sich zu verkriechen. Auch rufe man ihn nicht ab — wie es ungeduldige, aufbrausende Jäger so häufig thun — wenn er etwa nach einer andern Seite hin sucht, als diejenige ist, wo man die Schnepfe vermuthet, sondern lasse ihm ganz freien Willen; fast immer hat er Recht, wenn es gleichwohl scheint, als ob er sich irre. Ich habe in dergleichen Fällen bisweilen Hunde, deren Folgsamkeit wirklich musterhaft war, sich eines scheinbaren Ungehorsams schuldig machen sehen, indem sie, ohne wie sonst bei dem ersten Rufe ihres Herrn augenblicklich umzukehren, ihrer besseren Ueberzeugung folgend, das Gegentheil von Dem thaten, was ihnen befohlen worden war, weil sie ihrer Sache gewiß waren.

Ein solcher Fall begegnete einst Herrn von Winkell, nach dessen eigener Erzählung in seinem „Handbuche". Derselbe hatte Abends nach einer Schnepfe geschossen, die, ohne Federn zu verlieren oder ein anderer Zeichen der Verwundung von sich zu geben, fortstrich. Dennoch folgte ihr sein Hühnerhund hitzig nach, ohne sich durch Rufen zurückhalten zu lassen. Höchst aufgebracht hierüber, hatte Hr. v. W. ihm schon eine scharfe Züchtigung zugedacht, als das treue Thier, dessen Scharfblick selbst die Dunkelheit des Abends durchdrungen und die Schnepfe für angeschossen

erkannt hatte, ihn auf einmal durch Ueberbringung derselben auf das angenehmste überraschte und seinen Zorn in Dankbarkeit verwandelte.

Zu einer Anweisung, wie der Anfänger in der Schießkunst nach den Schnepfen zielen soll, kann ich mich nicht entschließen. Dergleichen Regeln werden jedem angehenden Schützen ohnehin von Denen, welche ihn auf seinem ersten Ausfluge begleiten, im Ueberfluß gegeben, finden aber durchaus nur dann Anwendung, wenn die Schnepfe langsam gestrichen kommt; stiebt sie hingegen schnell und unvermuthet vorüber, so hört — könnte man sagen — alles Zielen ohnehin auf, indem nicht mehr die Rede davon sein kann, ob man darüber oder darunter, vorn oder hintenhin halten will, sondern ob man überhaupt Gewandtheit genug besitzt, um in diesem eben so kurzen, als entscheidenden Augenblicke zu schießen. Wer aber in solchen Fällen nicht eher abdrücken will, bis er förmlich gezielt hat und seines Abkommens gewiß ist, dem kosten, zumal bei kaltem und windigem Wetter, die Schnepfen nur sehr wenig Pulver und Blei.

Die gewöhnlichen Vorschriften, daß man seitwärts vorhalten, spitz von hinten unter den Vogel zielen müsse ꝛc., passen auch nur auf gewöhnliche Fälle; das Schwerere lernt man nur durch Uebung. Man verzeihe mir daher, daß ich in dieser Ueberzeugung mich auf das blose Erwähnen derselben beschränke.

Ungleich nützlicher für den Anfänger wird, meine ich, die genaue Angabe der verschiedenen Bewegungen sein, welche die Schnepfe macht, je nachdem sie mehr oder minder tödtlich getroffen wurde.

Wenn sie im Schusse alsbald beide Flügel an den Leib nimmt oder sich in der Luft überschlägt, so bedarf es hinsichtlich des Aufnehmens keiner Eile, denn sie ist in diesem Falle entweder todt, oder doch dem Tode nah. Stürzt sie schief und flatternd, zuweilen wohl auch mit einem zwitschernden Schmerzenslaut, wie man ihn von gefangenen kleinen Vögeln hört, aus der Luft, so deutet dies auf die Zerschmetterung eines Flügels oder auch wohl beider. Hier muß jedoch, wie ich schon oben anführte, der Hund, wenn er noch zu albern oder vielleicht zu unerfahren sein sollte, um aus eigenem Antrieb seine Schuldigkeit zu thun, sogleich zum Aufsuchen der Schnepfe ermuntert und dahin geführt werden, wo man sie herabfallen sah, damit sie durch ihr schnelles Laufen keinen zu großen Vorsprung gewinne.

Läßt sie nach dem Schusse beide Schenkel herunterhängen, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß sie, in's Rückgrat getroffen, nur noch eine

kurze Strecke fortstreichen und dann fallen werde, ohne wieder aufzustehen. Selbst dann, wenn der Hauptschuß zu kurz ging und nur die beiden Ständer verletzt sind, streicht sie nicht weiter fort und läßt sich gewöhnlich da, wo sie niederfiel, vom Hunde ergreifen.

Ganz anders verhält es sich, wenn sie blos an einem Ständer lahm oder waidwund, d. h. mit einem leichten Schusse in den Unterleib getroffen ist. In diesem Falle verräth sich ihr Zustand durch schnelles Herabsinken aus der Höhe und durch eine zitternde Bewegung, durch eine gewisse, schwer zu beschreibende, dem geübten Jäger aber bald bemerkbare Steifheit in der Haltung der Flügel. So streicht die Schnepfe noch etwa hundert, höchstens zweihundert Schritte fort und fällt dann leise, wie eine ganz gesunde ein, doch macht sie zuvor fast immer einen kleinen Bogen. Die meisten Jäger eilen nun aus Ungeduld sogleich auf den kranken Vogel zu, allein dafür stimme ich nicht; denn selbst wenn — gegen alle Wahrscheinlichkeit — der Himmel noch hell genug wäre, um mit Sicherheit einen zweiten Schuß nach der, wird sie alsbald rege gemacht, meist niedrig zwischen den Gebüschen oder wohl gar nur wenige Fuß hoch über dem Boden fortstreichenden Schnepfe anbringen zu können, so setzt man sich durch das sofortige Hingehen doch auf alle Fälle der Unannehmlichkeit aus, daß vielleicht inzwischen eine andere über dem verlassenen Stande wegzieht.

Noch gefährlicher ist ein solches Aufsuchen nach dem Striche, weil man wegen Dunkelheit der Nacht weder schießen, noch auch — was das Allerschlimmste ist — die Gegend, wohin sich die wieder aufstehende Schnepfe wendet, genau in's Auge fassen kann.

Ich halte daher für das Beste, erst am folgenden Tage sie aufzusuchen, da unstreitig ein sehr ungünstiger Zufall dazu gehört, wenn gerade während der Nacht ein Raubthier, z. B. ein Fuchs oder Marder, dazukommen und sie finden, oder irgend ein anderer Zufall sie zum Aufstehen veranlassen sollte. Bleibt sie aber da, wo man sie hatte einfallen sehen, ungestört liegen, wie es fast ohne Ausnahme zu geschehen pflegt, so ist auch der Erfolg dann um so gewisser; denn ist sie todt oder sehr krank, — was doch nach den oben angegebenen Kennzeichen der Verwundung kaum sich voraussetzen läßt, — so findet sie entweder der Schütze oder der Hund; steht sie aber wieder auf, wie es fast immer zu geschehen pflegt, so kann sie leicht durch einen neuen Schuß erlegt, und sollte dieser mißlingen, wiederholt aufgesucht werden, während sie, bei einbrechender Nacht beunruhigt, meist so weit fortgeht, daß sie schwer wieder

anzutreffen ist, ja, unter zwanzig Fällen dieser Art es kaum einmal gelingt, ihrer habhaft zu werden.

Eine Schnepfe, die, sogleich nach dem Schusse ihren Flug unterbrechend, aufwärts steigt, mehrmals im Kreise herumtaumelt und sich dann erst herunterläßt, ist gewöhnlich am Auge oder am Schnabel gestreift oder sonst in den Kopf getroffen, bisweilen auch waidwund; man thut daher auf alle Fälle wohl, sich ihr mit Vorsicht zu nähern.

Bei starken Verletzungen des Schnabels stürzt sie, durch Schmerz und Erschütterung betäubt, bisweilen augenblicklich zu Boden, steht aber, sobald sich ihr Menschen oder Hunde nähern, wieder auf und streicht dann meist sehr weit fort. Ein solcher Fall begegnete mir einst, als ich spät im Herbste mit starkem Schrot und in großer Entfernung nach einer Schnepfe geschossen hatte. Aus ihrem auffallend schnellen Aufwärtssteigen schloß ich zwar mit Grund, daß sie getroffen oder doch wenigstens gestreift sein müsse, allein die Art der Verwundung war in der That schwer zu errathen. Beim zweiten Antreffen gelang es ihr, im Schutze einiger Baumstämme so hinaus zu streichen, daß ich gar nicht schießen konnte.

Nun glaubte ich nichts gewisser, als daß sie sich wieder nach den Gehölzen, von wo sie hergekommen war, und die eben so einladend, als nahe vor ihr lagen, wenden werde, aber sie zog ganz sinn- und planlos über große freie Felder hoch in der Luft so weit fort, daß sie mir zuletzt nur noch als ein kleiner Punkt am Horizont erschien und endlich ganz aus den Augen entschwand.

Dieser außerordentlich weite und besonders zur Herbstzeit ohne vorausgegangene längere Verfolgung höchst auffallende Flug ließ mich allerdings auf eine Kopfwunde schließen; allein mein Begleiter, ebenfalls ein erfahrener Jäger, war dieser Meinung nicht, sondern behauptete, sie müsse in den Leib geschossen sein.

So standen wir nun eine gute Weile und stimmten blos darin überein, daß sie wahrscheinlich in einem, zwischen dem nächsten Dorfe und dem Mainstrom liegenden kleinen Dorngebüsche, dem einzigen weit und breit umher, eingefallen sein werde.

Schon ziemlich ermüdet und bei sehr geringer Hoffnung günstigen Erfolges, ging ich schwer daran, einen so großen Umweg zu machen und auf alles weitere Suchen nach anderen Schnepfen zu verzichten. Aber theils die Neugierde, zu erfahren, wer von uns Beiden wohl Recht haben möge, theils die Bereitwilligkeit, mit welcher ein solider Jäger

stets sein Vergnügen aufopfern muß, sobald es darauf ankommt, angeschossenes Wild aufzusuchen, sowie das Zureden meines Begleiters bestimmten endlich meinen Entschluß. Und wirklich war die Mühe nicht verloren! Die Schnepfe lag in demselben Gebüsche, wo wir sie vermuthet hatten, stand aber bald vor dem Hunde auf und kam abermals in einer Art von Betäubung, obgleich ich ganz frei stand, gerade auf mich zu.

Schon während dieselbe noch strich, bemerkte ich die sonderbare Haltung ihres Kopfes und erkannte sofort daraus, daß sie an diesem Theile des Körpers verwundet sei, wie ich ganz richtig vermuthet hatte. Um mich jedoch noch näher davon zu überzeugen, ließ ich dieselbe bei mir vorbeistreichen, damit ich dann ganz spitz von hinten schießen könne, und gab ihr erst dann, als in einer Entfernung von etwa dreißig Schritten Kopf und Hals durch das Hintertheil des Körpers völlig gedeckt waren, mit ganz feinen Schroten, die ich, um jeder Verwechselung des ersten Anschusses mit einem späteren möglichst vorzubeugen, in den einen Lauf meiner Flinte geladen hatte, den Gnadenstoß oder vielmehr Gnadenschuß. Und siehe da! meine Vermuthung bestätigte sich vollkommen! Ein einziges grobes Schrotkorn hatte sie nämlich dicht hinter dem Schnabel am Halse nur ganz leicht gestreift.

Nach dieser Abschweifung kommen wir wieder zu unserem Thema zurück.

Nach meinen Beobachtungen hat die Ergiebigkeit des Schnepfen-Anstandes seit einem Zeitraume von ungefähr 18 bis 20 Jahren auffallend abgenommen, namentlich bemerkte ich dies in der Gegend von Franken, wo ich früher lebte, wenigstens seit dem letzten Jahrzehnd.

Es wird, um die Richtigkeit dieser Angabe darzuthun, schon hinreichend sein, wenn ich versichere, daß ich, trotz der im Eingange dieses Capitels unverholen eingestandenen entschiedenen Vorliebe für die Schnepfenjagd, dennoch in den letzten Jahren mehrmals, im voraus überzeugt, daß mir doch keine zum Schusse kommen werde, in der allerbesten Anstands-Zeit nach Hause gegangen bin. Für einen leidenschaftlichen Schnepfenjäger will das gewiß viel sagen, und solche scheinbare Gleichgültigkeit wird nur dann erklärbar werden, wenn ich hinzufüge, daß im Jahre 1822 von 51 zu Röblein in Franken erlegten Schnepfen keine einzige auf dem Strich geschossen worden ist, obgleich derselbe von mir selbst 17 mal, ohne alle Gelegenheit zum Schießen, und von einem Anderen, (der sich nur einige wenige Fehlschüsse hatte zu Schulden kommen lassen), 21 mal vergebens besucht worden war; ferner, daß im Jahr 1821

in derselben Gegend von einer sehr bedeutenden Anzahl von Schnepfen, deren ich weiter unten nochmals erwähnen werde, nicht einmal der zwölfte Theil auf dem Früh- und Abend-Anstande erlegt wurde.

Wäre die Witterung in dem genannten Jahre während der Strichzeit rauh und unfreundlich gewesen, so würde sich jene Erscheinung wohl leicht erklären lassen; an kalten, windigen Abenden steht bekanntlich die Schnepfe blos auf, um nach einer ganz kurzen Tour wieder einzufallen. Allein selbst bei dem schönsten Wetter sah ich nur wenige streichen, und auch diese waren entweder ganz stumm oder ließen doch nur, anstatt laut zu quarren, den bekannten puitzenden Laut hören.

Früher war ich immer der Meinung, diese auffallende Abnahme der Neigung in der Morgen- und Abenddämmerung über dem Walde hinzuziehen, habe ihren Grund darin, daß der Begattungstrieb dieser Vögel, welchen ich als die wesentlichste Veranlassung zu ihrem wiederholten Hin- und Herstreichen betrachtete, bei frühzeitigem Aufhören der Winterkälte vielleicht schon vor der Zeit ihrer Ankunft bei uns in entfernteren Gegenden größtentheils befriedigt worden sein möge. Gegen diese Vermuthung spricht aber:

1) Daß alle Vogelweibchen, sobald sie befruchtet sind, ihr Nest bereiten, folglich auch die Schnepfen dies in unsern Gegenden bei weitem häufiger gethan haben müßten, als nach meinen Beobachtungen wirklich geschehen ist;

2) daß ich, besonders in der beispiellos ergiebigen Strichzeit von 1821, beim Suchen oft zwei und drei, einige mal vier und ein mal sogar fünf Schnepfen beisammen antraf, welches, da in solchen Fällen die Mehrzahl aus Männchen besteht, als Beweis gelten dürfte, daß sie durch frühere Begattung den Geschlechtstrieb noch nicht abgestumpft hatten. Und dennoch strichen sie, selbst an den schönsten Abenden, während alle Drosselkehlen in Bewegung waren, und selbst die finsteren Eulen früher als gewöhnlich ihre eintönigen Solo's anstimmten, nur wenig auf und ab.

Hierin hauptsächlich finde ich den großen Unterschied zwischen sonst und jetzt. Denn, obschon es keinem Zweifel unterliegen kann, daß unser Vaterland ehemals an allem Wilde (Hasen und Feldhühner ausgenommen) bei weitem reicher gewesen sei, als heutzutage, so bin ich doch nicht geneigt zu glauben, daß die Menge der Schnepfen in früheren Zeiten wirklich so ungeheuer gewesen sei, als Manche sich einbilden, sondern viel-

mehr, daß die vorhandenen viel eifriger hin und her gestrichen, folglich auch wiederholt von den Schützen gesehen worden sein mögen.

Wäre dies nicht der Fall, wie könnte man sich denn eine so höchst auffallende Veränderung, wie die seit den letzten zwanzig Jahren entstandene, befriedigend erklären?

Ich will von den vielen mir bekannten Beispielen des so außerordentlich fühlbaren Unterschiedes zwischen sonst und jetzt nur zwei als Beläge für meine Vermuthung anführen. Herr v. Winkell, dessen Handbuch ich bei Bearbeitung dieses Werkes stets vor mir liegen habe, — nicht eben, um, wie es wohl schon oft geschehen sein mag, dasselbe auszuschreiben, sondern um unsere gegenseitigen Erfahrungen fortwährend miteinander zu vergleichen — erzählt in einer Note (S. 181 des zweiten Theils):

„auf einem seiner Familie zugehörigen Gute an der Dessauischen Grenze sei vor etwa vierzig Jahren der Strich noch so vortrefflich gewesen, daß er bisweilen zwölf bis sechszehn mal an einem Abend geschossen habe. Nachher seien der Schnepfen immer weniger geworden, und zehn bis zwölf Jahre später habe er kaum einen oder zwei Schüsse an einem Abend oder Morgen angebracht.“

Zu dieser Note bemerkt Herr Ober-Forstmeister v. Schwertzel, daß noch vor einigen Jahren diese Gelegenheit zum öfteren Schießen auch in Westfalen, ebenso in Liefland stattfand.

Einen ähnlichen, aber noch weit merkwürdigeren Fall erzählte mir (unter genauer Angabe des Ortes und der Zeit, wo sich derselbe ereignet hat) im Beisein mehrerer Jagdliebhaber der Freiherr von B., (dessen Wahrheitsliebe zu bezweifeln ich noch nie den mindesten Anlaß fand), indem er uns versicherte, einst in seinen jüngeren Jahren, also höchstens vor vier oder fünf Decennien, einunddreißig mal in einem Abend nach Schnepfen geschossen zu haben. „Sie würden,“ setzte er lächelnd hinzu, „obschon ich gewiß nicht fürchten darf, für einen unzuverläßigen Gewährsmann bei Ihnen zu gelten, dennoch vielleicht die Wahrheit dieser Angabe bezweifeln, wenn ich nicht mit Beschämung das Geständniß hinzufügen müßte, daß ich dennoch mit dieser Legion von Schüssen — keine einzige Schnepfe getroffen habe.“

Gesetzt nun auch, Hr. v. B. habe, als ein damals noch ganz junger Mann, in übergroßem Jagdeifer die regelmäßige Schußweite nicht gehörig einhaltend, den dritten Theil seiner Schüsse zu weit gethan und nach mancher Schnepfe doppelt geschossen, so ist doch im Vergleiche mit der Gegenwart auch Das schon äußerst merkwürdig, daß so viele

Schnepfen so schnell nacheinander in seine Nähe kamen, da man jetzt während einer ganzen Strichzeit auf dem Anstande kaum so viele zu sehen bekommt.

Die genaue Uebereinstimmung der Wahrnehmungen des Hrn. v. Winkell, dessen ununterbrochene Aufmerksamkeit auf Alles, was im Bereiche der Jagdwissenschaften liegt, hinlänglich bekannt ist, mit den meinigen, bestärkt mich noch mehr in der Vermuthung, daß ehemals manche Schnepfe in Folge ihres mehrmaligen Hin- und Herstreichens zwei oder drei mal von einem und demselben Schützen gesehen worden sein möge, zugleich aber auch in der, daß sie in älteren Zeiten der Tageszeit nach früher angefangen haben zu streichen und später aufgehört; denn wie wäre es sonst möglich, daß man in dem kurzen Zeitraume von zehn oder höchstens funfzehn Minuten, welcher unsern heutigen Abendstrich ausmacht, so oft hätte laden können? Selbst wenn sie unaufhörlich hin und her streichen würden, und man die kaum erst geladene Flinte immer sogleich wieder nach einem neuen Ankömmlinge abfeuern dürfte, würde dies kaum thunlich sein. Und doch sind die Abende seit dreißig, wie seit dreitausend Jahren, ja so lange die Welt steht, noch um keine Secunde kürzer geworden!! —

Wenn es also wirklich so ist, so könnte wohl nichts Anderes Schuld daran sein, als die stärkere Verfolgung, welcher sich diese Vögel jetzt überall ausgesetzt sehen.

In der Preußischen Neumark bedient man sich zur Verbesserung des Schnepfenstriches eines so sonderbaren, und in andern Gegenden so ganz unbekannten Mittels, daß ich, wenn auch ohne auf nähere Erörterungen über dessen Wirksamkeit einzugehen, mich veranlaßt finde, dasselbe meinen Lesern hier mitzutheilen.

Man behauptet nämlich dort allgemein, daß die Schnepfe auf ihrem abendlichen Zuge irgend einen Rauch in der Luft gewahrend, sehr geneigt sei, sich diesem alsbald zu nähern; eine Erscheinung, auf die man dadurch aufmerksam gemacht worden sei, daß man diese Vögel öfter, als anderwärts, an dem rauchenden Schornsteine eines einzeln im Walde liegenden Jägerhauses nicht nur gesehen, sondern auch geschossen habe.

Auf diese Wahrnehmung nun hat man folgendes Verfahren begründet.

Sobald die anwesenden Schützen auf einer Abtheilungslinie (anderwärts bald Richtweg, bald Schneise, in Preußen aber gewöhnlich Jagen genannt) gehörig angestellt sind, wird in der Nähe der letzteren ein großes Feuer mit grünem Holz, altem Grase, Laub und dergleichen, so

angezündet, daß der Wind den Rauch nach der Schützenlinie hintreibt um die vorüberstreichenden Schnepfen herbei zu locken und zum Schusse zu bringen.

Gegen dieses Verfahren läßt sich weder von Seiten der Praxis, noch der Theorie etwas einwenden, denn praktisch muß es sein, sonst würde man sich desselben in der Neumark nicht so häufig bedienen, und auch die Analogie spricht dafür, denn da der Fasan erfahrungsmäßig sehr empfänglich für den Rauch ist, ohne daß sich mit voller Gewißheit behaupten läßt, dieser Reiz liege vielleicht für ihn in den Wohlgerüchen, die man in den Fasanerien damit zu verbinden pflegt, so kann auch eben so gut die Waldschnepfe diese Neigung mit ihm gemein haben.

Nur möchte ich, wenn man überhaupt ohne alle eigene Erfahrung und ohne Versuche angestellt zu haben, in einer solchen Sache mitsprechen dürfte, mir die Bemerkung erlauben, daß ich es für wahrscheinlicher halte: die Schnepfe werde sich an kalten Abenden dem Rauche eher nähern als an warmen, denn es mag ihr wohl allerdings angenehm und wohlthuend sein, aus einer kalten und rauhen Luft in eine ungleich lauere Atmosphäre zu kommen, wodurch fast bei allen Geschöpfen (die am Nordpol etwa ausgenommen) eine gewisse Behaglichkeit hervorgerufen wird.

Auf diese Weise glaube ich mir jene Erscheinung, von der ich freilich noch niemals selbst Zeuge gewesen bin, am besten erklären zu können.

Ich kann jedoch nicht umhin, hier nun auch noch eine, wie mir dünkt, nicht ganz leicht zu beantwortende Frage aufzuwerfen, die Frage nämlich:

Warum die Vorliebe der Waldschnepfen für den Rauch nicht auch anderwärts, und zwar schon längst bemerkt worden sein mag? Da doch vielleicht Tausende von einzelnen Forst- und Jagdhäusern in Deutschland, Frankreich &c. mitten im Walde, und zwar in den allerbesten Schnepfenlagen vorkommen, deren Schornsteine zur Stunde des Abendessens ebenso fleißig dampfen werden, als die in der Neumark.

Bei weitem ergiebiger und belohnender, als der Anstand, ist die Suche, namentlich wenn sie mit einem guten, folgsamen Vorstehhunde betrieben wird. Hier hängt der günstige Erfolg der Jagd nicht wie dort von den Launen des Glückes ab, sondern von dem Fleiße und der Geschicklichkeit des Jägers; dort muß die Schnepfe gleichsam ihn suchen, hier sucht er dieselbe.

Da der Lehre von der Abrichtung des Vorstehhundes ein besonderes Capitel in diesem Werke gewidmet ist, so kann der nämliche Gegenstand hier nicht wiederum ausführlich abgehandelt werden. Es mag daher an

diesem Orte blos die allgemeine Bemerkung genügen, daß man bei dem Buschiren selbst vor einem schlechten Hunde, wenn er nur fleißig ist und immer in der Nähe des Schützen bleibt, mehr Schnepfen schießen kann, als vor dem besten, der zu weit hinaus sucht.

Die Klage, daß ein rascher und feuriger Hund selten zur Schnepfenjagd brauchbar sei, hört man sehr oft, und sie ist allerdings gegründet. Indessen, eben so gewiß ist es auch, daß ein vorzüglich guter Schnepfenhund selten viel im freien Felde leistet; es ist jedoch fast immer nur des Lehrers eigene Schuld, wenn er seinen Zögling nicht dahin bringt, beide Eigenschaften auf eine erwünschte Weise in sich zu vereinigen.

Das leichteste und doch zugleich auch das sicherste Mittel hierzu ist, daß man den Hund von Jugend auf gewöhne, im Walde kurz zu suchen und jedem Ruf oder Pfiff alsbald Folge zu leisten. Ein ungehorsamer, wild und zügellos im Walde herumschwärmender Hund ist zur Schnepfenjagd durchaus unbrauchbar, wenn er auch noch so fest vorsteht, und kommt einem andern, der vielleicht bei weitem nicht so gut aushält, sich aber kurz halten läßt, in der Brauchbarkeit nicht gleich. Das von Manchen vorgeschlagene Mittel, solchen Flüchtlingen kleine Schellen anzuhängen, damit man wisse, wo sie vorstehen, verräth in der That sehr wenig Vertrauen auf ihre Folgsamkeit. Ueberdies dürfte dadurch auch manche Schnepfe vor der Zeit zum Auffstehen veranlaßt werden. Wir wollen daher lieber auch fernerhin unsere Hunde so dressiren, daß sie außer ihrer Hauptbestimmung, der Hasen- und Hühnerjagd, nebenbei auch für Schnepfen brauchbar sind und übrigens alle Schellen-Glocken den Schweizer Kühen überlassen.

Ein großer Vorzug des Suchens ist ohne Zweifel der, daß man dabei ganz unabhängig und Meister seines Willens ist, daß man jede geschäftsfreie Stunde dazu benutzen, viel und wenig suchen, dazwischen ausruhen, abbrechen und wieder anfangen kann, kurz an keines Andern Laune gebunden, sondern sich selbst genug ist und aller fremden Hülfe entbehren kann.

Die schicklichste Zeit dazu ist von 9 bis gegen 3 Uhr, doch habe ich auch schon in den früheren Morgenstunden und später gegen Abend gar manche Schnepfe angetroffen, welche noch recht gut aushielt.

Die ersten acht Tage, nachdem die Fremdlinge sich bei uns gezeigt, sind zur Suche nicht besonders günstig; theils, weil es überhaupt mißlich ist, zu suchen, so lange die Anzahl der vorhandenen Vögel noch gering ist, theils, weil die wenigen, die man in der ersten Zeit antrifft,

fast ohne Ausnahme kleine Blaufüße sind, welche minder gut aushalten. Doch kann auch ein anderes Verhältniß eintreten und die Suche schon in den ersten Tagen sehr ergiebig sein.

Die rechte Ernte für den, welcher gern sucht, beginnt daher erst mit der Ankunft der s. g. Eulenköpfe, welche in der Regel weit fester liegen, als jene, und auch zahlreicher sind.

Heitere, stille und sonnenreiche Tage eignen sich hauptsächlich zu dieser Jagd; nicht nur weil die Schnepfen an solchen Tagen besser aushalten und langsamer streichen, sondern hauptsächlich auch, weil man bei stiller ruhiger Luft dieselben viel deutlicher aufstehen und auch wohl wieder einfallen hört, als bei windigem Wetter; ein Umstand, der für den einzelnen Jäger wegen des leichteren Wiederfindens von großer Wichtigkeit ist.

Ist das Frühjahr rauh und trocken, so suche man die Schnepfen hauptsächlich in niedrigen, feuchten Gegenden. Im entgegengesetzten Falle, d, h. wenn durch anhaltenden Regen die tiefen Lagen zu viel Wasser haben, ziehen sie sich mehr auf die trockenen Anhöhen; denn beide Extreme, ein zu nasser, wie ein zu dürrer Boden, sind ihnen in gleichem Grade zuwider.

Tritt während der Strichzeit starker Frost ein, so sind sie am sichersten an nassen Stellen, an Waldbächen und Quellen, kurz überall, wo der Boden noch nicht ganz unzugänglich für sie geworden ist, d. h. wo sie gut wurmen können, anzutreffen.

Ein sehr ausgezeichneter Schnepfenjäger und zugleich aufmerksamer Naturbeobachter hat die Bemerkung gemacht, daß schon seit 15 und mehr Jahren, seitdem nämlich in seiner Umgebung viele große Oedungen, die früher unter Wasser standen oder gänzlich versumpft waren, in neuerer Zeit durch forstwirthschaftliche Anordnungen trocken gelegt und mit Kiefern aufgeforstet worden sind, die Schnepfen in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft ungleich lieber in den Laubholzbeständen liegen, weil hier der von Sonne und Regen erwärmte Boden früher aufthaut und zugleich die Regenwürmer mehr nach der Oberfläche desselben gelockt werden, als in den nassen Nadelholzbeständen. Vorzüglich gern liegen die Schnepfen während der Balzzeit in dichten Dornhecken, in Aspen- und Salweiden-Gebüschen, die sich am Saume der Wiesen und Saatfelder hinziehen. Herr Ober-Forstmeister v. Schwerzel traf auch auf solchen Stellen, wo viel Farrenkraut stand, vorzugsweise viele Schnepfen an. Doch ist das

Antreffen ungewöhnlich vieler Schnepfen oft mehr einem glücklichen Zufalle, als dem sorgfältigen Entwerfen des Jagdplans zuzuschreiben.

Ein eifriger Jäger in Oberhessen hat die Bemerkung gemacht, daß dort bei gewöhnlichem Wetter die Mehrzahl der Schnepfen nicht im Nadelholze, sondern in den Laubholzbeständen und namentlich in den jungen Stangenhölzern liege, ja, daß sogar eine ganze Oberförsterei, weil sie fast nur jungen Nadelholzbestand habe, in einer, im Vergleiche zu den anstoßenden, mehr mit Laubholz gemischten Revieren fast auffallenden Weise von ihnen gemieden werde.

Bemerkungen dieser Art, die sich auf besondere Localverhältnisse stützen, lassen sich aus der Ferne nicht mit Zuverläßigkeit beurtheilen; so viel aber steht fest, daß man wegen des besseren Schutzes bei sehr kaltem und windigem Wetter die Schnepfen vorzugsweise in jungen Nadelhölzern antrifft, ein Umstand, der mich namentlich unterstützt, wenn ich sage: daß nicht selten das Treiben vor dem Buschiren den Vorzug verdiene; denn mit letzterem richtet man erfahrungsmäßig in geschlossenen Nadelholzbeständen nicht viel mehr als gar nichts aus.

Bei dem Absuchen eines solchen Waldrandes gehe man nie ganz dicht hinan, sondern halte sich immer 12 bis 15 Schritte vom Gebüsche entfernt, um desto besser schießen oder doch auf alle Fälle der herausstiebenden Schnepfe mit den Augen folgen zu können, wenn sie etwa waldeinwärts streichen sollte. Da, wo das Gehölz sehr dicht steht, benutze man jede kleine Lücke, besonders alte, nicht zu stark verwachsene Wege, an denen die Schnepfen vorzüglich gern liegen. Immer schußfertig bleibe man von Zeit zu Zeit einmal stehen, und lasse den Hund auf allen Seiten um sich herum die dichtesten Gebüsche durchsuchen. Ueberall selbst hinein zu kriechen, was ich wohl schon von manchen allzu eifrigen Jägern thun sah, ist um deswillen nicht räthlich, weil man, wenn der Vogel aufsteht, ohne daß der Hund ihn zuvor angezeigt hatte, oft so tief in den Gebüschen steckt, daß man die Flinte nicht einmal an den Kopf bringen, wie viel weniger mit Erfolg schießen kann. Es ist daher immer Bedacht darauf zu nehmen, daß man wenigstens die Arme frei bewegen könne.

Manche Jäger legen großen Werth darauf, recht viele Schnepfen im Liegen vor ihren Hunden zu schießen. Wenn dies, wie freilich die Meisten vorgeben, blos geschieht, um einen noch jungen, feurigen Hund im Vorstehen zu befestigen, so läßt ein solcher Grund sich allerdings gut hören. Wenn es aber auch dann noch fortgesetzt wird, nachdem der Hund einer solchen Uebung schon längst nicht mehr bedarf, so bin ich

nicht für diese Methode eingenommen, und zwar hauptsächlich deswegen nicht, weil die Jagd dadurch sehr an Reiz verliert, indem es für einen geübten Schützen unmöglich ein Vergnügen sein kann, die Schnepfen auf der Erde zu schießen und die Besorgniß, daß dieselben ohne diese Sicherheits-Maßregel ungetroffen durchkommen möchten, bei einem solchen gar nicht eintreten darf, sobald er nahe genug dabei steht. Ueberdies ist aber auch noch eine andere Unannehmlichkeit damit verbunden, nämlich die, daß der Vogel, weil meistens ziemlich nahe geschossen werden muß, nicht selten zu stark getroffen wird, und man oft mehrmals um ihn herumgehen muß, um ihn deutlich genug sehen zu können, dieses Kreisen aber wegen des im Wege stehenden Gehölzes nicht nur beschwerlich, sondern auch mit Zeitverlust verbunden ist.

Weit kürzer kommt man zum Zwecke, wenn man, sobald der Hund vorsteht, seitwärts, oder noch besser, ihm gegenüber eine freie schickliche Stellung wählt und nun die Schnepfe durch Vorrücken von ihm herausjagen läßt. Während man sich eine solche Stelle aussucht, muß jedoch der Finger immer am Abzuge liegen, damit im Falle des Aufstehens sogleich geschossen werden könne.

Uebrigens ist das am Ende doch nur Sache des Geschmackes! Wer das Schußgeld zu berücksichtigen oder einen jungen, noch nicht fermen Hund zu führen hat, der mag sie immerhin auf dem Boden schießen. Verdenken wird es ihm gewiß Niemand.

Sehr rasche oder vielmehr hitzige Schützen krümmen den Finger meist schon, während die Schnepfe noch im Steigen ist. Ich glaube jedoch, dieses Verfahren nicht unbedingt empfehlen zu dürfen; nicht etwa weil ich es für eine Kunst halte, so schnell fertig zu werden, wozu in der That keine besondere Gewandtheit gehört, sondern weil mir alles unnöthige Zerschmettern des eßbaren Wildes verhaßt, bei so schnellen, folglich auch oft nahen Schüssen aber dieser Fall häufig vorkommt. Ich wähle daher bei einzelnen Schnepfen gewöhnlich den Augenblick, in welchem sie aufhören zu steigen, indessen mit Ausnahme jener Fälle, wo ich etwas weit schießen muß oder wo zwei Schnepfen zugleich aufstehen; denn, wollte man auch da so lange zögern, so würde begreiflicher Weise für den zweiten Schuß zu wenig Zeit übrig bleiben.

Für das Aufscheuchen der Schnepfen durch Werfen mit abgebrochenen dürren Reisern stimme ich darum nicht, weil die Hand dadurch zu sehr aus ihrer Lage kommt und wenn etwa der Schnepfen mehrere beisammen liegen sollten, zu viel Zeit dabei verloren geht und sich dann nicht so

leicht Doubletten machen lassen. Ueberdies liegen sie auch nur selten so fest, daß ein solches Mittel nöthig wäre.

Gesetzt aber auch, es trete ein solcher Fall ein, so würde ein leichtes, schwaches Reis nicht an Ort und Stelle kommen, folglich der Zweck (des Aufscheuchens) verfehlt werden; ein dickeres und schwereres aber bei dem Abbrechen so viele Anstrengung und Aufmerksamkeit erfordern, daß sich indessen der bedrohte Vogel gar füglich auf und davon machen könnte.

Liegt die Schnepfe fest, und man hat, gewöhnlich dem Hunde gegenüber, den günstigen Stand gefunden, so lasse man den Hund rasch einspringen. Dies ist das sicherste Mittel, den Vogel in die Höhe zu bringen. Die Furcht, den Hund dadurch zu verderben, kann bei einem tüchtigen Jäger nur im ersten Jahre der Führung in Betracht kommen. Ueberall, wo der Holzbestand nicht ganz gleichmäßig geschlossen, vielmehr buschweise höher oder niedriger ist, läßt man seine Jagdtaschenträger oder sonstigen Begleiter, je nachdem die Localität es erheischt, bald vor den Hund gehen und die Schnepfen aufjagen, bald, wenn die Schnepfe läuft, dem Hunde folgen. Dieser muß nun nach Bedürfniß fest stehen oder avanciren, während man auf den lichten Stellen vorgeht und sich die beste Gelegenheit zu einem sicheren Schusse aussucht.

Bei keiner andern Jagdart, wie sie auch immer heißen mag, findet man so viel Gelegenheit zu gewagten Schüssen, als bei der Suche nach Schnepfen, besonders an Tagen, an denen sie nicht gut halten. Bei solchen Jagden zeigt sich die Ueberlegenheit eines rasch entschlossenen, verwegenen Schützen, im Vergleiche mit einem, der Alles erst recht gewiß haben will, bevor er abdrückt, auf eine höchst auffallende Weise. Während dieser nur auf freien Stellen, wo er die ganze Schnepfe sieht, wo seine Schrote sich nicht verschlagen können und nur in mäßiger Entfernung sich zum Schießen entschließt, wagt jener in unbegrenztem Vertrauen auf seine Flinte und — auf sein Glück selbst das Aeußerste. Keine Lücke ist ihm zu schmal, kein Gebüsch zu dicht, kein Flug zu schnell, selbst wenn der Wind den Vogel unaufhaltsam fortreißt. Ja, oft ist sogar in dem Momente des Abdruckes die Schnepfe seinen Augen schon gänzlich entschwunden und er schießt dennoch.

Trifft er aber auch? wird Mancher fragen und ich antworte: „Allemal freilich nicht, aber doch oft.“ Wenigstens stehe ich dafür, daß er am Schlusse der Schnepfenjagd, trotz manchen vergeblichen Schusses, welcher auf die den Schnepfen zum Schutze dienenden Bäume und

Stangen gefahren ist, dennoch vielleicht noch einmal so viel geliefert haben wird, als Einer, der Nichts wagt; denn so sehr ich eine gewisse Bedachtsamkeit, ein sorgfältiges Vermeiden aller unsichern Schüsse bei der Jagd auf Standwild zu schätzen weiß und mir selbst zum unverbrüchlichen Gesetz mache, so halte ich doch auf der andern Seite auch den bekannten Grundsatz gewisser Gastwirthe, Zugvögel, d. h. in ihrer Sprache: solche Gäste, welche nie wieder kommen, müsse man tüchtig rupfen, für nicht ganz verwerflich. Gäste aber, deren Wiederkommen, wenn auch vielleicht möglich, doch auf keinen Fall wahrscheinlich ist, sind die Schnepfen auch.

Ich trage daher um so weniger Bedenken, hier aufrichtig zu gestehen, daß, so sorgfältig ich auch von jeher, unaufgefordert und ganz aus eigenem Antriebe, bei Rehen, Hasen, Hühnern, Enten und Fasanen, kurz bei allem einheimischen Wilde, alle mißlichen Schüsse vermieden und das weibliche Geschlecht immer streng geschont habe, ich mich dennoch nur schwer entschließen würde, mich diesem Gesetze auch bei den Schnepfen zu unterwerfen, da uns diese auf ihren weiten Reisen in ferne Länder nur im Vorbeigehen und blos auf kurze Zeit besuchen, folglich als wirkliche Fremdlinge zu betrachten sind, von denen wir vielleicht keinen einzigen wieder sehen.

Die meisten Jäger werden hierin meiner Ansicht beitreten. Es kann und wird daher der durch die Besorgniß, es möge diese Gattung von Vögeln, bei fortdauernder Verfolgung, am Ende ganz ausgehen, veranlaßte Wunsch mehrerer Jagdfreunde: „daß durch ganz Deutschland der Grundsatz aufgestellt werden möge, von mehreren zugleich kommenden Schnepfen niemals die vorderste wegzuschießen, weil diese stets ein Weibchen sei," nie in Erfüllung gehen, und ich glaube sogar, daß die Realisirung dieses Vorschlags, wenn sie überhaupt denkbar wäre, bei weitem nicht den sichtbaren Einfluß auf die Vermehrung der Schnepfen haben würde, den man sich davon zu versprechen scheint. Denn, würde man sich wohl einem solchen Gesetze in England, Holland, Frankreich und Italien unterwerfen wollen? Und ist etwa heut zu Tage der Fall, daß zwei Schnepfen zugleich kommen, noch so häufig, daß wir deutsche Jäger allein durch bloses Verschonen der vordersten bei einem Vogel, der in die entferntesten Weltgegenden wandert, eine merkliche Vermehrung sollten bewirken können? Noch einmal sei es gesagt: ich glaube das nicht.

Wenn die Gebüsche durch Regen naß geworden sind, dann versäume man nicht, die jungen, kahlen Schläge genau abzusuchen. Auch auf kleinen

Waldblößen und am Rande liegen dann die Schnepfen sehr gern, und man macht bei solcher Witterung bisweilen recht glückliche Jagden.

Dagegen erspare man sich an kalten und windigen Tagen die Mühe, allein zu suchen. Gewöhnlich richtet man dabei wenig aus, wenn nicht etwa zufällig, vom Hunde herwärts, hier und da eine Schnepfe gestrichen kommt. Weit sicherer ist an solchen Tagen der Erfolg, wenn mehrere Schützen sich vereinigen, weil die, welche sich anstellen oder doch auf der Seite eine Strecke weit vor dem Suchenden hergehen, wenn sie auch nicht immer schießen, doch wenigstens die Gegend, wo die rege gemachten Schnepfen wieder einfallen, genauer wahrnehmen können, als die, welche das Gebüsch durchstreifen.

Bei der Suche nach Schnepfen bediene man sich keiner schweren Flinte, weil, da man sie, um schußfertig zu sein, immer im rechten Arme tragen muß, dieser sehr bald müde wird. Noch weniger darf sie allzulang sein; denn mit einem solchen Gewehre bleibt man trotz der von manchen Jägern empfohlenen Vorsicht, den Riemen abzulegen, gar oft hängen oder stößt an und muß nicht selten die Schnepfen vor sich hinstreichen sehen, ohne schießen zu können, weil in dem Augenblicke, in denen man das Gewehr an den Kopf nehmen will, vielleicht irgend ein Reis die langen Läufe niederdrückt. Mein Urtheil hierüber ist um so unparteiischer, als ich im Ganzen gar nicht viel auf kurze Flinten halte, indem sie nach meinen Beobachtungen (mit wenigen Ausnahmen) selten leisten, was eine längere thut, zumal bei der Jagd auf Haarwild, z. B. bei Feldtreiben im Winter. Davon scheint man sich auch in neuerer Zeit ziemlich allgemein überzeugt zu haben. So sehr es nämlich vor etwa sechszig Jahren noch Mode war, Flintchen bauen zu lassen, die eher einer Doppel-Pistole als einem Jagdgewehr ähnlich sahen und weniger für Hasen und Füchse, als für Sperlinge bestimmt zu sein schienen, so ist man doch jetzt gänzlich von dieser Thorheit zurückgekommen und gibt den Läufen wieder die gehörige Länge.

Ein unentbehrliches Erforderniß bei der Schnepfensuche sind lederne Handschuhe.

Ich habe deren immer zweierlei getragen, nämlich an der linken Hand einen von starkem Leder, um ohne Zögerung alle hindernde Zweige, nöthigenfalls auch Dornen, aus dem Wege räumen zu können; an der rechten hingegen einen so dünnen, daß dadurch das für den Moment des Abdrückens nöthige feine Gefühl des Zeigefingers nicht verloren ging, zugleich aber doch die Hand einigermaßen geschützt wurde. Statt dessen

kann man sich auch eines Handschuhes, an welchem der Zeigefinger abgeschnitten ist, bedienen, so daß beim Abdruck der Finger ganz blos liegt. — Da es hinsichtlich der Lage des Gewehres einen, wenn auch nicht eben bedeutenden, doch mehr oder weniger fühlbaren Unterschied macht, ob man mit bekleideten oder mit blosen Händen schießt, so trage man dieselben Handschuhe, deren man sich als eines Schutzmittels gegen die Dornen zu bedienen gedenkt, schon eine Zeit lang vor dem Anfange der Schnepfenjagd, um sich einstweilen daran zu gewöhnen.

Auch lederne Beinkleider sind dabei sehr ersprießlich. Wer diese aber nicht tragen mag und sich auch zu keiner Unterhose von weichem Leder entschließen kann, der sehe sich wenigstens mit einer von starkem Barchent oder irgend einem andern dichten Zeuge vor; denn durch die äußere Bedeckung dringen die leidigen Dornen nur zu leicht und am meisten haben dabei die Schenkel zu leiden, während vom Knie an abwärts Kamaschen oder Stiefel den Fuß hinlänglich schützen. Leicht und bequem geht man in ersteren und in guten Jagdschuhen allerdings, in trockenen Jahren verdient daher dieser Anzug jedem andern vorgezogen zu werden; allein bei nasser Witterung, wo doch wenigstens in den Vertiefungen hier und da Wasser stehen bleibt, welches man von Zeit zu Zeit passiren muß, verdienen Stiefel unstreitig den Vorzug. Beinkleider von Zwillich und Ueberwürfe (offene, aber zum Zuknöpfen eingerichtete Kittel) von einer besonderen Art baumwollenen Zeuges, welches kein Dorn durchdringt, sind als gewöhnliche Oberkleider sehr zu empfehlen. Unter diesen trage man, was die Witterung mit sich bringt.

Da hier einmal von dem Anzuge des Jägers die Rede ist, so sei es mir vergönnt, noch einige kleine Bemerkungen, welche hierauf Bezug haben, beizufügen:

Unumgänglich nothwendig ist es, daß bei der Schnepfensuche die Kopfbedeckung des Jägers, sie bestehe, woraus sie immer will, folgende zwei Eigenschaften habe:

daß sie fest aufsitze, und

daß sie die Augen gehörig schütze.

Ersteres, weil man sie sonst beim Durchkriechen der Gebüsche zu oft abstreift, was höchst unangenehm ist; Letzteres, weil man außerdem fortwährend in Gefahr schwebt, sich durch Dornen oder andere Reiser an den Augen zu verletzen und dann — den Schmerz ungerechnet — das Vergnügen der Jagd, namentlich wenn ein heftiger Stoß das Auge trifft, mehrere Stunden, ja vielleicht mehrere Tage lang entbehren zu müssen.

Oft schon hörte ich die Behauptung aufstellen, „es sei eine Thorheit, auf der Jagd gute Kleider zu tragen, weil man sie doch nicht schonen könne.“ Im Ganzen ist das allerdings wahr; allein die Schnepfenjagd macht hiervon gewissermaßen eine Ausnahme, weil nur ein Rock von recht dichtem Tuche im Stande ist, den Dornen (die nicht darin haften können, sondern sogleich abgleiten) den gehörigen Widerstand zu leisten, ein dünnes, lockeres Tuch aber in kurzer Zeit überall Löcher bekommt, besonders an den Aermeln, welche dem baldigen Zerreißen am meisten ausgesetzt sind.

Zum Schlusse noch eine, wenn auch nicht gerade goldene — denn die Schnepfenjagd trägt bekanntlich, Wunden am Körper und Löcher in den Kleidern abgerechnet, wenig ein — doch eine bewährte und daher wohl zu beherzigende Regel: Wenn man eine Schnepfe, die schon mehrmals außer Schußweite aufgestanden war, wieder einfallen gesehen hat, so mache man einen Bogen um dieselbe herum und gehe dann von der entgegengesetzten Seite her auf sie zu. Läßt sie sich auch auf diese Weise nicht überlisten, so spare man die Mühe, sie wieder aufzusuchen, denn sie hält dann gewiß nicht aus.

Ein mir bekannter, allerdings sehr ausgezeichneter Jäger hat während der letzten acht Jahre in keinem Frühjahre weniger als 60, wohl aber ein mal 122, ein mal 103, ein mal 96 und ein mal 94 Stück Schnepfen geschossen. Letzteres geschah im Jahre 1845, in welchem der Strich bekanntlich sehr kurz war. — Erwägt man bei dieser an sich schon merkwürdigen Zahl noch den besonderen Umstand, daß alle diese Schnepfen blos auf der Suche erlegt wurden, so ergiebt sich hieraus das Resultat, daß beide,

der Hund sowohl als der Jäger, wegen ihrer Vortrefflichkeit und Unermüdlichkeit gleiches Lob verdienen, und

daß die Schnepfen dort sehr gern liegen, sowie daß auch dem Schützen ihre Lieblingsplätze ganz genau bekannt gewesen sein müssen; sonst wäre ein so glänzender Erfolg, welcher selbst unter den allergünstigsten Verhältnissen immer noch als bewundernswürdig erscheint, kaum möglich gewesen.

Ich selbst muß bekennen, daß mir ein in solchem Grade günstiger Erfolg der Suche weder bei meinem eigenen Jagdbetriebe, noch bei anderen Schützen jemals vorgekommen war.

An Beharrlichkeit und Eifer hat es, als ich noch jung war, gewiß auch mir nicht gefehlt. Allein noch nie hatte ich das Glück, in einer

Gegend zu leben, wo die Menge der Schnepfen so groß war, daß man etwas Aehnliches vermittelst der Suche hätte leisten können; daher habe ich es vor dem Hunde noch nie höher als auf 7 Stück in einer Tour gebracht, und besonders das erste Antreffen für ungleich leichter und sicherer gehalten, wenn ich eine hinlängliche Anzahl von Treibern bei mir hatte. Daß diese mehr antreffen müssen, als selbst der beste Hund und der fleißigste Jäger, kann aber gewiß keinem Zweifel unterliegen. Vielleicht war auch die Localität weniger günstig für die Suche; endlich mag auch noch der Umstand das Seinige dazu beigetragen haben, daß es mir bei der großen Freiheit, die ich von jeher meinen Hunden im flachen Felde gestattete, wie bei dem Feuer und der Lebhaftigkeit, welche ich ihnen stets als einen wesentlichen Vorzug anrechnete, fast immer ziemlich viele Mühe gekostet hat, sie, zumal zu Anfange der Schnepfenzeit, ganz kurz zu halten und dahin zu bringen, daß sie, förmlich nach Art eines Reptiles, mit dem ganzen Körper dicht am Boden auf dem Geläufe der Schnepfen fortkrochen.

Endlich mag wohl auch, mir selbst unbewußt, eine Art von Eitelkeit und Egoismus dabei im Spiele gewesen sein. Ich bemerkte nämlich sehr oft, daß manche Jäger vor ihren alten, abgelebten, mithin ganz ruhigen Hunden, so viele Schnepfen schossen, daß es ihnen bald gelang, sich einen bedeutenden Ruf im Flugschießen zu erwerben. Dieser Ruhm beruhte jedoch nur auf einer Täuschung, er war nur ein halb verdienter; denn wenn dieselben Individuen beim Treiben, wo sie weder Zeit, noch Platz genug hatten, um mit ihrer gewöhnlichen Bedachtsamkeit zu Werke gehen zu können, unvorbereitet eine schnell vorüberfahrende Schnepfe schießen sollten, so sahen sie sich von ihrer hochgepriesenen Kunst gänzlich verlassen und brachten kaum das Gewehr an den Kopf, wie viel weniger die Schnepfe an den Boden.

Wenn aber, was kaum in Abrede zu stellen sein wird, die Aufgabe des Schnepfenschießens beim Treiben ungleich schwieriger ist, als die bei der Suche, so läßt sich auch der größere Reiz, welchen dasselbe für gewandte Flugschützen nothwendigerweise haben muß, leicht erklären. Da freilich, wo die Treiber nur für theures Geld zu haben sind, muß man sich nothgedrungen blos an die Suche halten und dieser dann seine ganze Aufmerksamkeit zuwenden. Aber auch in diesem Falle würde ich mir stets so viele Gehülfen und Begleiter, als möglich, dabei zu verschaffen suchen. Weder die Kunst des Schützen, noch die des Vorstehhundes allein ist hier zureichend, sondern die Hauptsache ist: möglichst viele Schnepfen an-

zutreffen. Wieder aufsuchen lassen sie sich dann bei weitem leichter; denn man weiß doch wenigstens ungefähr, wo sie jetzt wieder eingefallen sein werden.

Derselbe Herr B. (wenn ich nicht sehr irre, Herr Director Bornemann in Berlin), der mit so scharfer Geißel die Paarhühnerschützen aus der Säckler- und Bürstenbinderzunft in der Behlen'schen Forst- und Jagdzeitung vom August 1841 gezüchtigt hat, spricht dort auch von den gesellschaftlichen Suchjagden auf Waldschnepfen, und zwar in folgender Weise:

Die Schnepfenjagd im Frühlinge.

„Zwei Tausend Schritte von dem Forst, wo die Schnepfe jetzt in warmer Abendstille streicht und die Drossel von Busch zu Busch umherschnurrt, die Staare auf den Wipfeln sich zusammendrängen, der Finke und Emmerling noch einmal zirpen und der Bock, stattlich auf dem Richtweg stehend, nach allen Seiten sichert — am Schreibtisch sitzen und über Schnepfenjagd schreiben müssen, das gehört für einen alten Waidmann gewiß unter die Höllenqualen!

„Und was muß ich schreiben? Das Herz blutet mir!

„Die Frühlingsschnepfenjagd ist die Krone aller noch übrig gebliebenen Waidmannslust, werde sie nun auf dem Anstande Abends oder Morgens, durch Buschiren oder Treibjagden geübt, wofern Jäger und Hund gerecht sind!

„Die Frühlingsschnepfenjagd ist die herrlichste Belohnung des ächten Waidmanns für Ruhe und Ausharren seit dem Jagdschlusse und dann wieder bis zum Rehblatten! Für Aasjäger und Pfuscher streichen keine Schnepfen, liegen keine Schnepfen im Holze und keine Becassinen an den feuchten Rändern der lustigen Bächlein, der Tümpel, der Naßgallen auf dem Felde, der sauren Wiesen und der vom Schneewasser durchweichten Triften. Die Frühlingsschnepfenjagd ist eine Jagd der Vorsicht und des Vertrauens in die Einsicht und den Charakter des Jägers und des Jagdfreundes, weil sie sich in den heiligen Hallen hoffnungsvoller Reh- und Hasenmütter und Hasensäuglinge bewegt, mitunter auch Fasanengehege durchstreift, also bei der geringsten Unbilde von Jägern und Hunden großen Schaden verursachen kann.

„Der vernünftige Waidmann buschirt nach Schnepfen, d. h. er zieht mit einem Paar vertrauter Jagdgenossen und reinen Hunden zu Holz, durchsucht mit ihnen langsam und vorsichtig Schlag für Schlag, ist sicher,

daß keiner der Hunde weder Rehe noch Hasen jage, keiner der Jagdkumpane nach allerlei Gevögel, nach Kaninchen &c. knalle, daß höchstens ein Raubvogel nebenbei erlegt werde, ein Nußhäher, eine Holztaube. Will der Jäger diese Suche erleichtern, so stellt er an die lichten Grenzen des eben durchsucht werdenden Schlages zuverlässige Leute, welche, sobald das Gejubel: „tire haut!“ ertönt, sich fleißig umschauen und den auf dem Richtweg oder der Schneiße zusammenkommenden Jägern möglichst genau andeuten, wo die Schnepfe eingefallen ist.

„Eine solche regelrechte Suche gewährt, auch bei geringster Ausbeute, dem Jagdfreunde die höchste Freude, und nur Narren und Neidhämmel meinen, sie werde dem übrigen Wildstande im Holze schaden. Aber wie treibt man jetzt an gar vielen Orten diese edle Suche? —

„Was eine Flinte tragen, einen Hund füttern und im Winter zur Noth einen Hasen schießen kann, wird von nah und fern dazu eingeladen. Von allen Seiten ziehen solche Beduinenhorden heran, wüsten unterwegs über die Felder, lassen ihre jammervollen Hunde dort sich abhetzen, damit sie im Holze ruhiger sein und ihnen weniger Schande machen sollen; puffen nach Krähen, Lerchen und Paarhühnern und kommen dann — Herr und Hund schon ziemlich erhitzt — auf den Sammelplatz. Drei Jäger und ein halbes Hundert solcher Jagdzigeuner legen sich nun mit drei Hühnerhunden und dreißig Räkeln zur Suche in unabsehbarer Linie an und das furchtbare „Halloh!“ beginnt. Keine Ruhe, keine Ordnung, keine Linie, keine Distanz mehr nach den ersten hundert Schritten; Rehe werden laut oder stumm gehetzt, Hasen gejagt, junge Hasen gemordet; der Forst hallt von Schüssen, wie bei einem Treibjagen in bester Zeit, denn nach Allem, was da fliegt, wird geschossen; dazwischen ächzt ein Hund unter der drosselnden Faust seines Herrn; beim Aufstehen eines Nußhähers schreit Alles „tire haut!“ man tobt und flucht über die Hunde; es zanken sich Viele wegen Fehlschüssen, Vorlaufens oder Zurückbleibens; das Durcheinander wird immer größer, und gelangt man an das bezeichnete Ende des ersten Suchestrichs, um die zweite Suche nun anzulegen, so ist der Jagdherr seelenvergnügt, wenn er noch die Hälfte seiner Jagdgesellen beisammen findet.

„Die Schnepfensuche, das wonnevolle Buschiren, ist keine Jagd für Dilettantenschützen und Dilettantenhunde; man lade solche nicht ein und wisse ihr Zudrängen zu verhindern oder — wo Beides nicht thunlich ist, da mancherlei Verhältnisse auch den Jäger zu beherrschen pflegen — gebe man die Suche auf und veranstalte Schnepfentreiben mit aller nur denk-

baren Regelmäßigkeit und Strenge. Damit schadet man dem übrigen Wildstande in der Hege Nichts, und man erlebt höchstens den Verdruß, daß viele der Herren die Schnepfen gefehlt haben, ausgelacht werden und künftig hübsch zu Hause bleiben. Profit tout clair et pour tout le monde!

„Was den Anstand auf Schnepfen betrifft, so möge er in Gottes Namen auch dem ärgsten Jagdpfuscher gestattet werden, jedoch niemals anders, als in Gegenwart und unter unmittelbarer Aufsicht von eigentlichen Jägern und Jagdverständigen; denn gar vielen solcher Leute ist nichts heilig und es gibt keinen Jagdunfug, welchen sie auszuüben nicht erröthen würden, sobald es unbemerkt geschehen könnte."

Ich komme jetzt zu der dritten und letzten Methode, diese Jagd zu exerciren, nämlich zum Treiben.

Wenn es gilt, in möglichst kurzer Zeit eine möglichst große Anzahl von Schnepfen zusammenzubringen, wenn man den Launen des Zufalls, von denen beim Anstande leider! fast Alles abhängt, und der auch bei der Suche, wenn nicht gerade entscheidet, doch immer eine bedeutende Rolle spielt, ja wenn man in gewisser Hinsicht, d. h. an solchen Tagen, an denen in der Regel die Schnepfen nicht aushalten, sogar der Witterung Trotz bieten will, so ist das Treiben der einzige sichere Weg dazu und gewährt guten Schützen zugleich eine überaus angenehme Unterhaltung, da ihrer drei oder vier, wenn die abzutreibenden Districte nicht zu groß sind, gewöhnlich mehr ausrichten, als ein ganzes Dutzend mittelmäßiger oder schlechter.

Ein sicheres Mittel, sich hierbei die Unannehmlichkeit und die Kosten einer mißlungenen Jagd zu ersparen, ist folgendes:

Am Morgen des dazu bestimmten Tages schicke man in verschiedene Gegenden des Reviers zuverlässige Leute auf den Früh-Anstand dahin, wo sich gewöhnlich die meisten Schnepfen zeigen. Damit begnüge man sich jedoch noch nicht; denn für ganz zureichend kann diese Maßregel nicht gelten, da sich nicht selten der Fall ereignet, daß man des Morgens nur wenige Schnepfen gesehen hat und nachher dennoch mehrere antrifft. Man lasse daher, wenn der Erfolg des Frühanstandes kein lohnender war, alsbald nach dessen Beendigung die besten Lagen einige Stunden mit Hühnerhunden absuchen, um sich gehörig zu überzeugen, ob es der Mühe werth sein werde, dort zu treiben oder nicht.

Dies Mittel schlägt um so weniger fehl, als bei so früher Tageszeit die Schnepfen noch nicht fest liegen, folglich nicht leicht übergangen werden können.

Sind sie in hinlänglicher Anzahl vorhanden, so darf nun begreiflicher Weise mit den erforderlichen Bestellungen nicht lange gezögert werden, wobei ich jedoch bemerken muß, daß man, wenn auch die Jagd erst Mittags um 12 oder 1 Uhr ihren Anfang nehmen sollte, dennoch bis Abends noch immer Zeit genug hat, das ganze Personal, die Schützen, die Treiber und die — Schnepfen hinlänglich müde zu machen. Knaben von zehn bis sechszehn Jahren sind bei weitem die besten Treiber. In jugendlichem Frohsinn eilen sie immer rasch vorwärts und schlüpfen, gleich den Thieren des Waldes, geschickt unter und zwischen den Gebüschen und Dornen hindurch. Während erwachsene Leute bei dergleichen Jagden eben so mürrisch, als widerspenstig, oft kaum die Füße aufheben mögen und durchaus keinen Sinn dafür haben, ja nicht selten, gleich trägen Lastthieren, kaum vorwärts zu bringen sind und mit Drohungen oder Scheltworten gespornt werden müssen, sind solche Buben immer lustig und guter Dinge, scheuen weder Wasser noch Dickung und nehmen so lebhaften Antheil an dem Erfolge der Jagd, als ob ihr eigenes Vergnügen dabei im Spiele sei. So rechnen sie es z. B. der Schnepfenjagd als einen besonders großen Vorzug an, daß sie von jenem lästigen Zwange, der ihnen das Treiben auf Haarwild, besonders auf Füchse, so verhaßt macht, befreit, selbst schon beim Anlegen scherzen, springen, jubeln und lärmen dürfen nach Herzenslust.

Dehnen sie anfänglich den Befehl: die zum Vorschein kommenden Schnepfen durch lautes Rufen den Schützen anzuzeigen, um Etwas zu weit aus und melden auch Drosseln, Nußhäher, Eulen u. dgl. mit lauter Stimme an, so sei man hierin ja nicht zu streng gegen sie. Wenn man sich auch einige male vergebens schußfertig gemacht hat, so ist das doch immer noch nicht so schlimm, als wenn eine Schnepfe unangemeldet vorübergestrichen wäre.

Bei längerer Uebung lernen sie das wahre Wild (wenn ich mich so ausdrücken darf) von dem falschen recht gut unterscheiden, und es findet zuletzt nur noch etwa bei den Feldhühnern, die auf gut besetzten Revieren in den jungen Schlägen der Feldhölzer häufig vorkommen und in dem Augenblicke des Herausfahrens selbst manchen Schützen bisweilen ein wenig irre machen, eine leicht verzeihliche Verwechselung statt, obschon der geübte Jäger das hastige Aufschnurren derselben nie mit dem

weit langsameren, eulenartig patschenden Flügelschlag der Waldschnepfe verwechseln wird.

Sehr wichtig ist ferner bei dem Treiben die zweckmäßige Verwendung der Schützen.

Ich habe mich dabei immer hauptsächlich nach der Witterung gerichtet. An solchen Tagen, an denen die Schnepfen sehr fest lagen, ließ ich zwei Drittheile der Schützen oder doch wenigstens die sogenannte größere Hälfte mit den Treibern gehen, wenn das Gehölz nicht etwa gar zu dicht war und zu sehr im Schießen hinderte.

Im entgegengesetzten Falle, d. h. wenn die Schnepfen gar nicht hielten, sondern durchgängig weit aufstanden, stellte ich, in so fern nicht etwa einer zur Führung der Treiber nothwendig war, alle Schützen vor, jedoch so, daß einige davon die auf den Flügeln des Treibens hinausstreichenden Schnepfen beobachten konnten.

War die Witterung weder besonders warm, noch sehr kalt oder rauh, folglich das Verhältniß des Aushaltens der Schnepfen das gewöhnliche, so stellte ich zwar die Mehrzahl der Schützen vor, ließ aber doch immer auch zwei auf den Flügeln gehen; denn diese finden nicht nur von Zeit zu Zeit Gelegenheit, zu schießen, sondern können auch die beste Auskunft darüber geben, wo jene Schnepfen, welche den Vorstehenden nicht zu Gesichte kommen, sich hingewendet haben, was für den Erfolg der Jagd von großer Wichtigkeit ist, obschon ich Denen nicht beistimmen kann, welche der Meinung sind, daß jede einzelne Schnepfe sogleich wieder aufgesucht werden müsse. Dadurch wird, wenn sie rückwärts gestrichen ist, mancher Weg doppelt und dreifach gemacht, oft der ganze Jagdplan vereitelt, viel Zeit verloren und — wenig geschossen.

Vorerst überzeuge ich mich durch 5 bis 6 nach einander vorgenommene Treiben, ob viele oder wenige Vögel da sind. Im ersten Falle verlohnt es sich nicht der Mühe, wegen eines einzigen wieder rückwärts zu gehen, weil man überall, nicht nur eben so viele, sondern wohl noch mehr zu finden hoffen darf; im letzteren versteht es sich ohnehin, daß man das Wenige, was vorhanden ist, eben so sorgfältig zusammenlesen müsse, als ein Bettler seine Pfennige. Es bleibt dies aber eine sehr traurige Nothwendigkeit, ein schlechter Trost.

Wunderbar treibt auch bei dieser Jagd bisweilen der Zufall sein Spiel, indem man z. B. anfänglich viele Schnepfen antrifft und später keine mehr; oder zuerst wenige und zuletzt viele. Bisweilen könnte man fast in Versuchung kommen, zu vermuthen, es habe eine Art von

Verabredung unter ihnen stattgefunden, so nah liegen sie auf einer ganz kleinen Strecke beisammen.

So traf z. B. der Verfasser im Frühlinge des Jahres 1821 einmal fünf auf einer Stelle von höchstens 3 Quadratruthen, und der Forstoberaufseher von Winkell eben so viele in einem einzigen Sahlweidenbusche.

Je weniger Oberholz in einem Walde steht, desto angenehmer ist das Treiben, weil man durch Nichts im Sehen und Schießen gehindert wird.

Hat man eine Schnepfe einfallen sehen und erlaubt die Oertlichkeit, sowie der Gang der Jagd, das alsbaldige Wiederaufsuchen derselben, so verliere man, in sofern nach der Witterung und den vorausgegangenen Beobachtungen sich mit Wahrscheinlichkeit vermuthen läßt, daß sie gut aushalten werde, um ihretwillen keine Zeit mit Anlegung eines besonderen Treibens, sondern lasse blos einige zuverlässige Schützen dahin gehen, wo dieselbe liegt; denn es würde überflüssig sein, da noch mehr Hülfe zu requiriren, wo ein einziger Schütze in Zeit von wenigen Minuten den Zweck eben so gut erreichen kann, als eine ganze Gesellschaft. Gehen mehr, als zwei Schützen zugleich darauf zu, so machen diese einander oft so hitzig, daß keiner sich Zeit zum Zielen nimmt, und nicht selten werden schon, wenn kaum die Schnepfe den Boden verlassen hat, die sämmtlichen Doppelflinten in voller Hast und daher meist erfolglos abgefeuert, gerade, als ob mehr darauf ankomme, wer am geschwindesten, als wer am sichersten schieße.

Sieht man beim Treiben eine Schnepfe gelaufen kommen, — ein Fall, der sich nicht selten ereignet, — so sei man beim Heraufnehmen des Gewehrs eben so vorsichtig, wie beim Fuchse. Sie bemerkt selbst die allergeringste Bewegung augenblicklich, wenn sie nicht etwa durch einen Stock oder Busch daran verhindert wird, und selbst ganz schußmäßig vor dem Schützen liegend, steht sie doch fast immer so geschickt auf, daß sie, durch Bäume oder Gebüsche gedeckt, von ihm abwärts nach den Treibern zu ihre Richtung nimmt und dann selbst mit dem schnellsten Schusse nur selten erreicht werden kann.

Einer der unpassendsten Augenblicke, welche man zum Abdruck wählen kann, ist unstreitig der, wenn die Schnepfe sich flatternd niederläßt, um einzufallen. Eben so wenig schieße man, während sie bei dem Erblicken des Schützen, nachdem sie den Boden nur ganz flüchtig oder auch

wohl gar nicht berührt hatte, alsbald sich wieder hebt, sondern erst dann, wenn sie wieder in ihrem gewöhnlichen geraden Zuge ist.

Ein etwas freier Stand hat beim Schnepfentreiben entschiedene Vorzüge, weil man auf einem solchen den Vogel kommen sehen und sich bereit halten, oder wenn dies nicht möglich war, doch wenigstens noch seitwärts oder von hinten einen guten Schuß anbringen kann. Ueberdies wird man auch nicht leicht von ihm erkannt, wenn man ganz ruhig steht und nicht etwa einen weißen Hund neben sich hat.

Einer der mißlichsten Schüsse ist der, wenn man, auf einem schmalen Wege stehend, vor und hinter sich hohes Stangenholz hat. An solchen Orten rechne man nie auf den zweiten Lauf, sondern betrachte ihn als nicht geladen. Kommt die Schnepfe seitwärts, so ist das Treffen nicht besonders schwer, weil man sie wenigstens auf der Lücke frei hat und in dem günstigen Momente, in welchem sie diese passirt, abdrücken kann. Allein weit mißlicher steht es mit dem Treffen, wenn sie spitz auf den Schützen zugestrichen kommt. Ihr entgegenschießen kann man nur selten, da das zu hohe Stangenholz sie deckt; gerade aufwärts ist, wenn der Vogel schnell streicht, ein überaus unsicherer Schuß, und sobald sie über die Lücke weg ist, hindert abermals das Gehölz.

Man muß daher sich entweder schon zuvor, d. h. sobald man diese Richtung ihres Fluges bemerkt hat, halb umdrehen und sie von hinten schießen oder seinen Stand möglichst schnell um 10 oder 12 Schritte verändern und sich dadurch einen Seitenschuß verschaffen. Dies Letztere habe ich oft und meist mit glücklichem Erfolge gethan; denn, wie gesagt, seitwärts ist die Schnepfe, wie fast jedes andere Wild, selbst auf einer nur sehr schmalen Lücke, noch am besten zu treffen, wenn man nur nicht zu früh oder zu spät schießt, sondern den rechten Augenblick zu benutzen weiß und sich blos auf einen Schuß einrichtet.

Eine sehr beachtenswerthe Vorsicht ist ferner die, den Schützen nie gegen die Sonne zu stellen, da man, von derselben geblendet, nicht nur nicht gut, sondern bisweilen gar nicht schießen kann, weil nicht überall die Oertlichkeit so günstig ist, daß man die Schnepfen vorbei lassen und von hinten noch erlegen kann. Man wird vielmehr durch das hinterwärts stehende Gehölz sehr oft hieran gänzlich gehindert.

Besonders ist bei den Schnepfenjagden im Herbste, wo das noch häufig an den Bäumen hängende Laub ohnehin sowohl das Sehen, als das Treffen der Schnepfen merklich erschwert, die geeignete Rücksicht

darauf zu nehmen, daß die Schützen die Sonne immer möglichst im Rücken oder doch wenigstens auf der Seite haben.

Um in größeren Waldungen, in welchen die Schnepfen oft sehr schwer wieder zu finden sind, immer sicher zu erfahren, wohin sie ihren Strich genommen, bediene man sich eines Mittels, welches, trotz seiner Einfachheit, meines Wissens noch in keiner Schrift über die Jagdkunde angeführt worden ist. Man lasse nämlich ein im Klettern gut geübtes Subject, woran es bei solchen Gelegenheiten selten fehlen wird, auf einen hinlänglich hohen Baum steigen, sich dort auf einem starken Aste festsetzen und, genau mit den Augen nach der Gegend des Treibens gerichtet, immer beobachten, wo die rege gemachten Schnepfen wieder einfallen.

Ein solcher Beobachtungsposten leistet besonders dann recht gute Dienste, wenn die Schnepfen bei windigem Wetter oder wegen wiederholter Verfolgung, sehr weit fortstreichen. Er ist aber in Waldungen von geringerem Umfange, wo nicht nur kein District liegen bleibt, sondern mancher zwei- und dreimal durchgangen wird, begreiflicher Weise von keinem so großen Nutzen, weil man hier ohnehin die Schnepfen leicht wiederfindet, bis sie zuletzt, der fortwährenden Verfolgung müde, sich mit einer Art von Verzweiflung in die Luft schwingen und so nicht selten, viertelstundenweite Strecken zurücklegend, in einem benachbarten Walde Schutz und Ruhe suchen. Stark beunruhigte Schnepfen fallen auch sehr gern an dem äußersten Rande des Waldes, ja sogar bei einzelnen, ganz kleinen Gebüschen ein, wo sie dann überaus fest liegen.

Man hat hiergegen das Bedenken erheben wollen, daß der auf einer Eiche sitzende Knabe leicht von einem Schrotschusse getroffen werden könne; ich glaube das jedoch nicht; denn die vorstehenden Schützen werden ihn nicht treffen, weil er in der Mitte des Treibens sitzt, und durchgehende werden es nicht, weil sie nach den vor ihnen aufstehenden Schnepfen schon schießen, sobald sie aus dem Gehölze heraus sind, oder wohl auch noch früher. — Ueberhaupt kann, wenn sämmtliche Schützen wissen, wo der Wächter sitzt, und hinlänglich gewarnt worden sind, oder, wenn man ihn auf der Flanke des Treibens einen Baum besteigen läßt, eine solche Fatalität kaum eintreten.

Bei den vorhin erwähnten weiten Wanderungen am hellen Tage ereignet es sich jedoch bisweilen, daß sie, wie man zu sagen pflegt, aus dem Regen in die Dachtraufe, nämlich einem Falken in die Augen kommen. Mir wurde einst bei einem Treiben das Vergnügen zu Theil, Zeuge einer solchen Scene zu sein.

Eine schon zur Ungebühr beunruhigte Schnepfe entschloß sich endlich, in einem anderen Walde Schutz zu suchen, und die gesammte Jagdgesellschaft sah ihr mit gespannter Aufmerksamkeit nach, als wir plötzlich ein heftiges Sausen in der Luft, das gewöhnliche Signal eines auf Raub gerichteten Falken, hörten. Zugleich stieg aber auch die Schnepfe, die vermöge der weisen Einrichtung der Natur sehr wohl weiß, daß es keine Rettung mehr für sie giebt, sobald der Feind ihr die Höhe abgewonnen hat, so bedeutend hoch in die Luft, daß der Falke, obgleich noch sehr weit unter ihr, dennoch selbst für die beste Flinte völlig unerreichbar war.

So segelten die beiden Luftschiffer, der eine in Todesangst, der andere mordgierig, im schnellsten Fluge dahin und ließen uns, bald ganz aus unseren Augen verschwindend, über den Ausgang der Sache in gänzlicher Ungewißheit.

Ein anderes mal sah ich aber auch, und gewiß ist dies ein ungleich seltenerer Fall, eine Schnepfe als den verfolgenden Theil. Sie stach nämlich unaufhörlich auf einen Stockentvogel, der in feiger Flucht vor ihr durchging. Es geschah dies in der Abendanstandszeit und zwar noch ziemlich früh, so daß ich Beide ganz deutlich erkennen konnte, zumal sie ganz nahe (auf höchstens zwölf Schritte) oberhalb meines Standes wegschnurrten. Leicht hätte mir da ein Schuß gelingen können, welcher vielleicht noch nie gelungen ist, weil Schnepfen und Enten gewiß nur selten so nahe beisammen sind, wenigstens nicht in der Luft, diese Beiden aber so dicht hintereinander auf mich zugestrichen kamen, daß ich sie sehr eicht Beide zugleich hätte treffen können. Doch ihr Stündlein mochte wohl noch nicht geschlagen haben, denn — meine Flinte war leer. —

Daß der verfolgende Vogel männlichen Geschlechtes gewesen ist, unterliegt wohl keinem Zweifel, allein ob er aus Eifersucht, aus Muthwillen oder aus Geilheit, weil er den fliehenden Entrich vielleicht für ein Weibchen ansah, so hitzig auf ihn gestoßen? — das ist eine schwer zu entscheidende Frage.

Herr v. Winkell führt in seinem Handbuche als einen Beweis für die Ergiebigkeit des Treibens an, daß einst von nur sieben Schützen, deren vier vorstanden und drei mit Hunden durchsuchten, im Anhalt-Dessauischen achtzehn Schnepfen geschossen worden seien, und man darf diese Jagd allerdings unter die glücklichen zählen. Doch bin ich im Stande, derselben einige eben so erfolgreiche aus meiner Praxis an die Seite zu stellen.

Im Jahre 1821, dem ergiebigsten, dessen ich mich erinnern kann, wurde einmal auf dem Reviere des Freiherrn von Bodeck zu Heidenfeld mit nur vier Treibern von sechs Schützen, von denen mehrere gar nicht im Flugschießen geübt waren, ebenfalls achtzehn Schnepfen geschossen, und wenigstens 6—7 Stück tödtlich verwundet, ohne daß man sagen konnte: es sei hinsichtlich des Treffens glücklich gegangen. Am folgenden Tage wurden zu Röblein ebenfalls mit nur vier Treibern und von blos drei Schützen zwölf Stück erlegt. Es hätten jedoch billigerweise statt des einen Dutzends zwei oder doch wenigstens anderthalb fallen sollen; denn mit einer fast ganz gleichen Anzahl von Schüssen hatte der eine Schütze acht, der andere vier und der dritte gar Nichts geliefert.

Bald nachher erlegten vier Schützen, mit eben so vielen Treibern, fünfzehn Stück, welche Zahl aber wenigstens auf fünfundzwanzig hätte steigen sollen, wenn nicht an diesem Tage mancherlei Fatalitäten vorgefallen wären, und namentlich derjenige Schütze, welchem als Gast nicht nur immer der muthmaßlich beste Platz, sondern auch zugleich der Vorrang im Schießen überlassen werden mußte, ziemlich stark nebenweg operirt hätte.

Der allermerkwürdigste Tag in den Jagdannalen jener Gegend war jedoch der 18. März 1821, wo nur zwei Schützen, mit vier Knaben treibend, sechszehn Stück erlegten. Wie viele eigentlich hätten erlegt werden können, mag daraus erhellen, daß der Eine dieser Beiden, nicht sowohl aus Mangel an Uebung oder wegen gänzlicher Ungeschicklichkeit, sondern hauptsächlich nur, weil er, zaudernd und unentschlossen, den Vogel immer erst recht genau auf dem Korn haben wollte, und daher sehr oft gar nicht, oft zu spät, oft aber auch, aller Vorsicht und alles Zielens ungeachtet, neben vorbei geschossen, von allen getödteten Schnepfen nur zwei, der andere aber vierzehn erlegt hatte.

Man kann daher ohne Uebertreibung annehmen, daß dieser und noch fünf oder sechs andere eben so gute Flugschützen mit einer hinlänglichen Anzahl von Treibern an diesem Tage vielleicht 30 bis 40 Stück zusammengebracht haben würden.

Die sowohl in Hartig's als in von Winkell's Lehrbuche der Jagdkunde empfohlenen Hasenklappern (die nähere Beschreibung derselben gehört nicht hieher) habe ich deshalb nicht gerne bei dieser Jagd, weil man, sind die Treiben kurz, durch solch ein immerwährendes Getöse zuletzt, wenn auch nicht betäubt, doch wenigstens belästigt wird und weil — was noch ungleich wichtiger ist — nicht nur die Schützen, sondern

die Treiber selbst nicht selten dadurch gehindert werden können, die Schnepfen aufstehen zu hören, worauf doch so sehr viel ankommt. Ich ziehe daher das bloße Rufen, Pfeifen und Schlagen mit kurzen Stöcken vor. Allenfalls kann man die Treiber auch mit den Füßen stampfen lassen, doch eignet sich diese letztere Methode mehr für den Fang mit Steckgarnen, da die dadurch verursachte Erschütterung des Bodens die Vögel hauptsächlich zum Laufen zu veranlassen scheint.

Ich muß für diesen Fall eine Vorsichtsmaßregel empfehlen, deren Vernachlässigung leicht zu Mißgriffen und Unannehmlichkeiten führen kann. Es kann nämlich bei den Frühjahrstreibjagden leicht geschehen, daß in Feldköpfen und einzelnen Waldparzellen, wo häufig Hühner vorkommen, diese im dichten Gebüsche den Schützen anlaufen und von solchen, welche nicht viel kaltes Blut und keine vollständige Erfahrung haben, für Schnepfen angesehen werden. Was ich daher, um unter solchen Umständen das Erkennen zu erleichtern, hier sagen werde, ist nicht für alte und erfahrene Waidmänner, die Alles so gut und besser wissen, als ich, sondern für Dilettanten und junge Anfänger bestimmt. Da solche Treibjagden in die Paarzeit fallen, so kommen zwar in der Regel zwei Hühner zugleich gelaufen, worauf man also vorzugsweise zu achten hat. Dies Merkmal ist jedoch kein sicheres, weil eben so gut zufällig auch nur ein einzelnes Huhn, oder ein Paar schon begatteter Schnepfen sich zeigen können und der Schütze dadurch leicht zu einem Irrthum zu verleiten ist. Ebenso unzureichend ist auch das Kennzeichen der Farbe des Gefieders und des Schnabels; denn wie groß auch immer die zwischen beiden Vogelgeschlechtern obwaltende Verschiedenheit ist, wenn man sie im Freien miteinander vergleichen kann, so leicht kann man sich täuschen, wenn sie im dichten Gebüsche, in hoher Haide und in dürrem, langem Grase, wie überhaupt auf grauem Boden, fortlaufen, wo man weder den Schnabel, noch die viel dunklere Rückenfarbe der Schnepfen gehörig wahrnehmen kann. Es gibt aber noch zwei andere, niemals trügende Unterscheidungsmerkmale: daß nämlich die Schnepfe sich nicht nur viel langsamer fortbewegt, als das Feldhuhn, sondern namentlich auch einen schwerfälligeren, mehr schwankenden und — freilich in verjüngtem Maßstabe — an das Watscheln der Ente annähernden Gang hat. Wer auf diese Eigenthümlichkeit recht genau achtet, wird schwerlich jemals in den Fall kommen, ein auf Schußweite vor ihm laufendes Feldhuhn für eine Schnepfe anzusehen.

Ich glaube hier meinen Lesern einen Vorfall obiger Art mittheilen zu müssen, welcher den Beweis liefert, daß man eingedenk der goldenen

Regel, die einst der Fabeldichter Gellert in einem seiner Lieder mit den Worten gab:

„Der sehe zu, daß er nicht falle,
Der, wenn sein Nächster fällt, noch steht."

sich sorgfältig hüten sollte, allzuscharf zu tadeln oder, wie die Bibel sagt, den ersten Stein auf einen Sünder zu werfen.

Bei einem Treibjagen im Frühjahre ließ ein Jünger im Dienste Dianens sich von seiner Hitze verleiten, ein Feldhuhn statt einer Schnepfe zu schießen, welches aber glücklicherweise ein Hahn war.

Ich hätte ihn daher, schon aus diesem Grunde, mit einer gelinden Zurechtweisung durchschlüpfen lassen; er war aber auch dadurch bereits einigermaßen entschuldigt, daß ihn ein lautes und allgemeines Rufen sowohl der Treiber, als einiger zunächst stehender Schützen sehr hitzig gemacht hatte.

Einer der anwesenden Veteranen, berühmt wegen seiner großen Ruhe und Kaltblütigkeit, war hierin aber anderen Sinnes und hielt dem armen Teufel, der ohnehin erschrocken genug war, zum Ueberflusse auch noch eine wirklich barbarische Strafpredigt und zwar nicht, wie es billigerweise hätte geschehen sollen, unter vier Augen, sondern im Beisein der ganzen Gesellschaft mithin ohne alle Rücksicht und Schonung. Das gerechte Schicksal schien aber auch die Vergeltung solcher, etwas zu weit getriebenen Hartherzigkeit nicht lange verschieben zu wollen; denn nur wenige Tage nachher kam ebenfalls beim Treiben der unerbittliche Kritiker in eine ganz ähnliche Verlegenheit.

Er sah nämlich einen Vogel im Dickicht vorüberlaufen, welchen er todtschoß. Als nun das Treiben zu Ende war, herrschte er mit dem (bei Nichtjägern) in solchen Fällen gewöhnlichen Tone der Selbstzufriedenheit den zunächst gehenden Treibern den Befehl zu, die von ihm geschossene Schnepfe aufzunehmen und herauszubringen; allein wer malt sein Entsetzen, als dieser vermeintliche Langschnabel ebenfalls ein Feldhuhn war und zwar unglücklicherweise eine Henne. Gern würde er nun, auf den so süßen Ruhm des Treffens verzichtend, diesen seinen Fehlgriff verheimlicht haben — allein es war zu spät. Der unverständige Treiber hatte nämlich beim Heraustreten aus dem Gebüsch die vorgebliche Schnepfe hoch empor gehalten und den Augen sämmtlicher Zuschauer preisgegeben; das Geheimniß war also sonach unrettbar verrathen, und die erbarmungslose Nemesis ließ ihn, obgleich unter den obwaltenden Umständen die Verwechselung zweier Vögel von ziemlich gleicher Gestalt und Farbe sehr verzeihlich war, dennoch, selbst nach Jahren noch, für seine

allzugroße Strenge gegen einen noch ganz unerfahrenen Anfänger durch zahllose Neckereien seiner Freunde hart genug büßen.

Was die Zahl der Treiber anlangt, so tritt hierbei eine ganz andere Rücksicht ein, als bei der Jagd auf Haarwild. Bei dieser sind viele Treiber oft mehr schädlich, als nützlich, hier aber kann eine größere Anzahl derselben nur Vortheil bringen, weil dann um so weniger eine Schnepfe liegen bleibt.

Bei dem Schnepfentreiben, welches für die Durchgehenden weit anstrengender und ermüdender ist, als irgend eine andere Jagd, kann ich, wenn man den ganzen Tag fortjagen will, die Maßregel nicht genug empfehlen, mit den Treibern zu wechseln, das heißt, von Mittag an frische Leute zu nehmen. Da nämlich auf den Wind keine Rücksicht genommen zu werden braucht, so kommt bei dieser Jagd sehr oft der bei andern Treibjagden nicht leicht sich ereignende Fall vor, daß die Schützen auf ihren Plätzen stehen bleiben, während die Treiber fast jeden Weg doppelt, ja nach Umständen oft sogar drei und vier mal machen müssen, wodurch sie, zumal bei schon etwas warmem Frühlingswetter und, wenn sie keine Schlafmütze zum Anführer haben, sondern stark zur Eile angetrieben werden, sehr bald ermüden und nur selten auch in den Nachmittagsstunden noch mit dem gehörigen Eifer zu arbeiten im Stande sind.

Es läßt sich jedoch auch mit nur wenigen Personen Etwas leisten, sobald diese recht gut abgerichtet und eingeübt sind.

Wollte man nach Vorschrift des Hartig'schen Lehrbuchs der Jagdkunde alle drei bis vier Schritte einen anstellen, so würde da, wo man sie nicht zur Frohnde, d. h. unentgeltlich erhält, sondern aus der Tasche bezahlen muß, das bekannte Sprüchwort von der Brühe, die bisweilen mehr kostet, als der Fisch, seine volle Anwendung finden und ein solcher Jagdtag oft zehn mal so viel Unkosten veranlassen, als sämmtliche erbeutete Schnepfen werth wären.

Ich habe bei meinen Treibjagden selten mehr, als vier Buben gehabt, die, außer ihrem gewöhnlichen Lohne, auch noch für jede todt gefundene Schnepfe Etwas erhielten, wodurch sie zu größerer Aufmerksamkeit gereizt wurden. Der Anführer, dem die übrigen drei gehorchen mußten, hieß scherzweise der Korporal. Sie verstanden aber auch ihr Handwerk so gut, daß sie nicht nur, selbst ohne Führer, die gerade Linie meist richtig einhielten, sondern auch alle Stellen, wo die Schnepfen besonders gern lagen, genau kannten und sich bemühten, ihren Gang immer so einzurichten,

daß die, welche sie hatten einfallen sehen, mehrentheils auf die ihnen sehr wohl bekannten Punkte, wo die Schützen standen, zustreichen mußten.

Mit diesen vier Buben habe ich manche schöne Jagd gemacht, obgleich die Schützengesellschaft oft sehr klein war, indem dieselbe in der Regel blos aus — mir selbst bestand.

Das ist sehr wenig! wird man sagen und ich gebe das gern zu, denn wirklich that mir gar oft das Herz weh, wenn ich rechts und links die Langschnäbel außer Schußweite neben mir vorbeistreichen sehen mußte. Allein am Ende war denn doch der Büchsensack nicht selten besser gespickt, als es am Schlusse mancher viel stärker besetzten Schnepfenjagden der Fall zu sein pflegt. Dabei wurden freilich alle erdenkliche Vortheile geltend gemacht. So suchte ich z. B. an einem solchen Tage, wo die Schnepfen gut aushielten, gewöhnlich selbst mit den Treibern durch, jedoch so, daß ich immer 150 bis 200 Schritte vor ihnen voraus war. Hierdurch verschaffte ich mir den doppelten Vortheil, daß ich nicht nur manche Schnepfe schon im Aufstehen schoß, sondern mich auch, wenn hinter mir „tire haut!“ gerufen wurde, sogleich umdrehen und die von den Treibern herkommenden, wo nicht gehörig empfangen, aber doch wenigstens deutlich einfallen hören oder ihren Strich beobachten und hiernach meine Maßregeln nehmen konnte.

War eine auf einem jungen Schlage oder an irgend einem anderen Orte, wo ihr gut beizukommen war, eingefallen, so umzingelten wir sie, gingen von allen Seiten zugleich und zwar lärmend auf dieselbe zu, und es gehörte zu den selteneren Fällen, wenn sie, einmal eng genug eingeschlossen, aus ihrem Zauberkreise glücklich entkam.

Man könnte daher scherzweise behaupten, daß diese sonderbare Methode, obschon sie gewiß wenige oder gar keine Nachahmer finden wird, dennoch mehr wesentliche Vorzüge vor der gewöhnlichen voraus habe, indem dabei:

1) Alles schnell von Statten geht,
2) man sich nicht über störende Fehlschüsse zu ärgern braucht,
3) Keiner den Andern um sein Glück beneidet,
4) kein Streit über sogenannte Compagnieschüsse entsteht und
5) im Punkte des Jagdplanes Jedermann (nämlich der Schütze mit sich selbst) vollkommen einverstanden ist.

Nirgends in der Welt wird vielleicht die Schnepfenjagd so eifrig und zweckmäßig betrieben, als es ehemals in W. geschah. Es fand dabei folgendes Verfahren statt:

Frühe, bei Tagesanbruch, rückten sämmtliche auf dem Reviere anwesenden Jäger und Praktikanten, jeder mit 15 und 20 Treibern aus und versuchten, in mehrere Gegenden vertheilt, ihr Heil, um möglichst schnell und sicher zu erfahren, wo die meisten Schnepfen lagen. Dann erstatteten sie an einem hierzu bestimmten Orte dem Vorgesetzten ihren gemeinschaftlichen Rapport. Diese Nachrichten wurden unverzüglich durch einen hierzu bestimmten Husaren an die betreffende Behörde in der Residenz befördert. Durch solche Vorkehrungen wurde dem Landesherrn die große Annehmlichkeit verschafft, sich nie in seinen Erwartungen getäuscht zu sehen; denn er wußte nun ziemlich genau voraus, wie viel oder wie wenig Unterhaltung und Vergnügen er sich nach den vorausgegangenen Untersuchungen des jedesmaligen Vorrathes an Langschnäbeln etwa zu versprechen hatte und konnte hiernach seinen Entschluß fassen, ob er der Jagd beiwohnen oder zu Hause bleiben wollte.

Im ersteren Falle war, trotz der Entfernung von anderthalb Stunden, die aber sowohl der Husar, als Serenissimus in sehr kurzer Zeit zurücklegten, um 10 Uhr spätestens schon Alles im vollen Gange. Denn sämmtliche Jagderforderniffe, nämlich Treiber, Jäger und — Schnepfen, waren ja schon in Bereitschaft. Kam der Fürst nicht, so wurden die Treibleute bis auf die Anzahl, die man, um sich ein kleines Privatvergnügen zu machen, etwa nöthig hatte, nach Hause geschickt; kam er aber, was er als ein eifriger Jagdliebhaber oft auch dann that, wenn die Aussichten zu einem glücklichen Erfolge der Jagd nicht eben die günstigsten waren und zwanzig andere Fürsten an seiner Stelle nicht gekommen sein würden, so blieben sie begreiflicher Weise Alle da, und es läßt sich denken, daß in einem nur mäßig breiten Walddistricte, den etwa hundert und mehr Treiber, von tüchtigen Jägern geführt, durchgingen, nicht allzu oft eine Schnepfe liegen bleiben konnte. So wurde nun fortgetrieben, bis keine mehr am Leben war, oder, wie ein altes Volkslied sagt:

Endlich die willkommene Nacht
Aller Fehd' ein Ende macht.

Nach allen Nachrichten, die mir über diese Jagden, und namentlich über die große Mühe, welche man sich dort oft um einer einzigen Schnepfe willen gab, zugekommen sind, scheint es jedoch, als ob in jener Gegend, selbst in dem so merkwürdigen Jahre von 1821, die Zahl der Schnepfen bei weitem geringer gewesen sein müsse, als z. B. in hiesiger Gegend, wo man mit solchen Schützen, mit einer solchen Menge von Treibern und — wohlgemerkt! — auch mit solcher Beharrlichkeit, in Zeit von

drei Wochen, statt der dort zusammengebrachten 90 Stück gewiß zwei bis drei mal so viele würde haben erlegen können, wobei ich aber freilich voraussetze, daß auch die Anführer der Treibleute hätten schießen dürfen, was dort in der Regel nur dann geschehen durfte, wenn eine Schnepfe zurückstrich, damit das Vergnügen der vorstehenden Schützen nicht zu sehr gemindert wurde.

Noch muß ich einer Art der Schnepfenjagd Erwähnung thun, die mir von dem vormals in englischen Diensten stehenden Herrn General, Freiherrn von Hompesch, mitgetheilt worden ist, und durch ihre Originalität die Aufmerksamkeit der meisten meiner verehrten Leser gewiß in eben dem Grade beschäftigen wird, als sie die meinige beschäftigt hat.

In England und Irland, wo den ganzen Winter hindurch die Waldschnepfe häufig angetroffen wird, zieht oft ein einziger Schütze mit 15 bis 20 sogenannten Spaniels, d. i. mit kleinen Stöberhunden, aus, welche nie vorstehen, sondern das Wild blos aufsuchen, dabei aber ihrem Führer den pünktlichsten Gehorsam leisten. Diese Hunde verfolgen nicht nur jede vor ihnen aufstehende Schnepfe eine kleine Strecke weit, sondern geben auch schon Laut, sobald sie auf das frische Geläufe derselben kommen.

Da man nun die sonderbare Jagd gewöhnlich an Bergwänden und Hügeln vornimmt, so wird es dem im Thale gehenden Schützen sehr leicht, die Stelle zu bemerken, wo die rege gemachte Schnepfe wieder einfällt; denn er darf sich, sobald die Hunde laut werden, nur umsehen und kann leicht die Gegend errathen, wo er sich anzustellen hat, um beim zweiten Antreffen zum Schusse zu kommen. Damit aber dies Alles möglichst schnell von Statten gehe, so bedient sich derselbe gewöhnlich eines Jagdpferdes und kann daher, ohne sich im mindesten zu ermüden, immer in kurzer Zeit auf dem Platze sein, wo die Schnepfe muthmaßlich vorbeistreichen wird. Fällt sie auf der Höhe des Hanges ein, so wird dieselbe, nach einem gegebenen Zeichen (?!) von den Hunden wieder aufgesucht und heruntergesprengt, bis ein glücklicher Schuß diesem Auf und Ab ein Ende macht.

Von einem besonderen Führer, welcher diese Meute dirigire, hat mein obengenannter Referent zwar Nichts erwähnt, allein, wenn ich die Möglichkeit, jene Stöberhunde bis zu einem solchen Grade von Intelligenz und Folgsamkeit zu bringen, daß sie nach gewissen Zeichen (?) bald oben, bald unten am Berge herumsuchen, einräumen wollte, wozu ich mich doch kaum entschließen kann, so bin ich dennoch fest überzeugt, daß der Zweck, die Schnepfe dem vorstehenden Schützen baldmöglichst zum Schusse

zu bringen, noch weit schneller und sicherer würde erreicht werden können, wenn ein eigener Führer, an dessen Ruf und Pfiff sie gewöhnt wären, mit ihnen durchsuchte, und ich glaube sogar, daß man auf diese Weise mehr ausrichten könnte, als mit Treibern, weil in dem Striche, welchen ein solcher Schwarm von Hunden absucht, gewiß nur selten ein Vogel unangetroffen liegen bleiben wird.

Uebrigens bewahre der Himmel jeden deutschen Jäger vor einer solchen Speculation! Fünfzehn Stöberhunde der Schnepfen wegen zu füttern! Solche Thorheit wäre wirklich einzig in ihrer Art! Man würde, wie das Sprüchwort sagt: nicht das Salz auf dem Brode verdienen, viel weniger das in der Suppe für jene fünfzehn Hunde!

Man hat mir die Bemerkung gemacht, daß die Lehre von dem Abendanstande oder vielmehr Ansitze im Spätherbste in der ersten Auflage dieses Werkes zu kurz und oberflächlich behandelt worden sei. Zu dieser Kürze bewog mich die Ueberzeugung, daß die fragliche Jagdmethode keine allgemeine, sondern eine nur durch die Oertlichkeit bedingte ist, da es in Deutschland ganze Gegenden gibt, wo man dieselbe gar nicht kennt, und wo auch nach den obwaltenden Lokalverhältnissen kein Gebrauch davon gemacht werden kann. Ueberall nämlich, wo der Wald eine nur untergeordnete Rolle spielt und auf großen ebenen Feldflächen nur parzellenweise vorkommt, würde es gar nicht die Mühe lohnen, Abends an einer Suhle auf Schnepfen anzustehen, theils, weil sie dort überhaupt nur sehr einzeln vorkommen, theils, weil sie überall die zum Wurmen und Einfallen geeigneten Sumpf- und Wasserplätze im Ueberflusse finden, sich also nirgends concentriren, was doch durchaus nöthig ist, wenn diese Jagd guten Erfolg haben soll. Dieser ist daher blos in großen, zusammenhängenden, nur hier und da mit feuchten oder nassen Stellen versehenen Waldcomplexen hinlänglich gesichert, wo solche gewürmreiche Stellen allabendlich, schon ehe der eigentliche Wiederstrich beginnt, von den Brutschnepfen und deren Nachkommenschaft besucht werden.

Ein solcher Wald ist vorzugsweise der Spessart, weshalb denn auch dort dieses Verfahren weit ergiebiger ist, als vielleicht sonst irgendwo. Ueberhaupt verdient dasselbe hier um so mehr Beachtung, da man die gewöhnlichen beiden Arten der Schnepfenjagd, das Suchen mit dem Vorstehhunde und das Treiben in großen zusammenhängenden Waldungen gar nicht in Anwendung bringen kann, weil das Ergebniß derselben mit der darauf verwendeten Zeit, Mühe und Ausgabe in durchaus keinem Verhältnisse stehen würde.

Die bei dem Ansitze nöthigen Schirme oder Hütten, welche auch oben bedeckt und mit einem bequemen Sitze versehen sein müssen, werden schon im September hergerichtet, um die Schnepfen in Zeiten daran zu gewöhnen, obgleich bei diesen arglosen Geschöpfen eine solche Vorsicht eigentlich gar nicht nöthig ist.

Bei einer etwas ausführlicheren Darstellung dieses Verfahrens ziehe ich eine höchst auffallende Erscheinung der letzten 5 bis 6 Jahre in Betracht, den Umstand nämlich: daß die Schnepfenjagd auf dem Strich in der allerneuesten Zeit so außerordentlich gesunken ist. Hierdurch ist meine, bereits vor längerer Zeit ausgesprochene Vermuthung, es werde nach Verlauf von fünfzig Jahren dieses einst so beliebte Vergnügen nur noch in der Erinnerung existiren, noch um vieles früher, als ich vermuthet hatte, der vollständigen Erfüllung nahe gebracht. Mein damaliges Prognostikon ist von vielen Seiten angefochten worden, aber liegt nicht in der Erfahrung der letzten Jahre eine Bestätigung desselben? Jetzt, wo viele Jäger, Jagdbesitzer und Dilettanten, von denen früherhin im Durchschnitte jeder wenigstens ein Dutzend Waldschnepfen alljährlich schoß, in den letztverflossenen Frühjahren 1854 und 1855 nicht eine einzige erlegt haben! Ja, sogar werden unter diesen Manche sein, welche nicht einmal eine Schnepfe gesehen haben, weil sie gewöhnt sind, die Anwesenheit der Schnepfen — freilich ganz irriger Weise — nur nach ihrem Hin- und Herstreichen in der Morgen- und Abend-Dämmerung zu beurtheilen. Nach diesen Erfahrungen halte ich es allerdings für meine Pflicht, ausführlicher von einer Jagdmethode zu sprechen, die bei gänzlich veränderten Verhältnissen unter einem andern Gesichtspunkte erscheint. Denn während sie mir früher so geringfügig vorkam, daß ich nur im Scherz davon sprechen zu dürfen glaubte, weil sie sich nur für ganz ungeübte Schützen eigne, muß ich im Gegentheil jetzt bekennen, daß sie hinsichtlich des Ertrages zu den ergiebigsten gehört. Und darauf wird es doch so Manchem ankommen! Außer diesem allerdings beachtenswerthen Vorzuge besitzt diese Methode auch noch mehrere andere.

1) Sie entspricht dem von Herrn von Winkell und vielen andern tüchtigen Jägern, z. B. dem General-Director Bornemann in Berlin ausgesprochenen Wunsche, daß um der so sichtlich eintretenden Abnahme der Waldschnepfen möglichst kräftig entgegen zu wirken, die Erlegung derselben künftig nur auf den Spätherbst beschränkt werden möge;

2) ist dieser Vogel im October und November bei weitem schwerer

und stärker an Wildpret, als im Frühjahre. Ob auch wohlschmeckender? Darüber mögen die Kenner der Kochkunst entscheiden, in deren Geheimniß ich nicht tief genug eingedrungen bin, um mir hier ein Urtheil erlauben zu dürfen. Es kann jedoch wohl kaum ein Zweifel obwalten, daß auch dies der Fall sei, da bei der Ankunft im März die Schnepfen erfahrungsmäßig durch die lange Reise und vielleicht periodisch eintretenden Nahrungsmangel oft ganz leicht und abgezehrt, während sie bei dem sogenannten Wiederstriche reichlich mit Fett belegt, ohne Ausnahme wohlbeleibt und um Vieles schwerer sind;

3) ist diese Jagd sicherer, als irgend eine andere; denn die Schnepfen suchen solche, ihnen einmal bekannt gewordene Orte regelmäßig an jedem Abende wieder auf, besonders dann, wenn in längerer Zeit kein Regen gefallen ist;

4) kann sie selbst von solchen Schützen ausgeübt werden, welche im Lauf- und Flugschießen noch ganz unerfahren sind;

5) ist sie sehr bequem, weil man sich dabei ausruhen und selbst in hohem Grade von den Strapazen des Tages ermüdet, dies Vergnügen doch noch genießen kann. Ich lasse nunmehr Dasjenige folgen, was man dabei zu beachten hat:

6) die Schußweite darf nicht mehr als höchstens 20 Schritte betragen, da man in größerer Entfernung im Dunkel des Waldes den Vogel nicht deutlich genug würde erkennen und auf das Korn nehmen können.

7) Die Ladung muß aus ganz feinen Schroten bestehen, theils um den Vogel bei so geringer Entfernung nicht zu stark zu verletzen, theils um, wenn immer möglich, bei jedem Schusse dessen Kopf und Hals zu treffen oder einen Flügel zu zerschmettern, so daß er selbst durch ein nur schwaches und mühsames Fortflattern nicht von der Stelle des Anschusses sich entfernen kann. Sobald ihm dazu noch Kraft genug übrig bleibt, ist er schon als fast verloren zu betrachten, weil man wegen des Pulverdampfes von der Hütte aus nicht im Stande ist, zu bemerken, nach welcher Seite er, selbst tödtlich getroffen, sich noch hinwendet. Das spätere Aufsuchen aber bleibt, wäre der Hund, den man dabei verwendet, auch noch so gut, im ganz dichten Gebüsche sehr oft fruchtlos.

8) Im ersten Augenblicke nach dem Einfallen sichert die Schnepfe wie ein vierfüßiges Wild und bleibt mit aufgerichtetem Kopfe

eine Weile unbeweglich sitzen, als ob sie auf etwas lauschen wolle. Während dieser Vorsichtsmaßregel darf der Schütze, wenn auch noch so gut hinter seinem Schirme verborgen, nicht die allergeringste Bewegung machen, ohne sogleich erkannt zu werden. Sobald aber die Schnepfe anfängt zu laufen, oder mit dem Schnabel im Schlamme zu bohren, oder sich nach Art der Drosseln mit ausgebreiteten Flügeln im Wasser zu baden, dann darf man ganz unbedenklich das Gewehr an den Kopf nehmen.

Daß aber die Schnepfe, einmal im Wurmen begriffen, selbst den aus der Hütte kommenden Schuß nicht hören oder doch nicht beachten und auch dann noch ruhig fortsuchen sollte, wenn dicht neben ihr das tödtliche Blei einen Gefährten niedergestreckt hat, hätte ich nie geglaubt, wenn es mir nicht von einem durchaus zuverlässigen Manne auf das Bestimmteste versichert worden wäre. Von diesem war mir nicht unbekannt, daß er in seinem Leben, namentlich aber in seinen früheren Jugendjahren, viele Schnepfen an der Suhle geschossen hatte. Ich wendete mich daher in Ermangelung hinlänglicher eigener Erfahrungen mit der Bitte an diesen Mann, mir die seinigen über unsern Gegenstand mitzutheilen. Dies geschah und ich will, indem ich hier einen buchstäblichen Auszug aus seinem desfalls an mich ergangenen Briefe liefere, mich seiner eigenen Worte bedienen.

„Bei den Abendanständen", schreibt er mir, „machte ich die Erfahrung, daß die Schnepfe bei dem Suchen nach Nahrung sich jenem blinden Eifer hingibt, welcher dem Auerhahn, wenn gleichwohl aus einem ganz andern Grunde, während der Balz eigen ist und gleich diesem die auf sie abgefeuerten Schüsse oft gar nicht vernimmt, daher auch ununterbrochen ihre Jagd nach Würmern fortsetzt, wenn sie gefehlt worden ist.

„Es kam mir einst der Fall vor, unter acht an einem Abend einfallenden Schnepfen fünf zu erlegen und unter diesen zwei, nachdem ihnen ihre Kameraden an der Seite weggeschossen worden waren, ohne daß sie etwas davon gemerkt hatten. Auch steht dies nicht so vereinzelt da, daß man annehmen könnte, es hänge mit unbekannten Zufälligkeiten zusammen, vielmehr machte ich dieselbe Bemerkung wenigstens zehn bis zwölf mal, und schoß daher, wenn mehrere Schnepfen das Wasser umstrichen, erst dann, sobald sie sämmtlich eingefallen waren und angefangen hatten zu wurmen.

„Die Veranlassung zu solcher Entdeckung war folgende: Eines Abends, etwa in meinem fünfzehnten Lebensjahre, in welchem Alter diese

Anstandsjagd einen großen Reiz für mich hatte, weil sie für mich, als Anfänger in der Schießkunst, die einzige war, bei der ich etwas zu erlegen hoffen durfte, fiel zwanzig Schritte vor mir eine Schnepfe ein. Nachdem ich bei ihrem Einfallen, worauf sie etwa eine Minute lang ruhig sitzend, sich umsieht und selbst die geringste Bewegnng des Schützen bemerkt, die Regel, mich nicht zu rühren, gehörig beobachtet hatte, fuhr ich, als sie zu laufen anfing, mit meinem überhaupt schlechten und nebstdem auch noch nicht pistonirten, einfachen Gewehr (denn ein werthvolles wollte man mir damals noch nicht anvertrauen, auch war meine Geschicklichkeit im Schießen noch keines besseren werth) an den Kopf und drückte ab. Allein die Flinte versagte, und schon war ich im Begriffe, in Verwünschungen gegen mein schlechtes Handwerkszeug auszubrechen, als ich bemerkte, daß die Schnepfe noch ganz sorglos fortbohrte. Ich zog daher, ohne das Gewehr vom Kopf zu nehmen, den Hahn wieder auf, drückte zum zweiten male ab, jedoch mit nicht besserem Erfolge, als das erste mal. Derselbe Fall ereignete sich auch bei dem dritten Versagen, ohne daß die Schnepfe den wiederholten lauten Schlag des Schlosses zu hören schien, und erst als ich, erzürnt über diesen Unfall, aufstand, um meinen Platz zu verlassen, strich sie ab.

„Dies klärte mir nun auch den Umstand hinlänglich auf, daß jene Schnepfen, nach denen ich früher geschossen hatte, die aber dann erst aufstanden und fortstrichen, wenn ich, sie für todt haltend, hingehen und sie herbeiholen wollte, nicht, wie ich damals glaubte, angeschossen, sondern rein gefehlt und, ohne meine Schüsse beachtet zu haben, fortsuchend, erst dann aufgestanden waren, als sie mich in der vergeblichen Hoffnung eines gelungenen Schusses hinter meinem Verstecke hervorkommen sahen.

„Als ich in späterer Zeit bei diesen Anständen mich einer Doppelflinte bediente, war ich, im Rückblick auf diese Wahrnehmung, immer darauf bedacht, wenn zwei Schnepfen zugleich bei mir eingefallen waren und recht eifrig nach Würmern bohrten, eine nach der andern zu schießen, was mir auch sehr oft gelang.

„Es kommt beinahe Jedem, der die gute Sehkraft der so großäugigen Schnepfen, wie besonders auch ihr feines Gehör kennt, fast unglaublich vor, daß sie einen in solcher Nähe abgefeuerten Schuß nicht nur nicht hören, sondern auch, zumal im Abenddunkel, das Feuer oder den Dampf nicht sehen sollten.

„So oft ich daher davon in Gesellschaft erzählte, wurde, namentlich von den älteren in der Jägerpraxis grau gewordenen Männern, spöttisch

gelächelt und das Gespräch kurz abgebrochen, woraus ich deutlich abnehmen konnte, daß sie vermutheten, ich wolle ihnen Fabelhaftes erzählen.

„Selbst der nunmehr verstorbene, vielerfahrene und in dem Rufe eines bewährten Praktikers stehende Oberförster S. zu B. sagte einst, als ich eben eine solche Erzählung beendet hatte, seinem Nachbar in's Ohr: „Dieser junge Mann fängt auch an Latein zu sprechen". Gern vergebe ich ihm den Zweifel. Kann doch auch ein in den besten Zeiten lebender Waidmann nicht Alles erfahren haben! Wäre aber diese Erfahrung schon früher gemacht worden, als man in dem sogenannten Luft- (oder Flug-) schießen noch wenig bewandert war und sich daher nur auf den Anstand beschränken mußte, so würde ohne Zweifel damals eine ungleich größere Anzahl von Schnepfen erlegt worden sein.

„Das Sonderbarste bei der Sache ist aber, daß selbst mein eigener Vater, der doch in seinem Leben mehrere Hunderte von Schnepfen an der Suhle geschossen hat und recht gut weiß, daß ich kein Münchhausen bin, sich dennoch nicht von der Wahrheit meiner Angaben überzeugen läßt, sondern behauptet, es sei blos meine Absicht, ihn, wie er sich in solchen Fällen auszudrücken pflegt, mit blauem Dunste anlaufen zu lassen. Zu meiner großen Beruhigung haben jedoch mehrere meiner Freunde sich aus eigener Anschauung von der Richtigkeit meiner Beobachtungen zu überzeugen gesucht und dieselbe ihrem ganzen Umfange nach bewährt gefunden."

So lautet die Mittheilung meines Correspondenten, welcher ich nun noch Folgendes beizufügen habe:

Zu jenen Ungläubigen, über die er sich so bitter beklagt, gehöre ich (der Verfasser des Buches) nicht, denn gegen die Wahrheitsliebe des Referenten, mit dem ich schon seit Jahren in ununterbrochener Verbindung stehe, kann bei mir auch nicht der entfernteste Zweifel auftauchen.

Ich erkläre mir daher die von ihm erzählte Wahrnehmung auf folgende, wie ich hoffe, der Wirklichkeit nicht ganz fern liegende Weise:

Daß die Schnepfen den so ganz in ihrer Nähe fallenden Schuß, sollte er auch nur aus einer schwächeren Pulverladung bestehen, wie man sie bei solchen Gelegenheiten, wobei es mehr auf das Decken als auf den Durchschlag der Schrote ankommt, gewöhnlich anzuwenden pflegt, und, aus einer engen Hütte kommend, um etwas dumpfer lauten, als außerdem, gar nicht hören sollten, ist durchaus nicht anzunehmen. Aber sie wissen nicht, was er bedeutet und beachten ihn daher auch nicht.

Eben so wird es sich mit dem Pulverdampfe verhalten. Allein ungleich schwerer läßt es sich erklären, daß sie das aus dem Flintenrohre fahrende Feuer nicht sehen sollten. Hierbei kommt jedoch wohl das Meiste darauf an, ob der Schütze sein Gewehr ganz weit vorn hin in die Oeffnung der Hütte legt oder aus freier Hand und weiter zurück bleibend, schießt, wodurch denn das Feuer von außen nur wenig oder gar nicht bemerkt werden kann. Ferner vermuthe ich auch, daß so wenig scheue Vögel, als die bezeichneten, vielleicht zu den jungen vom letzten Sommer, also zu den noch ganz unerfahrenen und zutraulichen gehörten, so wie auch, daß sie im Moment des ersten Schusses gerade sehr eifrig mit dem Aufsuchen ihrer Nahrung beschäftigt und vom Schützen abwärts gewendet gewesen sind, folglich mit ihren, so lange der Schnabel noch tief im Schlamme steckt, dicht am Boden befindlichen und vielleicht auch durch das Umherspritzen des Wassers geblendeten Augen nicht einmal das Feuer des Schusses, wie viel weniger den Dampf bemerken konnten. Ferner möchte ich auch voraussetzen, daß wenn eine gefehlte Schnepfe ruhig sitzen bleibt, der Schuß zu hoch gegangen sein müsse, weil im entgegengesetzten Falle sie ohne Zweifel durch das von den Schroten veranlaßte Bespritzen mit Schlamm oder Wasser sich zum Abstreichen veranlaßt gesehen haben würde.

Es ereignet sich nicht selten, daß der Schütze, weil er den Vogel nicht fortstreichen sieht, sich der Hoffnung hingibt, ihn getroffen zu haben, und, nachdem dieser schon längst in Sicherheit ist, noch nach ihm sucht. Doch ist vielleicht noch nie eine Schnepfe auf eine so eigenthümliche Weise gesucht worden, wie einst von einem Dilettanten zu M. Von diesem wurde Herr Forstmeister K., dessen Güte ich diese Mittheilung verdanke, einst zur Herbstzeit gebeten, ihn Abends einmal auf den Anstand mitzunehmen, da er noch nie so glücklich gewesen sei, eine Schnepfe zu schießen. Diesem Verlangen zufolge ward derselbe an Ort und Stelle geführt, während Forstmeister K. sich unfern von ihm, auf einen andern Platz anstellte. „Bald nachher hörte ich (ich will den Referenten selbst erzählen lassen) eine Schnepfe bei ihm einfallen und etwas später erfolgte auch ein Schuß. Als ich nun zu ihm hingegangen war, sah ich ihn sehr emsig mit seinem Stocke in einer Wasserpfütze herumstochern. Auf meine Frage: Was machen Sie denn da? erwiderte er: Ich suche die Schnepfe, kann sie aber nicht finden; vermuthlich hat sie der Schuß in Stücke zerrissen, denn gefehlt haben kann ich sie doch unmöglich in solcher Nähe. Vergebens suchte ich ihn von diesem seinem Irrthume zu überzeugen; er bohrte viel-

mehr noch eine ganze Weile mit seinem Stock im Sumpfe herum und verließ nur zögernd und ungern die Stelle, wo er — wenn gleichwohl sehr irriger Weise, denn es fand sich nicht eine einzige Feder auf dem Anschusse vor — seine ersten Lorbeeren als Schnepfenschütze errungen zu haben glaubte."

Uebrigens erinnert mich die Vermuthung des in seiner Hoffnung so bitter getäuschten Dilettanten nochmals an die Pflicht, den angehenden Liebhabern dieser Jagd die Ladung mit feinen Schroten wiederholt nachdrücklichst zu empfehlen; denn mir selbst sind von meinen Untergebenen mehrmals Schnepfen eingeliefert worden, die mit grobem Hagel dermaßen gut getroffen waren, daß man hätte glauben können, nicht blos der weltberühmte Inhalt ihres Unterleibes, sondern der ganze Vogel sei dazu bestimmt — auf Semmelschnitte gestrichen zu werden. —

Ich gehe mit dem herzlichen Wunsch, daß der geneigte Leser über die Weitläuftigkeit, mit der ich den Gegenstand vielleicht allzugenau und ausführlich abgehandelt habe, nicht ungeduldig geworden sein möge, nunmehr zu dem über, was mir noch im Allgemeinen über die Physiographie der Waldschnepfe (Scolapax rusticolo, Linn.) zu sagen übrig bleibt.

Dieselbe gehört bekanntlich, wie alle ihre Geschlechtsverwandten, zu den Sumpfvögeln. Nach Döbel brütet sie 21 Tage, nach Andern nur 14 bis 19 Tage; es ist jedoch noch Niemandem gelungen, hierüber volle Gewißheit zu erhalten, weil die Beobachtung ihres Brutgeschäftes mit zu großer Schwierigkeit verbunden ist. Sie legt drei bis vier, seltener fünf, schmutzig gelbe, blaßröthlich und braun punktirte Eier; nicht zwei, wie der Königl. Bayer. Oberförster, Herr Martin zu Neuulm, in seinem Werke „Erfahrungen über die vorzüglichsten Gegenstände der niedern Jagd" angegeben hat.

Wenn wir schon darüber erstaunen, daß die Stockente (Anas bochsas fera, L.) ihre Jungen aus den alten Raubvogelhorsten, in welchen sie bisweilen brütet, bis zum nächsten Gewässer völlig unverletzt im Schnabel fortträgt, so ist doch der Instinct der Waldschnepfe hierin beinahe noch bewundernswürdiger.

Ihr hat die weise Natur zwar die Kraft versagt, ihre noch unmündigen Kinder auf gleiche Weise fortzuschaffen, allein sie bewerkstelligt dies auf eine andere, eben so wunderbare Weise, indem sie ein Junges nach dem andern zwischen Hals und Brust nimmt, dann mit dem Schnabel fest an sich drückt und so durch die Luft fortträgt, bis sie nach und nach alle an den Ort ihrer Bestimmung gebracht hat. Hiervon war u. A.

Herr Förster Kurze zu Hufhaus im Gräfl. Stolberg-Wernigerodischen Antheil der Grafschaft Hohnstein mehrmals Augenzeuge und hat seine diesfälligen sehr interessanten Beobachtungen dem Jägerpublicum im Hartig'schen Archive für Preußen (1818, Heft 3) mitgetheilt.

Ganz hiervon abweichend lautete eine andere Nachricht, welche mir durch den verstorbenen Königl. Bayer. Oberförster Mainz zu Neupelsdorf, Forstamts Gerolzhofen, Unterfranken und Aschaffenburg, mitgetheilt wurde.

Dieser sah im Monate Mai des Jahres 1812 eine Schnepfe Mittags um 12 Uhr bei starkem Regen drei Junge nacheinander mit den Füßen ergreifen und forttragen. Ob nun gleich dies mit sichtbarer Anstrengung geschah, so strich sie doch ziemlich hoch über einem haubaren Stangenholze hin und ließ sich, nachdem sie etwa 60 Schritte weit fortgestrichen war, wieder nieder. Zu Ende des Junius 1822 sah er zum zweiten male, daß eine Schnepfe ihr Junges, ganz nach der Art der Raubvögel, wenn sie etwas geschlagen haben, unter sich hängend, eine Strecke weit forttrug und dies, genau von ihm beobachtet, drei mal nacheinander wiederholte.

Mit dieser Beobachtung stimmt die des Herrn Staatsrathes Hartig überein, welcher ebenfalls schon mehrere Schnepfen ihre Jungen zwischen den Ständern forttragen sah.

Es war mir sehr erwünscht, durch den Hrn. Oberförster K. hierüber unlängst folgenden näheren Aufschluß zu erhalten.

Auf dem Forstreviere B. im District Tannenhals sah derselbe diesen Transport mehrmals zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedene Weise bewerkstelligen. Ich gründe hierauf die Vermuthung:

„Daß die alte Schnepfe ihre Kinder nur, wenn sie noch ganz klein und kurz zuvor erst aus dem Ei geschlüpft sind, zwischen Schnabel und Hals, späterhin aber zwischen den Ständern trage."

Diese Ansicht möchte allerdings einige Wahrscheinlichkeit für sich haben und schon um deswillen näher geprüft zu werden verdienen, weil dadurch die zwischen den bisherigen Beobachtern obwaltende Meinungsverschiedenheit über die Art und Weise des Fortschaffens junger Schnepfen sich vollkommen ausgleichen würde.

Auch englische Jagdschriftsteller bestätigen den Transport der jungen Waldschnepfen durch die alten, namentlich wenn das Nest in dichtem Haidekraut, fern von Plätzen, wo sie stehen können, liegt. (St. Johns Sketches of the wild sport of the highlands. London 1849.) — Ein anderer Schriftsteller Llod in seinen „Field-sports of the North

of Europe", worin er besonders Bärenjagden in Schweden und Norwegen schildert, bezeugt, daß, wenn die Hunde Waldschnepfen antreffen, deren Junge noch nicht fliegen können, die Alten ihre Jungen einzeln zwischen ihre Tritte (?) nehmen und, mit ihnen fortfliegend, einen lauten Ruf geben.

Bewundernswürdig ist auch der Instinct, welcher die Schnepfe sich selbst heilen lehrt, wenn ihr durch Schrotschüsse ein Ständer zerschmettert worden ist. Herr Dr. Bekker zu Darmstadt war der Erste, der diese höchst interessante Entdeckung gemacht hat.

An einer im Jahre 1818 ihm überbrachten Schnepfe fand er an der Tibia (in der Osteologie das Schienbein, in der physiographischen Terminologie die Fußwurzel) des rechten Fußes dicht unter dem Gelenke des Schenkelknochens eine durch ein Schrotkorn zerbrochene Knochenstelle, von einem früheren Schusse herrührend. Diese Stelle war mit ausgerupften Bauchfedern schienenartig umrandet, so daß der früher ausgetretene Schweiß die sie umgebenden, künstlich angelegten Federn fest zusammenballte, und dadurch die zerbrochene Tibia in eine feste und gerade Lage kam.

Bei vorsichtigem Auseinanderfalten der übrigens sehr hart zusammengeleimt gewesenen Federn fand Herr Dr. B. dieselben in der letzten, am Knochen liegenden Schichte dicht mit einer getrockneten Schweißdecke überzogen, auf der Wunde selbst aber eine besondere, dicke Schweißkruste, die sich mit dem Finger leicht abheben ließ. Und siehe da! beinahe ganz geheilt war die Wunde, selbst der Knochenbruch vermittels eines gebildeten Callus (Knochennarbe) wieder zusammengewachsen, so daß blos ein kleiner, fester Höcker auf der Stelle der Wunde stand.

Der Augenschein lehrte, daß dieser Knochenbruch höchstens vier Wochen alt sein konnte. Um so merkwürdiger ist daher nicht nur dessen schnelle Heilung, sondern auch hauptsächlich der Instinct der Schnepfe, auf eine eben so kunst- als naturgemäße Weise die Heilung zu bewirken.

Viele werden diese letztere für ein bloses Spiel des Zufalles halten, und ich selbst gestehe, daß mir dies die natürlichste Erklärung derselben zu sein schien. Allein seitdem ein zweiter ganz ähnlicher Fall durch den Königlich Preußischen Oberforstmeister, Herrn von Pannewitz, zu Marienwerder in West-Preußen, beobachtet und zur Kenntniß der literarischen Jägerwelt gebracht worden ist, seitdem ist das, was früher nur erst Wahrscheinlichkeit war, beinahe zur vollen Gewißheit geworden.*)

*) Vergleiche hierzu die Nachträge zu diesem Capitel.

„Wenige Wochen, nachdem ich (so erzählt Hr. v. P. im Hartig-schen Archiv des Forst- und Jagdwesens in Preußen) jenen Aufsatz des Hrn. Dr. Bekker gelesen hatte, erhielt ich eine Schnepfe, bei deren Besichtigung ich an dem rechten Ständer einen großen, stark und reich befiederten Wulst fand, welcher mir sogleich jenen Aufsatz erinnerlich machte, und bei dessen nochmaliger genauer Untersuchung ich die Bildung und die Bestandtheile dieses Ballens genau mit der Beschreibung des Hrn. Dr. Bekker übereinstimmend fand, so daß ich mich lediglich auf diese beziehen darf. — Der Bruch war ½ Zoll über den Zehen und 1 Zoll unter dem mittleren Gelenk. Auf der linken Seite des Schienbeins war der von Bauchfedern und Schweiß gebildete Ballen 9‴ lang, 6‴ breit und 5‴ dick; auf der rechten Seite des Schienbeins, so wie vorn und hinten, war der Ballen nicht bedeutend und nur etwa 3—4‴ lang und dick, woher es auch kam, daß der Knochen auf der rechten Seite an der Bruchwunde eine Beugung bekommen hatte und dadurch das Schienbein ein wenig krumm, doch aber ganz fest geheilt war."

Sehr treffend schließt Hr. v. P. seine Erzählung mit dem Bemerken, daß ein Ereigniß, welches sich in einem Zeitraume von sieben Jahren und in einer Entfernung von mehr als hundert Meilen zweimal zugetragen habe, kaum noch als die Folge eines blosen Ungefährs betrachtet, vielmehr als erwiesen angenommen werden könne, daß diese Art sich zu heilen allen Schnepfen eigen ist.

Die Beobachtung des verstorbenen Bekker habe ich in mehreren Fällen bestätigt gefunden, vermuthe aber noch weiter, daß die Schnepfen solche Schrotwunden, die nicht sofort tödtlich sind, auch am Rumpfe mit zusammengeballten oder gedrehten Federn verstopfen. Förmliche Federdochte, die ich aus derartigen Wunden herauszog und ausgerupfte, kleine Federn, die ich an den Stellen gefunden, wo die angeschossenen Schnepfen eingefallen waren, sind die Gründe, worauf meine Vermuthung beruht.

Ein dritter, diesen beiden ziemlich ähnlicher Fall, ist mir selbst vor einigen Jahren begegnet.

Von meinem Begleiter rege gemacht, kam eine Schnepfe auf mich zugestrichen, an welcher ich schon in der Luft etwas Ungewöhnliches in der Haltung des linken Ständers bemerkte. Mit einer Art von Ungeduld ging ich daher, nachdem ich sie herabgeschossen, dem Hühnerhunde, der für meine Neugierde nicht rasch genug mit ihr herankam, entgegen und wirklich fand ich auch alsbald meine Vermuthung bestätigt. Der linke Fuß war nämlich ganz steif und stand etwas seitwärts hinaus. Am Knie,

welches ohne Zweifel durch eine frühere, nunmehr aber vollkommen geheilte Schußwunde zerschmettert worden war, fand sich ein dicker, knorpelartiger, schon ganz verhärteter Wulst, der höchst wahrscheinlich durch die obenbeschriebene Selbstheilung seine dermalige Gestalt gewonnen hatte, und dem Vogel das gewöhnliche Laufen unmöglich machen mußte; denn derselbe konnte sich nur hüpfend fortbewegt haben.

Seiner Merkwürdigkeit wegen habe ich diesen Fuß abgelöst und nach vorheriger Austrocknung aufbewahrt.

Wahrhaft bewundernswürdig ist ferner die Art und Weise, wie die Waldschnepfe sich ihren Lebensunterhalt verschafft.

Sie bohrt nämlich ihren langen Schnabel in solche Stellen ein, wo der Boden weich genug ist, dreht sich dann im Kreise herum und verursacht ein leises, schnurrendes oder gurgelndes Geräusch, welches, wenn auch zu schwach, um irgend ein anderes Geschöpf auf Erden zu beunruhigen, dennoch die Würmer in Alarm zu bringen vermag. Bei diesem Geschäfte scheinen ihre großen, weit vorliegenden Augen ihr besonders gute Dienste zu leisten; denn sie bemerkt augenblicklich jeden zum Vorscheine kommenden Wurm, schneidet ihn, wenn er zu lang ist, geschickt entzwei und verschlingt dann ein Stück nach dem andern.

Diese Behauptung hat vor bereits mehr als fünfzig Jahren der längst verstorbene Oberförster Slevogt, der zu seiner Zeit zu den aufmerksamsten Naturbeobachtern gezählt wurde, im Hartig'schen Forst- und Jagd-Journale aufgestellt, und ich habe geglaubt, mich auf eine solche Autorität stützen zu dürfen, da es mir selbst, wie vielleicht noch hundert andern Jägern, an Gelegenheit gefehlt hat, aus eigener Anschauung Erfahrungen hierüber zu machen.

Herr Controleur Steinbrenner zu Frankfurt hat jedoch eine andere Ansicht von der Sache, welche ich hier mit dessen eigenen Worten folgen lassen will.

„Die auf S. 202 in fine der ersten Auflage dieses Werkes beschriebene Art und Weise, wie die Waldschnepfe sich ihren Lebensunterhalt verschafft, kann ich mit meinen, an einer gezähmten Schnepfe längere Zeit hindurch gemachten Beobachtungen nicht ganz in Uebereinstimmung bringen. Ich habe namentlich von jenen Gurgeltönen, womit sie die Würmer in Alarm versetzen soll, ebensowenig je etwas bemerkt, als es mir einleuchten will, wie dergleichen und überhaupt Laute, insofern sie nicht von einer fühlbaren Erschütterung begleitet sind, eine Wirkung auf Geschöpfe zu äußern vermögen, welchen die Gehörorgane gänzlich fehlen.

„Wer schon beobachtet hat, wie die Regenwürmer flüchten, sobald ein Maulwurf in ihrer Nähe hebt (hügelt) oder wenn ein zugespitzter Gegenstand, etwa ein Stock, in die Erde gestoßen und kreisförmig horizontal bewegt wird, dem ist es mehr als wahrscheinlich, daß es die von dem Stoßpunkte ausgehenden und nach Maßgabe der bei dem Stoße gebrauchten Gewalt sich strahlenförmig in dem Boden weiter verbreitenden Erschütterungen sind, welche die (wie fast die meisten Thiere der niederen Organisation) mit so überaus feinem Gefühlsvermögen begabten Regenwürmer in Bewegung setzen.

„Ein Schuß über einem belebten Ameisenhaufen in die Luft abgefeuert, ändert nichts in dem momentanen Verhalten der Ameisen, während es nur des Darauffallens etwa eines Kiefernzapfens bedarf, um die ganze Kolonie in Aufregung zu bringen.

„Bestätigen muß ich übrigens, daß die Schnepfe, je nach der Beschaffenheit des Bodens, ihren Schnabel bis zum Bügel einsenkt und damit nach allen Richtungen zwängende Bewegungen macht, sowie auch, daß sie einzelne Regenwürmer zertheilt. Da ich indessen diese Zerstückelung nur in den Fällen wahrgenommen, wo der Wurm noch nicht ganz aus dem Boden zum Vorschein gekommen war, während in allen anderen Fällen selbst die größten Regenwürmer ihrer ganzen Länge nach von der Schnepfe lebend verschlungen wurden, so möchte ich jene Zerstückelungen eher dem Zufalle, als einer berechneten Absicht zuschreiben."

Herr M., Oberförster zu H., erklärt sich die Sache auf folgende Weise:

Dem Einbohren des Schnabels in den weichen Boden, wenn die Schnepfe nach Nahrung sucht, dürfte die Absicht zu Grunde liegen, den Regenwürmern einen bequemen Weg zur Oberfläche zu verschaffen. Diese so eingebohrten Oeffnungen sind jenen ganz gleich, aus welchen die Regenwürmer gewöhnlich hervorkommen. Ein solcher, wenn er zufällig auf ein derartiges Loch stößt, wird dasselbe gern zu seinem Fortbewegen benutzen und so auf der Oberfläche der Schnepfe sichtbar werden oder sich wie eine Maus in dem gebohrten Loche fangen.

Es ist höchst interessant, der Schnepfe beim Wurmen zuzusehen, dabei muß man sich jedoch verbergen und zumal in den ersten Augenblicken äußerst still verhalten, weil dieselbe nach ihrem Einfallen sich jedesmal erst vorsichtig umsieht, ehe sie zu wurmen anfängt.

Daß sie in der Auswahl des Futters sehr eigensinnig sei, läßt sich kaum annehmen. Denn die kleinen Thierchen, von denen sie sich nährt,

sind ja fast alle gleich zart, und man hat die Schnepfe schon oft mit dem besten Appetit die in faulen oder verwesten Thierkörpern entstandenen Maden verzehren sehen. So sah, um von vielen Beispielen nur eines anzuführen, Herr Oberförster Fuldt zu Schafheim*) einst zwei Waldschnepfen auf einem zu Holze geschossenen Hirsche, welche sich die reichlich in demselben erzeugten Maden trefflich schmecken ließen und mehrere Tage hinter einander denselben Ort besuchten. Ich finde daher dessen Vermuthung, daß dies blos deswegen geschehen sein möge, weil der Boden damals schon hart gefroren gewesen sei, nicht ganz wahrscheinlich, sondern glaube, daß sie außer den Regenwürmern, welche ihre gewöhnliche Nahrung ausmachen, auch andere Gattungen zarten Gewürmes aufnehmen.

Um dergleichen Beobachtungen anzustellen, ist der Herbst die günstigste Jahreszeit, weil dann auf Weideplätzen in oder neben dem Walde die Schnepfen häufig einfallen und am liebsten in den noch ganz frischen Excrementen des Rindviehes herumbohren, was im Frühjahre nicht so gut geschehen kann, weil dann der Regen diese schon so sehr aufgelöst hat.

Auch hierin ist Herr Steinbrenner anderer Meinung! Er sagt: „Schon dieser Umstand (daß nämlich die Schnepfen im Herbst auf Weideplätze häufig einfallen und am liebsten in den noch ganz frischen Excrementen des Rindviehes herumbohren) scheint mir zu beweisen, daß nicht der Regenwurm gerade die Lieblingsnahrung der Waldschnepfe ausmache."

Hier gehen unsere Meinungen in Etwas auseinander, ob ich gleich weit entfernt bin, den Regenwurm als ausschließliche Leibspeise unseres Lieblings darzustellen.

Ich glaube nämlich in der Thatsache, daß sich unter den s. g. Kuhfladen, ja selbst in denselben viele Regenwürmer sammeln, wie ich mich hundertfach schon überzeugt, den Grund zu finden, warum die Schnepfe sich in solche Wühlereien einläßt, und kann daher nicht glauben, daß sie dabei ausschließlich nach Ascariden und anderen Eingeweidewürmern, die doch nichts weniger als häufig mit den Excrementen ausgeworfen werden, eine Suche halte. Was könnte sie aber sonst darin wollen? Die Roß- oder Kothkäfer vermag sie schwerlich ganz zu verschlingen; und zum Maceriren halte ich ihren Schnabel nicht für geeignet.

Man kann mir zwar einwenden, in ganz frischem Rinderkoth hätten

*) Siehe Hartig's Forst- und Jagd-Journal.

sich noch keine Regenwürmer eingefunden; darauf erwidere ich aber, daß unter ganz frischem S. V. vorwiegend doch nur solcher verstanden werden kann, welcher mindestens schon einige Stunden gelegen, in welcher Zeit die zunächst sich aufhaltenden Regenwürmer, von der warmen Feuchtigkeit und dem Aroma (?) angezogen, allerdings in die unmittelbare Nähe dieses Wurmconfects gelangen können. Doch lasse ich mich hier, wie in allen anderen Fällen gern eines Bessern belehren.

Schon dieser Umstand scheint mir zu beweisen, daß nicht der Regenwurm ausschließlich die Lieblingsnahrung der Waldschnepfe ausmache.

Auch in Suhlen, Waldbächen und stehenden Tümpeln fallen sie gern ein und scheuen das Wasser so wenig, daß man sie, wenn auch nicht oft, doch bisweilen bis an die Schenkel in demselben herumwaten sieht.

Gewöhnlich nimmt man an, es gebe nur zweierlei Schnepfen, nämlich die zuerst ankommenden kleinen, die man Fourierschützen, Quartiermacher, häufig aber wegen ihrer bläulich gefärbten Ständer Blaufüße nennt, und die später ankommenden, die großen. Allein manche Jäger wollen noch eine dritte Classe angenommen wissen, und es ist wirklich nicht zu widersprechen, daß man auch viele Schnepfen sieht, die weder eigentlich Blaufüßchen, noch ächte Eulenköpfe sind, sondern zwischen beiden in der Mitte stehen.

Die zuerst ankommenden unterscheiden sich von den übrigen, außer der merklich dunkleren, mehr in's Graue als in's Gelbe spielenden Farbe, noch besonders dadurch, daß sie ungleich schneller streichen, seltener quarren, weniger gut den Vorstehhund aushalten und sich überaus schnell vom Boden zu erheben wissen, wobei man oft nur einen einzigen Flügelschlag von ihnen hört. Auch fallen sie vorzüglich gern auf kleinen Waldblößen und neben den Wegen ein, vielleicht um desto schneller wieder aufstehen zu können. Diese Eigenheiten habe ich wenigstens an ihnen wahrzunehmen geglaubt. Doch Irren ist menschlich, und es kann auch der Fall sein, daß ich mich getäuscht habe.

Die größere und gewöhnlichere Art nennt man Großschnepfen, gelbe Schnepfen, auch Eulenköpfe; letzteres vermuthlich wegen ihrer großen vorstehenden Augen, die man nicht nur im Liegen fast immer zuerst erblickt, sondern bei mäßiger Entfernung und — worauf freilich das Meiste ankommt — bei hinlänglich kaltem Blute selbst im Fluge oft ganz deutlich erkennt, wenn man sich eines scharfen Gesichtsorganes zu erfreuen hat.

Diese Schnepfe steht schwerfälliger und mit größerem Geräusche auf,

als jene; quarrt öfter und vernehmlicher und streicht, zumal an warmen Tagen, augenscheinlich langsamer; auch hält sie den Hund besser aus.

Zur Beantwortung der Frage, wie viele Arten der Waldschnepfen (Scolopax rusticola) die deutschen Forsten besuchen? hat mir Hr. Controleur Steinbrenner folgende Bemerkungen mitgetheilt:

Wenn es bei wissenschaftlichen Streitfragen überhaupt aus nahe liegenden Gründen schon eine schwierige Aufgabe ist, lange genährte mit dem positiven Glauben nahezu verwachsene Ansichten erfolgreich zu bekämpfen, so wird es doppelt schwer, in solchen Fällen einer richtigen Erkenntniß Bahn zu brechen, in denen außerdem die gegnerische Meinung an noch ungenügend aufgeklärte Thatsachen und an namhafte Autoritäten zu appelliren vermag. —

Beläge hierzu aus dem Gebiete der Jagdwissenschaft werden alsbald Denjenigen — und darunter gehören doch wohl alle gebildete Waidmänner — zur Hand sein, welche die zahllosen contradictorischen Auslassungen über die Brunftzeit der Rehe, über das Woher? und Wohin? und über die Spezies der die deutschen Forste bestreichenden Waldschnepfen in der Erinnerung erhalten haben.

Die beiden ersten dieser vor Alter fast grau gewordenen Fragen sind nun zwar — Dank dem Einschreiten competenter Forscher — endlich unter allgemeiner Anerkennung erledigt und ruhen bereits in ewigem Frieden; die Lösung der letzteren hingegen, wie sie versucht worden, stößt bei sehr vielen, mitunter tüchtigen, Jägern noch auf erheblichen Zweifel und Widerspruch, so daß es wohl erlaubt sein wird, wiederholt darauf zurück zu kommen, geschehe es auch nur in der Absicht, divergirende Meinungen um einen Schritt sich einander näher zu bringen. Letztere gehen bekanntlich im Wesentlichen dreifach und in der Weise auseinander, daß die eine das Vorkommen von zwei Arten, die andere von drei Arten, die dritte aber nur von einer Art Waldschnepfen annimmt oder behauptet.

Ob aber eine von diesen Ansichten, und welche in dem Maße motivirt erscheint, daß sie als endgültige Entscheidung der vorliegenden Frage nach allen Richtungen hin Anerkennung findet, dürfte erst dann beurtheilt werden können, wenn vorher die Haltbarkeit der bezüglichen Stützpunkte einer genaueren Prüfung unterworfen sein wird.

Die erste Annahme (von zwei Arten) ist auf die Beobachtungen radicirt, daß eine Abtheilung Waldschnepfen — ich will sie nach dem gangbaren Ausdruck „Blaufüße" bezeichnen — früher einzutreffen pflegt, kleiner erscheint, in der Grundfarbe des Gefieders und an den Ständern

andere Färbung und eine schnellere Bewegung im Fluge zeigt, als die später ankommenden sogenannten „Eulenköpfe."

Dies Alles ist oder scheint wenigstens in der Erfahrung bestätigt, aber auch nicht weniger ist es ausgemacht, daß bei sehr vielen anderen, wenn auch nicht bei den meisten, Vogelarten in Rücksicht auf Größe und Färbung Unterschiede vorkommen, welche in geringerem Maße, wie bei der Waldschnepfe, bemerkbar sind und lediglich dem Alter, dem Geschlechte, der Individualität oder auch klimatischen und andern Einflüssen mit voller Ueberzeugung zugeschrieben wurden, folglich als Unterscheidungsmerkmale von Arten nur im Zusammenhange mit erheblicheren Punkten oder nur bei jenen Ornithologen gelten können, welche in ihrem heiligen Eifer, das System mit neu entdeckten Arten zu bereichern, offenbar zu weit gehen. —

Auch dem schnelleren Fluge der sogenannten Blaufüße kann hier eine kritischere Bedeutung nicht beigelegt werden, da bekanntlich alle Schnepfen — tout comme chez nous — bei rauher stürmischer Witterung einen schnelleren Strich zeigen, als in — idyllischen Schäferabenden.

Es bleibt daher der Umstand, daß die kleineren Blaufüße im Frühjahre zuerst bei uns eintreffen, der einzige Punkt von Wichtigkeit, indem von einer überzeugenden Aufklärung dieser Erscheinung jetzt allein noch die Lösung der ganzen Streitfrage abhängt. Seite 205 der ersten Auflage dieses Werkes wird in erwähnter Hinsicht folgende Erklärung gegeben:

„Die Masse der unsere Heimath berührenden Schnepfen überwintert in Afrika. Von daher streicht ein Theil, wenn das Wetter in Europa keine Hindernisse in den Weg legt, etwa in zwei Nächten bis in unsere Wälder, andere nehmen südlicher von uns ihre Rast. Jene sind, wenn sie nach einer so angestrengten Reise bei uns einfallen, sehr mager (schlecht bei Leibe) und scheinen deswegen kleiner zu sein. Ihres Gelichters finden sich aus gleichen Gründen zwar noch im Verlaufe des Striches, sie fallen aber weniger auf, weil sie unter den bereits besser genährten Vögeln sich verlieren." —

So einfach und natürlich im Ganzen diese Erklärungsweise ist, so läßt sie doch dem gewiß verzeihlichen Zweifel Raum, ob eine Schnepfe, durch die Anstrengung einer Reise von zwei Nächten (mit einem Rasttage dazwischen) von ihrer Beleibtheit so viel verlieren könne, daß sie, wie figura zeigt, merklich kleiner erscheint?

Versuchen wir es daher, jene Scrupel mit deutscher Gründlichkeit in einer andern Form zu heben:

Der periodische Wandertrieb vieler Vogelarten entspringt zunächst aus dem absoluten Bedürfniß der Alimentation und steht daher im engsten Zusammenhange mit dem überall in der Thierwelt vorherrschenden Selbsterhaltungstriebe. Dabei ist übrigens in hohem Grade bewunderungswürdig, daß diese Wanderungen von einer instinctiven, weit über die nächstliegenden Zeit- und Ländergrenzen hinausreichenden Divinationsgabe geleitet werden, welche diese Thiere nicht allein rechtzeitig erkennen läßt, wann und wie lange durch normale Elementar-Einwirkungen ihre Existenz in der Heimath bedroht wird, sondern auch die Richtung nach denjenigen Regionen vorzeichnet, wo sie in dieser Periode zu überdauern vermögen.

Die eigentliche natürliche Heimath dieser Vögel denke ich in den Gegenden zu suchen, wo sie im freien Zustande und an selbstgewählten Orten sich fortpflanzen. Dieses wird aber und kann nur da geschehen, wo für sie und ihre Nachkommenschaft bis zu deren Großwüchsigkeit die bevorzugten Nahrungsmittel im Ueberflusse oder doch in zureichender Menge vorhanden sind.

Letztere Bedingungen finden sich für die große Mehrzahl der Waldschnepfen in den Wäldern der nördlich gemäßigten Zone unseres Erdtheils, weil dort die Lager der Regenwürmer, welche die Haupt- und Lieblingsnahrung der Schnepfe ausmachen, zahlreicher sind und länger zugänglich bleiben, als im Süden, wo, mit Ausnahme der kurzen periodischen Regenzeit, fast das ganze Jahr hindurch, die oberste Lage der Erdrinde durch die Einwirkungen der Hitze erhärtet oder ausgetrocknet ist, was sowohl die Entwickelung des Regenwurms, als seine Habhaftwerdung wesentlich beeinträchtigen muß.

Daß demungeachtet im Süden, sowie auch in unseren Forsten, einzelne Schnepfenpaare über Sommer verbleiben und selbst nisten, beweist im Ganzen nichts weiter, als daß es auch im Schnepfenleben keine Regel ohne Ausnahme gibt. Es lassen sich indessen auch diese Ausnahmen einfach als die Folgen einer verfrühten Begattung aufhellen. —

Wenn nun aus dem vorstehend Gesagten mit Recht gefolgert werden darf, daß eine beträchtliche Anzahl der am weitesten gegen die Südregionen vorgedrungenen Schnepfen bereits einige Zeit vor ihrem dortigen Abstriche, wo es bekanntlich in den südlichsten Ländern Europa's schon heiß zu werden beginnt, sich vollauf nicht mehr zu sättigen vermochte, und wenn weiter anzunehmen gestattet ist, daß ein Theil dieser

Schnepfen, vielleicht von lebhafterem Begattungstriebe gestachelt, so zu sagen in directem Fluge bei uns anlangt, folglich keine genügende Zeit darauf verwenden konnte, sich — wenn auch nicht an den Fleischtöpfen Aegyptens, doch an den von der ersten Frühlingswärme zur Erdoberfläche gelockten Wurmnestern Süddeutschlands gehörig zu restauriren, wie Letzteres bei einer anderen minder eilfertigen Abtheilung des Schnepfenheeres der Fall zu sein behauptet werden kann, so wird sich die Frage von selbst beantworten, warum die zuerst (oder auf kürzester Reise auch später) bei uns eintreffenden Schnepfen leichter sind und dadurch kleiner erscheinen, als diejenigen, welche längere Zeit auf die Pflege ihres Leibes verwendet hatten.

Bei der zweiten durch v. Wildungen hervorgerufenen, gleichwohl aber in tiefer Minorität verbliebenen Fraction, welche die mittelgroßen Waldschnepfen als eine besondere (dritte) Art annehmen zu sollen glaubte, bedarf es keiner weiteren Erörterungen, da die Größe-Unterschiede, worauf diese Annahme vorzugsweise beruht, bereits in dem Vorhergehenden seine Würdigung gefunden; ich kann daher ohne Aufenthalt zu der letzten Ansicht, welche sämmtliche bei uns vorkommende Waldschnepfen zu einer und derselben Art classificirt, übergehen.*)

Diese stützt schon im Allgemeinen ihre Begründung auf den, wie nicht zu verkennen, illusorischen Charakter, beziehungsweise auf die Unzulänglichkeit der den vorigen Meinungen zur Seite stehenden Anhaltspunkte, im Besondern aber auf die unwiderlegbare Thatsache, daß im Verlaufe der Balzzeit, wie ich mich selbst mehrmals vollständig zu überzeugen Gelegenheit hatte, nicht selten sogenannte Blaufüße und Eulenköpfe in einer Situation getroffen wurden und wohl jedes Frühjahr getroffen werden, welche zu demselben Schlusse berechtigt, zu dem einst jener Feldschütze Grund hatte, als er auf einem frischen, in ein Kornfeld führenden Geschleife urplötzlich einen Spazierstock vor sich stehen sah, woran ein Herren- und ein Damenhut in obligater Gesellschaft eines Sonnenschirmchens trophäenartig aufgehängt waren.

Jene Schlußfolgerung aber, mit bekannten hier in Betracht kommenden Naturgesetzen zusammengehalten, verleiht den Grundlagen der letzteren

---

*) Diejenigen Ornithologen, welche etwa geneigt sein sollten, diese mittelgroße Waldschnepfe als eine besondere Spezies ihrem Systeme einzureihen, möchte ich darauf aufmerksam machen, daß das mittlere Waldhuhn sich ganz besonders dazu eignen würde, bei der systematischen Taufe dieser Schnepfenart die Pathenstelle einzunehmen.

Meinung ein so entscheidendes Uebergewicht, daß damit die Identität sämmtlicher bei uns vorkommenden Waldschnepfen in Bezug auf Spezies unbedenklich als constatirt betrachtet werden kann.

Zum Ueberflusse in Rücksicht auf die Hauptfrage zwar, aber zur Begegnung und Beantwortung etwaiger antagonistischer Zwischenfragen habe ich an einer größeren Anzahl Schnepfenleichen — diesen Ausdruck darf ich wohl bei den bereits in die unwaidmännischen Hände der Wildpretshändler übergegangenen Schnepfen anwenden — nach allen Richtungen hin eine vergleichende genaue Untersuchung selbst der Genitalien vorgenommen und als Resultat die Ueberzeugung erlangt:

1) daß keine zwei Schnepfen, mögen sie nun der größeren, mittleren oder kleineren Sorte angehören, gefunden werden dürften, welche in den Grundfarben und Schattirungen aller Federpartien sich völlig ähnlich sind;
2) daß dagegen die Schnäbel und Ständer auch der kleineren in Anschauung ihrer Länge und ihres Umfanges denen der größer scheinenden Schnepfen ganz gleich kommen;
3) daß das Pigment der Ständer höchst wahrscheinlich nur nach dem Alter ihrer Oberhaut (epidermis) in der Weise variirt, daß die frisch gehäutelten Ständer matt blaugrau, während die mit älterer Oberhaut mehr wettergebräunt erscheinen;
4) daß es Männchen und Weibchen von allen Größe- und Färbungs-Nüancen gibt, und daß sonach endlich Ornithologen mit allen bis jetzt angegebenen äußeren Merkmalen zur Unterscheidung des Geschlechts gründlich Fiasco machen.

Zum Schlusse und zu Jedermanns Frommen möchte ich noch aus der vorstehenden Abhandlung folgende erbauliche Nutzanwendung formuliren:

Was sich nach den ewig weisen Gesetzen der organischen Natur so eng und innig zusammenfügt, soll ebenso wenig der Waidmann und Ornithologe, als — der Flurschütz zu trennen versuchen! —

Ein anderer, ebenfalls sehr erfahrener Sachkenner theilte mir über vorliegenden Gegenstand folgende Bemerkungen mit:

Meine Beobachtungen widerlegen es, daß mehrere Arten der Schnepfe zu uns kommen. Ich habe die kleine Schnepfe mit grauem Gefieder und blauen Ständern gegen das Ende des Striches mit dem gelben Eulenkopfe gepaart angetroffen. — Beide waren mit einander aufgestanden, die hintere folgte balzend der vorderen, ich mit meinen beiden Hunden

und schoß sie auch beide, die eine auf dem Boden, die andere im Aufstehen. Die kleine, graue war, nach allen sonstigen äußeren Zeichen, das Männchen, und daß beide sich gepaart hatten, darüber ließ mir ihr Verhalten keinen Zweifel. Sie gehörten also um so gewisser nur einer Art an, als in jenem reichen Striche jedenfalls kein Zwang zu einer Mesalliance vorhanden war. — Aber ich will meine Ansicht etwas methodischer begründen.

Ist die Witterung im südlichen Europa günstig, bei uns aber widerwärtig, so daß die Schnepfen zwar nach Europa, aber nicht sogleich zu uns streichen, so finden wir auch, wenn der Strich bei uns endlich beginnt, wenigere magere und daher auch wenigere kleinere Schnepfen. Dies war z. B. in dem Frühjahre 1845 der Fall.

Wirkliche, bleibende Verschiedenheiten, nach Färbung und Größe, mögen hauptsächlich in der Heimath und dem Geschlechte ihren Grund haben, auch das Alter und die Individualität nicht ohne Einfluß sein.

Die im tieferen Norden geborenen Vögel sind wahrscheinlich kleiner und in der Färbung unscheinbarer, als ihre, einer günstigeren Zone angehörigen Geschlechtsverwandten; sie haben zugleich die weiteste Reise vor sich, und es ist deshalb ganz natürlich, daß sie sich zuerst auf den Weg machen. Ob sie vielleicht auch der Mehrzahl nach Männchen und diese kleiner sind, als die Weibchen, mag ich zwar nicht entscheiden, doch sprechen dafür, daß die Männchen zuerst kommen, die Analogie, z. B. von den Pirolen, und der besonders günstige Erfolg, dessen ich mich von dem Gebrauche meines Rufes, namentlich in den ersten Tagen des Striches, schon mehrfach zu erfreuen hatte. Daß die sogenannten Blaufüße mit ihren grauen Rücken bis zum letzten Tage des Striches gefunden werden, dann aber wohlgenährt ein besseres Ansehen besitzen, davon habe ich mich in jedem Frühjahre vollständig überzeugt; eben so umgekehrt auch davon, daß die helleren Schnepfen mitunter sehr frühzeitig vorkommen, aber mit vorstehenden Brustknochen und magerem Kopfe schlechter aussehen, als später, wenn sie an den mit Regenwürmern wohl besetzten Tafeln unserer Waldungen sich weidlich gut gethan hatten. Warum redet man im Herbste nicht von kleinen und großen Schnepfen, von Blaufüßen und Eulenköpfen? Offenbar, weil dann alle gut genährt sind und, weniger getrennt nach Heimath und Geschlecht, bei uns eintreffen. Also nur eine Art von Waldschnepfen und nur geschlechtliche oder sonst zufällige Verschiedenheiten! —

Den Zeitpunkt des regelmäßigen Beginnes der Frühlingsstrichzeit setze

ich auf den Anfang des Monats März. An einen früheren ordentlichen Strich glaube ich nicht; aber später tritt er immer ein, wenn die Ungunst des Wetters seinen Anfang bei uns zurückhält. Wie bereits erwähnt, überwintert das Corpus unserer Schnepfen in Afrika. Sein Strich wird also unter den Einflüssen nicht unsers, sondern des afrikanischen Himmels vorbereitet; diese Einflüsse sind, wie in allen Südländern, regelmäßig wiederkehrend, und ebenso muß dies auch der Abzug der Schnepfen aus Afrika sein, wenn ihn nicht die Einwirkungen des veränderlichen europäischen Klima's, die an der Nordküste von Afrika schon fühlbar sein mögen (z. B. ein rauher Nordwind), zurück halten. Befördern können ihn diese Einflüsse niemals. — Geschieht aber der Abzug aus Afrika selbst zur regelmäßigen Zeit, so kommen die Schnepfen doch nur alsdann auch bei uns rechtzeitig an, wenn unsere Witterung sich ihnen günstig zeigt. Ist dies nicht der Fall, so bleiben sie vorerst in den südlicheren Gegenden Europa's, so lange, bis eine Wetterveränderung ihnen den Zutritt in unsere Gegenden gestattet.

Die Schnepfen, welche zuweilen im Februar schon bei uns streichen und balzen, sind solche, die in Europa überwintern, also unter den klimatischen Einflüssen unseres Erdstriches standen. — Ihrer sind manchmal nicht ganz wenige, wie z. B. im Frühjahre 1825; sie zeigen sich aber nur, wenn ein gelinder Vorwinter sie in großer Anzahl zurück hält; dies war im Vorwinter von 1824 der Fall. Man fand damals sogar um Weihnachten noch mehr Schnepfen, als im Februar, — also beginnt der Anfang des Frühlingsstriches mit dem Monat März, in so fern es das Wetter erlaubt; oder tritt später ein, je nachdem eine solche Zögerung durch die Temperatur der Luft bedingt ist. Damit allein stimmen meine Aufzeichnungen seit einer Reihe von Jahren überein.

Der Zeitpunkt, welcher uns heut zu Tage die Schnepfen zuführt, scheint fast, gegen sonst, einigermaßen vorgerückt zu sein; denn das alte Knittelverschen:

„Oculi, da kommen sie,
Lätare, das ist der wahre; (Sonntag nämlich)
Judica, sie sind auch noch da,
Palmarum, gehn sie trararum,"

trifft schon seit einer Reihe von Jahren nicht mehr recht zu; ja, man könnte jetzt fast in jedem Frühjahre mit Wahrheit sagen: Judica, sind sie schon nicht mehr da. Begreiflicherweise sind aber auch die Tage im Kalender sehr trügliche Ankunfts-Kennzeichen; denn bald fällt Oculi

früher, bald später und die armen Reisenden würden schlimm genug zurecht kommen, wenn sie sich bei einem so weiten Wege immer nach den Vierzig Rittern*) richten wollten, noch schlimmer aber die Jäger. Wenn diese nicht eher die Schnepfen heraustreiben lassen dürften, bis jedes mal zuerst die — Teufel**) ausgetrieben wären, so würden sie, da diese Bursche (nach der Versicherung der alten Kirchenväter) mitunter ziemlich fest sitzen, manchmal sehr schlechte Geschäfte machen.

Aus meiner früheren Jugend erinnere ich mich noch sehr wohl, daß der 17.—18. März immer als der früheste Termin ihrer Ankunft betrachtet wurde; seit dem letzten Jahrzehnt aber habe ich beinah durchgängig schon zu Anfang des gedachten Monats die ersten geschossen, ja, mehrmals sogar im Februar, wie z. B. im Jahr 1821 am 23. dieses Monats.

Es dürfte hier vielleicht einer oder der andere meiner Leser mich eines Irrthums beschuldigen, wähnend: es seien dies nicht neu angekommene, sondern sogenannte Lager-Schnepfen gewesen, die bisweilen bei uns überwintern. Allein ich weiß diese recht gut von jenen zu unterscheiden und würde obige Fälle gewiß nicht anführen, wenn der geringste Zweifel dabei obwalten könnte.

Nur in nassen, regenreichen, sehr gelinden Wintern bleiben einzelne Schnepfen bald in größerer, bald in geringerer Anzahl bei uns, besonders in solchen Wäldern, welche mit warmen Quellen und immer offenen Bächen versehen sind. Gewöhnlich treibt sie aber der erste starke Frost von dannen. Was nachher noch zurückbleibt, ist entweder krank oder verwundet oder zu kraftlos, um auswandern zu können.

Wenn man sich die undankbare Mühe gibt, einen solchen Spätling zu schießen, so ist gewöhnlich das Brustbein die hervorragende Partie an ihm und es ist Schade um das Feuer, welches man anzündet, ihn dabei zu braten.

Es war ein unvergeßlicher Anblick für mich, als ich im Jahre 1821/22 bei einem ungewöhnlich schnellen Uebergange von gelinder und warmer Witterung zu Frost und Schnee in einem zu meinem Jagdbezirke gehörigen sumpfigen Walddistricte, mitten im Winter, in Zeit von einer Viertelstunde dreierlei Schnepfenarten antraf, nämlich die Wald-, die Heer- und die Haarschnepfe (Scolopax rustica, gallinago et gallinula, L.). Die beiden größeren Arten haben sich ohne Zweifel in der

---

*) Am 9. März. Siehe im Kalender.
**) Siehe das Evangelium am Sonntag Oculi.

folgenden Nacht schon weggezogen; ob aber auch die kleinen, bei so gänzlichem Nahrungsmangel — der Boden war durch scharfen Frost auf einmal ganz unzugänglich für sie geworden — noch kräftig genug waren, um länger ausdauern zu können, bezweifle ich fast. Doch kann ich mich hierin auch wohl irren; denn Größe und Kraft sind zwei sehr verschiedene Dinge.

Höchst eigenthümlich contrastirten ihre dunkel glänzenden Rückenfedern mit dem weiß bedufteten und beschneiten Gebüsch, zwischen welchem sie von Zeit zu Zeit aufstanden und sogleich wieder einfielen, und vergebens würden die für Vögel mit ungleich längeren Schwänzen (Meister Reinecke und Compagnie!) bestimmten Pillen (Nro. 1.) sie umrasselt haben, wenn man unbarmherzigerweise hätte versuchen wollen, ihren ohnehin schon ziemlich dünnen Lebensfaden vollends abzuschneiden. Mein Erstaunen über diese Erscheinung würde jedoch bei weitem weniger groß gewesen sein, hätte ich damals schon gewußt, daß die Waldschnepfe selbst bei der strengsten Winterkälte, nämlich zu Anfang Februar 1821, in einer viel nördlichern Zone, in Island, vorgekommen ist. (Faber's Werk über die hochnordischen Vögel, 1. Heft.)

Wenn es übrigens hier und da als ein großes Räthsel betrachtet wird, daß ein so empfindlicher Vogel sich auch in sehr kalten Himmelsstrichen, z. B. in Island in der Nähe des großen Geysers, aufhalte, so gründet sich doch solches Erstaunen eigentlich nur auf einen Irrthum; denn die einzige Ursache dieses auf den ersten Anblick so wunderbaren Verweilens in einem so strengen Klima liegt ganz allein in den sieben heißen Quellen, welche sich dort vorfinden und diesen Vögeln nicht nur eine erwünschte Temperatur, sondern auch hinreichende Nahrung verschaffen.

Darüber, daß bei uns in Deutschland die Schnepfen nicht am hellen Tage ankommen, wie man sonst wohl hier und da hat behaupten wollen, sind wir gewiß Alle einverstanden. Einzelne Schnepfen, welche man da oder dort bei Tage hat streichen sehen, beweisen Nichts; denn diese können durch Menschen, Hunde, Füchse, Raubvögel oder sonst irgend eine Veranlassung genöthigt worden sein, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Auf diese Weise kommen sie bisweilen an Orte, wo man ihr Erscheinen am Tage als etwas Außerordentliches betrachtet und sie irrigerweise auf der Reise begriffen geglaubt hat.

Da in Deutschland jährlich so viele Tausende geschossen werden, da jeder Jäger sie kennt und aufmerksam darauf ist, ob sie früher oder später bei uns eintreffen, so würde, kämen sie wirklich bei Tage durch die Luft

gezogen, diese Art zu reisen gewiß schon längst bemerkt worden sein und hinsichtlich ihrer Ankunft kein Zweifel mehr obwalten können. Ungleich schwerer ist aber die Frage zu beantworten, ob sie einzeln oder in größeren Gesellschaften reisen?

Die meisten Jagdschriftsteller haben sich für die erstere Vermuthung erklärt und im Ganzen mögen sie Recht haben, weil in der Regel die Schnepfen ziemlich zerstreut liegen; indessen gibt es auch Fälle, welche für die entgegengesetzte Meinung zeugen. Warum, könnte man fragen, traf Herr von Wildungen einst in einem Feldkopfe, den er Vormittags mit vier Jägern und eben so vielen Hunden genau durchsucht hatte, (oder doch wenigstens genau durchsucht zu haben glaubte!) ohne eine einzige Schnepfe zu finden, am Abend desselben Tages zehn bis zwölf Stücke an?

Warum findet man, wie ich schon weiter oben anführte, bisweilen in fünf bis sechs Districten gar Nichts und im siebenten Alles beisammen?

Es sei mir erlaubt, einen Fall dieser Art, der mir zu Ende Octobers im Jahre 1822 begegnete, hier zu erzählen.

Während ich mit dem Wiederaufsuchen gesprengter Hühner beschäftigt war, stand eine Schnepfe auf, welche ich schoß. Eine zweite strich, von meinem Begleiter gefehlt, über den Main und war daher für uns verloren.

Diese beiden Schnepfen hier anzutreffen war mir höchst unerwartet, da ich in der ganzen Gegend, nämlich am Ufer des Mainstromes, zuvor noch nie eine entdeckt hatte; ich suchte daher fort und hatte das Vergnügen, von noch vier andern, welche ich in derselben Remise fand, keine mehr über den Main streichen, sondern alle an dem kleinen ledernen Galgen meiner Jagdtasche hängen zu sehen.

In der festen Zuversicht, eine recht brillante Jagd zu machen, setzte ich nun meine Bemühungen fort, suchte alle in jenem Umkreise befindlichen Remisen und Gehölze, ja selbst die einzelnen Gebüsche ab, fand aber dennoch keine einzige Schnepfe mehr.

Wenn also wirklich die Schnepfen einzeln ankommen, warum spürte ich in dieser ganzen Umgebung keine weiter auf? Wie hätten diese Vögel alle sechs in einer einzigen Remise von etwa hundert Ruthen Länge und sechs Ruthen Breite beisammen liegen können, wenn sie nicht auch mit einander gekommen wären?

Und warum traf ich am folgenden Tage, als ich abermals mehrere Stunden lang darauf suchte, in jener Gegend keine einzige mehr an?

Ferner, warum sind zwei Schnepfenjagden, zwischen denen nur eine einzige Nacht liegt, oft so äußerst verschieden in ihrem Ertrage?

Wenn die Schnepfen, wie es allerdings erwiesen ist, in anderen Ländern oft in großer Menge auf einmal ankommen, so ist dies auch bei uns wohl nicht unmöglich!

Folgende Thatsachen mögen es, wenn auch nicht beweisen, doch wahrscheinlich machen.

Höchst interessant und in so fern wir aus dieser Urkunde erfahren, daß die Waldschnepfen in Hessen erst seit 210 Jahren bekannt sind, besonders wichtig ist folgende, von dem uns Allen unvergeßlichen Oberforstmeister von Wildungen*) mitgetheilte Nachricht:

1) An einem lieblichen Märzabende des Jahres 1616 begab sich einer der Vorgänger des jetzigen Oberförsters Schleifer zu Langenheim in Hessen in den Wald, nicht zum Schnepfenstrich, denn hieran dachte damals noch Niemand, sondern um etwa Holzfrevler zu beschleichen. Plötzlich vernahm er den für uns so höchst erfreulichen, von ihm aber noch nie gehörten Laut jener holden Frühlings-Gäste, deren Ankunft das Evangelium des Sonntags Oculi uns zu verkünden pflegt. Er lauscht, blickt umher, und siehe da! eine große Menge ihm unbekannter Vögel senkt sich flatternd auf eine nahe Waldwiese herab und beginnt emsig mit dem langen Schnabel in dem feuchten Erdboden zu bohren.

Staunend betrachtet er sie lange, diese fremden, in seinem Forste noch niemals bemerkten Gäste, prägt deren sonderbare Gestalt seinem Gedächtnisse lebhaft ein und eilt beim Anbruch des nächsten Morgens seinem zu Reichensachsen, eine halbe Stunde weiter, wohnenden Junker die Kunde dieser unerhörten Erscheinung zu bringen, welcher, nicht minder erstaunt, sofort seinem treuen Waidmann befiehlt, ihm wo möglich einige dieser Wundervögel für seine Tafel zu liefern. Dieser eilt, den Befehl auszuführen, und schon der nächste Abend setzt ihn in den glücklichen Besitz mehrerer Individuen dieses unbekannten Geflügels.

Im Triumph bringt er seinem Gebieter die köstliche Beute. Dieser kann nicht aufhören, ihre sonderbare Gestalt, vorzüglich aber den langen

---

*) Siehe Dessen Feierabende.

Schnabel zu bewundern, den der Revierjäger in seiner launigen Beschreibung dem „Stengel einer Tabackspfeife" verglichen hatte.

Doch trägt er Bedenken, die Fremdlinge zu kosten, und ist, weil sie so abenteuerlich aussehen, sogar geneigt, sie für giftig zu halten. Endlich aber siegt doch die Lüsternheit. Der Versuch wird gemacht. Sie schmecken vortrefflich und der Appetit nach mehreren ist gereizt, da deren Genuß auch wohl zu bekommen scheint.

Der brave Küchenjäger wird also beordert, dieser leckern Braten noch mehrere zu verschaffen, und nun wird nicht nur von dem geschickten Schützen eine beträchtliche Menge von Schnepfen noch geschossen, sondern auch auf der benannten Wiese, die man heute noch zeigt, in Laufschlingen gefangen*).

---

*) Ich habe mich mit mehreren Sachverständigen über den Gehalt dieser zwar recht interessanten, aber zugleich auch großem Verdacht unterworfenen Erzählung besprochen und beschränke mich, statt der mancherlei Bedenklichkeiten und Zweifel, welche dagegen erhoben wurden, nur auf die einzige Frage:

Warum sollte der Zug der Waldschnepfe in der Abenddämmerung gerade nur im Jahre 1616 zum ersten mal bemerkt, warum ihr Laut gerade von dem genannten Jäger allein gehört worden sein, da doch diese Vögel gewiß auch schon in früheren Jahren jedes mal zur Strichzeit jene Gegend besucht hatten?

Es liegt gar zu viel Unwahrscheinlichkeit in dieser Angabe, und aus dem Gesichtspunkte der Naturkunde betrachtet, muß man dieselbe geradezu für falsch erklären; denn die Waldschnepfe war, als einer der bei uns häufig brütenden Vögel, gewiß von jeher in Deutschland einheimisch und daher auch den Jägern bekannt. Daß man übrigens erst spät angefangen habe, sie als einen Gegenstand der Jagd zu betrachten und namentlich dieselben zu schießen, läßt sich daraus leicht erklären, daß man sich damals überhaupt meist nur mit der hohen Jagd beschäftigte und von dem in der Sprache jener Zeit sogenannten Luftschießen noch wenig wußte.

Unter den mancherlei Bedenken hebe ich noch folgende hervor:

Das französische Batterieschloß wurde erst 1630 erfunden (s. Rollain d. königl. Gewehr-Gallerie in Dresden S. 3.), im Jahre 1616 konnte der Förster Schleifer nur ein Radschloßgewehr führen und mit einem solchen Waldschnepfen im Fluge schwerlich schießen. Im Sitzen eine beträchtliche Menge zu schießen, möchte er wohl nicht Gelegenheit gehabt haben.

Wenn Dr. Landau in seiner „Geschichte der Jagd und Falknerei in beiden Hessen", Kassel 1849 S. 312, zur Widerlegung der von Wildungen mitgetheilten Geschichte zwei Fälle aus den Jahren 1587 und 1592 anführt, in denen „Schneppen" dem Landgrafen von Hessen zugesandt worden sind, so scheint mir damit nichts bewiesen. Denn es kommt darauf an, ob man damals unter „Schneppe" die Waldschnepfe verstanden habe, und dies hat Hr. Dr. Landau nicht nachgewiesen.

Mit mehr Recht läßt sich der Wildungen'schen Erzählung die deutsche Uebersetzung des Geßner'schen Werkes, welche Rudolph Heußlin zu Zürich 1557 herausgegeben hat, entgegenstellen. Darin wird zuerst angeführt und im Holzschnitt ziemlich genau dargestellt „der Rietschnäpff" (womit Scolopax media Linn., die Pfuhlschnepfe, gemeint ist).

2) Am 12. September 1773 schoß bei Evreux in der Normandie ein Bauer auf freiem Felde unter einen Schwarm von (angeblich) 50 bis 60 Stücken.
3) Zu Maine in Frankreich traf einst in einem sehr schmalen Wald-Districte ein einziger Jäger über 80 Stück an, von denen er 18 erlegte.
4) Zu Benauville in der Nieder-Normandie entdeckte einst in der Frühstunde ein Jäger um Weihnachten in einer langen und dichten, an einer Wiese hinziehenden Hecke ebenfalls eine so große

---

Am Schlusse der Beschreibung derselben heißt es: „Der Schnäpff hat gar ein lieblich fleisch, darumb wirt er für ein schläck gehalten.“ Dann kommt der Artikel:

„Von dem Waldschnäpffen Rusticula sylvatica“

mit einem Holzschnitte, der den Vogel ganz unrichtig darstellt. In dem kurzen Artikel heißt es: „Dieser Schnäpff wonet mer in wälden dann in möseren, darumb er von den Teutschen Waldschnäpff vnd Holzschnäpff genannt wirt. Der ist grösser dann der vorbeschribene, dieweyl er garnach einer Hennen änlich ist; er hat auch eine gleyche Farb; doch etwas dicker und satter, seine Bein sind äschenfarb; sein Bauch weyß; sein schnabel nit so lang, wie die Figur (so ich von einem maler von Straßburg empfangen) außweißet. Man facht den mit garnen oder stricken.“

Hiermit schließt der Artikel, der viel kürzer und ungenauer gehalten ist, als der vorhergehende (vom Rietschnäpffen) und als der nachfolgende von den Heerschnäpffen, Galinago rusticula minor (treu genug im Holzschnitt dargestellt), wovon es heißt: „vnnd für ein herren äßen gehalten wirdt.“ — — „In dos vogels magen habe ich — käferlein, vnnd würmlein gefunden. Sein fleisch ist gar lieblich vnd zart.“

Hieraus geht hervor, daß die Waldschnepfe am Ende des 16ten und zu Anfang des 17ten Jahrhunderts zwar in der Schweiz und Oberdeutschland nicht ganz unbekannt, aber doch viel weniger bekannt gewesen ist, als die Mittelschnepfe und Becassine. Wenn einem Naturforscher, wie Conrad Geßner, die Waldschnepfe nicht aus eigener Anschauung bekannt gewesen ist, so ist es nicht zu verwundern, daß noch sechzig Jahre nachher (Geßner's Werk erschien zuerst lateinisch im J. 1555) den Bewohnern einer abgelegenen Waldgegend Hessens die Waldschnepfen als etwas Neues erschienen sein können.

Zur Erläuterung füge ich noch hinzu, was ein trefflicher englischer Jagdschriftsteller, H. W. Herbert, in seinem Werke: „Field-sports in the United States by Frank Forester. London, 1848 Vol. I. p. 177“ von derjenigen Schnepfenart erzählt, welche die Amerikaner (Woodcock) Waldschnepfe nennen, ungeachtet sie eine besondere, von den europäischen Arten verschiedene Species, Scolopax minor Bress, bildet. Er bezeugt, daß diese Schnepfe in ihrer ganzen Lebensweise mit der europäischen Waldschnepfe sehr übereinstimmt, daß sie sich aber nur in Gebüschen und Gehölzen, die mit Wiesen abwechseln, aufhalte, niemals aber im Urwalde angetroffen werde. Dasselbe Verhalten ist von unserer Waldschnepfe anzunehmen, so daß sich die Wildungen'sche Mittheilung dadurch erklären läßt, wenn man annimmt, daß die Waldschnepfen in jener Waldgegend Hessens zuerst bemerkt wurden, als der Urwald oder wenigstens das alte geschlossene Holz dort gelichtet wurde und jungen Gehegen Platz machte.

Menge, daß er in kurzer Zeit zwölf davon schoß. Als er nun Nachmittags mit seinem Herrn dahin zurückkehrte, um diesem ein recht ausgezeichnetes Jagdvergnügen zu verschaffen, fanden sie von allen diesen Schnepfen nur noch zwei. Jenes schnelle Verschwinden der zuerst aufgespürten vielen Schnepfen läßt sich jedoch aus dem vorausgegangenen anhaltenden Schießen und Beunruhigen leicht erklären. Sie hatten sich, während der Jäger seinen Herrn abholte, weggezogen.

5) Herr v. Beaupré aus Abbeville in der Picardie traf am Allerheiligentage des Jahres 1784 in dem Gehölze bei Bonance in Frankreich so ungeheuer viele Schnepfen an, daß er, obgleich die Sonne dem Untergange schon nahe war, doch noch 10 Stück erlegte und, seiner Versicherung nach, wenigstens viermal so viel getödtet haben würde, wenn er früher an diesen Ort gekommen wäre. (Alle diese Nachrichten findet man in dem sehr interessanten französischen Werke: La Chasse au Fusil. Paris 1788.)

Das Non plus ultra aller glücklichen Schnepfenjagden, die mir jemals, besonders in der neuesten Zeit, bekannt geworden sind, kann ich wohl diejenige nennen, welche, nach der Versicherung des Herrn Oberförsters Merinsky zu Breslau (s. dessen waidmännische Reminiscenzen in der Forst- und Jagdzeitung, Augustheft 1854. S. 320) am Fuße der Karpathen auf dem Gute Sedlitz des Preuß. Regierungsrathes v. Eichendorff abgehalten worden ist, wobei drei Schützen in einem Tage zur Herbstzeit nicht weniger als Hundert und einige Schnepfen erlegt haben sollen.

In der That, das ist sehr viel, zumal im Herbste und erst vor wenigen Jahren!

Es würde schon viel sein, wenn auch der Schützen nicht drei, sondern dreizehn gewesen wären, und dieses sehr brave Kleeblatt muß nicht blos schnell geladen und sehr gut gezielt, sondern auch ganz trocknes Pulver gehabt haben, da sich so wenig Schmutz in ihren Flinten angesetzt hat, daß sie mit gleich gutem Erfolge bis Abends fortschießen konnten.

Mein Leben würde um eine sehr angenehme Erinnerung reicher sein, wenn ich jemals das Glück gehabt hätte, einer solchen Jagd beiwohnen zu können!!

Das Merkwürdigste aber, was ich jemals über die Waldschnepfe gelesen habe, war folgende Notiz:

Als der Forstmeister Bernhard Schuster zu Hederwar in Ungarn am 16. October des Jahres 1828 von Wieselburg nach dem Neusiedlersee

reiste, sah er eine Viertelstunde von Ungarisch-Altenburg, als eben die Sonne aufging, einen Schwarm von wenigstens 1000 Vögeln auf einer Winterweizensaat beisammen. Er hielt sie anfänglich für Kiebitze, da sie sämmtlich mit ausgebreiteten Flügeln auf einer Seite ruhend gefunden wurden, um sich zu sonnen, weil in der Nacht zuvor ein starker Nebelreif gefallen war. Sein Befremden stieg aber nicht wenig, als er näher kam und erkannte, daß es die Vögel „mit den langen Gesichtern" waren. — Er ließ halten, stieg aus und ging auf sie los. Sie hielten bis auf 30 Schritte, standen dann auf, strichen ungefähr 200 Schritte weiter und fielen dort wieder ein. Dasselbe wiederholten sie mehrmals, da er die Reise mit seiner Familie machte und kein Gewehr bei sich führte, womit er, seiner Angabe nach, außerdem leicht 8 bis 10 Stück würde haben erlegen können.

Eine ebenfalls sehr große Menge von Schnepfen muß sich im Jahre 1827 auf der Herrschaft Leutomischel im östlichen Böhmen gezeigt haben, wo laut amtlich bestätigten Ausweises nicht weniger als 1757 Stücke erlegt wurden.

Diese Nachrichten sind enthalten in der Liebich'schen Zeitschrift: Der aufmerksame Forstmann vom Jahre 1827. Band 3. Heft 1.

Ferner schoß im Jahre 1726 ein ehemaliger Erznimrod im Lippe'schen in einem Tage 40 Schnepfen vor dem Hühnerhunde im Fluge und dessen Bedienter 13 auf dem Boden.

Ein Jäger, der in jener Zeit zwei Stunden weit gesandt worden war, um einen Gutsnachbar zur Tafel zu laden, erlegte, ohne förmlich zu suchen, 25 Schnepfen auf dem Hin- und Herwege. — Im Kreuzberger Stöckig bei Philippsthal wurden einst in einem Klapperjagen 99 in einem Tage geschossen. — Wer unter den Bürgern von Homburg v. d. H. vor Zeiten die hundertste Schnepfe (im Frühling) herabdonnerte, hieß der Schnepfenkönig und war das ganze Jahr über von allen Abgaben frei. Ich erinnere mich übrigens nicht mehr, in welcher Zeitschrift ich die letztere Notiz gelesen habe.

Nirgends trifft man sie indeß wohl in einer größeren Anzahl an, als auf den Inseln des griechischen Archipelagus, wenn auf den Gebirgen der Türkei plötzlich ein tiefer Schnee fällt.

Einer meiner Anverwandten (von dem ich nie ein unwahres Wort gehört) hat mir oft erzählt, daß er zu der Zeit, wo er noch als Capitain in Englischen Diensten stand, auf den dortigen Inseln, z. B. auf Ithaka &c., am ersten Tage nach ihrer Ankunft aus den beschneiten Gebirgen des

festen Landes, sechs bis acht Schnepfen unter einem einzigen Olivenstrauche beisammen angetroffen habe.

Welch' eine ungeheure Anzahl müßte da ein tüchtiger Schütze mit zwei guten Hunden in Zeit von fünf oder sechs Stunden zusammenbringen können! Obschon es eine bekannte Erfahrung ist, daß jeder Ueberfluß Ekel und Gleichgültigkeit erzeugt (weshalb denn auch ein solches Jagdvergnügen bald genug den Reiz verlieren dürfte), so wäre es doch wünschenswerth, einmal im Leben (pour la rareté du fait) in einem derartigen Reichthume schwelgen zu können, unter der ausdrücklichen Bedingung jedoch, daß man die selbst geschossenen Schnepfen nicht auch selbst — tragen oder wohl gar — essen müßte.

Daß sie in den Südländern, namentlich auf Inseln, oft in starkzähligen Zügen, ja sogar am hellen Tage ankommen, ist durch das Zeugniß vieler Reisenden hinlänglich begründet. Ich führe jedoch der Kürze wegen nur eine dieser Autoritäten an, den Hofrath Murhard, der in seiner Beschreibung der griechischen Inseln von den Schnepfen Folgendes sagt:

„Im Winter gibt es in Scio häufig eine Menge von Schnepfen; sie tragen nicht wenig dazu bei, den Ueberfluß an trefflichem Wildpret hier noch zu vermehren. Mögen sie übrigens auch in andern Ländern als stetige*) Vögel betrachtet werden können, deren Reisen nach der Meinung einiger Naturforscher sich darauf beschränken, daß sie den Sommer auf den hohen Gebirgen zubringen und bei Annäherung der kälteren Jahreszeit von da herabkommen, — in Scio wenigstens sind sie Zugvögel im ganzen Umfange des Worts.

„Im Sommer sieht man auf der ganzen Insel keine einzige, weder in den Thälern, noch auf den Bergen; aber sobald die Witterung rauher zu werden beginnt, wimmelt es hier an manchen Orten von ihnen, und mit dem beginnenden Frühlinge sind alle auf einmal wieder verschwunden. Auch hat man sie häufig in ganzen Zügen kommen und abfliegen sehen.

„Man will wissen, daß sie sich in den warmen Monaten auf den Bergen Morea's aufhalten und diese nur dann zu verlassen sich genöthigt sehen, wenn die Kälte wegen der Menge des Schnee's dort sehr

*) Soll vermuthlich so viel heißen, als: „Strichvögel," denn sollte der Verfasser „Standvögel" damit gemeint haben, so würde die nachherige Beschreibung nicht ganz passen.

beträchtlich zu werden anfängt; wahr aber bleibe es in diesem Falle, daß sie wenigstens auf griechischem Grund und Boden immer verweilen." *)

In der vielverbreiteten Zeitschrift: „Das Ausland" (Nr. 121, Jahrgang 1839) kommt in einer Beschreibung der Insel Capri im Golf von Neapel folgende Stelle vor:

„Quer durch die Weinberge, längs des Saumes der höchsten Felsen, sind weite Netze zum Fange der Zugvögel, und namentlich der Wachteln, ausgespannt, welche jährlich in ungeheuren Schwärmen ziehen und wiederkehren und Capri vorzugsweise zum Ruhepunkte wählen. An jenen Tagen ist Alles auf den Beinen, um auf die Flüchtlinge Jagd zu machen. Sie mit Gewehr zu erlegen, wäre zu umständlich. Die Todmüden lassen sich mit den Händen greifen, oder flattern aufgescheucht in die Maschen der Netze.

„Der Syndicus von Capri versicherte mir, dergestalt an einem Tage allein 48 Schnepfen und mehr als 800 Wachteln gefangen zu haben. Nur die versprengten und zurückbleibenden werden geschossen; sie sind mit den in den Felsspalten wohnenden grauen Kaninchen das einzige Wild der Insel."

Diese Angabe, so wie mehrere andere fast gleichen Inhalts, lassen darüber, daß sie auf Küstenländern und Inseln bisweilen auch am hellen Tage eintreffen, beinahe keinen Zweifel übrig. Es erhellt dies auch schon daraus zur Genüge, daß sie die Tagesordnung für ihre Reise unmöglich voraus bestimmen können, sondern, blos ihrem Instinct und den Witterungsereignissen folgend, sich, wenn sie von der langen Seereise ermüdet oder von Stürmen bedroht sind, gewiß immer da niederlassen müssen, wo sich ihnen der erste Ruhepunkt darbietet, ohne Rücksicht darauf, ob dies Morgens oder Abends, um Mittag oder um Mitternacht geschieht.

In einer neueren französischen Schrift Manuel du chasseur &c. wird gesagt:

Der Aufenthalt der Waldschnepfe sei während des Sommers auf dem Gipfel der Alpen und Pyrenäen, von dort ziehe sie beim Eintritte des ersten Schnee's herunter in die Gehölze der niedrigen Hügel, wo sie bis zum März verweile. Nur in sumpfigen Waldungen bleibe bisweilen eine oder die andere etwas länger und als große Seltenheit führt der

---

*) In diesem Falle würden sie keine Zug-, sondern blos Strichvögel sein.

Verfasser jenes Werkes an, daß er einst in Poitou einige im Monate April geschossen habe.

In unseren Gegenden kommen die Schnepfen nach meiner Beobachtung und Ueberzeugung nicht bei Tag an. An den Meeresküsten können sie dies freilich nicht immer verhindern. Hat sie ein plötzlich eingetretener conträrer Wind länger, als es sonst der Fall gewesen wäre und bis zum Anbruche des Tages auf offener See gehalten, so bleibt ihnen nur die Wahl, in das Wasser zu fallen und zu ertrinken oder fortzustreichen; daß sie es vorziehen, zu der letzten Alternative zu greifen, und ausnahmsweise bei Tage ihren Strich fortzusetzen, kann um so weniger befremden, als sie nicht blose Nachtvögel sind, namentlich bei Tage ihre Nahrung sehr eifrig suchen, wofür der oft mit ganz frischer Erde bedeckte Schnabel, ja der Regenwurm in diesem, unwiderlegliche Beweise abgeben.

Es ist in den letzten fünfzig Jahren, sowohl schriftlich, als mündlich, besonders in den jagdwissenschaftlichen Abhandlungen des Oberforstmeisters von Wildungen zu Marburg, der die Vertilgungs-Wuth unserer Zeit so gern mit scharfer Lauge begoß, viel darüber geklagt worden, daß die Schnepfenjagd immer schlechter werde, allein die neuere Zeit schien diese Behauptung nicht immer zu bestätigen! So z. B. zeichnete sich das Jahr 1817 durch seine vorzügliche Ergiebigkeit aus. Es wurden damals auf zwei aneinanderstoßenden Revieren in Franken, deren jedes im Durchschnitte, ein Jahr in's andere gerechnet, sonst nicht mehr als zwanzig bis fünfundzwanzig, höchstens dreißig Stück geliefert hatte, hundert und dreizehn Stück geschossen.

Hierzu kann jedoch der während des damaligen Zuges in den Gebirgen plötzlich gefallene Schnee, welcher die schon vorgerückten Schnepfen in das flache Land zurückdrängte, die später kommenden aber ihre Reise zu unterbrechen und stille zu liegen nöthigte, das Meiste beigetragen haben; denn die darauf folgenden Jahre 1818 bis 20 waren im Allgemeinen nur mittelmäßig, obgleich auf der v. Bethmann'schen Jagd im Frühjahre 1818 blos in der Schwanheimer Waldgemarkung 111, davon 109 Stück von dem Jagdaufseher Franz Steinbrenner geschossen wurden.

Ich will übrigens vorerwähnte Ursache blos als Vermuthung aufstellen, keineswegs aber für einen hinlänglich begründeten Schluß ausgeben.

Desto überraschender und fast an das Wunderbare grenzend war die Menge der Schnepfen im Jahre 1821, wovon ich schon weiter oben, als von glücklichen Treibjagden die Rede war, mehrmals gesprochen habe.

Auch im nördlichen Deutschland war damals die Schnepfenjagd weit ergiebiger, als sonst.

So schossen z. B. (wie mir der Königlich Preußische Forst-Kommissär, Herr Passow, aus Berlin schrieb) in der Neumark zwei Brüder neunzig Stück, was, zumal wenn sie, wie ich allerdings vermuthen muß, nicht darauf getrieben, sondern blos mit Vorstehhunden gesucht haben, gewiß sehr viel ist.

Auf den bereits erwähnten zwei Revieren, wo die im Jahr 1817 erlegte Anzahl von 113 schon als etwas Außerordentliches betrachtet wurde, da die Jagdgeschichte jener Gegend kein ähnliches Beispiel aufzuweisen hat, wurden diesmal zweihundert und fünfzig Stück geschossen, und es erschöpft gewiß Alles, was man über die fast beispiellose Ergiebigkeit des fraglichen Jahres sagen kann, daß, während auf dem einen dieser Reviere sich die ganze Zahl unter fünf bis sechs Individuen von ziemlich gleicher Geschicklichkeit ohne bedeutendes Uebergewicht vertheilte, auf dem andern ein einziger Schütze von der Totalsumme zu 128 Stück 97 allein schoß und seine gewöhnlichen Begleiter einschließlich der auswärtigen Jagdgäste zusammen nur 31 lieferten; ferner, daß nie ein ganzer Tag, sondern nur ein Zeitraum von 4 bis 5 Stunden, nämlich von 7 bis 12 Uhr oder von Mittags bis Abends, zur Jagd verwendet werden konnte.

Ungleich geringer, doch immer gegen sonst noch ungewöhnlich gut, fiel im Jahr 1822 der Ertrag aus, indem auf den oben genannten zwei Revieren wieder 103 Stück erlegt wurden.

Weit merkwürdigere Resultate aber zeigte der Herbststrich des erwähnten Jahres.

Die Schnepfen kommen auf ihrer Rückreise nur ziemlich einzeln in jene Gegend, weshalb man sich auch nicht die Mühe nimmt, sie aufzusuchen, sondern nur gelegentlich hier und da eine schießt.

Das Revier Rödlein hat für diese Jagd in so fern eine sehr günstige Lage, als der große, breite Maingrund von vielen langen, aber dabei sehr schmalen Buschwäldchen, die man in früheren Zeiten angelegt zu haben scheint, um bei Ueberschwemmungen die Gewalt des Eises und der Fluth zu brechen, nach allen Richtungen durchschnitten wird. Hier fielen nun — im Frühjahre fast gar nicht, im Herbste aber sehr gern — die Schnepfen ein, und die Gegenwart derselben verrieth sich bald durch die kleinen Löcher, welche sie mit dem Schnabel in die Excremente des hier täglich weidenden Rindviehes bohrten, um die darin befindlichen Gewürme zu erhaschen.

Da ohnehin diese Remisen im Spätjahre immer reichlich mit Hüh-

nern bevölkert waren, weil ich in der ganzen Gegend umher zu diesem Behufe bis zur Mitte Octobers keine schoß, noch schießen ließ; da ferner in den von diesen Gehölzen umgebenen Altwässern sehr oft Enten lagen und ein Zeitraum von 2 bis 3 Stunden hinreichend war, die besten dieser Districte abzusuchen, man ferner bei einer so vorzüglich günstigen Localität, zumal wenn der Schützen mehrere waren, ziemlich sicher darauf rechnen konnte, jede angetroffene Schnepfe auch zu erlegen, so habe ich diese Wäldchen in jedem Herbste wöchentlich ein paarmal abgesucht, aber dennoch während des ganzen Wiederstriches nie mehr als 4, höchstens 6 Schnepfen geschossen. Nur das Jahr 1821 machte auch hierin mit acht Stücken einigermaßen eine Ausnahme.

Um so merkwürdiger war es mir daher, daß ich im Herbste 1822 dieses Maximum beinahe in einem Nachmittag geschossen hätte. Ich traf nämlich in der besagten Gegend in weniger als 3 Stunden wirklich acht Schnepfen an; eine davon strich aber, ohne daß noch ein Schuß nach ihr geschehen war, dem größeren Walde zu, wohin ich ihr zu folgen weder Zeit, noch Lust hatte und entging daher dem Schicksale ihrer sieben Schwestern.

Einen ähnlichen Fall, wo ich in einer einzigen Remise fünf erlegte, habe ich oben bereits erzählt. So stieg nach und nach meine Zahl auf 28. Bedenkt man, daß in den früheren Jahrgängen acht das höchste gewesen war, und daß alle diese Schnepfen eigentlich nur im Vorbeigehen, d. h. bei der Hühner- und Entenjagd, auf einem benachbarten Reviere aber vermittelst öfteren Treibens ebenfalls gegen 30 Stück geschossen wurden, so läßt sich hieraus auf eine ungewöhnliche Ergiebigkeit des Wiederstriches schließen, welche mir auch von mehreren anderen Gegenden her durch meine Correspondenten bestätigt worden ist.

So sollen z. B. in Bamberg, wo sonst das Wildpret gewöhnlich in ziemlich hohen Preisen steht, im Herbste 1822 die Schnepfen zu 20 kr. das Stück verkauft worden sein.

In jenen Jahren hatten daher die Schnepfen offenbar nicht abgenommen, sondern sich vermehrt. Wollte man mich aber fragen, worin die unerwartete Erscheinung ihren Grund habe, so würde ich, wie jener Forstcandidat, den Herr v. Wildungen einst im Examen frug: Wie kommen die Schnepfen? demüthiglich antworten müssen: Das weiß ich nicht.

In Holland, wo so Vieles bequemer eingerichtet ist, als bei uns, erstreckt sich die Bequemlichkeit sogar bis auf die — in der Regel doch

mit dieser Eigenschaft eben wenig begabte — Schnepfenjagd. Dort kommen sie (Nachrichten zufolge, die ich gelesen, aber nicht geglaubt habe) in ungeheueren Schaaren an und fallen, wie einst die (angeblichen) Wachteln des Volkes Israel, an der Küste nieder, wo man sie ohne alle Mühe mit Stöcken und Besen todtschlägt.

Wenn das auch bei uns der Fall wäre, hörte ich einst bei dieser Kunde einen jovialen Nimrod ausrufen, was würden wir dann für excellente Schnepfenschützen haben!

Im Herbste, sagt Herr von Winkell, gebe die Schnepfe nie einen Laut von sich, und führt dabei in einer Note als einen besonderen Fall an, daß im Jahre 1804 einer seiner Bekannten eine Schnepfe nach Art der zahmen Hühner, aber nur leise, gackern gehört habe.

Ich selbst habe indessen diesen wohlbekannten Laut schon sehr oft von den Schnepfen gehört, besonders wenn zwei zugleich aufstanden, weshalb man ihn gerade nicht zu den Seltenheiten rechnen kann.

In neuerer Zeit hat man die Behauptung aufgestellt, daß in Deutschland jedes Schnepfenweibchen zwei mal brüte. Würde man aber — wie sich mit vollem Rechte hiergegen einwenden läßt — wenn es wirklich so wäre, dann in den Monaten September und October nicht überhaupt weit mehr Schnepfen und insbesondere mehr Spätlinge, die noch kaum ordentlich fliegen könnten, bei dem täglichen Begange der Waldungen antreffen müssen?

Ich erinnere mich nicht, in dieser Jahreszeit jemals eine Schnepfe gesehen zu haben, an welcher ich einen Mangel an Geschicklichkeit im Fliegen oder überhaupt irgend eine Spur jugendlicher Unvollkommenheit hätte wahrnehmen können; vielmehr waren dieselben im Spätjahr immer ganz ausgewachsen, ja sogar viel schwerer und fleischiger, als im Frühlinge. —

Sollte die Behauptung, daß die Waldschnepfe zwei mal bei uns ihr Nest bereite, als erwiesen angenommen werden dürfen, so wird wenigstens dadurch ganz unwahrscheinlich, daß dies auch in einer anderen Zone nochmals geschehe, weil eine so wiederholte Anstrengung die Kräfte des Vogels übersteigen müßte, und weil meines Wissens überhaupt noch von keinem unserer Zugvögel bekannt ist, daß er drei mal des Jahres Junge ausbringe.

Berechnet man die ungeheuere Anzahl, die Hunderttausende von Schnepfen, welche jährlich blos in Deutschland, Frankreich, England und Italien geschossen und gefangen werden; bedenkt man ferner, daß

die Schwalben, die überdies zwei mal bei uns brüten, die Störche und andere Zugvögel, welche gar nicht durch Menschenhände leiden, dennoch sich nicht vermehren, so könnte jene Vermuthung vielleicht noch einige Wahrscheinlichkeit gewinnen, um so mehr, als die Schnepfe nicht unter diejenigen Vögel gehört, welche viele Junge ausbringen.

Ich habe das erwähnte leise Gackern beim Herbstanstande sowohl in der Abend-Dämmerung, als auch bei Tage gehört; bisweilen auch, jedoch seltener und nur wenn sie paarweise aufstanden, im Frühjahre. Bei einzelnen Schnepfen ist es immer ein Zeichen, daß sie bald wieder einfallen wollen. Am häufigsten hörte ich daher diesen Laut, wenn sie den Hund erblickt hatten, was man sehr leicht an der Richtung ihrer großen Augen, besonders aber auch daran erkennen kann, daß sie dann den Schnabel, mehr als gewöhnlich, nach unten gerichtet tragen.

Eben so muß ich nach mehreren sorgfältigen Beobachtungen, die ich bei keiner sich mir darbietenden Gelegenheit anzustellen versäumt habe, — da mir, die früheren Jugendjahre etwa ausgenommen, der Wunsch, die Naturgeschichte der Vögel zu studiren, immer eben so sehr am Herzen lag, als das Vergnügen, sie zu erlegen — die von Herrn von Winkell geäußerte Vermuthung: „daß bei dem Wiederstriche zur Herbstzeit wohl selten eine Schnepfe länger als einen Tag bei uns verweilen möge,“ in so fern in Zweifel ziehen, als ich in den oben erwähnten Remisen sie nicht selten mehrere Tage nach einander, ja einige sogar nach einer Zwischenzeit von 5 bis 6 Tagen, wieder angetroffen habe, und zwar nicht etwa in derselben Gegend — denn das würde allerdings noch kein hinlänglicher Beweis sein — sondern fast auf derselben Stelle.

Daß es aber die nämlichen gewesen seien, welche ich schon früher dort gesehen hatte, wird dadurch höchst wahrscheinlich: daß ich in jenem ganzen Umkreise, trotz allen Suchens, keine weiter antraf. Zu so langem Verweilen mag jedoch die vorzüglich reichliche Nahrung, welche ihnen das tägliche Betreiben dieser Wäldchen mit starken Viehheerden verschafft, hauptsächlich Anlaß gegeben haben und jenes demnach blos als eine, durch das Localverhältniß herbeigeführte Ausnahme von der Regel zu betrachten sein. Die genauesten und sorgfältigsten Beobachtungen lassen mir nicht den mindesten Zweifel darüber, daß die Schnepfen in der Regel längere Zeit auf einer und derselben Stelle liegen bleiben. Im Herbste habe ich sogar den ganzen Strich hindurch einzelne Schnepfen gekannt, über deren Identität ich um so weniger im Zweifel sein konnte, als eine und dieselbe schlaue Manipulation sie stets meinen Nachstellungen entzog.

Wir hatten dergleichen, zum Glück nur selten vorkommende, Vögel schon oft mit besonderem Namen belegt, z. B. Hexe, Gespenst, ꝛc. ꝛc., und es war stets ein großer Triumph, einem solchen Ausreißer endlich den Paß abzuschneiden. — Ueberhaupt glaube ich, daß die Schnepfen während einer Strichzeit in mehreren, etwa 3 bis 4 Zügen sich über unsere Gegend ergießen. Solche Züge kommen weit her und machen sich dem aufmerksamen Beobachter leicht bemerkbar, nicht blos durch die auffallendere Leichtigkeit der Beute, welche an den Anfang des Striches erinnert, sondern auch dadurch, daß in allen geeigneten Schlägen von Neuem wieder Schnepfen gefunden werden, und daß die Kanonade in der ganzen Nachbarschaft ein frisches Leben gewinnt. Zwischen diesen Hauptzügen gibt es aber auch noch kleinere Dislocationen, veranlaßt durch Wetterveränderungen (schon eine kältere oder wärmere Nacht reicht dazu hin) oder durch die grausame Hand des Jägers, welche die Geliebte dem Liebenden entrissen hat und diesen zwingt, Ersatz seines Verlustes unter den Jungfrauen oder jungen Wittwen in den Gehegen benachbarter Reviere zu suchen, wie es bekanntlich auch die Feldhühner zu thun pflegen. —

Einen andern, vielleicht noch gültigeren Beweis, daß jene Naturforscher, welche glauben — und sie glauben es beinahe alle — die Schnepfe bleibe nicht länger als etwa 24 Stunden bei uns, sich doch vielleicht irren, dürfte folgende Thatsache liefern:

Im Jahre 1821 hatte ich zwei Tage nach einander von Mittag bis Abends in einem gewissen, nicht großen Bezirk die Schnepfen durch Treiben beunruhigt und bedeutend vermindert; doch mochten immer noch 8 bis 10 Stück übrig geblieben sein. Es war mir daher sehr auffallend, am dritten Tage in der ganzen Gegend, selbst in den besten Lagen, gar keine mehr anzutreffen, und ich mußte allerdings glauben, sie seien wirklich sämmtlich bereits fortgezogen. Doch beschloß ich, vor dem Abgange aus diesem Walde in einen andern erst noch zu versuchen, ob vielleicht blos die starke Beunruhigung während der zwei letzten Tage sie zur Auswanderung in die Nachbarschaft veranlaßt habe. In dieser Absicht ließ ich einen zunächst anstoßenden, ganz kahlen einjährigen Niederwaldschlag durchgehen und wie groß war unser Erstaunen, als wir hier in einer etwas feuchten Vertiefung auf einer Fläche von höchstens zehn Quadratruthen sieben Schnepfen, fast alle zugleich (jedoch sämmtlich außer Schußweite) und zwar schon in bedeutender Entfernung, aufstehen sahen! Ein Anblick, dessen ich mich wohl nie wieder zu erfreuen haben werde! Beweist aber nicht dies Beisammenliegen so vieler

Schnepfen auf einem so kleinen Platze, wo ohne besondere Veranlassung vielleicht keine einzige eingefallen, am allerwenigsten aber den Tag hindurch liegen geblieben sein würde, so wie die, durch ihr frühzeitiges und gemeinschaftliches Aufstehen geäußerte Furcht und Scheu zur Genüge: daß es dieselben Vögel waren, die wir schon oft hin und her getrieben hatten, und daß sie diesen neuen und sonderbaren Aufenthaltsort blos gewählt hatten, um sich jener Verfolgungen zu entziehen? Und wird es dadurch, wenn man mir die Wahrscheinlichkeit solcher Vermuthung zugibt, nicht auch zugleich höchst glaubhaft, daß diese Schnepfen wenigstens drei bis vier Tage lang in der fraglichen Gegend verweilt haben mußten?

Ich kann daher jener Meinung: „daß die Schnepfen, welche man oft mehrere Tage nacheinander an einem und demselben Orte antrifft, jedesmal andere, d. h. in der letzten Nacht angekommene seien," so allgemein sie auch verbreitet sein mag, nicht mit Ueberzeugung beitreten, sondern muß nach obigen Wahrnehmungen glauben, daß die Schnepfen, wenn nicht irgend eine besondere Veranlassung, z. B. Kälte, Verfolgung oder Sehnsucht nach ihrem Sommeraufenthalte, dem sie um so eifriger zueilen, je später die Frühlingswitterung eingetreten ist, sie zur Beschleunigung ihrer Reise antreibt, wenigstens einige Tage bei uns verweilen.

Ob dies aber auch in solchen Gegenden geschieht, die bei weitem weniger freundlich, anlockend und warm sind, als die von Rödlein, darüber kann ich freilich nicht urtheilen. Und so könnte denn auch hier, wie bei so vielen Streitigkeiten in der Welt, stattfinden, daß wir beiderseits Recht hätten.

Hinsichtlich der Schrotsorte, deren man sich nach Anweisung der Herren von Winkell und H. L. Hartig bei der Schnepfenjagd bedienen soll, bin ich nicht ganz mit ihnen einverstanden. Beide empfehlen hierzu Nro. 4. Wenn ich aber voraussetze, daß die von erstgenanntem Schriftsteller bei seinen Angaben durchgängig als Norm angenommene Goslar'sche Fabrik etwas feinere Nummern geliefert habe, als andere Schrotfabriken, so scheint mir dennoch Nro. 4. immer noch, wenigstens um eine Nummer, zu stark.

Die Schnepfe hat bekanntlich, was man in der gewöhnlichen Jägersprache „ein sehr weiches Leben" nennt und es kommt bei Erlegung derselben, wie bei der aller kleineren Vögel, mehr darauf an, daß der Schuß gut decke, als daß er tief eindringe; dazu sind aber selbst Schrote Nro. 6., deren sich auch die meisten mir bekannten Jagdliebhaber fort=

während bedienen, in jedem Falle aber Nro. 5. vollkommen hinreichend. Nur bei dem Abendanstande verdient eine etwas stärkere Sorte insofern den Vorzug, als man wegen der Dunkelheit nicht so gut bemerken kann, wo die etwa angeschossenen Vögel hinkommen, als bei Tage.

Die Art zu laden, welche mir immer die besten Dienste geleistet hat, will ich hier zwar anführen, aber nicht — empfehlen; denn sie setzt eine gewisse Ruhe und Besonnenheit voraus, die man sich erst durch lange Uebung und auch bei dieser erst in den späteren Lebensjahren erwirbt.

Ich führe nämlich bei der Suche und beim Treiben immer zweierlei Schrote in meiner Doppelflinte. und zwar nicht, wie man erwarten wird, im rechten Laufe die feinere und im linken die gröbere Sorte, sondern umgekehrt; auch lade ich letzteren etwas schwächer, um, ohne zu starke Verletzung des Vogels, nöthigenfalls auch nahe schießen zu können. Dieser etwas schwächeren Ladung bediene ich mich indeß nur, wenn der Hund vorsteht oder mir eine Schnepfe gut schußmäßig anstreicht; im entgegengesetzten Falle aber, d. h. bei allen den Schüssen, deren Erfolg mißlich und zweifelhaft ist, sei es nun, weil die Zeit zum Zielen mangelt und daher augenblicklich abgedrückt werden muß oder weil die Vögel durch Stangen, durch Gebüsche 2c. gedeckt oder weil sie zu weit entfernt sind,*) wo also ein zweiter Schuß in der Regel gar nicht anzubringen ist und, wollte man ihn durchaus versuchen, eben so erfolg- als zwecklos sein würde, — in allen solchen Fällen schieße ich, jeder Hoffnung, die Sünde des ersten Schusses durch einen zweiten wieder gut machen zu können, entsagend, nur einmal, folglich mit den gröberen Schroten.

*) Hierbei sagte einst mein verehrter Freund Winkell: Das heißt in's Gelag hinein feuern. Ist keine Zeit zum Zielen da oder die Schnepfe schon zu weit hinaus, so soll man gar nicht schießen, am allerwenigsten aber die unbesonnene Jugend durch solche Beispiele und Lehren noch mehr verderben.

Wahr, sehr wahr! aber lieber Himmel! wer läßt wohl gern eine Schnepfe fliegen, wenn sie noch zu erreichen ist?

Wer, wie ich, in dem Sündenpfuhl solcher Frevelschüsse grau geworden ist, der reißt sich selten mehr von seinen Fehlern los. Ueberdies sage ich ja nicht, daß es mir Jemand nachthun soll, ich empfehle meine Methode nicht, am wenigsten stelle ich sie als einen Lehrsatz der Jagdkunde auf, sondern ich erzähle nur, wodurch es mir geglückt ist, hier und da ein Dutzend Schnepfen mehr zu schießen, als andere Leute.

Sollte aber auch diese Entschuldigung nicht genügen, so habe ich noch etwas Anderes im Hinterhalte, nämlich vier Zeilen aus der Oper „Fanchon", welche so lauten:

Verträumt die Jugend nicht, ihr Thoren,
Nur einmal sind wir jung!
Den Augenblick, den wir verloren,
Rächt die Erinnerung.

Bei diesem Verfahren, welches freilich einiges Selbstvertrauen hinsichtlich eines richtigen Abkommens voraussetzt, habe ich mich immer recht wohl befunden.

Höchst unerwartet war es mir, in den Schriften eines unserer berühmtesten Ornithologen, dessen Namen man mir gern erlassen wird — Friede sei mit seiner Asche! — folgende Aeußerungen über die Waldschnepfe zu finden:

Im October ziehen sie in wärmere Länder; dies nennt man ihre Strichzeit; alsdann werden sie, da sie immer den nämlichen (?) Weg fliegen und aus dem Gebüsche auf die Wiesen und an das Wasser laufen (?), geschossen und mit Netzen und Schlingen gefangen.

„Sie fliegen ungeschickt (?!) und überwerfen sich aus Uebereilung oft in der Luft (?!?!)."

Die Mittheilung, daß sie immer den nämlichen Weg fliegen, war mir und wird gewiß auch allen meinen Lesern etwas ganz Neues sein; eben so wenig wußten wir, daß sie, wie die Hasen und Füchse, beim Herauslaufen aus dem Gebüsche geschossen und gefangen werden.

Jene Zeiten, als man sie blos auf der Erde schoß, als man sich nur des Abends an eine Wasserpfütze zu stellen brauchte, um dort 5 bis 8 mal nach ihnen zu schießen, als man oft, mit einer einzelnen sich gar nicht begnügend, mehrere zugleich zu treffen begehrte, jene Zeiten sind längst vorüber! — und kehren auch gewiß nicht mehr zurück.

Wie man an den Waldwiesen Netze und Schlingen mit Erfolg soll anbringen können, läßt sich auch nicht wohl einsehen, wenn nicht etwa hier von den längst aus der Mode gekommenen Hochnetzen (auch Stoß- und Klebgarne genannt) die Rede ist. Steckgarne, die blos dann von wesentlichem Nutzen sind, wenn man die Schnepfen hineintreibt, wird Niemand auf Gerathewohl täglich an den Saum der Wiesen stellen oder dem Mäusefraß preisgeben wollen, indem er sie die Nacht hindurch im Walde stehen läßt; für Laufdohnen endlich müssen, wie jeder Anfänger in der Jagdkunde weiß, vorerst viele kleine Gräbchen aufgekratzt und vom Laube gereinigt werden, was man aber weit lieber in der Mitte junger Dickungen thut, als an dem Rande einer kahlen Wiese.

Mehr als dies Alles muß jedoch Denjenigen sogar, welcher noch nie Schnepfen selbst gesehen, sondern nur von ihnen gehört hat, die Nachricht befremden, daß sie ungeschickt fliegen und sich aus Uebereilung in der Luft oft überschlagen.

Glaubt man nicht, es sei hier eher, wer weiß wovon, die Rede, als von Vögeln, die zu den schnellsten im ganzen Gebiete der deutschen Jagd gehören?

Noch sah ich unter den vielen Hunderten, die mir vorgekommen sind, keine einzige ungeschickt fliegen; ihr Flug war mir im Gegentheile oft — nur zu gewandt, und wenn sie sich in der Luft überwarfen, so lag dabei nichts weniger als Uebereilung oder freier Wille zu Grunde, sondern es geschah, weil — es geschehen mußte, d. h. weil ein tödtlicher Schuß sie getroffen hatte.

An einem anderen Orte sagt der allgemein geschätzte Schriftsteller (einigermaßen im Widerspruche mit obigen Angaben) Folgendes:

„Die Wanderung der Schnepfen fängt in der Mitte des Octobers an, in Thüringen, wenn der erste Schnee auf den Gebirgen fällt, und sie kommen im März und April wieder zurück. Die Jäger nennen diese Zeit den Schnepfenstrich, denn sie fliegen alsdann, in großen und kleinen Gesellschaften (?) des Abends und Morgens durch gewisse bestimmte Thäler (?) und werden von den Jägern im Fluge, der niedrig und gerade ist, geschossen.“

Also in großen und kleinen Gesellschaften fliegen sie des Abends und Morgens durch gewisse bestimmte Thäler und werden von den Jägern im Fluge, der niedrig und gerade ist, geschossen?

Die Gesellschaften, in denen ich sie bis jetzt gesehen, waren immer sehr klein. Sie bestanden gewöhnlich nur aus einem liebenden Pärchen oder höchstens aus zwei Herren und einer Dame. Ihrer Drei können aber ebenfalls nicht wohl mit dem weit mehr bezeichnenden Namen einer Gesellschaft belegt werden; mehr als drei beisammen zu sehen, gehört schon unter die höchst seltenen Ausnahmen.

Eben so wenig ist mir bis jetzt das Glück zu Theil geworden, einige von jenen „bestimmten“ Thälern kennen zu lernen, wo sie an jedem Abend und jedem Morgen, wie das Haarwild, ihren Wechsel einhalten sollen. Wäre diese Angabe richtig, so würde man ja, um eine glückliche Jagd zu machen, eben nichts Besseres thun können, als sich in einem solchen Thale anzustellen.

Ich gebe jedoch gern zu, daß sie in großen, gebirgigen Waldungen, wie z. B. im Thüringer Wald, am liebsten in den engen Thälern hinziehen mögen, und während der Brütezeit sind sogar ein gewisses Einhalten und tägliches Wiederholen derselben Luftpromenaden denkbar, weil

dann das Männchen immer wieder zu der brütenden Gattin zurückkehren und sie im Brüten wenigstens auf kurze Zeit ablösen muß.

Daß der Flug der Schnepfen immer niedrig und gerade sei, bestätigt sich durch die tägliche Erfahrung eben so wenig, als die vorhergehenden Angaben. Jene lehrt uns vielmehr, daß die Schnepfen oft ziemlich hoch in der Luft hinziehen, und daß ihr Flug, zum größten Leidwesen vieler Schützen, nichts weniger als gerade ist.

Eine dritte Stelle endlich in den Werken desselben Autors lautet folgendermaßen:

„Wer ein Liebhaber vom Schießen ist und nicht Zeit oder Geduld hat, Zeuge zu machen oder zu stellen, für den ist das Schnepfenschießen (sic!). Wenn der Zug angeht, so stellt man sich mit ein Paar Flinten (wozu die Doppelflinten mit zwei Läufen (??) besonders gut sind) an solche Orte, wo die Schnepfen des Abends und Morgens von einem Dickicht zum andern ziehen.

„Man kann sie bald hören, indem sie, wenn sie gezogen kommen, ihre Ankunft mit einem öfteren Kätsch, Kätsch- (??) rufen melden. Man muß sich aber auch immer fertig halten, damit man sie im Fluge (!!) herunterschießen kann; denn sie halten sich nicht lange auf!*)

„Oefters geschieht es aber, daß sogleich wieder ein neuer Flug (?!?) hinterher kommt.

„Daher ist es am besten, daß man noch eine andere geladene Flinte bei sich habe, damit man auch unter diese schießen könne."

Diese vielfältigen Verstöße und Mißgriffe, welche selbst Leuten auffallen müssen, denen kaum die ersten Elemente des Jagdbetriebes bekannt sind, liefern einen neuen und unumstößlichen Beweis für meine schon früher aufgestellte Behauptung, daß für den Naturforscher überhaupt, besonders aber für den Ornithologen, eine genaue Kenntniß der praktischen Jagdausübung von der größten Wichtigkeit sei, oder mit anderen Worten, daß, wer eine Naturgeschichte der Vögel 2c. liefern will, die letzteren nothwendigerweise im Freien oft gesehen, ihren Flug, ihre Begattung, ihre Nester, ihre Jungen, die Art und Weise, wie sie diese füttern und fortbringen, kurz ihr ganzes Thun und Lassen in jedem Verhältnisse ihres Lebens genau beobachtet haben müsse. Diese Beobachtungen wird er aber, ohne Jagdliebhaber zu sein, entweder nie oder doch gewiß nur unvollständig machen können.

---

*) Ja wohl! rufe ich im Namen manches eifrigen Schnepfenliebhabers.

Daher kommt es denn, daß man manches gepriesene, auf unser Fach bezügliche Buch nur flüchtig überblicken darf, um ihm sogleich abzumerken, wie es sein Dasein nicht der freien Natur, sondern den papiernen Hülfsquellen im Studierzimmer des Verfassers zu verdanken hat, und daß alles Wild, wovon dasselbe erzählt, nicht mit dem Schießgewehre, sondern mit — der Schreibfeder erlegt worden ist.

In diese Kategorie gehört in gewisser Hinsicht auch der Verfasser jener Werke, aus denen ich zur Probe einige Sätze angeführt habe. Er erwarb sich durch umfängliche, vollständige und berühmt gewordene Bücher über die Jagdwissenschaft einen ausgebreiteten Ruf, nnd wirklich sind auch seine großen Verdienste um dieselbe, welche zur Zeit seines Auftretens noch sehr wenig cultivirt war, nicht zu verkennen; allein eine selbst in das kleinste Detail eindringende, Alles bemerkende eigene Erfahrung, wie sie nur das eigentliche und tägliche Jägerleben zu geben im Stande ist, fehlte ihm hier und da augenscheinlich. Er schrieb dicke Bücher über die Jagd, und dennoch kann man behaupten, es sei ihm der eigentliche Betrieb derselben fremd geblieben. Es läßt sich aber auch nur aus einem so entschiedenen Widerwillen gegen die Selbstausübung der Jagd erklären, daß ihm jene auffallenden, mit der waidmännischen Erfahrung so ganz im Widerspruche stehenden Irrthümer und Fehlgriffe entschlüpfen konnten.

Jetzt hätte ich endlich von unseren gazellenäugigen*) Wolkenschiffern Nichts mehr zu sagen, als daß man sie in der Gegend, wo ich früher lebte, wie wohl in dem größten Theile des ehemaligen Frankens, ausschließlich dem männlichen Geschlechte einverleibt hat, indem fast alle dortige Jäger nicht die Schnepfe sagen, sondern der Schnepf.

Das möchte allenfalls hingehen, da diese Sprachsünde hoffentlich blos mit dem Munde, nicht aber auch mit der Feder begangen werden wird. Man thut indeß etwas noch Schlimmeres, man spricht auch von „Schnepfenfängen“ und bildet ein ganz neues Wort: „fängeln“, welches so viel bedeutet, als: einen Stand (Fuß) entzweischießen, da doch der Ausdruck „Fang“ bekanntlich durchaus nur dem Geschlechte der Raubvögel zukommt.

---

*) Die Gazelle hat unter allen jagdbaren vierfüßigen Thieren die größten und am weitesten vorliegenden Augen, wie unter den Vögeln die Waldschnepfe.

Nachträge.

Der Schnepfenstrich im Frühjahre 1846 hat so viel Eigenthümliches gezeigt, daß ich es für der Mühe werth halte, ihm einen kleinen Anhang zu diesem Capitel zu widmen.

Die ungewöhnlich milde Witterung im Februar veranlaßte mich und viele andere Jagdliebhaber zu der Vermuthung, daß die Ankunft der Schnepfen um ein Merkliches früher, als gewöhnlich, erfolgen werde, und aus dem Umstande, daß nirgends auf den Gebirgen noch Schnee lag, der sie auf ihren Wanderungen hätte hindern können, glaubte ich mit der größten Wahrscheinlichkeit schließen zu dürfen, daß der Aufenthalt bei uns sich nur auf eine sehr kurze Zeit beschränken werde.

Daher gab ich denn auch, um meine Meinung, wie die diesjährige Schnepfenjagd ausfallen werde, befragt, immer brevi manu die Antwort: kurz und schlecht. Allein nur die zweite Hälfte meiner Weissagung hat sich, in hiesiger Gegend wenigstens, vollkommen bestätigt; denn was die andere Hälfte, nämlich die Dauer jener Strichzeit betrifft, so bin ich freilich ein sehr schlechter Prophet gewesen. — Schon gegen Ende Februars kamen die Schnepfen einzeln hier an, und so blieb es auch während der ganzen Strichzeit; die nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge zu erwartende größere Anzahl ließ nichts von sich sehen. Der Mangel an Schnepfen war in der Gegend von Aschaffenburg höchst auffallend, so zwar, daß bei mehrmaligen, Nachmittags von 1 oder 2 Uhr bis zur Anstandszeit mit 10 bis 15 Treibern unabläßig fortgesetzten Treibjagden, die so rasch gingen, daß jedesmal 17 bis 20, freilich nicht allzugroße Districte durchgestöbert wurden, gewöhnlich nur 2 bis 3, niemals aber mehr als 4 Stück zum Vorschein kamen, was gegen sonst außerordentlich wenig ist. Unter diesen Umständen sah ich mich fast zum ersten male in meinem Leben in die Nothwendigkeit versetzt, jede angetroffene Schnepfe von einer

Waldabtheilung in die andere so lange zu verfolgen, bis sie endlich todtgeschossen wurde oder so weit fortstrich, daß man jede Hoffnung, sie wieder zu finden, aufgeben mußte, während man in guten Schnepfenjahren nicht daran denkt, um eines einzigen Vogels willen sich so große Mühe zu geben. Als aber in den letzten zwei Nachmittagen selbst die größte Anstrengung fruchtlos blieb, indem nirgends mehr eine Schnepfe zum Vorschein kam, und dringende Dienstgeschäfte ohnehin jede Stunde in Anspruch nahmen, wurden, in der festen Meinung, daß der Strich vorüber sei, diese mühseligen und undankbaren Jagden vollends aufgegeben.

Um so mehr war ich daher überrascht, als ich, wohl acht Tage später, Abends auf dem Anstande nach einem Fuchs gen Süden hin 18 bis 20 Schüsse hörte, die aller Wahrscheinlichkeit nach auf kein anderes Wild als auf Schnepfen gerichtet gewesen sein konnten. Ich zog also, nachdem auch in den folgenden Abenden noch viele solche Schüsse nach dem Odenwalde hin gehört worden waren, Erkundigungen ein und erfuhr zu meinem größten Erstaunen, daß man am Rhein jetzt erst, also im Vergleich mit anderen Jahren sehr spät, die meisten Schnepfen angetroffen habe; daß bei einem Treibjagen im Taunus unweit Frankfurt a. M. die höchst merkwürdige Zahl von 53 Stück erlegt, und diese glänzende Jagd nur wegen gänzlichen Mangels an Pulver und Blei aufgegeben worden, so wie endlich auch, daß zu H..... ein Schütze nicht weniger als dreizehn mal — mirabile dictu! — in einem Abend zum Schuß gekommen sei.

Wären mir diese Nachrichten nicht aus sehr guter Quelle zugekommen, so würde ich sie gänzlich bezweifelt haben, da man sich dabei in eine ganz andere, längst verflossene Zeit zurückversetzt glauben könnte und unwillkürlich an jene bekannten Erzählungen sich erinnert, nach welchen die alten Jäger ihre Hüte auf den Boden gestellt, mit Schroten angefüllt und so geladen haben sollen, um unausgesetzt fortknallen zu können.

Während der Zeit nun, als man kaum 6—10 Meilen von hier in einem so reichen Ueberfluß an Schnepfen schwelgte, fand in hiesiger Umgebung derselbe Mangel statt, wie zuvor; denn weder auf dem Früh- noch Abendanstande, noch beim Durchgehen der Waldungen nach allen Richtungen, selbst mit Vorstehhunden, wurden mehr als eine oder zwei Schnepfen an einem Tage gesehen, und diese wenigen ließen sich gänzlich schonen, weil ich mir schon damals die größte Hoffnung machte, die Nachzügler hier bleiben und brüten zu sehen.

Diese Hoffnung hatte sich auch bald verwirklicht, indem mir kurz nacheinander vier Schnepfennester, jedes mit vier Eiern, angezeigt wurden. Da diese Nester alle ohne Hund, demnach blos ganz zufällig gefunden worden waren, so ließ sich erwarten, daß in gleichem Verhältniß auch anderwärts die Brut sehr reichlich ausfallen, und im nächsten Jahre in hiesiger Gegend der fast beispiellose Fall eintreten werde, daß man, ohne den gewöhnlichen Zug vom October bis zum Eintritte des Frostes abzuwarten, schon viel früher, als sonst, ergiebige Jagden auf dergleichen bei uns ausgekommene Schnepfen werde vornehmen können. Dadurch würde denn auch jenem eifrigen Schnepfenbeschützer in Preußen, welcher den Vorschlag that, im Frühjahre gar keine Langschnäbel mehr zu schießen, sondern sich blos auf die Herbstzeit, wo ohnehin dieser Vogel viel schwerer und wohlschmeckender sei, zu beschränken (noch einmal rufe ich hier aus: Pium desiderium!), ausnahmsweise der Wunsch einmal, wenigstens zum Theil, erfüllt worden sein. Doch von meiner Großmuth in dieser Beziehung will ich nicht viel Rühmens machen. Als Freund der Wahrheit muß ich vielmehr bekennen, daß ich, wäre mir die Gelegenheit geboten gewesen, anfänglich sehr gern mehr geschossen haben würde und erst da zu schonen anfing, als ich sah, wie ich mir von dieser Discretion eine um so reichlichere Erndte für das nächste Spätjahr versprechen durfte, mithin nur aus Eigennutz so begnügsam gewesen bin. Meine Speculation ist übrigens ganz fehlgeschlagen; denn als der Herbst herbeikam, traf ich, sowohl bei der Suche, als bei dem Treiben, nicht nur nicht mehr, sondern kaum eben so viele Schnepfen in hiesiger Gegend an, als in anderen Jahren. Die jungen Vögel also, auf die ich so sicher gerechnet hatte, mußten entweder sehr frühzeitig fortgezogen oder durch Raubthiere verunglückt, oder endlich auch das Auffinden jener Nester mehr Folge eines glücklichen Zufalles, als der ungewöhnlichen großen Anzahl derselben gewesen sein. Ich sah mich, wie schon gesagt, in meiner Hoffnung gänzlich getäuscht.

Es dürfte vielleicht einigermaßen befremdend erscheinen, daß ich in meinem Sendschreiben an den Herrn Oberförster Merensky in Breslau (Seite 406 der Forst- und Jagdzeitung) eines Aufsatzes nicht Erwähnung gethan, welcher nicht nur ganz denselben Gegenstand behandelt, sondern auch mehrfach auf mein Zeugniß provocirt hat, so daß ich nicht umhin gekonnt haben würde, mich ex officio darauf zu beziehen, wenn mir derselbe rechtzeitig in die Hände gekommen wäre. Da dies nun aber nicht

der Fall gewesen ist, so sei es mir vergönnt, hier nachträglich noch einige Worte beizufügen.

Eine befriedigende Parallele zwischen den drei berühmten Schnepfenjägern B. zu D., Merensky zu Breslau und v. S. zu B. zu ziehen, ist an und für sich schon nicht wohl möglich, da ich nur Einen derselben, Hrn. B., habe schießen sehen, eigentlich aber auch gar nicht nöthig; denn ich darf unbedenklich hier die Ueberzeugung aussprechen, daß meine beiden Landsleute unter gleich günstigen Verhältnissen dieselbe Zahl von Waldschnepfen erlegt haben würden, wie jener.

Unter solchen gleichgeübten Concurrenten handelt es sich weder um die Geschicklichkeit der Schützen, noch die der Hunde, da Beides bei ihnen, in Folge des großen Rufes, den sie sich, jeder in seiner Umgebung, erworben haben, als gleich gut vorausgesetzt werden darf. Es kommen vielmehr dabei, außer der Menge der vorhanden gewesenen Schnepfen, nur die Anciennetät im Dienste Dianens, hauptsächlich aber die Zeitabschnitte, welche (beziehungsweise) zur Schnepfensuche verwendet werden konnten, in die Waagschale.

Und dieser letztere Punkt ist es eben, in welchem die Lebensverhältnisse dieser drei Rivalen so sehr von einander abweichen.

Herr B., obgleich von Jugend auf ein sehr eifriger Verehrer Dianens, konnte, von Berufsgeschäften gefesselt und fort und fort von hohen Aktenstößen umthürmt, wie der Staatshämorrhoidarius in den fliegenden Blättern, niemals das bekannte Wildung'sche Jubellied: „Nun leb' er wohl, Herr Mevius, Herr Brunemann und Leyser" ꝛc. anstimmen, mithin auch die holde Göttin mit Pfeil und Bogen nur selten heimsuchen; er durfte ihr keine Küsse geben, sondern sie ihr nur aus der Ferne zuwerfen. Herr v. S. ebenfalls, wenn gleichwohl in einem anderen Lande, wie Herr B. eine der höchsten Forststellen bekleidend, war begreiflicherweise nicht viel weniger von seinen Dienstgeschäften in Anspruch genommen, als jener und konnte sich nur in den Ferien, welche er auf seinen Gütern zubrachte, dem Vergnügen der Schnepfenjagd hingeben, während Herr Oberförster Merensky, sich eines im menschlichen Leben seltenen Glückes erfreuend, die Erfüllung seiner Berufspflichten mit dem vollen Genusse seiner Lieblingsneigung vereinigen konnte.

So nur und nicht anders läßt sich die fast beispiellose Zahl der durch seine Hand gefallenen Opfer erklären. Daraus folgt aber nicht, daß seine eigene oder seiner Hunde Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit größer gewesen sei, als die anderer, in ihrem Vaterlande eben so berühmter

Schützen. Diese würden, im Besitze gleicher Hülfsmittel, ohne Zweifel auch das Gleiche geleistet haben.

Daß ich dies nicht blos jetzt glaube, sondern schon längst geglaubt habe, beweist die erste Auflage dieser Schrift am besten. Ich habe dort bereits vor sechs Jahren, wo der Name Merensky in den angeführten Blättern noch gar nicht genannt worden war, Herrn B. ein Zeugniß gegeben, welches gewiß nicht günstiger hätte lauten können.

Ich muß daher den Verdacht, als sei es meine Absicht gewesen, einen auswärtigen, mir nicht nur persönlich völlig unbekannten, sondern auch in keinerlei anderer Verbindung mit mir stehenden Mann auf Kosten meiner Freunde und Landsleute zu erheben, auf das Bestimmteste zurückweisen. Ich habe nirgends gesagt, daß seine Dressir-Methode besser sei, als die unserige, sondern nur, daß sie den Eigenschaften und natürlichen Anlagen jener Race, welcher er sich vorzugsweise bedient hat, ganz angemessen sein müsse. Denn wären seine Hunde nicht anerkannt gut gewesen, wie hätte er dann eine so außerordentliche Menge Federwildes vor ihnen schießen können??

So wie es aber für die Tragweite eines vorzüglichen Jagdgewehres einen gewissen Culminationspunkt giebt, über den keines hinausreicht, so ist auch für die Vollkommenheit eines Vorstehhundes eine bestimmte Grenze gezogen, welche keiner überschreiten kann. Wie oft in meinem Leben hörte ich schon von Leuten, die so eben erst einen guten Hund eingebüßt hatten, die bittersten Klagen ausstoßen! „Dieser Verlust", sagten sie, „könne ihnen niemals mehr ersetzt werden, ein so vortrefflicher Hund existire nirgends mehr in der Welt" und was dergleichen Lamentationen mehr waren. Wenn ich sie dann aber nach Jahr und Tag wieder sah, so waren die früher so reichlich vergossenen Thränen schon längst getrocknet, der sogenannte „Unersetzliche" war ersetzt und, wie im Staatsleben selbst der allergepriesenste Minister befürchten muß, durch seinen Dienstnachfolger wenn auch nicht gerade in Vergessenheit gebracht, so doch vollkommen ersetzt zu werden, so hörte ich nunmehr von jenen einst so trostlosen Leuten abermals die ausschweifendsten Lobeserhebungen eines neuen Lieblings, und der Todte war, wie es das Schicksal so vieler Todten ist, — — vergessen.

Fassen wir das hier Gesagte noch einmal kurz zusammen, so ergibt sich folgendes Resultat: Herr M. war ein sehr guter Schütze, aber kein besserer, als es deren, wenn immer nur selten und ausnahmsweise, anderwärts auch gibt. Er besaß sehr gute Hunde, allein besser, als ander-

wärts waren dieselben darum nicht, und es ist sogar noch keineswegs erwiesen, ob er es mit seinem auf ein sehr weiches und folgsames Temperament berechneten Verfahren bei hartnäckigen und starrköpfigen (männlichen) Hunden eben so weit gebracht haben würde.

Und so hoffe ich denn durch diese Erklärung gegen jeden Vorwurf, als ob das, was M. (den ich noch nie gesehen und auch niemals sehen werde, da wir beide gleich nahe am Ziele stehen) — geleistet hat, zur Ungebühr von mir hervorgehoben worden sei, mich für hinlänglich gerechtfertigt halten zu dürfen.

Nachdem endlich der Aufsatz des Herrn E. Steinbrenner über die Selbstheilung der Waldschnepfe, welcher zuerst als Bruchstück aus dem Manuscripte für die zweite Auflage dieses Werkes erschienen ist, in der Forst- und Jagdzeitung für 1854 (S. 357) allgemeinen Anklang gefunden, mithin das Prognostikon, welches ich ihm damals bei seinem ersten Erscheinen, wenn auch nur mit wenigen Worten, gestellt hatte, sich bereits als richtig bewährt hat, so darf ich um so weniger Anstand nehmen, nunmehr hier offen auszusprechen, daß ich von meinen früheren Ansichten über diesen Gegenstand zurückgekommen und zu der Ueberzeugung gelangt bin, es liege, sowohl bei der so häufig wahrgenommenen Heilung der zerschossenen Schnepfenständer, als bei den kleinen Federwülsten in anderen Schußwunden dieser Vögel, keinerlei künstliche Manipulation, sondern einzig und allein der Zufall oder die Natur, wenn man es lieber so nennen will, zu Grunde oder, um mich richtiger auszüdrücken, daß Alles, so wie es kommt, von selbst komme.

In diesem Punkte also bin ich meines Irrthums geständig. Wenn aber auch das für eine blose Illusion gehalten werden soll, was ich über die Aufmerksamkeit dieser Vögel auf den Ruf des Jägers (S. 146 erste Auflage meiner Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd) gesagt hatte, so verhält es sich damit ganz anders, und ich muß mich hiermit gegen besagten Einspruch allen Ernstes verwahren. Es handelt sich hier nicht um blose Vermuthungen, sondern um Thatsachen.

Das Umkehren und Seitwärtsstreichen solcher Waldschnepfen, die bereits durch Schaden klug geworden sind, habe ich, wenn ein sehr lautes Tire haut! ertönte, mehr als einmal mit eigenen Augen gesehen und kann daher keinen Zweifel gegen diese meine Wahrnehmung gelten lassen, obschon ich weit davon entfernt bin, behaupten zn wollen, daß sie es alle gethan hätten. Es ist auch gar nichts besonderes Wunderbares dabei, wenn manche dieser Vögel, die bei den zahllosen Verfolgungen, welchen

sie bei ihren Wanderungen durch Deutschland ausgesetzt gewesen sind, seitdem in so vielen Städten die Jagdliebhaberei zur Mode geworden und der Jagdbesitz beinahe zu dem sogenannten guten Ton gehört, wie bei den vielen Schrotschüssen, die theils dicht an ihnen vorbeigefahren sind, theils wohl auch ihren Körper mehr oder weniger schmerzlich berührt haben, zuletzt aufmerksam auf den Ruf werden, welcher diesen Calamitäten unmittelbar vorausgeht, zumal wenn derselbe, aus einer tüchtigen, an die Trompeten vor den Mauern von Jericho erinnernden Biergurgel kommend, durch die abendliche Stille des Waldes dahin rollt.

Meine frühere Meinung hinsichtlich der Federwülste an den Ständern der Waldschnepfen aufgebend und ad acta legend, bleibe mir jedoch das unangefochten, was ich selbst erlebt und beobachtet habe. Wenn ich auch die von meiner Hand gefallenen Schnepfen nicht, wie Herr Oberförster Merensky, nach Tausenden berechnen kann, so sind ihrer doch immer eine hübsche Zahl, da ich diese Jagd von jeher sehr geliebt und ihr immer eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt habe. Darum bin ich ganz wohl zufrieden und sogar recht dankbar dafür, wenn Ornithologen und Anatomen ex professo da, wo ich ihnen irriger Weise in's Handwerk gegriffen, mich zurechtweisen; allein wenn es sich um Erfahrungen aus dem eigentlichen praktischen Jägerleben (im engeren Sinne des Wortes) handelt, dann lasse ich mir nicht gern etwas — wie die Spessart-Holzhauer sehr sach- und fachgemäß zu sagen pflegen — entzwei machen, sondern halte fest an der alten Lebensregel: „Was meine Augen sehen, das glaubt mein Herz!"

Die Bemerkungen des Herrn Steinbrenner sind folgende:

„Auf Seite 199 und ff. der ersten Auflage dieses Werkes wird der Waldschnepfe der bewundernswürdige Instinct beigelegt, sich selbst zu heilen, wenn ihr durch Schrotschüsse ein Fuß zerschmettert worden und diese Angabe durch zwei ausführlich beschriebene Beobachtungen der Herren ꝛc. ꝛc. Becker und von Pannewitz als „beinahe volle Gewißheit" charakterisirt.

„Weit entfernt, die Genauigkeit dieser von so anerkannten Fachmännern erzählten Thatsachen auch nur mit dem leisesten Zweifel beschatten zu wollen, trage ich dennoch Bedenken, die aus jenen Beobachtungen gezogene Schlußfolgerung meinen waidmännischen Glaubensartikeln unbedingt einzureihen. Mein desfälliges Bedenken gründet sich zunächst auf folgende Erfahrungssätze und eigene Wahrnehmungen:

„Bei allen, namentlich bei den im Naturzustande lebenden, Geschöpfen

der Thierwelt heilen bekanntlich mitunter die schwersten, wenn nicht absolut tödtlichen Verletzungen ohne alle Beihülfe der Kunst, lediglich durch die reproducirenden Kräfte der organischen Natur, welche in ihrer überall erkennbaren weisen Einrichtung durch Vermittelung des Schmerzgefühls, das betroffene Individuum gewissermaßen zwingt, als die erste Bedingung der Heilung den verletzten Körpertheil möglichst zu schonen — wie man sagt, zu meiden.

„Dies wird besonders bei verletzten Gliedern augenfällig, indem dieselben stets mehr oder weniger, je nach der Beschaffenheit des Thierkörpers selbst oder nach der Art der Verletzung und dem Grade des Schmerzgefühls, nach dem Rumpfe hingezogen werden.

„Die Vögel — selbst die mit langen Ständern nicht ausgenommen — ziehen ihre schmerzhaften oder auch nur ermüdeten Füße so dicht in die Bauch- und Brustfedern, daß sie dem Auge des Beobachters ganz verdeckt erscheinen. Ist nun der Fuß eines Vogels aber in solcher Weise verletzt, daß derselbe — Diana wird mir diesen und anderen unwaidmännischen Ausdruck hier verzeihen — blutet, so werden sich alsbald die mit der blutgenäßten Stelle in Berührung gebrachten zarten Flaumfedern daranhängen und demnächst mit dem nach der Verdünstung der wässerigen Theile des Blutes zurückbleibenden Blutschleim dergestalt festkleben, daß sie, was namentlich zur Zeit des Mauserns ohne alle Schwierigkeit geschehen kann, bei einer raschen Bewegung des Fußes mit den Spulen ausreißen, und an dem inzwischen gebildeten Wundenschorf hängen bleiben.

„Was im Anfange der Verletzung das aus der Wunde gedrungene Blut bewirkte, verursachte später die aus den Wunden bis zu ihrer Heilung schwitzende Lymphe, und so geschieht es, daß, wie ich an dem Fuße einer Ringeltaube (col. palumbus) wahrzunehmen Gelegenheit gefunden, die heilende Wunde mit einem Conglomerat aus Federn, Blutkügelchen und verhärteter Lymphe ꝛc. ꝛc., wie mit einem Heftpflaster umgeben oder, wie Herr Becker sich ausdrückt, der Fuß geschient wird, was allerdings die Heilung wesentlich befördert. Die an der Seite, wo der schußkranke Fuß jener Ringeltaube, wenn ich so sagen darf, gebettet war, zum Theil noch vorhandenen mit Blut verunreinigten Federn, hauptsächlich aber die Blöße der Bauchhaut an jener Stelle, ließen mir darüber keinen Zweifel, daß das Federpflaster in eben beschriebener Weise, folglich durch Zufall, entstanden sei.

„Ob die von den Herren Becker und von Pannewitz an den Federbandagen zweier gelähmter Schnepfen angestellten Untersuchungen zu dem

unbestreitbaren Resultate*) geführt haben, daß die Federn künstlich angelegt gewesen, oder ob ein Spiel des Zufalls jenen künstlerischen Schein hineingewoben, möchte erst nach weiteren sorgfältigen Untersuchungen klar gestellt werden können.

„Gewiß bleibt übrigens, daß die Schnepfe, trotz ihres langen elastischen Schnabels, bei der Anlage ihres Nestes keine absonderliche Geschicklichkeit an den Tag legt.

„Sehr willkommen war mir in dieser Beziehung nachstehende Mittheilung aus ganz zuverlässiger Quelle:

„Ein Schütze ohne Hund hatte Abends mit feinen Schroten nach einer sehr hochstreichenden Schnepfe geschossen. Sichtbar getroffen, senkte sich dieselbe mit steifen Flügeln schief abwärts und fiel in einem benachbarten Dickicht ein. Am folgenden Morgen ging er mit noch einem Begleiter dorthin, um sie aufzusuchen; sie stand aber nicht vor ihm, sondern vor den Füßen seines Nebenmannes, welcher kein Gewehr hatte, auf und flatterte nur mühsam und mit großer Anstrengung noch tiefer in das Dickicht hinein. Dabei sah dieser ganz deutlich, daß mehrere Blätter (nach seinem Ausdrucke „ein ganzer Büschel“) trockenen Laubes von ihrer Brust herabhingen. Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, daß diese Blätter sich nur ganz von ungefähr an den, in Folge eines nur matten Schrotkornes aus der Brust des Vogels hervorgequollenen, klebrigen Schweiß angehängt hatten. So gut nun dies ohne alle künstliche Beihülfe des Vogels geschehen war, eben so gut und in gewisser Beziehung noch weit leichter können sich auch kleine, lockere Federn aus dem Unterleibe der Schnepfe ablösen und an ihrem zerschossenen Ständer festhängen.“

Die Hypothese des Herrn Steinbrenner, daß nicht die Kunst des Schnepfenschnabels, sondern blos der Zufall die zerschossenen Ständer dieser Vögel mit einem wohlthätigen und heilenden Federwulst umgebe, ist also durch dieses analoge und aus dem praktischen Leben gewonnene Beispiel beinahe so gut, als erwiesen. —

---

*) Die von Herrn Becker untersuchte Schnepfe war dicht unter dem Gelenke des Schenkelknochens durch ein Schrotkorn am Fuße verletzt und die Wunde von ausgerupften Bauchfedern schienenartig umgeben. Also war die Wunde gerade an der Stelle des Fußes, welche beim Aufziehen (Meiden) desselben ausschließlich mit den weicheren Bauchfedern in Berührung gebracht, resp. von denselben umgeben worden, was meiner über den Fragepunkt gewonnenen Ansicht wesentlichen Vorschub leisten dürfte.

unbestreitbaren Resultate*) geführt haben, daß die Federn künstlich angelegt gewesen, aber ob ein Spiel des Zufalls jenen künstlerischen Schein hineingewoben, möchte erst nach weiteren sorgfältigen Untersuchungen klar gestellt werden können.

„Gewiß bleibt übrigens, daß die Schnepfe, trotz ihres langen elastischen Schnabels, bei der Anlage ihres Nestes keine absonderliche Geschicklichkeit an den Tag legt.

„Sehr willkommen war mir in dieser Beziehung nachstehende Mittheilung aus ganz zuverlässiger Quelle:

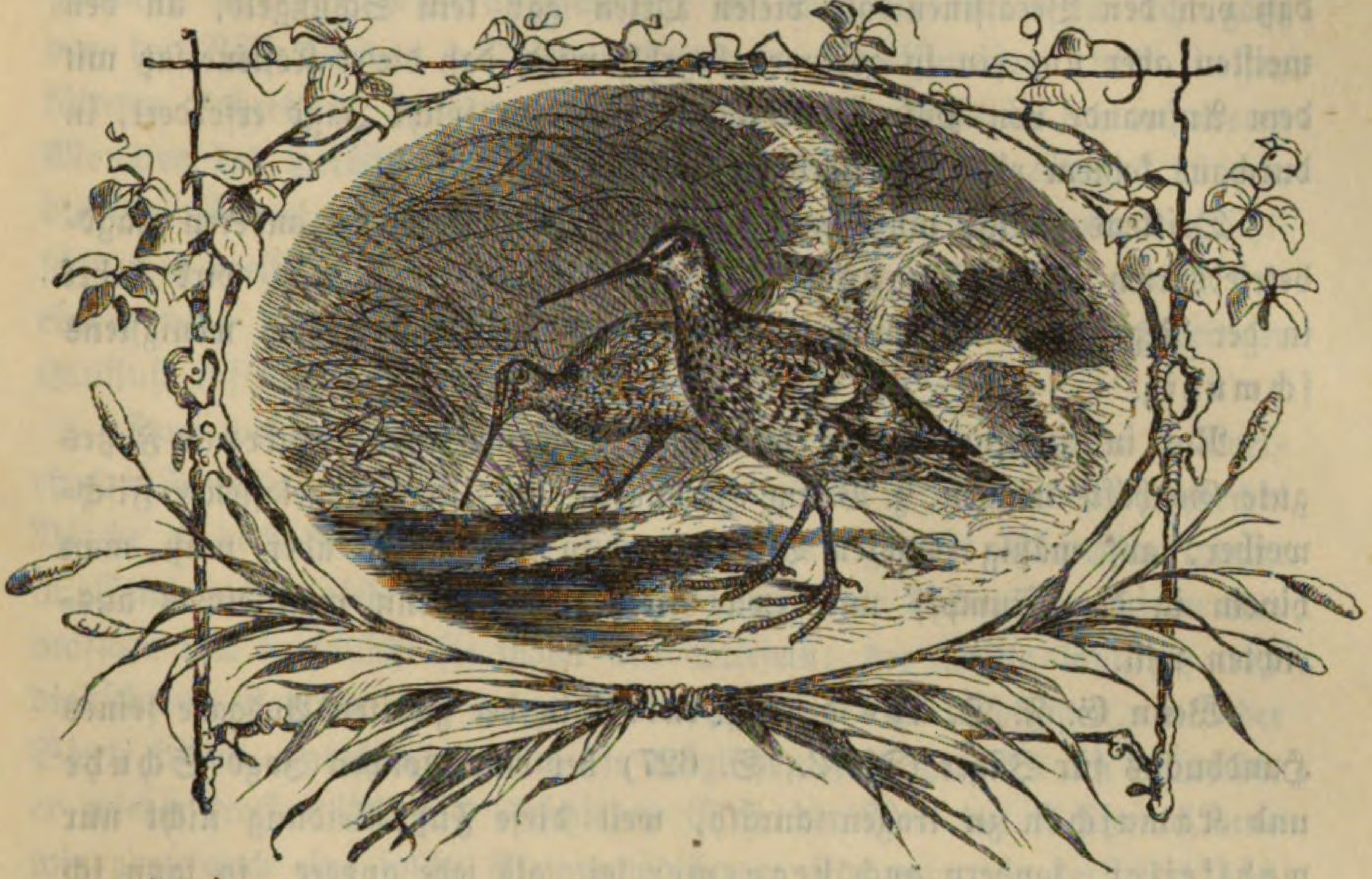
„Ein Schütze ohne Hund hatte Abends mit seinem Schwager nach einer sehr hochstreichenden Schnepfe geschossen. Sichtbar getroffen, senkte sich dieselbe mit steifen Flügeln schief abwärts und fiel in einem benachbarten Dickicht ein. Am folgenden Morgen ging er mit noch einem Begleiter dorthin, um sie aufzufinden; sie stand aber nicht vor ihm, sondern vor den Füßen seines Nebenmannes, welcher kein Gewehr hatte, auf und flatterte nur mühsam und mit großer Anstrengung noch tiefer in das Dickicht hinein. Dabei sah dieser ganz deutlich, daß mehrere Blätter (nach seinem Ausdrucke „ein ganzer Wisch“) trockenen Laubes von ihrer Brust herabhingen. Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, daß diese Blätter sich nur ganz von ungefähr an den, in Folge eines nur matten Schrotschusses aus der Brust des Vogels hervorgequollenen, flüssigen Schweiß angehängt hatten. So gut nun hier ohne alle künstliche Beihülfe des Vogels geschehen war, eben so gut und in gewisser Beziehung nachweisbar leichter können sich auch kleine, lockere Federn aus dem Unterleibe der Schnepfe ablösen und an ihrem zerschossenen Ständer festhängen.“

„Die Hypothese des Herrn Steinbrenner, daß nicht die Kunst des Schnepfenschnabels, sondern bloß der Zufall die zerschossenen Ständer dieser Vögel mit einem nothdürftigen und bleibenden Federnetz umgebe, ist also durch dieses analoge, und aus dem praktischen Leben genommene Beispiel beinahe so gut, als erwiesen.

*) Die von Herrn Förster untersuchte Schnepfe war dicht unter dem Gelenke des Schenkelknochens durch ein Schrotkorn am Fuße verletzt und die Wunde von ungerupften Bauchfedern schienenartig umgeben. Also war die Wunde gerade an der Stelle des Beines, welche beim Aufstehen (Streichen) desselben ausschließlich mit den weicheren Bauchfedern in Berührung gebracht, resp. von denselben umgeben worden, was meiner über den Fragpunkt genommenen Ansicht wesentlichen Vorschub leisten dürfte.

Die Becassinenjagd.

Wie von dem Bogen der Pfeil, so eilt der flüchtigen Schnepfen
Rastlos schwankender Flug über dem Moore dahin!
Nicht des *Laien* unsich'res Geschoß vermag ihn zu hemmen,
Aber des *Meisters* Hand schneidet, wie Fäden, ihn ab.



Fast möchte ich diese Jagd mit einem Tonstücke vergleichen, welches nur von einzelnen kunstverständigen Musikern geschätzt und vorgetragen wird, während die ungleich größere Zahl der Dilettanten dasselbe mit einer fast an Geringschätzung grenzenden Gleichgültigkeit bei Seite legt. Ob aber diese Gleichgültigkeit auch auf wirkliche Abneigung oder blos auf ein Bewußtsein — des Unvermögens gegründet sei, darüber wird wohl eben so wenig ein Zweifel obwalten können, als über die Frage: ob die Trauben, die jener Fuchs in der bekannten äsopischen Fabel wegen ihrer Säure zu verschmähen versicherte, wirklich sauer waren, oder blos zu hoch für ihn hingen. —

Der Ursachen, warum die Wasserschnepfenjagd, in Deutschland wenigstens, von so vielen Jagdliebhabern gar nicht, von manchen nur dann und wann, und nur von wenigen mit Eifer betrieben wird, sind mehrere. Die erste und wichtigste mag die mit der Erlegung dieser Vögel verbundene Schwierigkeit sein, indem hierzu eine mehr als gewöhnliche Fertigkeit im Flugschießen gehört, so daß Leute, die an langes Zielen gewöhnt sind, durchaus damit nicht zurecht kommen.

Die zweite Ursache liegt vielleicht in dem geringen Werthe des Vogels selbst, wenn man ihn als Braten betrachtet, und auch wohl darin, daß von den Becassinen an vielen Orten gar kein Schußgeld, an den meisten aber nur ein so geringes bezahlt wird, daß dieser Kostenersatz mit dem Aufwande von Pulver und Blei, den eine solche Jagd erfordert, in durchaus keinem richtigen Verhältniß steht.

Drittens endlich muß man hier auch auf die vielen anderen Jagdbetriebsarten eigene Bequemlichkeit verzichten; denn man wird dabei in der Regel nicht nur müde, sondern auch naß, oder doch wenigstens schmutzig.

Nur in einzelnen Fällen kann man bisweilen auch trockenen Fußes gute Geschäfte machen, z. B. im Herbste an den Ufern abgelassener Fischweiher, auf mäßig feuchten Wiesen 2c., in der Regel aber muß man hinein in den Sumpf, und zwar tief hinein, wenn man etwas ausrichten will.

Wenn G. F. D. aus dem Winkell in der zweiten Ausgabe seines Handbuches für Jäger (Th. 2., S. 627) bei einer solchen Jagd Schuhe und Kamaschen zu tragen anräth, weil diese Fußbekleidung nicht nur wohlfeiler, sondern auch bequemer sei, als jede andere, so kann ich diese Ueberzeugung nicht mit ihm theilen, denn

1) für wohlfeil halte ich sie um deswillen nicht, weil selbst die besten Kamaschen bei wiederholtem Gebrauche dieser Art von dem meist scharfen und kupferfarbigen Moorwasser durchfressen und sehr bald morsch werden, auf alle Fälle aber so abscheuliche Flecken bekommen, daß man diese, aller Mühe ungeachtet, nicht mehr herausbringt, folglich dergleichen beschmutzte Kamaschen bei keiner anderen Gelegenheit mehr tragen kann. Hieraus wird sich aber resultiren, daß diese Bekleidung nicht eben die am wenigsten kostspielige sein könne.

2) Eben so schwer würde ich mich entschließen, sie als bequem anzuerkennen; denn sind wohl die besten Schuhe, sind Kamaschen, wenn sie auch noch so fest anschließen, im Stande, das beinahe bei jedem Tritte auf sumpfigem, moderigem Boden eindringende Wasser abzuhalten? Und sinkt man nicht an solchen Orten bei einem unerwarteten Fehltritte oft bis an die Knöchel, ja bisweilen sogar bis an das halbe Knie hinein?

Hierzu sind daher gute, wasserdichte Stiefel, nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten, die einzig zweckmäßige Fußbekleidung, welcher sich

keine andere gleichstellen läßt. Nur muß ich hier noch im Vorbeigehen bemerken, daß ich es nicht rathsam finde, für theures Geld besondere sogenannte Wasserstiefel anzuschaffen, da auch die allerbesten nicht ganz vor der Nässe schützen. Da man ferner die Becassinenjagd nicht in der kälteren Jahreszeit, sondern theils im Sommer, theils in den wärmeren Monaten des Herbstes und Frühjahres ausübt, so ist bei rüstigen Jägern, die der Himmel ohnehin vor aller Anlage zu Rheumatismen und Gichtschmerzen meist in Gnaden bewahrt und noch ferner bewahren wolle, von einem blos vorübergehenden Naßwerden der Füße kein nachtheiliger Einfluß auf die Gesundheit zu fürchten.

Doch welche Thorheit begehe ich, indem ich meinem alten hochverehrten Freunde a. d. Winkell in einer solchen Kleinigkeit widerspreche! Mache es doch Jeder, wie es ihm am besten gefällt! Der Eine kommt in Stiefeln und zieht nachher Kamaschen an; der Andere kommt in Kamaschen und vertauscht sie später mit Stiefeln; der Dritte läßt sich von dienstbaren Geistern eine ganze Sumpfgarderobe nachtragen, und der Vierte behält, unbekümmert um die möglichen Folgen, Alles am Leibe, bis er wieder trocken ist! So verschieden ist in der Welt der Geschmack, und wie groß auch eine solche Meinungsdifferenz sein mag, so versichert doch Jeder, daß seine Methode die beste sei, und verfährt, trotz aller Demonstrationen, zuletzt immer nur nach seinem eigenen Gutdünken; denn des Menschen Wille ist sein Himmelreich!

Sehr nöthig und heilsam ist es jedoch, daß man sich alsbald nach dem Schlusse der Jagd der nassen Stiefel und Strümpfe entledige, um trocken nach Hause zu gehen; dies mag dann immer in Schuhen und Kamaschen geschehen; denn auf dem festen Lande sind diese allerdings sehr angenehm; auch lassen sie sich am leichtesten im Büchsensacke tragen.

Die vielen Mittel, das Leder wasserdicht zu machen, welche man sowohl in Lehrbüchern der Jagdwissenschaft, als auch in Zeitschriften, z. B. im allgemeinen Anzeiger der Deutschen u. s. w. empfohlen hat, übergehe ich mit Stillschweigen, weil sie, schon längst bekannt, den Leser ermüden würden, und weil ich — um ganz aufrichtig zu sein — keines derselben für ganz probat halte. —

Ausnahmsweise will ich jedoch hier eine Zusammensetzung empfehlen, die von Allen, welche damit Versuche angestellt haben, sehr gelobt wird und die auch ich aus eigener Erfahrung als gut anrühmen kann. Sie wurde zuerst in einem englischen Werkchen mit dem Titel: „Versuch über Gewehrfabriken" bekannt gemacht und besteht in Folgendem:

3 Unzen Terpentinöl,
eben soviel Baumöl,
eben soviel gelbes Wachs,
4 Unzen Schweinefett und
½ Pfund Talg

nebst etwas Kienruß, welches Alles in einem irdenen Gefäße geschmolzen und gehörig unter einander gerührt werden muß. Etwa zwölf Stunden vor dem jedesmaligen Gebrauche wird, nachdem die Stiefel oder Schuhe am Feuer langsam erwärmt und zum Einsaugen empfänglich gemacht worden sind, eine kleine Quantität obiger Mischung eingerieben.

Wer sich jedoch diese Mühe nicht geben will, der kann auch mit der ganz gewöhnlichen Weise auskommen, wenn nur die Stiefel mit der gehörigen Sorgfalt behandelt, fleißig getragen und recht oft stark mit Fett eingerieben werden. Sie erhalten dadurch nach und nach, sobald nur das Leder die fette Substanz gehörig eingesogen hat, jenen Grad von Wasserdichtheit, welcher bei einem Verfahren, wie ich es vorhin angerathen, d. h. wenn man sich nach jeder Sumpf- oder Wasserjagd sogleich umkleidet, für Leute, die an Strapazen gewöhnt sind, d. h. für ächte Jäger, vollkommen hinreichend ist.

Soviel von der Fußbekleidung beim Betriebe der Sumpfschnepfenjagd.

Der bei dem gewöhnlichen Jagdbetriebe vorkommenden Schnepfenarten sind dreierlei,*) nämlich:

1) Die eigentliche Heer- oder Herdschnepfe, im gemeinen Leben fast vorzugsweise Becassine, bei den Alten wegen des meckernden Lautes, den sie im Frühjahr und während der Brütezeit hören läßt, die Himmelsziege genannt, welche Benennung auch ohnstreitig die richtigste und passendste sein möchte. Scolopax gallinago L.
2) Die Mittelschnepfe, Halbschnepfe, große Becassine. Scolopax media seu major.
3) Endlich das Haarschnepfchen. Scolopax gallinula.

Die bei weitem wichtigste dieser drei Arten ist die erstere, nämlich die Heerschnepfe, theils weil sie am häufigsten und in der Strichzeit

*) Preil, früher Ober-Lieutenant in Königl. Bayerischen Diensten, zählt in seinen „Erinnerungen aus Griechenland" unter seine größten Jagdausbeuten die Moosschnepfe auf, deren er um Vonitza allein acht Arten angetroffen haben will.

fast in allen Gegenden Deutschlands vorkommt, theils aber auch und hauptsächlich könnte man sagen, deshalb, weil die Geschicklichkeit, sie zu erlegen, für die schwerste Aufgabe in der Kunst des Flugschießens gilt. —

Sie ist, nebst der Hohltaube, einer der ersten Frühlingsverkünder und ein sicherer Vorbote der Waldschnepfen.

Im Monate April macht sie ihr Gelege von vier bis fünf grünlichgrauen, braungefleckten Eiern. Das kunstlose Nest ruht auf trockenen Stellen in sumpfigen Wiesen und ähnlichen Orten, ist aber wegen seiner dem Erdboden sehr ähnlichen Farbe schwer zu finden.

Im Juli trifft man bisweilen schon ganz ausgewachsene Junge an, welche dann wegen ihres langsamen und schwerfälligen Fluges überaus leicht zu treffen sind. Es ist daher, wenn man die Geschicklichkeit eines Schützen, der sich rühmt, eine gewisse Anzahl von Sumpfschnepfen, ohne Fehlschuß dazwischen, erlegt zu haben, richtig beurtheilen will, vor Allem nöthig, daß man ihn frage: zu welcher Jahreszeit er sie geschossen habe und zu welcher Art sie gehörten? weil nur dann, wenn man dieses genau weiß, sich ein folgerechter Schluß begründen läßt. Die Heerschnepfe hält im Frühjahre in den ersten Tagen ihrer Ankunft, zumal bei rauhem und windigem Wetter, gar nicht gut aus, worauf allerdings sehr viel ankommt, und fliegt dabei sehr schnell.

Es ist daher zu dieser Zeit für den noch ungeübten Schützen ein durchaus undankbares Geschäft, diese Jagd auszuüben. In der Regel bringt er nur müde und nasse Füße — außerdem aber Wenig oder Nichts nach Hause. Oft schon wurde mir von solchen Dilettanten, wenn ich sie ermahnte, schneller zu schießen, weil sie einen Vogel nach dem andern auf 50 Schritte und noch weiter hinaus streichen ließen, bis endlich der fruchtlose Knall erfolgte, der eben so naive, als (scheinbar wenigstens) gegründete Einwurf gemacht: „man dürfe doch nicht eher abdrücken, als bis man den Vogel gehörig auf dem Korn habe." So bewährt nun auch diese Regel sonst gewöhnlich ist, so hat sie mir doch, wenn dergleichen langsame, unentschlossene Schützen sie als eine Rechtfertigung ihrer Unbeholfenheit betrachtet wissen wollten, schon manches Lächeln abgenöthigt; denn erstens müßten solche Herren, wenn sie diese Regel immer befolgen und niemals eher abdrücken würden, bis sie zuvor richtig visirt hätten, wahre Virtuosen in der Schießkunst sein, d. h. selten oder nie fehlen, während doch der Augenschein nur zu sehr das — Gegentheil beweist; und zweitens kann bei so äußerst schnellen Schüssen, als die nach Becassinen sein müssen,

wenn diese nicht gut ausgehalten haben, das Zielen in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes und in der Bedeutung, die Jene ihm beilegen, gar nicht stattfinden. Wie könnte auch wohl bei einem Vogel, der oft schon in einer Entfernung von 20 bis 30 Schritten aufsteht und dabei äußerst schnell fliegt, wie könnte, frage ich, da noch lange gezielt oder von dem gewöhnlichen Hülfsmittel alltäglicher Schützen, dem Vorhalten, Gebrauch gemacht werden? Der erste Augenblick ist der entscheidende! Wer ihn versäumt hat, wird diesen Fehler, selbst mit dem trefflichsten Gewehre, kaum wieder gut machen können; denn schnell entrückt der pfeilschnelle Flug des Vogels ihn jeder Gefahr.

Ich kann daher, so allgemein auch diese Regel von den Schriftstellern im Jagdfache gegeben wird, nicht billigen, daß man dem Anfänger sagt: „er müsse die Becassine erst eine Strecke hinausstreichen lassen, weil sie anfänglich hin und her schwanke, nachher aber geradeaus ziehe, und dann ungleich leichter zu treffen sei.“

Dieses Hinausstreichenlassen ist, im Freien wenigstens, bei allem nah aufgestandenen Federwilde allerdings eben so nöthig, als nützlich; allein bei der Wasserschnepfe gerade am wenigsten. Denn in der That! diese eilt so schnell von dannen, daß der Hauptgrund zu jener Zögerung, nämlich die Besorgniß, den Vogel zu stark zu verletzen, auch bei minder feinen Schroten, als diejenigen sind, deren man sich bei dieser Jagd gewöhnlich bedient, gänzlich wegfallen würde.

Wie aber, wenn — wie es so häufig geschieht — die Heerschnepfe, von welcher allein ich hier spreche, — nicht gut aushält? Wird der Schütze auch dann die so gepriesene Regel des Hinausstreichenlassens befolgen können?

Ich glaube kaum, sondern bin vielmehr überzeugt, daß er unter zwanzig Fällen dieser Art zehn mal gar nicht, und fünf mal erst dann schießen wird, wenn er sich dieser Mühe füglich überheben dürfte, d. h., wenn es schon viel zu spät ist. Ein solcher „Zieler“ thut daher wohl, im zeitigen Frühjahre, wie im Spätherbste, bei rauhem und windigem Wetter gar nicht auf solche Beute auszugehen.

Wie sehr aber auch in diesem Stücke die Ansichten der Schriftsteller von einander abweichen, das beweist uns Dr. Ziegler*) in seiner Federwildgattung (Seite 182), wo er sagt:

---

*) Sanft ruhe seine Asche! Hätte er uns doch seinen heiteren, herrlichen Humor zurücklassen können!

„Bald steht der Hund und die Becassine steht auf. Schnell, mit der Dir eigenthümlichen Gewandtheit und doch besonnen, schlage an, ziele und drücke ab, wenn sie noch nicht zwei Ellen vom Erdboden entfernt ist.“

Ich muß gestehen, daß mich diese Stelle nicht wenig überrascht hat. Man soll abdrücken, wenn sie noch nicht **zwei Schritte** vom Erdboden entfernt ist! Ich frage ganz einfach: Wie ist das möglich, wenn man nicht schon vorher, d. h. ehe sie aufsteht, das Gewehr an den Kopf nimmt? Und wird man überhaupt so ganz nahe vor dem Hunde, zumal bei der stummen Schnepfe, die so überaus fest liegt, ohne Gefahr ihn zu zerfetzen, schießen können??? Ich möchte Beides bezweifeln!

Nur in dem einzigen Falle, wenn die Mehrzahl der Vögel aus Stummen (wie man sie vorzugsweise in Frankreich nennt), d. h. aus der kleinsten Gattung besteht, darf er sich Hoffnung machen, etwas auszurichten. Diese halten selbst bei minder günstiger Witterung fast immer sehr gut aus und fliegen auch nicht besonders schnell, so daß man ihnen mit einiger Bequemlichkeit „nachzielen“ kann, ohne daß sie allzuweit hinauskommen.

Bei dieser Jagd thut man wohl, sich des feinsten Vogeldunstes zu bedienen, nicht blos wegen des besseren Deckens, sondern auch darum, weil man diese kaum einer Haubenlerche an Größe gleichkommenden Vögelchen mit einem bloßen Hauche herunterfallen machen kann, indem selbst der geringste Schuß sie tödtet oder doch so krank macht, daß sie nicht weit mehr fortstreichen. Dagegen würde es nachtheilig sein, wenn man für die Heerschnepfen, junge im Juli und August etwa ausgenommen, eben so feinen Schrot führen wollte, da diese nicht nur einen weit stärkeren Schuß vertragen, sondern auch sehr selten so ganz nahe vor dem Schützen aufstehen.

Ein Vorstehhund muß, wenn er sich zu dieser Jagd vorzüglich qualificiren soll, folgende Eigenschaften haben:

1) Er muß kurz vor dem Schützen suchen, so daß man auch nach den Vögeln schießen kann, welche, wie es oft geschieht, vor ihm aufstehen, ohne daß er sie in der Nase hatte;
2) er darf nicht nachprellen, weil man sonst im Schießen gehindert ist, da fast alle Sumpfschnepfen niedrig auf dem Boden fortstreichen, und weil auch oft mehrere dadurch aufgejagt werden;
3) endlich darf er nicht zu scharf zugreifen, weil so kleine und

welche Vögel alles gute Aussehen verlieren und auch weit leichter in Fäulniß übergehen, wenn sie stark gequetscht worden sind.

Junge, feurige Hunde mit vorzüglich guten Anlagen oft bei dieser Jagd zu verwenden, ist aus diesem Grunde nicht rathsam, weil sie nicht nur dadurch leicht die für die Hühnerjagd so wichtige hohe und freie Suche verlieren, und dadurch ein gewisses stockendes Bohren und Schnüffeln am Boden, mit einem Worte eine tiefe Suche sich angewöhnen, sondern weil auch durch öfteren Gebrauch im Sumpfe nicht selten ihr Geruchsorgan abgestumpft wird. Sonderbar ist es übrigens, daß manche Hunde die Wasserschnepfen ganz vorzüglich und wieder andere sie gar nicht lieben, wovon mir auffallende Beispiele vorgekommen sind. Doch ist der letztere Fall seltener; denn den meisten ist die Witterung dieser Vögel angenehm.

Ueber die Art und Weise des Suchens nach Sumpfschnepfen sind die Meinungen verschieden, indem Manche behaupten, man müsse immer gegen den Wind, Andere hingegen, man müsse immer mit dem Winde suchen, weil die Schnepfen dann oft neben dem Schützen herumstreichen, um gegen den Luftzug zu kommen.

Diese letztere Beobachtung bestätigt sich allerdings ziemlich oft, da viele Becassinen sich alsbald nach dem Aufstehen seitwärts wenden, um den Wind vor sich zu haben, allein dieser kleine Gewinn wird von dem Nachtheile, daß der Vorstehhund mit dem Winde im Rücken ungleich schwerer findet, als wenn er ihm entgegen sucht, weit überwogen, und muß besonders bei den Haarschnepfen berücksichtigt werden, da diese kleinen Thierchen ungemein festliegen und ohne Hund selbst bei vier- bis sechsmaligem Hin- und Hergehen dennoch kaum zum Aufstehen zu bringen sind. Die Vorschrift, dem Winde immer entgegen zu suchen, ist übrigens an und für sich schon unausführbar. Wer wird ganze Stunden weit immer geradeaus jagen oder große Umwege machen wollen, blos um des besseren Windes willen?

Das Natürlichste ist daher, daß man in der Regel mit halbem oder sogenanntem Seitenwinde suche, wobei keine Zeit unnütz verloren geht und der Hund, wenn es ihm nicht an der nöthigen Erfahrung fehlt, leicht findet. —

Die besten Becassinenjäger trifft man in Italien und Holland an, wo überhaupt die Sumpfvögel den Mangel an Hasen und Hühnern ersetzen müssen. Man bedient sich dort meist nur einfacher Gewehre, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Italiener sehr lange, die Holländer

aber nur kurze Flinten zu führen pflegen. Daß es unter den Letzteren besonders viele gute Schützen geben müsse, scheint mir hauptsächlich daraus hervorzugehen, daß sich die Bauern dort häufig mit der Sumpfschnepfenjagd beschäftigen.

Die Suche mit dem Vorstehhunde war bis jetzt die einzige mir bekannte Art der Becassinenjagd, allein ich habe einst in einem sehr geschätzten Lehrbuche der Jagdwissenschaft die Anpreisung noch einer andern Methode gefunden, deren Erfolg mir — ich gestehe es aufrichtig — sehr zweifelhaft erscheint, obschon ich selbst noch keine Versuche damit angestellt habe.

Man solle sich nämlich bei Mondschein in gutem Winde und im Gesträuche verborgen am Rande solcher Gewässer, wo die Becassinen gerne einfallen, anstellen, und dieser Anstand werde ziemlich gute, bisweilen sogar sehr glückliche Resultate liefern.

Was ich hiergegen — salvo quidem meliori — zu erinnern habe, ist hauptsächlich, daß ich an einem Gewässer, welches mit Gebüschen, wären es auch nur einzelne, umgeben ist, zur Nachtzeit mir kaum zutraue, so kleine Vögel, wie es die Sumpfschnepfen sind, auf dem dunkeln Boden deutlich zu erkennen, viel weniger zu treffen, da dies selbst bei größerem Wilde, z. B. bei Enten, Hasen, Fischottern, Dachsen 2c., seine Schwierigkeit hat und dergleichen unsichere Schüsse, wie jeder erfahrene Jäger weiß, öfterer mißlingen, als gerathen, wenn nicht nebst dem hellen Mondschein auch noch der Schnee das Abkommen erleichtert.

Wenn ich daher auch, fremden Erfahrungen in diesem Falle mehr vertrauend, als meinen eignen, einräumen wollte, daß ein solcher Nachtanstand auf Becassinen bisweilen einigen Erfolg haben könne, so würde ich doch auf alle Fälle großes Bedenken tragen müssen, meinen Lesern diese Jagdmethode als eine ergiebige oder wohl gar angenehme zu empfehlen; denn diese zwei Prädicate, namentlich das letztere, möchte dieselbe, nach meinem unvorgreiflichen Dafürhalten, wohl kaum in Anspruch zu nehmen haben. —

Warum ich den guten Erfolg und die Nützlichkeit derselben bezweifle, habe ich bereits angegeben; noch weniger aber kann ich mich dazu verstehen, eine solche Jagdpartie in irgend einem Betrachte für anziehend zu halten. Welches Vergnügen kann es wohl gewähren, stundenlang unbeweglich auf einer Stelle zu stehen oder zu sitzen (ein Opfer, welches man selbst einem ungleich bedeutenderen Wilde nur ungern bringt), um von Zeit zu Zeit einmal und zwar im Sitzen einen einzelnen Schuß

nach kleinen Vögeln zu thun, deren Erlegung nur hauptsächlich durch die Schnelligkeit ihres Fluges Reiz erhält?

Dennoch hat dieser Abend- und Nachtanstand einen Vorzug vor allen anderen Jagdmethoden ähnlicher Art, welcher nicht übersehen werden darf, insofern derselbe von größter Wichtigkeit für eifrige Naturforscher und Besitzer von ornithologischen Sammlungen ist.

Man findet nämlich dabei Gelegenheit, bisweilen Sumpfvögel zu erlegen, die am hellen Tage so scheu und listig sind, daß sie alle Bemühungen des Jägers vereiteln und niemals auf Schußweite an sich kommen lassen; in dieser Beziehung also verdient die fragliche Methode allerdings Aufmerksamkeit und Nachahmung.

Eine andere Art von Wasserschnepfenjagd, die selbst für die besten Flugschützen äußerst anziehend und unterhaltend ist, kann ich mit desto größerer Ueberzeugung empfehlen. Diese besteht nämlich darin, daß man im Spätherbste, gewöhnlich zu Ende Octobers und in der ersten Hälfte des Novembers, wo sie vorzüglich gern in abgelassenen Weihern einfallen, aber selten gut aushalten, weil eine einzige durch ihr lautes Geschrei oft 5—6 andere rege macht, sich vorstellt und sie treiben läßt. Einzelne Büsche und nicht zu hohe Dämme gewähren hier den besten Stand; denn dem ganz frei stehenden Schützen weicht die Becassine häufig aus; doch ist es durchaus nothwendig, sich so zu stellen, daß man sie kommen sieht, weil es, wenn man nicht voraus weiß, ob man sich rechts oder links zu drehen habe, wegen des überaus schnellen Fluges dieser Vögel oft gar nicht möglich ist, fertig zu werden, oder weil man doch zu weit nachschießen muß.

Wenn eine Reihe von Weihern aneinander stößt, in welche die rege gemachten wieder einfallen, dann gewährt eine solche Jagd geübten Schützen ungemein viel Vergnügen, da es in dem ganzen weiten Gebiete der Jägerei keinen besseren Probirstein für das Flugschießen gibt, als diesen, und besonders, weil man gar Manchen, dessen Schützendünkel keine Grenzen kannte, bei einer solchen Gelegenheit die sonst immer vollauf angeschwellten Segel seiner Ruhmredigkeit gar demüthiglich einziehen sieht. —

Eine Hauptregel bei der Sumpfschnepfenjagd ist ferner die, daß man in Gegenden, wo sie häufig sind und gut aushalten, immer nach einem gewissen Plan suche, d. h. gewisse Districte, durch Gräben, Hügel, Bäume, Gebüsche oder ähnliche Punkte begrenzt, müssen Strich für Strich so genau abgesucht werden, daß man überzeugt ist, Wenig oder Nichts liegen ge-

lassen zu haben. Dann rückt man weiter, und so geht es fort bis zum Schlusse der Jagd. —

Sind dagegen die Schnepfen selten und nur einzeln vorhanden, so geht bei diesem Verfahren zu viel Zeit unnütz verloren. Es ist daher in diesem Falle vortheilhafter, dem Hunde mehr Freiheit zu lassen, damit er bald finde, ungefähr so, wie man auch bei der Hühnerjagd anfänglich die Hunde weiter hinaus suchen läßt, bis die erste Kette aufgethan ist. — Sobald eine Becassine aufsteht, behalte man sie immer im Auge und merke sich da, wo sie wieder einfällt, irgend ein Zeichen, um nicht irre zu gehen; denn auf ganz flachen, buschlosen Mooren vergißt man eine solche Stelle gar zu leicht, zumal wenn man in der Zwischenzeit etwa geschossen oder anderen nachgeschaut hat. Nicht selten erhebt sich die aufgescheuchte Schnepfe hoch in die Luft und zieht so weit fort, daß man sie kaum noch als einen kleinen Punkt am Firmament erkennen kann und daß der Unkundige keineswegs glaubt, sie werde umkehren. Allein plötzlich macht sie eine Schwenkung, der Punkt vergrößert sich allmählich und bald erkennt man wieder den ganzen Vogel, der nun gewöhnlich nicht fern von dem Orte, wo er zuerst angetroffen worden war, wieder einfällt.

Hört man von einer Becassine den bekannten, ziemlich hell lautenden Ton, sei es nun in der Luft oder auf dem Boden, bei Tage oder des Abends, so ist dies immer ein untrügliches Kennzeichen, daß sie in der umliegenden Gegend brüten will oder wirklich schon ein Nest hat und daher geschont zu werden verdient. —

Der Laut, welchen sie bei ihren Luftfahrten hören läßt, zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste Hälfte wird offenbar mit dem Schnabel hervorgebracht, oder vielmehr, sie kommt aus der Kehle, und wenn ich es für passend halten möchte, irgend einen Vogelruf mit Worten nachzuahmen, so würde ich sagen, er laute wie: „Gazzi, Gazzi.“

Was aber die zweite Hälfte betrifft, so bin ich durch wiederholte und aufmerksame Beobachtungen immer mehr in der Meinung bestärkt worden, daß dieser Ton nicht durch die Stimme des Vogels, sondern durch seinen Flügelschlag hervorgebracht werde. Zu dieser Vermuthung veranlaßt mich hauptsächlich der Umstand, daß erstens auch andere Vögel, z. B. Falken, wenn sie aus hoher Luft herab auf einen Raub stoßen, und Enten, wenn sie bald einfallen wollen, ein gewisses Sausen mit ihren Flügeln hervorbringen, welches vielleicht mit dem der Becassine, nur freilich im größeren Maßstabe, verglichen werden könnte, und zweitens, weil ich den meckernden Laut der Wasserschnepfen nie anders, als in

jenem Augenblicke, in dem sie fast senkrecht aus der Höhe herabschießend die Schwingen unendlich schnell bewegten, gehört habe. Ein übrigens glaubwürdiger Mann hat mich versichert, mehrmals gesehen zu haben, daß die Wasserschnepfe in diesem Augenblick nur den einen Flügel bewege, den andern aber zusammengezogen dicht an den Leib drücke. Widersprechen will ich diesem zwar nicht, aber noch weniger glauben, weil ich bis jetzt alle Vögel in der Luft beide Flügel bewegen sah.

Für die Richtigkeit der entgegengesetzten Ansicht führt man noch die bekannte Erfahrung an: daß in der Paarzeit alle Vögel gewisse ungewöhnliche Körper- und Flügelbewegungen machen, und zugleich einen besonderen Balzlaut hören lassen, der freilich bei dem Auer- und Birkwilde am stärksten hervortritt.

Die so schnelle und zitternde Bewegung, welche die männliche Becassine mit den Flügeln macht, während das Weibchen, im Grase sitzend, sein „Dücki! Dücki!" ruft, ist blos ein Spiel der Natur, wie wir es z. B. auch von dem Männchen der Rostweihe sehen, wenn es in der Begattungszeit, aber auch nur in dieser, sich in allerlei Schwingungen hoch in den Lüften herumtreibt und dabei sonderbare, ganz ungewöhnliche Töne hören läßt.

Jener oft besprochene Ton des Becassinenmännchens, sagen ferner die Vertreter dieser letzteren Ansicht, ist auch viel zu stark, zu durchdringend und zu weit hörbar, als daß er blos mit den Flügeln sollte hervorgebracht werden können.

„Endlich", sagen sie, „scheine auch darin eine Abnormität zu liegen: daß das Weibchen, wie es notorisch der Fall sei, auf dem Boden einen Balzlaut von sich geben sollte, während doch das Männchen in der Luft gänzlich schweige."

Herr C. Steinbrenner hat mir seine Ansicht über diesen Gegenstand in Folgendem mitgetheilt:

„Ueber den bekannten, aus den Lüften herabtönenden Laut der Becassine, der ihr wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Meckern der Ziegen im Munde des Volkes den Namen Himmelsziege, Himmelsgeis, Haberbock verschafft hat, sind die Meinungen unter den Fachmännern im Wesentlichen dadurch verschieden, daß die Einen den Ursprung desselben aus der schnurrenden Bewegung der Schwungfedern herleiten, während die Anderen, indem sie diese Ansicht mit dem Widerspruche bekämpfen, daß ein auf solche Weise hervorgebrachter Laut unmöglich aus so großer Entfernung, wie dieses vorliegend in der That der Fall ist, gehört werden

könne, behaupten, daß er ein Kehllaut sei. Durch diese Meinungsverschiedenheit, mehr aber noch durch eine freundliche Aufforderung von Seiten des Verfassers dieser Schrift dazu veranlaßt, habe ich alle bei dieser bis heute noch unentschiedenen Frage in Betracht kommenden Momente, so weit meine Erfahrungen und Befähigungen hinreichen, einer sorgfältigen Prüfung unterworfen und bin dabei zu einer Ansicht hingezogen worden, die, wenngleich wegen ihrer Neuheit auf den ersten Blick auffallend, weil eine dritte Meinung hier nicht denkbar erscheint, ich doch um so weniger Anstand nehme, in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, als sie keiner der beiden älteren verletzend entgegenzutreten im Stande ist. Bevor ich jedoch dieser neuen Ansicht einen bestimmteren Ausdruck verleihe, halte ich es für angemessen, Folgendes zum besseren Verständnisse hier vorauszuschicken.

A. Es sind bekannte unbestrittene Thatsachen,

1) daß sich in dem meckernden Laute, welchen das Männchen der Becassine während der Fortpflanzungs-Periode dieser Vogelart aus den Lüften hören läßt, seine geschlechtliche Extase zu erkennen gibt;

2) daß eine solche Extase überhaupt in den Momenten ihres Eintretens die ganze animale Vitalität bis zu ihrer höchsten Potenz zu steigern vermag, und

3) daß die meisten Organe in dem solchergestalt erregten Thierkörper mehr oder weniger in außergewöhnliche, mitunter unglaubliche Thätigkeit und Leistungsfähigkeit versetzt zu werden pflegen. Hieraus erklären sich einfach die Erscheinungen, daß die Stimmorgane der meisten damit begabten Thiermännchen vom Annähern ihrer Begattungszeit an bis zu deren gänzlichem Verlaufe zu ganz anderen, markirteren Lauten, als in der Zwischenzeit, qualificirt und daß letztere sehr häufig von eben so ungewöhnlichen excentrischen Bewegungen und Gesticulationen begleitet werden. Es kann daher in dem fraglichen Laute des Becassinenmännchens, beziehungsweise in seinem gleichzeitigen rapiden Flattersturz, etwas Abnormes, wie schon zuweilen versucht, nicht gefunden werden; in Rücksicht auf den Laut um so weniger, als ja in den Stimmorganen dieses Vogels eben so, wie in jenen seiner nahen Verwandtschaft, der Waldschnepfe, die Bedingungen zur Hervorbringung dieser Töne ohnehin schon vorhanden sind. Wenn aber dieses, wie nicht zu bestreiten, der Fall ist; wenn ferner zur

Erzeugung starker Kehllaute das weiter nothwendige Element — ich meine die, wie bei allen Vögeln, so auch bei der Becassine während des Aufsteigens in die bekanntlich sehr voluminösen Lungen aufgenommene atmosphärische Luft — so zu sagen im Ueberflusse vorhanden ist; warum — so darf man mit Recht dann fragen — warum sollte dem Männchen dieser Vogelart, das außerdem einen anderen Begattungslaut nicht hören läßt, von der Natur als eine unerklärliche Ausnahme versagt geblieben sein, in solchen Momenten von seinen vollzählig vorhandenen Stimmmitteln Gebrauch zu machen, wo fast alle bewegenden Kräfte des ganzen inneren Organismus mit kaum widerstehlicher Heftigkeit dazu hindrängen? Ich für meinen Theil kann einem solchen Glauben, der mir jeder stichhaltigen Grundlage zu entbehren scheint, vorerst keinen Raum lassen. Der in Rede stehende Laut hat zwar allerdings große Aehnlichkeit mit jenen Lauten, welche nach Nauman's Anleitung hervorgebracht werden können, wenn man mit einem Stocke, woran stärkere Schwungfedern befestigt sind, kräftige Streiche gegen den Luftzug führt; auch wird er stets von einer überaus schnellen Flatterbewegung begleitet, so daß die Ansicht, es werde jener Becassin-Laut nur durch die Schwungfedern hervorgebracht, keineswegs einer mindestens plausibeln Stütze entbehrt. Wenn indessen so weit hin schallende Laute in der eben gedachten Weise mittelst schneller kräftiger Flügelschläge wirklich erzeugt werden könnten, müßte nicht in Berücksichtigung des absolut nothwendigen Widerstandes der äußeren zu durchschneidenden Luft die Entwickelung einer Kraft dazu gehören, welche die des Becassinenkörpers selbst in ihrer höchsten Spannung bei weitem überstiege? Würde ferner selbst, wenn die Flügelkraft dazu ausreichend wäre, der von dem Luftwiderstand abhängige Laut nicht dann auf eine, dem menschlichen Ohre bemerkbare Weise sowohl in seiner Betonung, als in seiner Dauer zum öfteren variiren müssen? — Es sind aber im Gegensatze jene stets gleichschallenden Töne auch in ihrer Dauer gleich, und in letzterer Beziehung der Zeit angemessen zu erachten, welche erforderlich sein möchte, um die nach Maßgabe des Bedürfnisses stattfindende Entleerung der luftgefüllten Respirationsgefäße völlig zu bewerkstelligen.

B. Jeder einfache, gedehnte Stimmlaut wird, wie Jedermann an

sich selbst erfahren kann, tremulirend, das heißt: absatzweise, und zwar in demselben Tacte hervorgestoßen, in welchem entweder Schläge auf den Brustkasten oder mit den Armen oder Beinen, auch nur in die Luft geführt werden. Daß aber in dem gegebenen Falle kräftige Flügelschläge bei den Vögeln dieselbe Wirkung zu äußern im Stande sind, bedarf wohl keiner weiteren Beweisführung, und es erscheint hiernach, und aus der beobachteten Thatsache, daß die Tremulation — das Meckernde — im Laute der Becassine im gleichen Tacte mit den gleichzeitigen Flügelschlägen stattfindet, die Folgerung nicht sehr gewagt, daß diese Tremulation durch die Erschütterungen der Flügelschläge bewirkt werde.

C. Wenn Laut und Flatterbewegung zugleich als Folgen des Geschlechtstriebes beim Becassinenmännchen angesehen werden, so hält es nicht schwer, die von einer Seite schon oft gehörte Frage zu beantworten: „Warum läßt dieser Vogel jenen vielgedachten Laut niemals am Boden, sondern nur aus der Luft erschallen?“ Er ist nämlich, indem er durch seine Extase zum Flattern und Fortbewegen gedrängt wird, außer Stande, an seinem von Gestrüppe, Gräsern, Binsen ꝛc. oft dicht verwachsenen Lagerplatze diese Bewegung auszuführen. Er wird dieses daher nur dann thun, wo es unbehindert geschehen kann, und das ist in dem freien Raume der Luft. Sollte jedoch diese Erklärungsweise auf Widersprüche stoßen, so möge noch der natürliche Zweck seines Lautes dabei in Anschlag gebracht werden, der doch wohl kaum ein anderer sein kann, als dem vom Männchen öfters entfernt und verborgen liegenden Weibchen ein liebebrünstiges Verlangen kund zu geben, und, sobald in mehrfacher Wiederholung jenes bedeutungsvolle „Djibit!“ des Weibchens erklungen, dessen Lagerplätzchen ausfindig zu machen, was wiederum weit leichter und sicherer bei den von Jedermann so gerne gesehenen Luftgaukeleien des Männchens geschehen kann, als aus einer mit Erlen, Schilf, Riedgras ꝛc. überwachsenen, oft außer dem Gehörkreise des Weibchens liegenden Morastmulde. — Nach allen den vorstehend angeführten und anderen bekannten, hier in Betracht kommenden Umständen glaube ich, um mich eines populären Ausdruckes zu bedienen, keinen Schuß in's Blaue zu thun, wenn ich die Meinung aufstelle: daß der einfache, dumpfe Begattungslaut des Becassinenmännchens vermittelst seiner Stimmorgane, die Tremulation in diesem Laut aber, die ihm die Aehnlichkeit mit dem Meckern verleiht, mittelst der durch die gleichzeitigen Flügelschläge bewirkten Erschütterungen des Lungenkastens hervorgebracht wird. Indem ich übrigens der etwaigen Unterstellung, als wollte ich dieser meiner Ansicht ein schärferes Gepräge,

als das einer der Wahrscheinlichkeit nahe gerückten Hypothese aufdrücken, mit der Versicherung begegne, daß ich mit ungemein großem Vergnügen jede andere Meinung dafür eintauschen werde, welche überzeugender begründet erscheint, schließe ich hier mit dem freundlichen Wunsche, daß dieses Scherflein, welches ich hiermit auf den Altar der Wissenschaft niederzulegen wage, nicht nach seinem Werth oder Unwerthe, sondern allein nur nach dem aufrichtigen Streben des Darbringers — in der obwaltenden Meinungsdifferenz eine Verständigung herbeizuführen — beurtheilt werden möchte."

Wenn ich darauf verzichte, meine Meinung über vorstehenden Aufsatz hier auszusprechen, so geschieht es nur, weil er dazu bestimmt ist, mein eigenes Werk zu vervollständigen; wenn ich aber blos bekenne, daß ich diese neue Hypothese für sehr interessant halte, und den weiteren Erörterungen, welche wahrscheinlicherweise dadurch hervorgerufen werden dürften, mit gespannter Erwartung entgegensehe, so werde ich mich hoffentlich dadurch keiner Unbescheidenheit schuldig machen.

Ich finde mich hierbei zugleich veranlaßt, meinen verehrten Lesern von einer ganz neuen Hypothese Nachricht zu geben, die erst vor Kurzem aufgetaucht ist. Es hat nämlich ein geschätzter Ornithologe, Herr Dr. Altum in Berlin, die Behauptung aufgestellt:

> das vielbesprochene Meckern der Wasserschnepfe, dieser so räthselhafte Ton, werde weder durch das Stimmorgan, noch durch die schnelle Bewegung der Flügel hervorgebracht, sondern sei lediglich eine Folge des durch die ausgebreiteten Schwanzfedern pfeifenden Windes.

Ich getraue mir auch hier, weder für, noch gegen diese neue Theorie etwas zu sagen, kann aber die Vermuthung nicht unterdrücken, daß, wenn, wie ich allerdings vermuthe, schon die Ansicht des Herrn Steinbrenner auf mancherlei Widersprüche stoßen wird, dieses doch bei der des Herrn Altum noch weit mehr der Fall sein werde, obgleich man nicht in Abrede stellen kann, daß er sein System mit großem Scharfsinn, und als ein sehr gewandter Dialectiker, zu vertheidigen gewußt habe.

Es bleibt mir daher nichts weiter übrig, als diese Controverse mit einer Stelle aus der Dichtkunst des Horaz zu schließen:

„Grammatici certant et adhuc sub judice lis est."

Die Gelehrten streiten noch unter sich, und es ist noch kein richterlicher Ausspruch erfolgt.

Eine ganz vortreffliche Anweisung, wie man sich bei der Pfuhl-

schnepfenjagd zu benehmen habe, hat uns der um die Jagdwissenschaft so hoch verdiente Oberforstmeister Jester gegeben. Man kann mit Wahrheit sagen, daß in dieser Anweisung auch nicht das Allermindeste außer Acht gelassen worden sei, wodurch der glückliche Erfolg einer solchen Jagd gesichert werden könne.

Ich habe mir daher sehr oft gewünscht, einmal Gelegenheit zu einer recht ergiebigen Jagd solcher Art zu finden, bis jetzt ist mir aber dieser Wunsch nicht in Erfüllung gegangen; denn nie habe ich in einem Tage mehrere Mittelschnepfen angetroffen, indem diese Vögel in den Gegenden, wo ich jagte, äußerst selten waren, und nie im Juli und August, sondern blos in der eigentlichen Strichzeit, d. h. im Frühling und Spätherbste, und immer nur sehr einzeln sich zeigten, ja sogar zu den ganz seltenen Erscheinungen gehörten. Auf die gewöhnlichen Becassinen finden aber viele von jenen Regeln, welche Herr von Jester vorschreibt, darum keine Anwendung, weil sie, in hiesiger Gegend wenigstens, in eben dem Grade scheu und flüchtig sind, als jene gut halten. Nur wenn sie in Gräben, an welche man von der Seite unbemerkt hinangeht, im Schilfe oder im hohen Grase auf sumpfigen Wiesen liegen, oder bei ausgezeichnet schöner und warmer Witterung darf man darauf rechnen, daß sie gut schußmäßig an sich kommen lassen; allein auch dann halten sie in der Regel fast noch eher den Schützen, als den Hund aus. —

Wenn daher Herr Jester sagt, man müsse dem Hunde Zeit lassen, durch Vorschlagen und Kreisen sich frischen Wind zu verschaffen, um so auf das Geläufe des Vogels zu kommen, ohne welches er ihn nur schwer ausfindig machen könne, so paßt diese Anweisung durchaus nur auf die Pfuhlschnepfe und allenfalls auch auf die kleinen Haarschnepfen (obgleich letztere nicht viel laufen), nicht aber auf die eigentliche Becassine, die nicht nur selten oder nie vor dem Hunde läuft, sondern auch überhaupt viel zu locker liegt, um ein solches Kreisen und Vorschlagen abzuwarten. Ich wenigstens darf mit Wahrheit sagen, daß ich in der Frühlingsstrichzeit auf dem freilich ganz kahlen, graslosen und weder mit Gräben noch mit Gebüsch versehenen Moor, wo ich in früherer Zeit jährlich nach dem Abgange der Waldschnepfen einige dergleichen Jagden vorzunehmen pflegte, noch keine zwölf Becassinen, wenn sie nicht etwa schon Eier hatten, den Hund gut aushalten gesehen habe. Ich kam vielmehr immer am sichersten dann zum Schuß, wenn ich ihn gar nicht suchen ließ, sondern sie selbst herausging. — Erst nachdem ich das Moor auf diese Weise mehrmals abgegangen und der größte Theil der

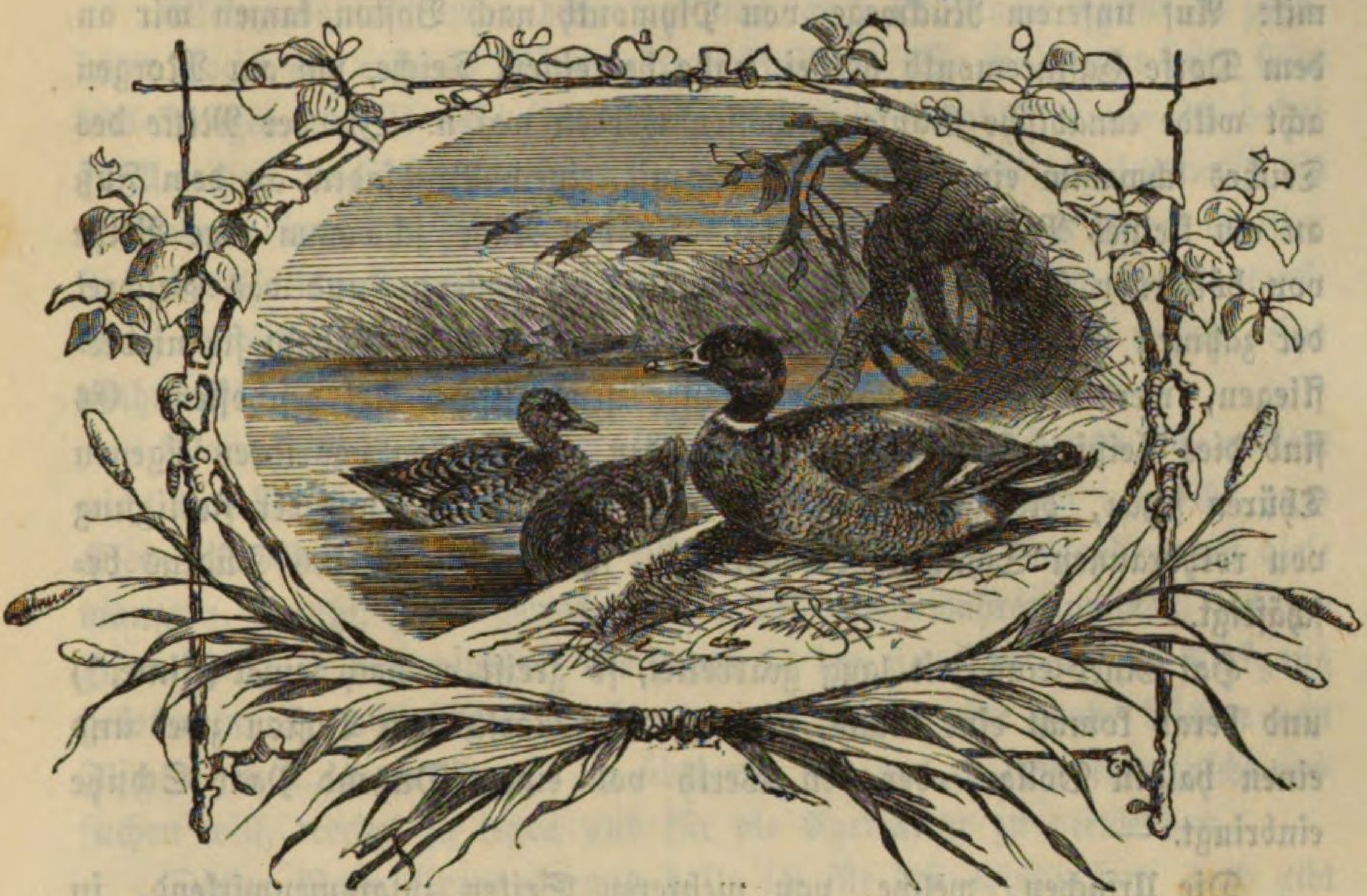
Schnepfen sich nach allen Seiten hin verstrichen hatte, was dort sehr bald geschah, fing ich an, den Hund suchen zu lassen, um nun auch die kleinen, die außerdem liegen geblieben sein würden, anzutreffen.

Und nun zum Schlusse noch die Bemerkung, daß man wohl thut, die einzelnen Becassinen, welche man bisweilen im Winter an offenen Quellen und Bächen antrifft, und die dort ihr Leben nur kümmerlich fristen, gänzlich zu verschonen. Denn erstens trifft man nur selten mehr als zwei beisammen an, die dann ohnehin keine vollständige Portion, selbst für den allermäßigsten Appetit, liefern würden, und zweitens sind sie um jene Zeit meist so leicht an Wildpret, daß es sich kaum der Mühe verlohnt, sie auf den Tisch zu bringen. Man schenke ihnen also lieber das Leben und verspare diese Jagd bis Frühjahr oder Herbst, wo man noch immer Gelegenheit genug findet, sein Pulver und Blei hinauszujagen.

Im Winter nimmt sich die weiße Spitze an der Ruthe eines Fuchses, wenn sie aus dem „wetterfarbigen“ Büchsensacke herausleuchtet, ungleich besser aus, als ein auf dessen äußerer Oberfläche herumbaumelndes, halbverhungertes Wasserschnepfchen. —

Die Entenjagd.

Hoch in den Lüften seh' ich einen Schwarm
Von wilden Enten raschen Fluges streichen,
Vergebens zuckt der Zwilling mir im Arm,
Kaum eine Kugel würde sie erreichen!



Man könnte mir bei diesem Capitel allerdings mit einigem Grunde den Einwurf machen, daß es heut zu Tage kaum mehr nöthig sei, eine Anweisung zur Entenjagd zu schreiben, daß dieselbe vielmehr um ein halbes Jahrhundert zu spät komme, weil es in den meisten Gegenden Deutschlands beinahe keine Enten mehr gebe. Diese, wenn auch in mancher Beziehung richtige, Bemerkung darf mich aber dennoch nicht abhalten, hier über den fraglichen Gegenstand zu sprechen; denn theils haben die wilden Enten nicht überall in unserem Vaterlande in gleichem Verhältniß abgenommen, theils erfordert es auch die Vollständigkeit meines Werkes an und für sich schon, daß auch diese Wildgattung ebenso, wie jede andere bei dem praktischen Jagdbetrieb eine der bedeutenderen Rollen spielende, mit der nöthigen Ausführlichkeit abgehandelt werde.

Die Jagd der wilden Enten und Gänse wird gewöhnlich für eine der mühseligsten und beschwerlichsten gehalten; allein, wie jede Regel in der Welt ihre Ausnahmen erleidet, so auch diese, wie sich aus folgender Mittheilung ergibt. Charles Lyell, Präsident der geologischen Gesell-

schaft in London, durchreiste die Vereinigten Staaten von Nordamerika. In seiner Schrift über die Früchte dieser Reise theilt er auch Folgendes mit: Auf unserem Rückwege von Plymouth nach Boston kamen wir an dem Dorfe Castneemouth vorbei, nahe bei einem Teiche, wo am Morgen acht wilde canadische Gänse geschossen worden waren. In der Mitte des Teiches schwamm eine zahme Gans, mit einem Bindfaden an dem Fuß an ein kleines Bleigewicht befestigt. In der Nähe schwamm eine Reihe von hölzernen Gänsen; durch den Anblick der letzteren und das Geschrei der zahmen Gans werden die wilden Vögel angelockt. Sobald sie niederfliegen, werden sie von Jägern ächter neuenglischer Art geschossen. Es sind dies fleißige Schuhflicker, welche den ganzen Tag vor ihren eigenen Thüren sitzen, die geladene Flinte an der Seite und mit der Fertigung von rothbraunen Schuhen oder Stiefeln für die Neger des Südens beschäftigt.

Hat Einer eine Zeit lang gearbeitet, so greift er nach seiner Flinte,*) und herab kommt eine Gans, die auf dem Markte von Boston zwei und einen halben Dollar oder den Werth von einem Dutzend Paar Schuhe einbringt. —

Die Ursachen, welche, von mehreren Seiten zusammenwirkend, in unseren Gegenden die so sichtliche Verminderung der Enten herbeigeführt haben mögen, sind mannigfache, die ich hier der Reihe nach aufzuführen nicht unterlassen darf.

Man spricht zuerst viel von der nachtheiligen Einwirkung der Dampfschifffahrt auf diesen Zweig der Niederjagd, allein, wie ich glaube, mit Unrecht. Vertreiben kann das damit verbundene Getöse zwar allerdings die Enten von jenen Flüssen, auf denen sie sich früher so gern aufhielten, z. B. vom Rhein 2c., aber sie werden dadurch nur veranlaßt, ihren Aufenthaltsort zu verändern, indem sie ruhigere Gewässer aufsuchen. Eine solche Vertreibung kann aber nicht als eine wirkliche Verminderung angesehen werden, da am fließenden Wasser die Ente ohnehin nur selten und nur bei besonders günstigen Localverhältnissen brütet. Ihr Lieblingsaufenthalt ist vielmehr in der Nähe großer Teiche und Seen, welche

*) Hierin möchte sich der Herr Präsident doch wohl ein wenig geirrt haben; denn wenn der fleißige Schuhmacher seinen Leisten bei Seite legt, wird sich wohl nicht jedesmal eine canadische Gans zu seiner Disposition einfinden; vielmehr wird ein solcher Pechphilister oft lange Zeit auf seinem Dreifuße sitzen zu bleiben genöthigt sein, dagegen dann den Pfriemen ohne Weiteres bei Seite legen, um nach der Flinte zu greifen, sobald den erwarteten Gästen bei der Lockgans einzufallen belieben wird.

mit dichtem Schilf bewachsen sind, oder auf zusammenhängenden, aller Cultur entzogenen Sümpfen und Mooren.

Allein, wo trifft man diese jetzt noch an? Wo findet irgend ein jagdbarer Vogel ein ruhiges Plätzchen zum Brüten? Wo sind nicht seine Eier und Jungen, wo ist nicht sein eigenes Leben in Gefahr? Wenn ich daher die Ursachen aufzählen soll, denen ich die, besonders seit den letzten 20 bis 30 Jahren, immer fühlbarer werdende Abnahme der wilden Enten in allen stark bevölkerten Gegenden zuschreibe, so muß ich vor Allem die Austrocknung so vieler Sümpfe und sonstigen Gewässer anführen, welche eine nothwendige Folge der steigenden Bevölkerung ist.

Man hat berechnet, daß selbst die allerbeste Fischzucht bei weitem nicht den Vortheil gewähren könne, den ein Weiher, wenn man ihn zum Klee- oder Getreidebau oder zu Wiesen, namentlich in Gegenden, wo diese mangeln, benutzt, sicher gewährt; man hat ferner wahrgenommen, daß die Hinneigung zu Fastenspeisen überhaupt in der neuesten Zeit in Rückgang gekommen ist, und sich daher bewogen gefunden, eine große Menge von Fischteichen 2c., deren Anzahl ich übrigens genauer zu bestimmen nicht versuchen will, trocken zu legen und für die Agricultur zu verwenden.

Diesen Verminderungsgrund halte ich für den wichtigsten; doch gibt es deren noch mehrere, die gewiß auch dabei mitgewirkt haben und noch fortwährend mitwirken.

Dazu rechne ich den dringenden Streu- und Futterbedarf, welcher in so vielen Gegenden auf eine wirklich Besorgniß erregende Weise überhand nimmt, so daß auch jede Hand voll Schilfes auf das Aengstlichste dazu benützt wird. Ferner trägt das in manchen Ländern eingeführte, nur aus finanziellen Rücksichten hervorgegangene System der Jagdverpachtungen seinen Theil dazu bei, die Sumpf- und Wasservögel immer mehr verschwinden zu machen. Denn auch an diesen will man sich erholen, wenn man für enorme Summen Jagden ersteigert hat, die kaum den dritten oder vierten Theil davon eintragen, was sie kosten, sei es nun aus wirklicher, weder Maß noch Ziel kennender Jagdliebhaberei oder falscher Speculation, oder um der Welt zu zeigen, daß man über eben so viel Geld zu disponiren habe, als sonst irgend Jemand. Einen anderen Grund aber kann es nicht wohl haben, wenn man reiche Leute für einen exorbitanten Preis Jagden erpachten sieht, von denen sie für ihre eigene Person beinahe nie Gebrauch machen; es wäre denn, um ihre Tafel immer gehörig mit Wildpret besetzt zu sehen, welches sie übrigens ungleich wohlfeiler auf dem Markte kaufen würden.

In früherer Zeit war beinahe jeder regierende Fürst dem Vergnügen der Jagd ergeben, mithin von einer Verpachtung herrschaftlicher Jagden etwa nur dann die Rede, wenn diese für den Landesherrn zu weit entfernt lagen. Jetzt ist es anders, viele Fürsten machen sich gar nichts mehr aus der Jagd, es werden daher nur die zunächst an ihre Residenz stoßenden Reviere reservirt, um den Bedarf der Hofküche damit zu decken; alles Andere wird zum Vortheile der Staatskasse verpachtet. Das ist aber noch nicht genug, sondern man zerstückelt auch noch obendrein die Reviere in ganz kleine Parzellen, um das Bestandgeld möglichst zu erhöhen. Auch wird in der Regel dieser Zweck erreicht; auf der andern Seite freilich zugleich der Ruin der Jagden herbeigeführt, indem ein Bezirk um so weniger gehegt werden kann, je kleiner derselbe ist.

Man hat ferner die Bemerkung gemacht, daß in manchen jener Gegenden, wo die Entsumpfung noch nicht so weit vorgeschritten ist, daß sie alle dort einheimischen Enten hätte vertreiben können, faule Tagediebe sich schon frühzeitig in jedem Frühjahre auf den Weg begeben, um die Entennester aufzusuchen.

Ein solcher Taugenichts, der jede beschwerliche Arbeit scheut und doch gut leben will, ja, welcher vielleicht größere Bedürfnisse an Tabak, Bier, Branntwein und dergleichen hat, als viele Andere seines Standes, wendet ganze Tage auf solche Speculationen, blos weil er sie als eine Art comfortablen M ü ß i g g a n g e s betrachtet, der ihm am meisten zusagt. Diesem Spioniren und Umherschleudern solcher faulen Schlingel war von jeher schwer Einhalt zu thun, weil ihnen dabei zu viele Vorwände und Entschuldigungen zu Gebote stehen; bei den jetzigen Zeitverhältnissen aber ist es fast ganz unmöglich geworden. Es gehört seit 1848 eben mit zu den beliebtesten Volksfreiheiten, jeden Unfug, der blos gegen das Wild gerichtet ist, ungestraft treiben zu dürfen, wenn der Thäter sich nur nicht etwa m i t d e m G e w e h r i m A r m betreten läßt.

Die vorstehenden Ursachen dürften daher gemeinschaftlich die merkliche Abnahme der wilden Enten, namentlich jener, welche als deutsche Standvögel erscheinen, herbeigeführt haben. Ehe wir nun auf die mancherlei Betriebsarten dieser Jagd selbst kommen, wollen wir das Nachstehende noch in's Auge fassen.

Während bei dem größeren Theile der gewöhnlichen Jagdarten die damit verbundene Beschwerlichkeit neben dem Vergnügen, welches sie gewähren, kaum einer Erwähnung werth ist, vereinigt sich bei der sogenannten Wasserjagd so viel Unangenehmes, daß es nicht befremdend sein würde,

wenn sie nur wenige Verehrer fände. Man kann ihr nämlich mit allem Rechte vorwerfen:

1) daß sie ermüdend und angreifend sei;
2) daß sie oft nachtheilig auf die Gesundheit wirke;
3) daß sie nur wenig reellen Vortheil bringe;
4) die Hühnerhunde vor der Zeit zu Grunde richte, und endlich auch
5) viel Zeit koste.

Alle diese Beschuldigungen sind vollkommen begründet; denn wo ermüdet sich der Jäger wohl mehr, als wenn er Stunden oder wohl gar halbe Tage lang im Schilf oder Moraste herumwatet, bei jedem Tritte bis über die Knöchel, oft vielleicht auch bis an die Knie hineinsinkt und, von seiner Leidenschaft hingerissen, der immer zunehmenden Mattigkeit nicht achtend, zuletzt kaum noch Kräfte genug hat, um das trockene Land erreichen zu können?

Ein warnendes Beispiel solcher Art lieferte im Sommer des Jahres 1808 ein junger Oekonom zu R., eine Stunde von Zillbach. Dieser junge Mann hatte schon eine gute Weile mit großer Anstrengung in einem sehr schilfigen und morastigen Weiher herumgesucht und zwar, um leichter zu gehen, mit entblößten Beinen. Ohne auf die wahre Ursache zu kommen, hielt er die zunehmende Kraftlosigkeit, in die er allmählich verfiel, für eine gewöhnliche Folge heftiger Ermüdung und rief zwar um Hülfe, jedoch ohne etwas für seine Gesundheit zu befürchten. Nur mit großer Mühe konnte er von den herbeigekommenen Leuten an's Ufer gebracht werden, und hier klärte sich alsbald das Räthsel auf; denn man sah mit Erstaunen, daß sich eine bedeutende Anzahl von Blutegeln (Hirudo officinalis), deren es dort sehr viele gab, an seine Füße angehängt hatten. Die Verblutung war beträchtlich, und wäre die Hülfe nur um eine halbe Stunde später gekommen, so hätte der Vorfall vielleicht schlimme Folgen herbeiführen können.

Ob nun gleich der hier erzählte Fall unter die außerordentlichen gehört, indem es nicht nur nicht überall Blutegel gibt, sondern auch unter hundert Jagdliebhabern vielleicht kaum Einer ist, welcher, wie dieser junge Mann, blos mit seiner Leidenschaft beschäftigt, das leise Stechen in seinen Beinen nicht gefühlt oder unbeachtet gelassen haben würde, so ist es doch auf alle Fälle schon darum der Klugheit nicht angemessen, barfuß in das Wasser zu gehen, weil man, abgesehen von der widerlichen Berührung mancher Amphibien, z. B. Kröten, Nattern 2c., sich leicht an

spitzigen Steinen, Pfählen und ähnlichen Gegenständen, die unter dem Wasser verborgen sind, beschädigen kann. Ueberdies führen manche Gewässer eine so ätzende Schärfe bei sich, daß sie oft sehr nachtheilig auf die Haut wirken und einen höchst unangenehmen Ausschlag nach sich ziehen; besonders ist dies der Fall bei solchen, die keinen Abzug und auf der Oberfläche ein grünliches oder kupferfarbiges Aussehen haben.

„Aber," werden manche leidenschaftliche Jäger mir einwenden, „wer nicht selbst hineingeht, schießt auch um so weniger." Das ist allerdings wahr; indessen kommt denn darauf, ob man einige Enten mehr schießt, so viel an? Ist nicht die Gesundheit das Wichtigste im menschlichen Leben, wichtiger sogar, als das vielgepriesene Geld?

Wenn man daher durchaus, anstatt den Hühnerhunden dieses Geschäft zu überlassen, selbst im Wasser herumwaten will, so geschehe dies wenigstens nie ohne tüchtige Stiefel, welche die Füße gehörig schützen, und unmittelbar nach dem Herauskommen kleide man sich wieder ganz trocken an, um allen nachtheiligen Folgen möglichst vorzubeugen.

Uebrigens bedarf es wohl kaum der Erwähnung, daß man die gewöhnliche Regel, sich vor dem Bade nie zu erhitzen, auch bei der Wasserjagd nicht vernachlässigen dürfe, und nur in den Monaten Juli und August oder höchstens an recht warmen Septembertagen kann es allenfalls ohne Nachtheil geschehen. Späterhin thue man es nicht mehr, so wie überhaupt niemals, wenn das Wasser nicht hinlänglich erwärmt ist. Zu irgend einer anderen Zeit hinein zu gehen, ist Thorheit; völligen Unsinn darf man es aber nennen, wenn Jemand selbst im **Winter** (wovon ich mehrere Beispiele erlebt habe) sich bis über die Knie und noch weiter in das Wasser wagt, oder sich wohl gar der Gefahr des Ertrinkens aussetzt um einer angeschossenen Ente willen. Wer so Etwas thut — und wirklich geschieht es zuweilen — muß entweder noch gar keine oder doch gewiß nur sehr wenige geschossen haben.

Ich selbst war mehr als einmal Zeuge davon, daß leidenschaftliche Schützen, um fortzukommen, ihre Jagdtaschen ganz hoch hinaufschnallten und, das Gewehr in der Luft haltend, laden mußten, weil sie schon bis an den halben Leib im Wasser standen.

Der so beliebten großen Fischerstiefel von Juchtenleder habe ich mich aus dem Grunde nicht gern bedient, weil sie besonders in schlammigen Gewässern und im Sumpfe das Gehen bedeutend erschweren und den Schützen bald gänzlich ermüden, gewöhnliche Stiefel aber, bei ungleich geringerer Beschwerlichkeit, beinahe dieselben Dienste leisten, sobald man

nur, wie schon oben bemerkt wurde, sich jedesmal am Ufer sogleich umkleidet.

Das beste Theil erwählt unstreitig Derjenige, welcher auf dem trockenen Ufer ruhig abwartet, welche Gaben die holde Diana ihm zuwenden will, da nur in einer gewissen Periode, wenn nämlich die jungen Enten zwar schon flugbar, aber noch nicht flüchtig, d. h. noch nicht scheu gemacht sind, die Durchwatenden mehr Hoffnung haben, als die Vorstehenden, wobei diesen aber doch wenigstens immer der doppelte Vortheil bleibt, daß sie oftmals im Schwimmen schießen können, und daß die im Fluge von ihnen erlegten Enten häufig auf das trockene Land fallen, folglich um Vieles leichter zu finden sind, als die, welche in's Wasser stürzen, und die sich, sind sie nicht tödtlich getroffen, nur zu oft im Schilfe verkriechen.

Der häufige Wechsel von Hitze und Kälte, die Ausdünstung feuchter Orte und die allen Sümpfen und Gewässern eigenthümlichen Nebel in den Früh- und Abendstunden, besonders aber das öftere Gehen oder wohl gar Stehen im Wasser u. s. w., alles dies zusammengenommen greift bei häufiger Wiederholung zuletzt selbst die festeste Körperconstitution an. Eben so wenig lassen sich die übrigen Vorwürfe mit Grund widerlegen; denn allerdings ist bei der Wasserjagd die Ausbeute, vorzüglich in pecuniärer Hinsicht, oft, ja man kann sagen meistens, ziemlich unbedeutend, wenigstens steht sie mit den vorausgegangenen Aufopferungen in einem sehr ungleichen Verhältnisse, und eben so gewiß ist es, daß Hühnerhunde, die man oft zur Wasserjagd braucht, früher als andere stumpf werden. Das öftere Suchen im Rohre consumirt ihre Lebenskraft zu sehr, wie überhaupt alles mit Anstrengung verbundene Schwimmen; zugleich werden auch die Geruchsnerven geschwächt. Am allerschnellsten aber ruinirt man die Hunde, wenn man sie bei starkem Froste öfters in das Wasser schickt, dessen durchdringende Kälte ihr ganzes Nervensystem erschüttert, so, daß sie zuletzt allerlei bösen Zufällen unterliegen und frühzeitig unbrauchbar werden.

Was endlich den Zeitverlust bei der Entenjagd betrifft, so ist auch dieser nicht abzuleugnen. Theils bleibt gar mancher Gang fruchtlos und muß daher oft wiederholt werden, wenn man seinen Zweck erreichen will; theils ist es ein sehr verführerischer Anblick, auf dem hellen Wasserspiegel, z. B. bei Ueberschwemmungen auf Feldern und Wiesen oder auf großen Seen ganze Schwärme von Enten, unter denen das lüsterne Auge oft die seltensten Arten erkennt, in mäßiger Entfernung vor sich zu sehen. Ist

es nun gleichwohl nicht wahrscheinlich, daß man bis auf gehörige Schußweite an sie kommen werde, so fühlt man doch immer einen unwiderstehlichen Drang, es zu versuchen und folgt ihnen, wenn sie weiter streichend an einem Orte wieder einfallen, von der Hoffnung, sie doch endlich einmal zu überlisten, verleitet, neuerdings nach; und so vergeht, ohne daß man es selbst weiß, eine Stunde nach der andern.

So unwidersprechlich auch alle diese Behauptungen sind, so stimmen dennoch die meisten leidenschaftlichen Jagdliebhaber darin überein, daß es in Dianens weitem Reiche beinahe gar nichts Reizenderes gebe, als die Wasserjagd.

Der Grund dieser großen Vorliebe liegt wohl hauptsächlich in der Abwechselung, die dabei stattfindet; denn diese Jagd gewährt nicht nur an und für sich selbst schon den mannigfaltigsten Genuß, sondern erstreckt sich auch auf Monate, wo fast jedes andere Jagdvergnügen aufhört. Außerdem zeigen sich bei den mancherlei Gattungen der Sumpf- und Wasservögel von Zeit zu Zeit neue und ungewöhnliche Erscheinungen, welche den schlummernden Eifer des Jägers — zumal wenn er auch zugleich, wie es eigentlich jeder wahre Waidmann sollte, ornithologische Kenntnisse besitzt — wieder ermuntern; ja, aus entfernten Welttheilen sogar werfen Orkane zuweilen Fremdlinge zu uns herüber, deren Besitz für Naturalien-Cabinette von unschätzbarem Werthe ist und die man einmal im Leben gesehen oder geschossen zu haben sich schon als ein besonderes Glück anrechnen darf.

Ich hoffe daher, es werde den minder geübten Lesern dieses Werkes nicht unwillkommen sein, wenn ich ihnen hier einige Bemerkungen über den fraglichen Gegenstand mittheile.

Unentbehrlicher, als in irgend einem anderen Falle, ist ein durchaus guter Hund bei der Entenjagd. Es gehört fast zu den Ausnahmen von der Regel, wenn der Schütze selbst des getroffenen Vogels habhaft werden kann, ohne sich irgend einer Gefahr oder doch wenigstens der Unannehmlichkeit des Naß- oder Schmutzigwerdens auszusetzen. Ist überdies, wie es so sehr häufig geschieht, der Vogel nicht ganz todt, sondern nur tödtlich verwundet oder wohl gar nur flügellahm, so ist er für den Jäger, der sich nicht eines ganz zuverlässigen Hundes zu erfreuen hat, fast immer verloren.

Man gewöhne daher in Gegenden, die reich an Wassergeflügel sind, die Hunde schon von frühester Jugend an zum Schwimmen, und zwar, wie es sich von selbst versteht, so lange sie noch schwach sind, blos in den

heißen Sommermonaten, nachher auch im Frühjahre und im Herbste. Sie werden dadurch bald mit dem nassen Elemente vertraut und förmlich einheimisch in demselben.

Der in mehreren Schriften geäußerten Meinung, daß man wohl daran thue, sich zu solchem Behufe besondere Hunde, z. B. von der rauhhaarigen polnischen Race, zu halten, kann ich nicht völlig beistimmen. In solchen Bezirken, wo die Entenjagd der Hauptzweck, alles Andere aber blos Nebensache ist, mag es allerdings räthlich sein; im entgegengesetzten Falle aber, in Gegenden nämlich, wo man die Enten meist nur gelegentlich — die Monate Juli und August etwa ausgenommen — bei der Hasen-, Hühner- und Schnepfenjagd zu schießen pflegt, würde das Vergnügen, besondere Wasserhunde zu halten, viel zu kostspielig sein, und ich kann um so weniger dazu rathen, da der gut gearbeitete glatthaarige Hühnerhund nicht nur eben so viel, sondern in manchem Betrachte, z. B. hinsichtlich der Schonung kleiner junger Enten rc., noch mehr leistet, als der polnische, der zwar meist rasch apportirt und sucht, aber nur selten vorsteht und noch seltener leise und schonend zugreift. Dasselbe gilt auch, und zwar begreiflicher Weise in noch höherem Grade, vom Pudel, welcher übrigens ein trefflicher Schwimmer ist.

Sobald ein junger Hund die feste Dressur erhalten hat, verstecke man öfters frisch geschossenes Federwild unter den Gebüschen am Rande des Wassers, an hohlen Ufern, im Schilfe und an dergleichen Orten, damit er durch das öftere Auffinden eifrig werde, diese Stellen recht fleißig zu durchsuchen.

So lange er diese durchaus erforderliche Eigenschaft noch nicht besitzt, fehlt ihm noch viel zur Vollkommenheit; denn jede angeschossene Ente zieht sich, wenn man ihr die gehörige Ruhe läßt, bald an das Ufer. Hier treten nun in der Regel zweierlei Fälle ein. Entweder bleibt sie an einem verborgenen Orte (am liebsten zwischen Baumwurzeln, Steinen, Balken und dergl.) im Wasser sitzen, oder sie steigt an das Land und läuft, besonders wenn sie sich durch zusammenhängendes Gebüsch gedeckt glaubt, oft mehrere hundert Schritte weit auf dem Boden fort, um sich sodann irgendwo, so gut es sich thun läßt, zu verstecken. Im ersten Falle ist sie fast immer dem Auge des Jägers verborgen: ihr ganzer Körper ist mit Wasser bedeckt und blos Schnabel und Obertheil des Kopfes sind auf der Oberfläche desselben bemerkbar. Hier läßt sie zwar den Hund ziemlich nahe an sich kommen, allein, sobald er zugreifen will, taucht sie neuerdings unter, geht oft eine ziemlich weite Strecke unter dem Wasser weg

und kommt dann erst an einem meist eben so unzugänglichen Orte wieder zum Vorschein.

Aus diesem Grunde ist es daher unumgänglich nothwendig, daß man den Hund gewöhne, vor den Enten, wie vor Hühnern und Hasen, zu stehen. Denn in der Nähe von größeren Gewässern, besonders von Flüssen, deren jenseitiges Ufer man nicht absuchen kann oder darf, bleibt fast kein anderes Mittel übrig, als den ersten günstigen Augenblick zur Anbringung eines wiederholten Schusses zu benutzen. Hiezu findet sich aber, wenn der Hund im Vorstehen nicht gehörig aushält, nur selten Gelegenheit. Zwar muß man meist sehr nah schießen, doch schadet dies wenig, da nur der Kopf oder höchstens der Hals des Vogels getroffen wird, der übrige Körper aber unverletzt bleibt und gewiß eine Ente mit zerschmettertem Kopfe und sogar ohne denselben, doch immer noch besser ist, als — gar keine.

Im zweiten Falle, wenn nämlich die flügellahm geschossene Ente auf dem trockenen Lande fortgelaufen ist, findet sie der Hund, falls er, wie ich es von jedem gut dressirten verlange, von Jugend auf daran gewöhnt worden ist, dem frischen Geläufe angeschossener Schnepfen, Hühner &c. rasch zu folgen, sehr bald und ohne große Mühe. Ein guter Wasserhund muß ferner auf das Strengste dazu angehalten werden, alles Federwild lebendig beizubringen; denn nichts ist unangenehmer, als wenn er bei Jagden im Juni, Juli und August die gefundenen, oft noch sehr kleinen Enten todt beißt, und dadurch ganze Bruten in kurzer Zeit zu Grunde richtet. Eben so nachtheilig ist es, wenn er mit zügelloser Hitze die brütenden Wasservögel entweder von den Eiern auftreibt und so verfolgt, daß sie vielleicht ihr Nest ganz verlassen, oder sie wohl gar erhascht und würgt; es ist daher auch schon darum nöthig, daß man ihn gewöhne, in dergleichen Fällen immer fest vorzustehen und auszuhalten, bis man den Gegenstand untersucht oder ihn abgerufen hat. Außer einem fleißigen und folgsamen Hunde gehört aber auch ein vorzügliches Gewehr zur Entenjagd, ein Gewehr, das, wenn es seiner Bestimmung ganz entsprechen soll, zwei wichtige Vorzüge in sich vereinigen muß, die man nur selten beisammen findet: starken Durchschlag und enges Zusammenhalten der Schrote. Bei der Jagd auf Haarwild ist Durchschlag mit dem gehörigen Grade von Brand verbunden die Hauptsache, weil selbst ein einziges Schrotkorn die gewünschte Wirkung thut, wenn es nur tief genug eindringt, während bei schwächeren Wildgattungen, z. B. Schnepfen, Hühnern, Becassinen, Wachteln &c. der gute Erfolg mehr davon abhängt, daß

der Schuß gehörig decke, weil sie, wenn auch nur leicht getroffen, dennoch fallen.

Eines von beiden allein genügt dagegen bei der Wasserjagd keineswegs; denn tief eindringen muß der Schuß, weil ein dichter Federpelz die Kraft der Schrote lähmt, eng beisammenbleiben muß er, da der Gegenstand, den er treffen soll, überhaupt nur klein ist, besonders aber, weil, wenn der Vogel schwimmt, beinah nur der dritte Theil desselben getroffen werden kann und man ohnehin gewöhnlich etwas weit hinausschießen muß.

Ein drittes Erforderniß für den Entenschützen ist noch ein kleines Fernrohr, ohne welches er eigentlich nie ausgehen sollte, zumal in der Herbst- und Frühlingsstrichzeit und in solchen Gegenden, die von größeren Flüssen durchschnitten sind.

Es ist nämlich ein wesentlicher Vortheil, ohne von den Enten bemerkt worden zu sein, schon in großer Entfernung die Stellen des Ufers genau zu wissen, wo sie liegen, weil man dann mit ziemlicher Gewißheit den rechten Platz treffen kann, was gar oft fehl schlägt, nähert man sich blos auf gutes Glück dem Ufer.

Außer der Anschaffung dieser Erfordernisse, eines guten Hundes, Gewehres und Fernrohres, empfehle ich endlich dem Liebhaber der Entenjagd noch folgende Regeln: Man lasse in der Mitte des Reviers, während der Paarzeit, die Enten überhaupt ganz ruhig; am wenigsten aber darf an solchen Orten, wo sie gewöhnlich nisten, während der Lege- und Brütezeit geschossen oder mit unfolgsamen Hunden gesucht werden, da, obgleich die Brutente, zumal kurz vor dem Ausschlüpfen ihrer Jungen, ziemlich viel verträgt und sich nicht leicht in ihrem Geschäfte stören läßt, es doch auf alle Fälle besser ist, sie gar nicht zu beunruhigen. — Späterhin besuche man mehrmals in der Abend- und Morgendämmerung, wo sie gewöhnlich nahe am Ufer oder auf den Bänken herumschwimmen, diese Orte, um zu sehen, wie viele Züge junger Enten vorhanden und wie stark sie sind.

Ein anderes, vielleicht nicht ganz allgemein bekanntes Zeichen, von welchem man mit voller Sicherheit auf das Vorhandensein junger Enten schließen kann, sind die Schleifen, d. i. die schmalen Pfädchen, die man da, wo sie von einem Gewässer zu dem andern laufen, ganz deutlich im Grase und jungen Schilfe wahrnehmen kann.

Hinsichtlich des Wegschießens oder Ueberhaltens der Mutter sind die Meinungen der Jäger getheilt. Manche glauben, man müsse jene früh-

zeitig wegnehmen, um dann die Jungen desto sicherer zu bekommen, die sie außerdem wegführe; Andere behaupten gerade das Gegentheil und sagen: eine Mutterente verdiene gerade so viele Schonung, als eine alte Henne, weil sie, gleich dieser, im nächsten Jahre an demselben Orte wieder eine neue, zahlreiche Brut liefere.

Diese letztere Behauptung enthält jedoch, wenn gleich in mehreren Lehrbüchern der Jagdwissenschaft aufgestellt, gewissermaßen einen Widerspruch in sich selbst. Bekanntlich sind nämlich 8—10 Eier die gewöhnliche Zahl, welche eine wilde Ente legt, während die Zahl von 12 bis 14, welche letztere als Maximum gelten dürfte, schon unter die seltenen Ausnahmen von der Regel gehört.

Wenn nun aber eine Ente oder ein Feldhuhn wirklich mit jedem Jahre mehr Eier legte, so würde ja, was wir nach allen Erfahrungen als das Höchste kennen — bei der Ente 14 und bei dem Feldhuhn 20 Eier — aufhören, das Höchste zu sein. Es ist daher jener Satz ohne Zweifel nur so zu verstehen, daß eine noch junge Ente oder Henne nicht ganz so viele Eier lege, als eine ältere. Uebrigens bedarf 'es für einen denkenden und vernünftigen Jäger dieses Grundes gar nicht, um ihn zur möglichsten Schonung des weiblichen Geschlechts zu bewegen.

Wahr ist es allerdings, daß man der Jungen weit leichter habhaft werden kann, wenn die Alte von ihnen getrennt ist, indeß bleibt dies immer eine gefährliche und dem Wohlstande der Jagd nachtheilige Maßregel, die sich nur in den allerwenigsten Fällen entschuldigen läßt.

Nur wenn z. B. in einem kleinen Tümpel oder Weiher, der bald auszutrocknen droht, oder in der Nähe von fließenden Gewässern, welche ebenfalls Anlaß und Gelegenheit zur baldigen Auswanderung geben, oder dicht an der Grenze eines Nachbars, von welchem, im Falle er sie antrifft, ohnehin keine Schonung zu hoffen ist, ein Zug junger Enten auskommt, mag es geschehen, daß man die Mutter in Zeiten davon wegnehme, damit sie nicht die ganze Familie wegführe. Allein es ist diese Nothwendigkeit doch immer als eine sehr unangenehme, ja, sogar als ein reiner Verlust zu betrachten. Wenn es daher nicht durchaus sein muß, so lasse man lieber die alte Hausmutter in Frieden ziehen, damit sie, im nächsten Jahre sich wieder einfindend, abermals „fruchtbar sei und sich mehre."

Man hüte sich nicht nur selbst sorgfältig, im Sommer auf jede herausfahrende Ente zu schießen, sondern präge auch diese Vorsichtsmaßregel bei gesellschaftlichen Jagden allen anwesenden Schützen auf das

Schärfste ein. Denn gesetzt auch, man wollte gegen die oben bereits angegebene Regel, aus irgend einem besonderen Grunde, an einem oder dem andern Orte die Alte wegnehmen, so muß dies doch mit der größten Vorsicht und erst dann geschehen, sobald man sich überzeugt hat, daß die Jungen schon stark genug sind, um sich ohne den Beistand der Mutter fortbringen zu können. Sehr leicht kann sich sonst der höchst unangenehme Fall ereignen, daß die aufstehende Ente nicht, wie man vielleicht glaubt, die Mutter starker Jungen ist, die man zuvor schon sah und auf die man nun jagen will, sondern daß sie zu einer andern, noch unmündigen Familie gehört oder wohl gar, noch über den Eiern sitzend, von den Hunden aufgestöbert wurde. Im ersteren Falle flattert sie gewöhnlich ganz niedrig über dem Wasser hin, streicht eine kurze Strecke hinaus, kommt aber, selbst wenn nach ihr geschossen worden ist, bald wieder zurück und fällt nicht selten ohne alle Scheu dicht vor den Augen des Schützen ein, so daß man aus dieser großen Aengstlichkeit mit Sicherheit darauf schließen kann, daß ihre Brut noch klein und ganz in der Nähe sein werde; im letzteren Falle hingegen, wenn sie nämlich noch brütet, zeigt sie keine so lebhafte Besorgniß und bleibt stumm, den Moment vielleicht ausgenommen, wo ihr der Hund plötzlich auf den Leib kommt. Daher darf auch nicht auf Gerathewohl in das Schilf geschossen werden, wenn man noch nichts weiter sieht, als die blose Bewegung; man warte vielmehr so lange, bis sich der Gegenstand deutlich zeigt, weil sonst häufig alte Brutenten oder noch ganz unbrauchbare Junge oder auch wohl gar kleine Taucher, die keines Schusses werth sind, getroffen werden.

Diesem Irrthum kann am besten dadurch vorgebeugt werden, daß man es sich selbst und Anderen zum Gesetze macht, nur nach solchen jungen Enten zu schießen, auf deren Flügeln sich das weiße Schild des sogenannten Spiegels schon deutlich zeigt, alle übrigen aber zu schonen. — Dabei ist es aber nöthig, daß man sich ganz schußfertig halte, sobald man Bewegungen im Schilfe wahrnimmt; denn nicht selten tauchen die Enten und Hurbeln (wie Oken die Weißbläße, das große Wasserhuhn, nennt), wenn sie, in's Freie kommend, den Schützen erblicken, schnell unter. Den Hund lasse man auf solchen Ständen niemals sogleich nach dem Schusse apportiren, sondern erst ganz zuletzt, weil sonst zu viel Geräusch entsteht. Sobald der abzujagende District leer ist, dann lasse man ihn die Gegend, wo man geschossen hat, möglichst genau absuchen, weil gar manche Ente, die, scheinbar gefehlt, aus den Augen des Schützen verschwindet, erst nach mehreren Minuten und ziemlich weit von der Stelle, wo sie angeschossen

wurde, im dichtesten Rohre auf der Oberfläche des Wassers todt oder doch sterbend wieder zum Vorschein kommt. Daß eine verwundete Ente sich unter dem Wasser fest genug verbeißen könne, um nie wieder empor zu kommen, habe ich niemals so deutlich wahrzunehmen Gelegenheit gefunden, daß meine Zweifel dagegen unwidersprechlich hätten gehoben werden können, obschon ich diese Behauptung unzählige Male von Jägern und Jägersgenossen hörte. Der Schnabel, welcher das Festhalten bewirken soll, ist, wie mich dünkt, schon seiner flachen Form nach zu keiner besonderen Kraftäußerung geschickt; gesetzt aber auch, er wäre stark genug, den schweren Körper an irgend einem Gegenstande unter dem Wasser fest zu halten, so würde dieses krampfhafte Anklammern, welches überhaupt nur eine Folge des heftigsten Schmerzes sein könnte, doch gewiß in dem Momente des Sterbens selbst aufhören, und der nun todte Vogel wieder sichtbar werden müssen. Hiervon sind mir selbst mehrere Beispiele vorgekommen, daß nämlich die Enten und Wasserhühner erst eine gute Weile nach dem Schusse, bei dem sie verschwunden waren, ohne Zeichen des Lebens aus der Tiefe wieder empor kamen. Die Entstehung jener ziemlich allgemein angenommenen Meinung — vielleicht bin ich der Erste, der ihre unbedingte Richtigkeit zu bestreiten wagt — läßt sich meines Erachtens leicht erklären.

Es ist nämlich gewiß den meisten Lesern dieser Blätter, wenn nicht oft, doch wohl bisweilen begegnet, daß angeschossene Enten vor ihren Augen plötzlich verschwanden und nachher nicht wieder erschienen. Der minder geübte Jäger glaubt nun mit Zuversicht, die Ente habe sich, weil er sie nicht mehr sieht und aus Mangel an Erfahrung auch nicht aufzusuchen weiß, angebissen, was doch in allen jenen Gewässern, die keine Wasserpflanzen, folglich auch keine Wurzeln oder sonstigen Gegenstände enthalten, an denen sie sich festbeißen könnte, beinah unmöglich ist. Man findet sie bei fleißigem Nachsuchen aber, wie schon oben angeführt wurde, fast immer unter alten Stöcken, Baumwurzeln und dergleichen still sitzend, bisweilen auch auf dem trockenen Lande; denn, einmal verwundet, bleibt sie, ohne verfolgt zu werden, niemals lange in der Mitte des Wassers.

Will man sogenannte Hauptjagden auf Enten anstellen, wie sie jedoch nur in den wenigsten Gegenden anwendbar sind, so muß dabei folgendes Verfahren stattfinden. Schon zu Anfang des Sommers müssen die zum Anstellen der Schützen bestimmten Durchschnitte durch das Schilf gemacht werden, die man Lieten, Schneisen oder Schluften nennt. Man thut dabei

wohl, ihnen eine schiefe Richtung zu geben, weil dann der Schütze von dem herauskommenden Wassergeflügel nicht so leicht bemerkt wird.

Wird diese Arbeit erst kurz vor der Jagd vorgenommen, so scheuen die Enten das ungewöhnliche Helle und schwimmen nicht gern über diese für sie noch ganz neuen Blößen. Sollte man daher verhindert gewesen sein, dieselben schon frühzeitig im Sommer anzulegen, so lasse man einzelne Schilfstengel und Büsche darauf stehen, weil sich dann die Enten eher verborgen glauben. Auch ist es sehr vortheilhaft, von dem abgemähten Schilfe kleine Häufchen liegen zu lassen, weil sich junge Enten und Hurbeln überaus gern, besonders bei Tagesanbruch, auf diesen Lagerplätzen versammeln und Gelegenheit zu sehr glücklichen Schüssen darbieten, wenn man sich mit der gehörigen Vorsicht hinanschleicht. Ebenso ist es, wie ich hier im Vorbeigehen bemerken muß, sehr nützlich, in solchen Gegenden, wo sämmtliches Schilf herausgenommen und zu Viehstreu benutzt wird, hier und da, etwa alle hundert Schritte, einen kleinen Rohrbusch stehen zu lassen, weil dann das Wassergeflügel bei seinem Hin- und Herziehen im Frühjahre an dergleichen Orten weit lieber verweilt und sich zum Brüten entschließt, als auf ganz kahlen Teichen und See'n, wo sich der Vogel nirgends verbergen und erst spät sein Nest zu bauen anfangen kann. Besonders gilt dieses von den Wasserhühnern und Tauchern.

Ist das Wasser des abzujagenden Districtes tief, so kann hauptsächlich nur mit Kähnen getrieben werden, deren jedoch selten mehr als zwei oder drei ohne bedeutende Kosten beizuschaffen sind. Hühnerhunde, selbst die besten und feurigsten, halten nicht gar lange aus, wenn sie fortwährend schwimmen und dabei zugleich auch das Schilf durchsuchen müssen; mit diesen ist daher nicht besonders viel auszurichten, selbst wenn man ihnen — was doch keineswegs rathsam ist — eine so erschöpfende Anstrengung zumuthen wollte. In diesem Falle also, wenn nämlich das Wasser tief ist, bleibt nichts weiter übrig, als mit den Fahrbäumen (Ruderstangen) von Zeit zu Zeit auf den Rand der Kähne schlagen zu lassen, um dadurch die Enten zum Aufstehen zu bewegen oder vorwärts zu bringen. Allein nicht selten mißlingt beides, weil sie im dichtesten Schilfe verborgen, still sitzen bleiben und dann, sobald die Gefahr vorüber ist, zurückgehen.

Weit angenehmer ist es daher, in solchen Weihern zu jagen, wo man höchstens einen mit Schützen besetzten Nachen auf der inneren Seite des Wassers hinfahren zu lassen braucht, und wo im Schilfe sowohl Treiber, wie Hunde, gut fortzukommen im Stande sind, indem erstere nur höchstens hie und da bis an die halben Knie im Wasser gehen und

letztere meist mit den Füßen den Boden erreichen, folglich ohne besonderen Kraftaufwand suchen können.

Die besten Stände sind in der Regel der erste, zweite und dritte vor den Treibern. Wer weiter davon absteht, kommt gewöhnlich erst dann zum Schusse, wenn die Enten durch Fehlschüsse seiner Nachbarn schon allzuhoch gestiegen sind oder sich abwärts gewendet haben. Hierauf muß also bei der Vertheilung der Schützen die geeignete Rücksicht genommen werden, damit nicht dem mittelmäßigen und schlechten mehr Wild zugetrieben werde, als dem guten. Sehr vortheilhaft ist es nach meinen Beobachtungen, auch *hinter den Treibern* einige Schützen stehen zu lassen, sobald nämlich die Jagd-Gesellschaft zahlreich genug ist. Man nehme dazu die ungeübtesten; denn sie schießen in der Regel nur im Schwimmen, und zwar, wenn sie sich recht ruhig verhalten, oft mehr, als die andern, welche vorstehen, besonders an großen und kleinen Wasserhühnern, die, sobald sie sich sicher glauben, zurückgehen. Diese Schützen, sowie die seitwärts stehenden, rücken nun in gleichem Verhältniß mit den Treibern immer vorwärts von einer Siete zu der andern, bis die eine Seite des Gewässers abgetrieben ist; dann wird auf dieselbe Weise die andere Seite abgejagt, wenn die örtlichen Verhältnisse dies zulassen. Außerdem findet blos eine Wiederholung des ersten Treibens statt, welches aber in solchem Falle in umgekehrter Ordnung, nämlich dahinwärts, wo man zuerst angefangen hat, gerichtet werden muß.

Schützen, die sehr blödsichtig, oder sehr hitzig, oder beides zugleich sind, schließe man wo möglich von dergleichen Jagden ganz aus, da eine niedrig über dem Schilfe hinstreichende Ente für sie ein so verführerischer Anblick ist, daß sie nur selten der Versuchung widerstehen; derartige Schüsse aber, wenn sie der Ente entgegen kommen, immer gefährlich für die Treiber sind.

Noch häufiger verwechselt der Kurzsichtige, wenn er, in gespannter Erwartung das Gewehr am Kopfe haltend, Bewegungen im Schilfe wahrnimmt, den Hund mit der Ente, und unglücklicher Weise trifft ein solcher Schuß, falls er trifft, dann fast immer die edleren Theile, Kopf, Hals oder Brust des Hundes, dessen treue Dienste auf diese Weise bisweilen schlecht genug belohnt werden.

Ueberhaupt ist bei diesen gesellschaftlichen Wasserjagden (für die ich, aufrichtig gesprochen, nicht sehr eingenommen bin) die größte Vorsicht nöthig, weil bisweilen die auf dem Wasser abprallenden Schrote eine Richtung annehmen, welche man gar nicht vermuthen konnte, und dergleichen

Ricochetschüsse, gleichsam neues Leben gewinnend, oft in ungewöhnlicher Entfernung noch kräftig wirken. Man hat mir von großen Jagden in Oesterreich, Bayern, Dessau ꝛc. erzählt, bei denen nicht selten in einem Tage eine Zahl von mehreren hundert Enten erlegt worden, und ich glaube dies — obgleich sonst nicht eben Alles glaubend, was in der Jägerwelt, in der es bekanntlich viele Lateiner gibt, erzählt wird — recht gern. Denn wo man keine Kosten scheut, wo man Hunde, Treiber, Schiffer, Schützen und, was die Hauptsache ist, auch Enten genug hat, kann man wohl eine solche Zahl, so ungeheuer sie auch ist, in einem Tage zusammenbringen. Ich bin vielmehr weit weniger darüber in Zweifel, wer diese Masse von Enten schießen, als wer sie essen soll. Wenn eine solche Jagd, die schon ihrer Natur nach nur in den Monaten Juli oder August oder allerspätestens zu Anfang Septembers, folglich immer noch in der heißen Jahreszeit, vorgenommen werden kann, nicht etwa in der Nähe einer großen Stadt gehalten wird, in welcher man die erlegten Enten sogleich absetzen kann, so müssen diese letzteren, meiner Ansicht nach, entweder ganz verschenkt oder doch weit unter ihrem eigentlichen Werthe hingegeben werden; denn unter allem Wilde verträgt das Wassergeflügel die Sommerhitze am wenigsten, namentlich gehen junge Enten so unglaublich schnell in Fäulniß über, daß, wer dies nicht aus eigener Erfahrung weiß, sich kaum einen Begriff davon machen kann. Ich möchte daher wohl recht gern die Materialien zu einer solchen Hauptschlacht in meinen Gewässern, aber nicht in meiner — Speisekammer haben.

Trifft man an sehr entlegenen Orten oder in Gehölzen, wo sich Füchse aufhalten, oder an der Grenze des Reviers oder in einem Gewässer, welches bald auszutrocknen droht, junge Enten an, welche noch nicht schießbar sind, denen aber auf die eine oder die andere Weise Gefahr bevorsteht, so lasse man die Hühnerhunde ihrer so viel, als man haben kann, fangen, trage sie mit der gehörigen Vorsicht, entweder in der Jagdtasche oder im Schnupftuche, fort und setze sie an irgend einem schicklichen Ort — kleine mit Schilf bewachsene See'n und Teiche eignen sich am besten hierzu — wieder aus. Es versteht sich von selbst, daß hierzu nur solche Hunde verwendet werden dürfen, die ganz leise und schonend apportiren, wie es mit Recht von jedem gut ausgearbeiteten verlangt werden kann, weil ein Quetscher, der alles Wild ohne Unterschied todt beißt, für dieses Geschäft ganz unbrauchbar ist und überhaupt seinem Lehrmeister wenig Ehre bringt. Das Aussetzen muß jedoch so bald, als möglich, geschehen, denn mehrtägiges Einsperren vertragen sie nicht wohl; auch hält

es sehr schwer, sie mit zahmen jungen Enten auf dem Hofe zu erziehen, da sie vermöge ihrer angeborenen Wildheit sich öfters von jenen absondern und verkriechen, selbst dann, wenn man sie schon in der allerfrühesten Kindheit eingefangen hat.

Sie wachsen ohne Mutter zwar nicht so schnell, als unter deren Schutze, doch gedeihen sie gewöhnlich ziemlich gut, und eine solche kleine Colonie gewährt den doppelten Vortheil, daß sie nicht nur die Küche schnell versorgt, wenn etwa Nothfälle eintreten, sondern man auch schießlustigen Gästen, die entweder keine Zeit oder keine Lust haben, weit zu gehen, in der größten Geschwindigkeit eine Partie veranstalten kann, deren guter Erfolg sich im Voraus verbürgen läßt, was doch bei Entenjagden nur selten der Fall ist.

Sind mehrere Weiher oder sonstige Gewässer durch einen Graben verbunden, so stelle man sich, er sei trocken oder mit Wasser angefüllt, in der Nähe desselben an; denn sobald die jungen Enten auf der einen Seite durch Hunde aufgesucht und beunruhigt werden, eilen sie auf dem ihnen so wohl bekannten Wege nach der andern Seite hin, wo sie Sicherheit zu finden hoffen, und können so mit einer Art von Bequemlichkeit geschossen werden, die sonst den Wasserjagden gar nicht eigen zu sein pflegt. Man gebe übrigens auf einem solchen Stande, wo meist ziemlich nahe geschossen werden muß, dem einen Laufe der Doppelflinte nur die Hälfte oder zwei Dritttheile der gewöhnlichen Ladung, um die noch sehr weichen jungen Vögel nicht zu stark zu verletzen, was in so ungewöhnlicher Nähe auch dann geschieht, wenn man sich ganz feiner Schrotsorten bedient, welche doch bei der Enten-Jagd keineswegs zu empfehlen sind. Auch muß in ähnlichen Fällen immer nur nach dem Kopfe des Vogels gezielt werden.

Man vermeide so viel wie möglich im Fluge den Enten entgegen zu schießen, zumal wenn sie etwas hoch streichen, da sie gerade da, wo sie in diesem Falle fast nur allein verwundet werden können, nämlich an Brust und Bauch, so dicht mit Federn besetzt sind, daß es fast immer den Schroten an hinlänglicher Kraft fehlt, diese Schutzmauer zn durchbrechen; sie bleiben vielmehr sehr oft in der Haut hängen oder dringen doch nicht tief genug ein, um eine tödtliche Wirkung hervorbringen zu können, oft sogar prallen sie, wie es besonders bei den wilden Gänsen sehr häufig geschieht, ohne allen Erfolg an den Federn ab.

Seitwärts oder von hinten angebracht, wirken sie besser, weil sie

dann zwischen den Federn hinein schlüpfen und durch die Elasticität derselben nicht so sehr geschwächt werden.

Man glaube ja nicht, daß es besonders vortheilhaft sei, nach den Enten im Wasser zu schießen, wozu besonders angehende Jagdliebhaber so sehr geneigt sind. Bei weitem leichter kann man sie, selbst in etwas größerer Entfernung, tödtlich treffen, wenn sie fliegen, und zwar aus dem sehr natürlichen Grunde, weil im Fluge ihr ganzer Körper sammt beiden Flügeln frei und durch nichts gegen die Schrote geschützt ist, im Schwimmen hingegen der größere Theil desselben unter dem Wasser, folglich unverwundbar bleibt. Getroffen werden können nur Hals und Kopf (wozu aber, wenn der Vogel nicht sehr nah ist, Glück gehört) oder der mit einem kleinen Theile des Rückens hervorragende Flügel. Durch dessen Zerschmetterung allein ist indessen nicht viel gewonnen, weil, ist irgend ein Schilfgebüsch in der Nähe, sich die Ente verkriecht, und selbst der beste Hund sich dann oft vergebens bemüht, sie ausfindig zu machen.

Man schieße daher lieber im Fluge, falls nicht etwa im Sitzen mehrere Enten zugleich getroffen werden können; denn es bleibt, da sie im Vergleiche mit andern Federwildgattungen nur langsam aufstehen und fliegen, auch für den zweiten Schuß noch Zeit genug übrig, wenn nicht etwa Gebüsche den Schützen hindern, in welchem Falle man freilich den ersten Schuß im Schwimmen anzubringen suchen muß.

Man wähle, wenn sich Gelegenheit zur freien Wahl darbietet, immer und zu jeder Jahreszeit die Entvögel aus, weil es ein um so größerer Gewinn für das Wohl der Jagd ist, die Weibchen aller jener Entenarten, welche bei uns brüten, mithin als Standvögel zu betrachten sind, namentlich aber der Stockente (A. Boschas fera L.) so viel, wie möglich, zu schonen, da ihre äußerst geringe Anzahl mit jener der Männchen überdies in einem sehr ungleichen Verhältnisse steht.

Um darauf hinzuführen, daß wenigstens bei der Stockente die Zahl der Männchen um Vieles größer sein müsse, als die der Weibchen, will ich unter vielen Beispielen, deren ich hier erwähnen könnte, nur das einzige anführen, daß bei einem großen, sechstägigen Treibjagen, welches der als Jäger so berühmte König Ferdinand von Neapel im Jahre 1824 unweit des Vesuvs abhielt, Achthundert Sechs und Siebenzig Stockentvögel und nur 84 dergleichen Weibchen erlegt wurden.

Wollte Jemand hiergegen einwenden, daß man vielleicht diese letzteren, nämlich die Brutenten, vorsätzlich geschont und deßhalb eine nur so geringe Zahl erlegt habe, so ermangelt diese Vermuthung aller Wahr-

scheinlichkeit; denn nicht nur ist es überhaupt ungewöhnlich, im Winter bei der Entenjagd einen Unterschied zwischen beiden Geschlechtern zu machen, sondern am mindesten geschieht dies bei großen gesellschaftlichen oder wohl gar fürstlichen und königlichen Jagden, bei denen sich gewiß selten oder nie Jemand darum bekümmert, welchem Geschlechte das aus der Luft herabzuschießende Wild angehört. Ja selbst wenn der Dirigent die Bedingung, das weibliche Geschlecht zu schonen, wirklich aufstellen wollte, so würden, so leicht auch ein solcher Befehl sich bei Enten und Fasanen wegen großer Farbenverschiedenheit des Gefieders ausführen läßt, dennoch die anwesenden Schützen, theils nicht scharfsichtig, theils nicht ruhig und besonnen genug sein, um den vorbeistreichenden weiblichen Vögeln Pardon zu geben. Wenn dagegen die Jagdgesellschaft nur klein ist, oder wohl gar ein Schütze ganz allein sucht, dann ist ein Mißgriff dieser Art schon darum nicht zu entschuldigen, weil, wie gesagt, der Erpel sowohl durch seine Größe, als durch sein ungleich schöneres Gefieder sehr stark in's Auge fällt, und man es bei einem hinlänglichen Grade von Aufmerksamkeit bald dahin bringen kann, daß man mechanisch, selbst, wenn gegen alle Regel und Wahrscheinlichkeit mehr Weibchen, als Männchen in einem Zuge beisammen wären, dennoch immer nur die letzten auf's Korn nimmt. Wollten alle Jäger in Deutschland sich gegenseitig dazu verstehen, dieser Regel treu zu bleiben oder wollten, da dieses nie geschehen wird noch kann, die Regierungen nur zwei Jahre lang die Einlieferung und den Verkauf der Weibchen verbieten, so würde sich die Richtigkeit meiner Theorie gewiß bald genug bewähren.

Man verabrede sich, wenn mehrere Schützen beisammen sind, zuvor ganz bestimmt über die Art und Weise des Schießens, ehe man sich der Stelle naht, wo die Enten liegen. Gewöhnlich nimmt sich der eine vor, nach dem Entvogel, der andere nach der Ente oder der eine rechts, der andere links, oder der eine nach der obersten, der andere untenhin zu zielen. Diese Vorausbestimmungen sind jedoch alle trüglich. Im ersten Falle können die aufstehenden Enten sämmtlich einerlei Geschlechts sein; im zweiten, statt nebeneinander, blos höher und tiefer und im dritten, anstatt übereinander, blos in gleicher Richtung nebeneinander fliegen.

Man bleibt daher in allen diesen Fällen immer der Unannehmlichkeit ausgesetzt, daß oft beide Schützen zugleich auf einen und denselben Vogel schießen, was nicht nur hinsichtlich der so leicht daraus entstehenden üblen Laune und Verdrießlichkeit äußerst fatal ist, sondern auch den Ertrag der Jagd verringert; oder daß beide länger zögern als gut ist, indem jeder

den Schuß des andern erst abwarten will und so ungenützt der entscheidende Augenblick entflieht. Weit sicherer ist es daher, daß man sich verabrede, wer den ersten und dritten, und wer den zweiten und vierten Schuß thun soll, wobei jedoch immer darauf zu sehen ist, daß der geübtere oder doch raschere Schütze den Anfang mache.

Auf diese Weise treffen selten oder nie zwei Schüsse dieselbe Ente; es kann daher auch kein Zweifel darüber obwalten oder wohl gar Streit entstehen, wer die fallende erlegt habe. Der Erfolg eines jeden einzelnen Schusses liegt vielmehr klar vor Augen, und es ist unstreitig sowohl für die eventuellen Zuschauer, als für die Schützen selbst ein sehr großes Vergnügen, durch zwei Doppelrohre, von geübter Hand geführt, in nicht viel mehr als einem Augenblicke vier Enten herabstürzen zu sehen.

Vor Allem richte man nun aber das Auge nicht auf die tödtlich getroffenen, sondern auf die blos angeschossenen.

Wenn eine Ente auf den Schuß Federn verliert und dabei stark ruckt, das Hintertheil des Körpers auf und ab bewegend, so ist sie meistens gut getroffen. Sie streicht dann gewöhnlich noch eine Strecke fort, wobei sie niemals, wie z. B. das Feldhuhn oder die Schnepfe, kurz vor dem Verenden hoch in die Luft steigt, sondern, vielmehr fast immer sich abwärts senkend, zuletzt todt niederstürzt. — Die flügellahm geschossene flattert oder schwimmt fast immer stromabwärts und taucht öfters, auch ohne daß ein Hund sich ihr nähert, plötzlich unter, um irgendwo an's Ufer zu gehen.

Wie man sich beim Aufsuchen solcher Enten zu benehmen habe, ist oben bereits gesagt worden.

Man berücksichtige bei dem Anschleichen weniger das Geruchs-Organ als ihre Augen und Ohren (sit venia verbo). Oft schon habe ich darüber nachgedacht, wodurch sich diese Vogelart den Ruhm erworben haben möge, so außerordentlich scharf zu winden! In meiner bisherigen Praxis wenigstens habe ich diese Eigenschaft nicht in so hohem Grade an den Enten wahrgenommen, als sie ihnen von vielen Schriftstellern zugeschrieben wird. War ich durch Dämme, hohe Ufer und ähnliche Schutzmauern gesichert, und konnte ich mich auf Rasen, nassem Schnee oder sonst weichem Boden ihnen leise und unbemerkt nähern, so war ich fast immer des besten Erfolges gewiß, wenn auch der Wind mir nicht eben gerade entgegen kam; ja, ich erinnere mich sogar, hinter dichtem Gebüsche knieend, kaum 15 bis 20 Schritte von ihnen entfernt (sobald es meine Absicht war, mehrere Entvögel zusammen schwimmen zu lassen und dann auf einen Schuß zu erlegen) sie 3—4 Minuten lang beobachtet zu haben,

ohne daß sie, so lange ich mich ganz ruhig verhielt, das Mindeste von mir bemerkten. Da mir dies aber nicht selten begegnet ist, so läßt sich doch kaum mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen, es werde mir in jenen Fällen der Wind jedesmal ganz günstig gewesen sein! — Ich hätte mich nicht entschließen können zu glauben, daß die Ente, deren Schnabel schon seinem Baue nach nicht hierzu geeignet erscheint und überdies, wenigstens wenn sie schwimmt, fast immer naß ist, so besonders scharf winden könne, als man es fast allgemein von ihr behauptet, wenn nicht in neuester Zeit der Herr Pfarrer Jäckel zu Neuhaus in Oberfranken mich des Gegentheils versichert hätte.

Dieser sehr aufmerksame Naturforscher und rühmlichst bekannte Ornithologe wohnt nämlich in einer Gegend, welche ihm die erwünschteste Gelegenheit zu solchen Untersuchungen darbietet, indem die dortige Umgebung sehr reich an Wassergeflügel aller Art, besonders aber an Enten ist, und die in einer langen Reihe aneinander stoßenden Weiher schon ganz nahe bei seinem Wohnhause anfangen.

Unter so überaus günstigen Localverhältnissen konnte es ihm nicht schwer fallen, mancherlei Versuche anzustellen, die um so mehr Gewicht haben, als er dabei von keiner Schießluft verblendet war, sondern statt eines Feuerrohres blos ein Fernrohr in der Hand hatte. Und so hat er sich denn überzeugt, daß wenn er sich auch noch so vorsichtig und leise und auf ganz weichem Boden, sowie vollkommen hinter dem Damm verborgen, den Stockenten nähern wollte, sie dennoch, wenn der Wind schlecht war, jedesmal schon in der Ferne aufmerksam wurden und sich zum Abstreichen rüsteten, ohne jemals bis auf Schußweite an sich kommen zu lassen.

Eben so hat er sich auch mit einem alten Jäger aus der Nachbarschaft, der sich schon seit vielen Jahren unausgesetzt mit der sogenannten Wasserjagd beschäftigt und sehr reiche Erfahrungen in diesem Fache des Waidwerkes gesammelt hat, mehrfältig über dieses Thema besprochen.

Dieser alte Prakticus behauptet ebenfalls und zwar auf das bestimmteste: daß es ihm bei ungünstigem Winde, selbst wenn er hinter Dämmen, Gebüschen, Bäumen und dergleichen, den allerbesten Schutz gehabt habe, bei den Stockenten nur äußerst selten gelungen sei, gut schußmäßig anzukommen.

Solchen Autoritäten gegenüber muß ich also meinen Zweifel gegen die Schärfe des Geruchsorganes dieser Vögel wohl zurücknehmen und es

nur einem glücklichen Zufalle zuschreiben, daß ich in diesem Stücke mehrmals andere Erfahrungen gemacht habe.

Die Wahrnehmung eines Feindes, über dessen Gegenwart sie noch in Zweifel stehen, zeigen sie gewöhnlich durch ein leises Quackern an, welches sich zu ihrem sonstigen Geschrei wie das halblaute Sprechen eines Menschen zu seiner gewöhnlichen Stimme verhält. Dieses Quackern ist jedoch eben so gewiß, als das angebliche Pfeifen der Vorgemse, wenn sie Gefahr wittert, oder das leise Schnattern der wilden Gänse das Zeichen eines baldigen Aufbruches. Sobald es eine hören läßt, entfernen sich die übrigen sogleich vom Ufer und der Jäger darf nun, zumal wenn er im Schwimmen schießen will, keinen Augenblick mehr versäumen.

Man schieße im Winter, wenn sich am Rande des Wassers Eis angesetzt hat und im Flusse selbst Eisschübel schwimmen, lieber gar nicht, falls sich nicht etwa in der Nähe ein Fahrzeug vorfindet, vermittelst dessen man die Enten auffangen kann; denn bei strenger Kälte einen guten Hund in den Strom zu schicken, bleibt immer eine Grausamkeit, machte auch nicht schon die Sorge für die Erhaltung seiner Gesundheit, ja sogar seines Lebens, hierin die größte Vorsicht nothwendig.

Man führe daher junge feurige Hunde immer an der Leine, damit sie nicht aus allzugroßem Diensteifer sich in's Wasser stürzen, wenn sie einen Vogel fallen sehen und nachher vielleicht hart genug dafür büßen müssen. Hiervon kann ich mehrere warnende Beispiele anführen.

Ein Jäger hatte zwei Stockenten auf einen Schuß erlegt, und wider seinen Willen sprang sein Hühnerhund in das eiskalte Wasser. Um beide zugleich zu erhaschen, verweilte er allzulange und konnte, schon ziemlich kraftlos, das Eis am Ufer nicht mehr erklettern, um herauszukommen. Sein Führer, trostlos über den wahrscheinlichen Verlust eines so guten Thieres, setzte, dasselbe zu retten, sich selbst großer Gefahr aus, indem er sich auf das Eis wagte, um mit der Flinte die zur Schlinge geformte Leine, an welcher er den Hund zu führen pflegte, ihm an den Hals zu bringen. Endlich gelang es. Der Hund wurde zwar herausgezogen, allein schon schien es zu spät zu sein. Das arme Thier lag, steif gefroren, fast bewegungslos und kaum noch athmend, zu den Füßen seines Herrn, der aber auch in dieser kritischen Lage die Besonnenheit nicht verlor. Er legte schnell dem Hunde die Leine neuerdings um den Hals und fing an, sie so stark zuzuziehen, als ob er ihn erdrosseln wolle. Dies Gefühl des Erstickens gab dem schon ganz erstarrten Thiere seine Besinnung wieder, und nachdem es einigemal mit scheinbarer Grausamkeit auf

dem Lande hin und her geschleift worden war, kehrten die schon halb entflohenen Lebensgeister allmählig zurück. Zu Hause wurde der Hund sogleich mit Strohwischen stark gerieben und ziemlich wieder hergestellt. Doch der Keim zu seinem Verderben war von dieser Zeit an gelegt, da er nicht gar lange nach diesem Ereignisse, obgleich noch in den besten Jahren, schon begann Geruch und Gehör zu verlieren, stumpf wurde und zuletzt an der Brustwassersucht starb.

Mir selbst begegnete einst ein ähnlicher Zufall. Ich hatte nämlich durch einen Pudel, welchen ich nicht sehr werth hielt, im Winter eine Ente aus dem Wasser holen lassen. Als ich sie ihm abgenommen, verließ ihn sogleich die Besinnung. Er stürzte, wie vom heftigen Fieber ergriffen, vor meinen Füßen nieder und wälzte sich in einer Art von Epilepsie auf dem Boden herum, bis man ihn durch starkes Reiben wieder zu sich selbst brachte.

Ein dritter, diesem ziemlich gleicher, Fall begegnete mir vor längeren Jahren mit einem der besten Hühnerhunde, die ich je besessen habe. Es stand nämlich, als ich bei schneidend kalter Witterung im November, von einer Waldjagd zurückkommend, an einem Weiher vorüberging, ein Entvogel auf, welchen ich waidwund schoß.

Nur mit dem Gedanken beschäftigt, die Stelle zu bemerken, wo er aus der Luft herabstürzen werde, vergaß ich meinen Hund, der indessen aus jugendlichem Eifer in den See gesprungen war und das Schilf durchsuchte, bis ich in großer Entfernung jenseits die Ente hatte fallen sehen. Ich pfiff nun zwar augenblicklich den Hund ab, aber nicht ohne große Besorgniß für seine Gesundheit, und wirklich zeigten sich schon nach Verlauf einer Viertelstunde die nachtheiligen Folgen der Erkältung. Er suchte nicht mehr, wurde traurig und zitterte stark, nahm auch zu Hause kein Futter an. Sein Zustand verschlimmerte sich zusehends, und in Zeit von zwei Stunden war er im eigentlichsten Sinne todkrank. Seine Excremente waren, wie bei der bösartigsten Ruhr, ganz flüssig, ätzend und stark mit Blut vermischt, so daß ich mir wenig Hoffnung machen konnte, ihn zu erhalten. Doch gelang es endlich der großen Sorgfalt, mit der man ihn behandelte und die er auch in vollem Maße verdiente (er vereinigte Vorzüge in sich, wie man sie nur selten beisammen findet und deren ich mich stets mit wahrem Vergnügen erinnern werde), ihn nach acht Tagen wieder herzustellen. Es ist mir aber dieser Vorfall eine Warnung für immer.

Bei Hunden von ausgezeichnetem Werthe sollte man nie unachtsam sein und eben so wenig jemals einer Ente wegen ihre Gesundheit auf's Spiel setzen, wie es so oft geschieht. Besonders nachtheilig mag wohl im letzterwähnten Falle der Umstand mitgewirkt haben, daß der Hund kurz zuvor im Walde anhaltend an einem Fuchse gejagt hatte und daher noch sehr erhitzt war, als er in das Wasser sprang.

Sehr gute Dienste leisten im Winter bisweilen lange, leichte, an der Spitze mit doppelten Widerhaken versehene Stangen, wenn man sie an solchen Orten aufbewahrt, wo der Hauptzug des Flusses sich dem Ufer stark nähert; denn nicht selten kann man auf diese Weise die vom Wasser herbeigetriebenen Enten herausholen.

An schilfreichen Gewässern schieße man niemals weit, weil die Ente, die nicht ganz tödtlich getroffen wird, an solchen Orten fast immer verloren ist, da sie Zeit genug hat, sich zu verkriechen, ehe der Hund, wenn er vielleicht am Schwimmen gehindert ist oder die Stelle, wo sie niederfiel, nicht genau weiß, sie erreichen kann. Zur Vermeidung dieses Nachtheils trage man übrigens da, wo es keine Steine am Ufer gibt, immer einige Kartoffeln oder schlechtes Obst im Büchsen-Sacke bei sich, um durch Werfen sogleich dem Hunde den Ort anzeigen zu können, wo er suchen soll.

Man säume auch, wenn die Ente flatternd und in schiefer Richtung aus der Höhe herabstürzt — was immer als ein sicheres Kennzeichen der Flügellähmung gelten kann — keinen Augenblick, wo möglich noch einen zweiten tödtlichen Schuß während des Herabflatterns anzubringen. Im hohen Schilfe wird es, falls sich auch nur noch ein Funke von Leben in ihr regt, dem Hunde äußerst schwer, sie zu finden. Dagegen läßt sich im Frühjahr besonders nach sogenannten fremden, d. h. nach Strichenten, an Gewässern, deren Ufer kahl sind, ein gewagter Schuß leichter entschuldigen, da der angeschossene Vogel an dergleichen Orten keine Gelegenheit findet, sich zu verkriechen und, auch nur leicht verwundet, bei gehöriger Aufmerksamkeit von Seiten des Jägers und wenn der Hund recht fleißig sucht, in der Regel immer gefunden wird.

Man suche, wenn es sich thun läßt, beim Abschleichen die Sonne immer seitwärts zu behalten, damit man nicht geblendet werde; denn ihr Glanz erschwert, wenn man ihm entgegenschießt, nicht nur das Treffen, sondern er macht es, sobald die Ente gerade in dem Widerschein, den die Sonne auf dem Wasserspiegel bildet, niedrig hinaus streicht, wie dies

alle Enten mit kurzen Flügeln und verhältnißmäßig schweren Körpern, z. B. die drei Mergusarten*) thun, fast unmöglich.

Man übereile sich, wenn sie gut schußmäßig aufstehen, ja nicht; am wenigsten thut Eile Noth, wenn sie aus schmalen, mit hohem Gebüsche bewachsenen Wasserlöchern herausfahren. Sie steigen dann mit einer beinahe komischen Langsamkeit meist gerade in die Höhe; man hat sich daher, wie bei der Fasanenjagd, hauptsächlich nur davor zu hüten, daß man nicht zu kurz, d. h. unter ihnen wegschieße, was hitzigen Schützen sehr häufig begegnet.

Dagegen kann, wer gelassen und seiner Sache gewiß ist, bei so günstigen Localverhältnissen, sind der Enten mehrere, sehr oft mit schnellem Blicke die Stelle bemerken, wo zwei oder drei dicht beisammen fliegen (wobei hauptsächlich ein gewisser Grad von Kaltblütigkeit gute Dienste leistet), auf diese seinen ersten Schuß richten und dennoch Zeit genug übrig behalten, auch mit dem zweiten Rohre noch eine herunter zu holen.

Das Treffen mehrerer fliegenden Enten mit einem Schusse oder vielmehr das Zusammenstreichenlassen, wobei Alles auf das Abwarten des günstigen Augenblickes ankommt, ist mir selbst dann, wenn in Allem nur 5 bis 6 Stück aufgestanden waren, oft gelungen; einem hitzigen Schützen möchte ich jedoch rathen, solche Versuche lieber bei dem zweiten Schusse, als bei dem ersten zu machen, weil der Gedanke, jetzt nur noch einmal schießen zu können, die Begierde mäßigt.

Angehende Schützen thun wohl, wenn sie sich gewöhnen, den Enten im Fluge immer nach dem Kopfe zu zielen; bei weitem die meisten Fehlschüsse nach dieser Federwildgattung gehen nämlich zu tief.

Man glaube ja nicht, daß das lange Lauern und Lauschen, wenn man sich bis auf Schußweite den Enten genähert hat und doch aus Furcht, gesehen zu werden, nicht wagen will, den Kopf in die Höhe zu richten, zweckmäßig sei; es taugt vielmehr gar nichts. Erstens ist ein solches Kriechen, sobald es lange währt, äußerst beschwerlich; zweitens wird ein Schütze, der nicht ganz Herr über sich ist, während dieses Lauerns mit jeder Secunde hitziger und ungeduldiger und drittens ist ein gewisses Erschrecken, wenn nun plötzlich die Enten mit großem Geräusche aufstehen, trotz aller Vorbereitung dennoch unvermeidlich. Ein solches Erschrecken hat aber gewöhnlich Uebereilung oder, was so ziemlich dasselbe ist, — Fehlschüsse zur Folge. Weit besser ist es daher, sich da, wo man nicht

*) Mergus Merganser, Serrator et Albellus.

etwa hinlänglich verborgen einen glücklichen Schuß im Wasser anbringen kann, ohne langes Zögern rasch aufzurichten und das Prävenire zu spielen, sobald man nahe genug hinangekommen ist.

Es ist vortheilhaft und fast unumgänglich nothwendig, an allen jenen Gewässern, welche von Gebüsch umgeben sind und häufig von den Enten besucht werden, kleine Pfädchen aushauen zu lassen, auf welchen man sich leise und unbemerkt anschleichen kann. Daher muß von Zeit zu Zeit der Boden von Laub, Reisern und dergleichen gereinigt und zunächst am Wasser das Gebüsch 3 bis 4 Fuß hoch von der Erde abgestutzt werden, damit man nicht nur vorwärts, sondern auch zu beiden Seiten ungehindert schießen könne, wenn etwa die Enten, wie es oft geschieht, früher aufstehen sollten, als man hofft und wünscht. An dergleichen stillen Orten werfe man von Zeit zu Zeit Eicheln oder, in deren Ermangelung, Brodkrumen, zerquetschte Kartoffeln oder faules Obst in's Wasser, weil die Enten da, wo sie gute Nahrung finden, sehr gern wieder einfallen.

Beim Absuchen von Gewässern, deren Ufer kahl sind, gehe man nicht zu nahe am Rande derselben hin, weil man sonst oft schon in großer Entfernung von den fast immer wachsamen und sehr scharf äugenden Enten bemerkt wird; man mache vielmehr jedesmal erst einen Bogen abwärts, ehe man auf die Stellen zugeht, wo sie besonders gern liegen, und rücke nun, sobald man nah genug ist, um mit gutem Erfolge schießen zu können, nicht ängstlich zögernd (was schon oben widerrathen wurde), sondern rasch und entschlossen hinan.

Hat man, hinter einem Damme oder Gebüsche wohl verborgen, von weitem die Stelle wahrgenommen, wo die Enten liegen, so lasse man sich ja nicht durch den verführerischen Anblick der Menge verleiten, den Angriff da zu machen, wo die meisten beisammen sind, sondern erwähle lieber die kleinere Gesellschaft von zwei, drei oder vier Stücken, weil sich diese viel leichter überlisten läßt, als ein größerer Zug. Sollten freilich der Schützen mehr sein, als zwei — wozu ich aber nicht rathe, denn es bringt selten Vortheil — so muß hierauf Rücksicht genommen und diejenige Stelle gewählt werden, wo die meisten Enten beisammen liegen. Mehr Schüsse fallen dann freilich, ob aber auch mehr Enten? Das möchte wohl nicht so ganz entschieden sein.

Man begnüge sich bei Gewässern, die mit Schilf oder Gebüsch stark bewachsen sind, nicht mit einmaligem Rufen oder Klatschen, sondern lasse, nachdem man diese Versuche, sie aufzuscheuchen, mehrmals ohne Erfolg wiederholt hat, dennoch da, wo es angeht, die Ufer durch den Hühner-

hund noch genau absuchen; denn in manchen Fällen liegen die Enten unglaublich fest, wenn sie nämlich entweder

1) von einem Falken verfolgt worden sind, in welchem Falle sie, gleich den gesprengten Feldhühnern, sich sehr schwer zum Aufstehen entschließen;
2) wenn sie während der Paarzeit kurz vor oder nach dem Reihen angetroffen werden; sie setzen dann, wie fast alle wilden Thiere, zu der Zeit, wo der Begattungstrieb sich am heftigsten äußert, ihre gewöhnliche Vorsicht bei Seite*) und lassen selbst im Freien den Jäger oft ziemlich nahe an sich kommen;
3) bei starkem Winde, sowie überhaupt bei sehr stürmischem Wetter, wo sie sich möglichst tief unter den Gebüschen am Ufer verkriechen, und endlich
4) wenn ein Zug junger Enten seine ersten Ausflüge macht und die erfahrene Führerin etwa todt oder abwesend ist.

In diesem Falle lassen sie, die Gefahr noch nicht kennend, zumal wenn sie im dichten Schilfe liegen, den vorübergehenden Schützen lärmen, so viel er will, und stehen nicht eher auf, bis der Hund ihnen auf den Leib kommt. Man gehe daher von solchen Orten, wo die Enten besonders gern liegen, nicht eher ab, bis man gewiß weiß, daß keine da sind.

Von dem glücklichen Erfolge des Abendanstandes auf Enten habe ich in meinem Leben weit mehr erzählen gehört, als selbst erfahren. Er soll in manchen Gegenden, z. B. am Rheine, an der Donau ꝛc., äußerst ergiebig sein; in den Gegenden, wo ich bis jetzt gelebt habe, war er es nicht.

Man könnte vielleicht mit einigem Rechte von dieser Jagdmethode sagen, sie sei nur da gut, wo es viel Enten und wenig Wasser gebe. Denn wahrhaftig! wo es viel Wasser und wenig Enten gibt, habe ich kein besonderes Wohlgefallen daran finden können und zwar aus folgenden Gründen:

1) Gehört gewiß eine sehr günstige Localität dazu, wenn man erwarten will, daß die Enten gerade da, wo man sich angestellt hat, einfallen sollen, während rechts und links vielleicht noch hundert andere, eben so einladende Wasserplätze vorhanden sind.
2) Erfolgt dieses Einfallen gewöhnlich erst so spät, daß man sie oft gar nicht mehr, oft nur noch wie Schatten erkennen, folglich auch auf einen sicheren Schuß nicht wohl rechnen kann.

---

*) Omne animal post coitum triste.

3) Läßt sich im Fluge noch weniger ausrichten, weil die Enten, so lange man das Korn auf der Flinte noch gehörig unterscheiden kann, meist noch ziemlich hoch und überhaupt schnell ziehen. Späterhin streichen sie zwar niedrig genug, allein es ist schon zu dunkel; auch wird man die meisten von denen, die nicht von Westen, d. h. von der hellsten Seite des Himmels herkommen, zu spät gewahr, weil man ihren Flügelschlag beinahe erst dann hört, wenn sie schon vorüber sind. Die Schüsse, welche man in der größten Eile noch hinter ihnen her thut, sind also wahre Fangschüsse. Wie selten aber diese gelingen, wenn man kein richtiges Abkommen mehr hat, ist eine bekannte Sache.

4) Endlich ist auch das sehr unangenehm, daß man von den angeschossenen selten oder nie eine bekommt, weil man in der Dunkelheit nicht sehen kann, wohin sie sich wenden. Mir aber ist alles zwecklose Anschießen verhaßt, weil ich lieber drei gesunde Vögel fliegen, als einen verwundeten ungenützt verderben lasse.

Wenn man übrigens schon aus längerer Erfahrung jene Stellen genau kennt, wo die Enten am liebsten einfallen, so kann man auch in solchen Gegenden, die viele Wasserplätze haben, den Anstand mit gutem Erfolge besuchen.

Dabei ist aber hauptsächlich darauf zu sehen, daß man immer nach der hellsten Seite des Firmamentes hin, welches in der Regel die westliche ist, sowohl im Fluge, als auf die schon eingefallenen Enten seinen Schuß anbringe. Wegen der, wie es in der Dunkelheit häufig vorkommt, blos angeschossenen Vögel ist es nöthig, nicht nur noch an demselben Abend, wenn der Anstand vorüber ist, sondern auch am folgenden Morgen die umliegende Gegend mit fleißigen und guten Hunden möglichst genau abzusuchen. Es kommen zwar, wie gesagt, auch einzelne Fälle vor, wo man bisweilen gegen den hellen westlichen Himmel hin einen Schuß in die Luft anbringen oder auf einer minder beschatteten Stelle der Wasserfläche ein leidliches Abkommen finden kann, allein solche Glücksfälle sind nur Ausnahmen von der gewöhnlichen Regel; denn der abendliche Flug der Enten kurz vor dem Einfall ist beinahe mehr als ein pfeilschnelles Schwirren und Sausen in der Luft, als ein bloser Flug zu nennen, und was die lichten Stellen auf dem Wasser betrifft, so sind die Enten nicht immer geneigt, gerade die Stelle zum Einfallen zu wählen, wo sie der auflauernde Schütze zu haben wünscht.

Der Erfolg einer solchen Jagd hängt daher vielmehr von einem

glücklichen Zufall ab, als daß man auch nur einigermaßen mit Sicherheit darauf rechnen könnte, und eignet sich hauptsächlich nur für solche Schützen, die nicht weit zu gehen und nicht sparsam mit ihrer Zeit zu sein brauchen.

Fast bei keiner anderen Jagd kommt so viel darauf an, ob man allein ist oder noch einen Begleiter bei sich hat, als bei der Entenjagd. Gar oft nämlich liegen sie so frei, daß an ein Beschleichen gar nicht zu denken ist, oder schwimmen so weit in der Mitte eines Teiches herum, daß man sie von keiner Seite des Ufers erreichen kann, oder stehen, wenn man hinter dem Gehölze, womit das Wasser vielleicht umgeben ist, sich ihnen zu nähern gedenkt, bei dem geringsten Anstreifen an den Gebüschen oder beim Zertreten eines dürren Reises sogleich auf. In diesen beiden letzteren, wie in noch vielen anderen Fällen, deren Aufzählung überflüssig sein würde, ist es von großem Nutzen, einen Begleiter — und wäre es selbst Jemand ohne Gewehr — bei sich zu haben, der nach dem zuvor genau verabredeten Plane die Enten rege macht und dahin zu treiben sucht, wo der Schütze sich angestellt hat.

Unfehlbar sind freilich dergleichen Versuche nicht, eben weil es nur Versuche sind, aber doch gelingen sie oft.

Da die Enten auch im Fluge ziemlich stark äugen, so ist es unumgänglich nothwendig, daß man sich möglichst verdeckt anstelle. Büsche, Dämme und Gräben sind hierzu weit passender, als Bäume; stellt man sich nämlich an diesen auf der Vorderseite an, so wird man zu leicht gesehen, tritt man dagegen hinter den Stamm, so ist man zwar allerdings geschützt, allein die Aeste des Baumes hindern dann so sehr im Schießen, daß man, zumal wenn die Enten spitz kommen und etwa den Schützen erblickend eine schnelle Seitenwendung machen, oft gar nicht, gewöhnlich aber nur einmal schießen kann. Flache Gräben und Vertiefungen gewähren eben so wenig Schutz; denn nur liegend kann man sich an solchen Orten leidlich verbergen. In diesem Falle hat man aber mit zwei gleich großen Uebeln zu kämpfen; richtet man sich zu bald auf, so weichen die Enten aus und bleibt man liegen, bis sie allenfalls schußmäßig sind, so gewinnen sie, während man sich in Positur setzt, einen so großen Vorsprung, daß man gewöhnlich nur einen Schuß und auch diesen nur nothdürftig anbringen kann. Besonders gilt dies von allen jenen Enten, die sich durch einen schnellen Flug auszeichnen, wohin ich hauptsächlich die kleineren rechne.

Ist's daher irgend thunlich, so verberge man sich hinter einem nie-

drigen Busche, selbst wenn es nur knieend geschehen könnte. Hier halte man sich ganz ruhig, bis die Enten nahe genug sind und nun schieße man rasch, da, sobald es darauf ankommt, Doppelschüsse zu machen, durchaus nicht lange gezielt werden darf, weil alle Enten, sobald sie einmal im Zuge sind, schnell, zum Theile sehr schnell fliegen.

Endlich gewöhne man junge Hunde schon frühzeitig daran, daß sie, wenn Enten, noch eine Strecke fortstreichend, am jenseitigen Ufer erst herunterfallen, was bei den Schüssen, welche blos das Hintertheil des Körpers treffen, häufig geschieht, hinüber schwimmen und dieselben herbei holen. Hat jedoch der Hund, wie es nicht selten zu geschehen pflegt, die stürzende Ente bemerkt, so lasse man sie, wenn glücklicher Weise Leute in der Nähe sind, an einer freien Stelle des jenseitigen Ufers so lange in die Höhe werfen, bis man sich überzeugt, daß der Hund sie im Auge hat. Dann lasse man sie alsbald so weit wie möglich in das Wasser hineinschleudern. Ein rascher, feuriger Hund wird sich selten weigern, sogleich hinüber zu schwimmen; sollte er aber wider Erwarten keine Lust dazu bezeigen, so wird ein Schuß in das Wasser, verbunden mit starkem Zurufen, seiner Unentschlossenheit bald ein Ende machen. In Gegenden, wo weder Brücken sind, noch eine Gelegenheit überzufahren sich zeigt, ist es durchaus nöthig, daß man die Hunde hieran gewöhne.

Auch lasse man sie nicht sogleich da, wo die Ente herabgestürzt ist — es sei denn, daß sie sehr nah am Ufer schwimme — in das Wasser, sondern man eile 40 bis 60, auch wohl 100 Schritte weit am Ufer voraus, je nachdem der Fluß schneller oder langsamer treibt, suche eine möglichst bequeme Stelle aus und schicke den Hund erst dann hinein, wenn man berechnen kann, daß er mit der Ente zusammentreffen werde. Auf diese Weise wird ihm bei eben so sicherer Erreichung des Zweckes eine große Mühe und Anstrengung erspart, die nämlich, daß er der Ente, welche, während er vom Ufer hineinschwimmt, vom Wasser fortgetrieben wird, oft ganz unnöthiger Weise eine Strecke weit nachschwimmen muß und bei wiederholter Uebung lernt er sehr bald, auch ohne jedesmal besonders dazu angewiesen zu werden, sich dieses Vortheils bedienen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß hier blos von todten Enten die Rede sein könne; auf solche aber, die blos am Flügel gelähmt sind, lasse man den Hund gar nicht los, sondern suche vor Allem nur zu bemerken, wo sie an das Land gehen, um dann baldmöglichst einen zweiten Schuß anzubringen, wenn dies nicht schon im Wasser geschehen kann. Nur da, wo durchaus keine Gefahr, sie zu verlieren, stattfindet, d. h. an kleinen

Gewässern, die man völlig übersehen kann, gönne man, ist das Wasser nicht zu kalt, jungen Hunden das Vergnügen, flügellahme Enten von einer Stelle zur andern so lange zu verfolgen, bis sie durch das öftere Untertauchen endlich matt werden und sich ergreifen lassen. Solche Uebungen sind sehr nützlich. Auch versäume man nicht, falls man zwei Hunde mit sich führt, einen derselben immer an der Leine zu halten, damit nicht, wie sich öfters der Fall ereignet, beide zugleich nach einer und derselben von mehreren geschossenen Enten, die vielleicht durch starkes Flattern ihre Aufmerksamkeit auf sich zieht, hineilen, und die andere dadurch verloren geht. Den zweiten löse man erst dann, wenn der erste seine Beute schon gefaßt hat*).

Eine der ergiebigsten Arten der Wildentenjagd dürfte die mit dem sogenannten Wisch oder Schilde sein. Sie ist aber nicht überall zuläßig, wird meist nur bei großen Ueberschwemmungen angewendet, erfordert viel Geduld und Beharrlichkeit, und hängt, wie sonderbar dies auch klingen mag, beinahe mehr von der Vorsicht und Geschicklichkeit des Nachenführers, der dabei unentbehrlich ist, als von jener des Schützen ab. — Wenn nämlich im Frühjahre bei dem Schmelzen des Schnees in großen Ebenen die Flüsse austreten und ganze Wiesengründe überschwemmen, dann finden sich bekanntlich beträchtliche Züge fremder Enten ein, welche auf ihren großen Wanderungen nach fernen Gegenden, nur auf kurze Zeit einkehrend, außerdem dort niemals gesehen werden und für den schießlustigen Jäger eben deshalb ein doppelt reizender Gegenstand und Anblick sind, denen man aber auf keine andere Weise, als auf die hier zu beschreibende beikommen kann. Ein Jäger besteigt zu diesem Zwecke einen mit einem geschickten Führer versehenen, möglichst kleinen, mit Heu oder Stroh bis auf ³/₄ Fuß angefüllten Kahn, der durch ein kleines, eben so wenig Geräusch erregendes, als sichtbares Handruder, welches aus einem 5 Zoll breiten, ³/₄ Zoll dicken und höchstens 2 Fuß langen, oben in eine etwa ¹/₂ Fuß große Handhabe endigenden Brette besteht, leicht nach jeder beliebigen Richtung hingeleitet werden kann. —

Bevor nun der Nachen flott gemacht wird, wird der sogenannte Wisch, eine 3—4 Fuß lange und 5—6 Zoll im Durchmesser haltende Faschine, vermittelst einer in die Mitte derselben gebogenen Oeffnung wagrecht auf die vordere Schnaupe oder Spitze des Nachens so gesteckt, daß

*) Siehe den Aufsatz über die Führung des Hühnerhundes im 1. Bande meiner Fragmente für Jagdliebhaber.

er von der Oberfläche des Wassers etwa 2—3 Zoll geht und kein Reischen, das Wasser bewegend oder Geräusch verursachend, anstreift. — Auf diesen Wisch, der so das Fahrzeug ganz deckt, werden 1—2 Fuß hohe Reiser senkrecht dicht nebeneinander aufgestellt, welche, so wie der Schild, Nachen, Schützen und Fährmann decken und in denen ein Loch oder nach Umständen auch mehrere zum Schießen bleiben müssen, so daß nun das Ganze eher einem schwimmenden Strauche, als einem Fahrzeug ähnlich sieht. Sehr gute und scharfschießende Gewehre sind aber auch ein Haupterforderniß dabei.

Soll die Jagd beginnen, zu der vorzugsweise **windstille** Tage gewählt werden müssen, so nehmen Schütze und Fährmann, wenn sie einer Storre (Flug) Enten bis auf mehrere hundert Schritte nahe gekommen sind, folgende Stellung in dem Nachen ein: Ersterer legt das zum Schießen fertige Gewehr durch eines der in den senkrecht auf den Wisch gesteckten Reisern gelassenen Schießlöcher und hat so, indem sein ganzer übriger Körper flach ausgestreckt liegt, den Kopf am Anschlag, in welcher Stellung er aber auch, um sich den Enten nicht zu verrathen, ohne alle Bewegung bleiben muß. Der Führer dagegen hat eine weit beschwerlichere Lage. Er muß, während er gleichfalls ausgestreckt daliegt, mit dem linken Arme unter der Brust herübergreifen, um damit vermittels des großen Ruders, welches auf der rechten Kahnseite im Wasser geht, denselben zu lenken, indem er ihn mit dem kleinen Handruder so viel als möglich schnell und geräuschlos fortbewegt.

Der Schütze, der die Enten niemals aus den Augen lassen darf, gibt jenem, welcher sie nicht sehen kann, mit dem Fuße durch vorher schon verabredete Zeichen zu verstehen, in welcher Richtung er von der angenommenen geraden Linie abweichen soll, die durch das Rechts- oder Links-Schwimmen der Storre bestimmt wird. —

Zu Anfang der Jagd, wo die Vögel noch nicht sehr scheu gemacht sind, halten sie den Wisch gut aus und man kommt, namentlich wenn die Enten nicht zerstreut liegen oder man nicht durch irgend ein anderes Ereigniß verrathen wird, gut schußmäßig an; daher kann man, da man doch immer Gelegenheit findet, wenigstens auf ein Paar nahe beisammen liegende zu schießen, oft mehrere auf den ersten Schuß erlegen und den zweiten dann auch noch auf die sich halb aus dem Wasser erhebenden gut anbringen, während eine noch in Bereitschaft gehaltene, zu diesem Zweck besonders taugliche, das heißt, sehr weit schießende Flinte, die man beim Aufstehen ergreift, oft ihre Dienste auch noch leistet.

Die glücklichsten Schüsse lassen sich bei dieser Jagdmethode hauptsächlich dann machen, wenn man dieselbe so früh beginnen kann, daß noch einzelne Eisstücke auf der Oberfläche des Wassers umherschwimmen, auf die sich die Enten oft in bedeutender Menge bei hellem Sonnenschein und nachdem sie durch hinlänglich eingenommene Aeßung ihren Hunger gestillt haben, setzen und schlafend ausruhen. Hier hat ein wagrecht auf sie eindringender Schrothagel unglaubliche Wirkung und streckt, weil sie nicht durch das Wasser vor dem Eindringen des Bleies geschützt sind, deren weit mehr nieder, als wenn man auf eine noch so große und dichte Storre im Schwimmen zu schießen Gelegenheit findet. Es dürfte also die Benützung eines so günstigen Zeitpunktes hauptsächlich zu empfehlen sein.

Wenn, wie es gar oft geschieht, beim Anfahren auf einen so beisammen sitzenden oder im Wasser schwimmenden Flug Enten einzelne in einiger Entfernung zerstreut umherliegen, so muß auf diese ein ganz besonderes Augenmerk gerichtet werden; denn sie sind gewöhnlich weit aufmerksamer, als die andern und vereiteln oft den ganzen Plan. Bemerkt man daher, daß sie die Hälse zu strecken oder sonst ein Zeichen zum Aufstehen zu machen anfangen, so schieße man lieber, wenn man mit günstigem Erfolge die Hauptstorre noch nicht erreichen kann, eine dieser einzelnen, damit man doch nicht mit ganz leerer Hand dem Aufstehen und Weiterstreichen der sämmtlichen Vögel nachsehen muß. Diese Furcht und Ergreifung der Flucht durch Aufstehen kommt jedoch zu Anfang der Jagd nur selten vor und tritt immer stärker und stärker bei ihnen ein, je nachdem sie viel beschossen oder sonst beunruhigt werden. —

Auf einer Wasserfläche, auf welcher Gebüsche ꝛc. umherschwimmen, werden die Enten vor dem Wisch, da sie an den Anblick solcher Gegenstände gewöhnt sind, vorzugsweise gut aushalten, so daß man seine Bemühungen mit besserem Erfolge gekrönt, wie sein Vergnügen im Vergleiche zur Jagd auf einer ganz freien Wasserfläche, bedeutend erhöht sehen wird.

Obschon ich weiter oben gesagt, daß mein Wohlgefallen an dem Anstand auf wilde Enten niemals groß gewesen sei, so darf mich eine solche Abneigung, die eben nur Geschmackssache ist, doch in keinem Falle abhalten, meinen Lesern, welche vielleicht anderer Meinung sind, als ich, die nöthige Anweisung auch zu dieser Jagdmethode zu geben.

Nächst der Anwendung des Wisches, die hauptsächlich durch die Jahreszeit sowohl, als durch die Oertlichkeit bedingt wird, dürfte für den

einzelnen Jäger, zumal wenn er kein geübter Flugschütze ist und eine gute Portion Geduld besitzt, der Anstand oder vielmehr der Ansitz unter allen Entenjagdmethoden eine der einladendsten sein. Während jene nur bei großen Ueberschwemmungen, mithin nur periodisch, ausgeführt werden kann, währt diese den ganzen Winter hindurch. Die Vorbereitungen dazu müssen deshalb schon im Spätherbste und ehe noch an ein Zufrieren der stillen Gewässer zu denken ist, getroffen werden, damit das Federwild, welches man aus solchem Hinterhalte zu erlegen beabsichtigt, sich in Zeiten an den Anblick derartiger Vorkehrungen gewöhne.

Das Verfahren dabei ist folgendes:

An den Stellen der Bäche und Flüsse, wo man die wilden Enten besonders gern hat einfallen sehen, werden sogenannte Erdhütten und Schießschirme errichtet. Man läßt nämlich in schicklicher Entfernung vom Ufer eine Vertiefung ausgraben, in welcher der Schütze bis an den Kopf oder doch bis an die Brust gedeckt ist, dabei aber auch durch die, in dem vorgesteckten Schirme von dichtem Gebüsch oder Schilf gelassenen Schießlöcher die ganze Wasserfläche gut übersehen und mit dem Schuß bestreichen kann. Zu größerer Bequemlichkeit muß die innere Einrichtung dieser Erdhütte so getroffen sein, daß man sowohl sitzend als stehend ohne irgend ein Hinderniß nach allen Seiten gut schießen kann, wie sie auch, damit der darin verborgene Jäger nach den Enten nicht nur im Wasser, sondern auch dann, wenn sie an ihm vorbei streichen, schießen könne, nothwendiger Weise ganz frei und ohne Decke angelegt werden.

Solche Schirme verursachen nur wenig Mühe, denn fast an allen Bächen und Flüssen sind die Ränder mit dichten Weiden- oder Erlenbüschen bewachsen, die man dann nach Gefallen ausschneiden und auseinander- oder zusammenbiegen kann. Sie gewähren auch noch den Vortheil, daß man schon alsbald nach deren Herrichtung an Ort und Stelle bleiben kann, weil die Enten, schon an den Anblick dieser Gesträuche gewöhnt, die damit vorgenommene, kaum bemerkbare Veränderung nicht scheuen. Will man jedoch an kahlen Plätzen solche Schirme bauen, so muß dieselbe Regel, wie bei der Hütte, befolgt und die Anlegung zu gehöriger Zeit vollzogen werden.

Auch auf den Wind werden jene Jäger, die den Enten ein sehr scharfes Geruchsorgan zutrauen, in so weit es die Verhältnisse gestatten, so viel als thunlich Rücksicht nehmen, um die zum Ansitz nöthigen Vorrichtungen auf beiden Seiten des Flusses oder Baches anzubringen zu suchen, vorausgesetzt freilich, daß man auf beiden Seiten das Jagdrecht besitze!

Wenn man bei dieser Jagdmethode die sehr geringe Auslage für die zu legende Kirrung, in gekochten Kartoffeln, Eicheln, Fruchtkörnern zc. bestehend, nicht gespart, sondern schon längere Zeit zuvor, ehe man zu schießen beabsichtigt, gefüttert hat, so wird durch den überaus glücklichen Erfolg solcher Bemühungen nicht nur das Vergnügen, sondern auch das Einkommen erhöht werden. Hat man Zeit und Lust, bei mondhellen Abenden noch länger, als die gewöhnliche Anstandszeit dauert, in seiner Hütte oder hinter dem Schirme sitzen zu bleiben, um Enten zu schießen, so kann man einen Versuch, dessen günstiger oder ungünstiger Erfolg, wie überall, so auch hier, hauptsächlich von der Menge des Wildes und der dabei angewendeten Vorsicht und Erfahrungssätze abhängt, vermittelst des Beitreibens machen. — Die Art und Weise, wie dies geschieht, ist folgende:

Der Schütze bleibt ganz ruhig an seinem Platze sitzen, auf welchen zu, wie oben ebenfalls schon bemerkt wurde, zwei Treiber, welche mit der Zeit des Enteneinfalles bekannt gemacht und auch außerdem gehörig instruirt sind, in gleich weiten Abständen, der eine z. B. eine ganze oder halbe Stunde unterhalb, der andere eben so weit oberhalb des Schützen, ganz still an das Bach- oder Flußufer gehen, von wo aus sie zu treiben beginnen. Dabei ist indeß vorausgesetzt, daß die beiden Ufer nicht über 60—70 Schritte von einander entfernt sind; denn zu einer solchen Weite muß man vier Treiber haben, so daß je zwei und zwei einander gegenüber zu stehen kommen, weil außerdem die Enten an den jenseitigen Rand schwimmen und dort liegen bleiben würden. Beim Gehen dürfen diese Leute durchaus keinen weiteren Lärm machen, als hie und da ein wenig Pfeifen oder Husten verursacht; dieses reicht schon hin, die Enten zum Fortschwimmen oder Aufstehen und ganz niederem Fortflattern dicht über dem Wasserspiegel zu bewegen, auf den sie in einer Entfernung von 3—500 Schritten gewöhnlich schon wieder einfallen. In beiden Fällen, und namentlich wenn das Wasser eine Krümmung macht, müssen die Leute ganz langsam folgen und ihr leises Husten öfter wiederholen, damit sie nicht zu nahe an die Vögel kommen. Sonst könnten diese leicht zu rasch aufgethan werden, sich erheben und entweder ihnen selbst oder dem Schützen allzuhoch über den Kopf hinweg ganz aus der Gegend streichen und somit Alles vereiteln.

Ist die Jagd ihrem Endpunkte nah und sind die Treiber auf etwa 500 Schritte an dem Schützen, so bleiben sowohl die unteren als die oberen ganz still stehen und warten so das Weitere ab. Durch dieses all-

mählige Zusammentreiben kommen, wenn das Gewässer reichlich mit unserem Wilde versehen war, oft sehr große Flüge in den Bereich der Schrote und es lassen sich dann bisweilen sehr glückliche Schüsse anbringen. —

In Gegenden, wo man viel derartiges Standwild hat, läßt man im Winter, wenn die Gewässer zugefroren sind, eine Stunde vor Anstandszeit mit ziemlich gutem Erfolge an die alten Kirrungsplätze sogenannte Wannen (mehrere Quadratruthen große Löcher) in das Eis einhauen, auf welche dann die Enten, namentlich wenn man sich dabei eines Lockvogels bedient, gern einfallen, so daß, da sie meist dicht zusammengedrängt sind, gewöhnlich mehrere auf einen Schuß erlegt werden können.

Zu diesem Lockvogel, der durch sein Geschnatter die vorbeistreichenden Enten anzieht, darf jedoch niemals ein Entvogel genommen werden, sondern es muß ein Weibchen sein, dem, ist es ein zahmes, die beiden Flügel zu binden sind und das außerdem noch an die Latsche durch eine Schnur angeleint wird. Besser ist freilich eine wilde, die flügellahm geschossen, aber wieder geheilt, oder schon von früher Jugend an gezähmt wurde. Mit solchen Vorrichtungen läßt sich auch in der Morgendämmerung gerade so, wie oben für den Abend gezeigt worden ist, operiren. Ebenso aber, wie an dem Wasser, kann auch auf dem Lande in entenreichen Revieren der Anstand vermittelst der vorbeschriebenen Hütten und Schirme benützt werden. Man läßt nämlich dahin, wo, wie man aus Erfahrung weiß, die Enten an Getreidefeldern gern einfallen — am besten in der Nähe von Wasserlöchern oder nassen Vertiefungen — schon vor dem Abschneiden der Früchte solche Hütten oder Schirme, um sich nach dem Winde richten oder zu zweien oder dreien gleichzeitig ansetzen zu können, so bauen, daß man von denselben aus in mäßiger Schußweite das Innere des Ackers noch gehörig beschießen kann, und wartet, nachdem man sich eine Stunde vor Sonnenuntergang angesetzt hat, den Einfall ab, wobei freilich, weil in der Regel die Getreidefelder zu ausgedehnt sind, meist auf den Zufall mehr, als auf die Anlegung der Schießschirme ankommt und der Abend oft auch ohne Schuß vorübergehen wird. Auch hierzu kann man sich des Lockvogels bisweilen mit gutem Erfolge bedienen.

Das Beschleichen, von dem wir jetzt sprechen wollen, wird nun gewöhnlich auf zweierlei Art, entweder ohne alle Vorrichtung oder vermittelst des Schildes oder Wisches von dem Jäger ausgeführt. Im ersteren Falle sucht man an solchen Uferstellen, von denen man weiß, daß

die Enten dort gern liegen, und die entweder mit Gebüsch oder Schilf bewachsen oder doch so beschaffen sind, daß man geräuschlos und unbemerkt beikommen kann, anzuschleichen und so die am Gestade ruhig liegenden oder umherschwimmenden Enten zu überraschen und seine Schüsse anzubringen. Sehr große Vorsicht aber ist hierbei zu empfehlen und ein Hauptaugenmerk darauf zu richten, daß man von den einzelnen, in der Regel von dem Hauptfluge mehr oder weniger entfernt schwimmenden Enten nicht gesehen werde; sonst erfolgt ein augenblickliches Aufstehen und Weiterstreichen, während dem halb auf dem Bauche hinangekrochenen Jäger Nichts als das Nachsehen übrig bleibt. Sollten die Enten an der Stelle, wo man angeschlichen ist, nicht mehr liegen, sondern sich weiter stromaufwärts gewendet haben, so bleibe man, sind Gebüsche zum Verbergen vorhanden, ruhig sitzen oder liegen. Bald werden jene durch das Wasser wieder abwärts getrieben, und es ist dann nicht selten, daß mehrere Stück zugleich auf den ersten Schuß erlegt werden können, während man noch Zeit genug findet, mit dem zweiten im Aufstehen zu schießen.

Je stürmischer und schlechter das Wetter ist, um so ergiebiger wird eine solche Jagd ausfallen, da an solchen windigen Tagen sich die Enten am liebsten an den hohlen Ufern, unter Gebüschen, im Schilf 2c. aufhalten, und dadurch das Ankommen erleichtern. Will man statt dessen vermittelst des Schildes oder der sogenannten Kuh Entenjagden machen, so gebe man im Herbste, wo die Viehheerden auf die Wiesen getrieben werden, einem Hirten den Auftrag, eine oder mehrere Kühe immer möglichst nahe an dem Ufer des Flusses, in welchem gewöhnlich Enten liegen, weiden zu lassen. Durch den täglichen Anblick gewöhnen sich dann die sonst so scheuen Vögel so sehr an diese Gestalt, daß sie vor derselben nicht mehr flüchtig werden, sondern öfter auf Schußweite herankommen. Ist nun die Zeit, während welcher diese Jagd exercirt werden soll, da, so schleicht der Jäger mit einem Schilde von Leinwand versehen, auf welchem eine Kuh in Lebensgröße und in grasender Stellung gemalt ist und dessen Umrisse nicht ausgeschnitten, sondern blos mit grüner Farbe überzogen sind, langsam am Ufer stromaufwärts und bleibt dann, wenn er Enten erblickt hat, öfter stehen, um dieselben durch die in dem Schilde gelassenen kleinen Oeffnungen genau zu beobachten und ihnen, wo möglich, immer näher anzukommen. Ist er nahe genug, so wird der Schild durch die an dem unteren Rahmen befindlichen 3—5, etwa einen halben Fuß langen eisernen Stacheln vermittelst der zum bequemen Tragen in der Mitte des

Schildes angebrachten Handhaben, — vorausgesetzt, daß der Frost dieses nicht verhindere, — fest in den Boden gedrückt, damit er ohne weitere Beihülfe aufrecht stehen bleibt, und nun die Flinte an einem zum Schießen schicklichen Ort sacht und geräuschlos hindurch gehalten und auf die keine Gefahr ahnenden Enten abgedrückt. —

Der Wisch, welcher aus einem von Latten gefertigten Quadrate besteht, dessen eine Seite 6—7 Fuß mißt und das mit Schilf ausgefüttert wird und einige Schießlöcher haben muß, kann zwar auch, wie die Kuh, jedoch (weil sich die Enten weniger daran gewöhnen) nur mit geringerem Erfolge angewendet werden und wird daher lediglich zum eigentlichen Anschleichen benützt. Man sucht denselben nämlich nur an solchen Orten der Stromufer, von denen man weiß, daß die Enten vorzugsweise gern dort einfallen, so zu befestigen, daß er Wind und Wetter trotzen kann, um hinter ihm, wenn man den Fluß in der Absicht Enten zu schießen visitirt, unbemerkt dahin gelangen und, durch die Schießlöcher Alles übersehend, seinen Schuß thun zu können. Hätte man das Glück, an einem solchen Orte mehrere Male kurz hinter einander einen Schuß anzubringen, so muß der Wisch alsbald von da hinweg und an eine andere Stelle befestigt werden, weil bekanntlich die Enten solche Plätze, an denen sie öfter und namentlich durch Schüsse beunruhigt worden sind, entweder ganz oder doch auf längere Zeit sorgfältig meiden. Der Wind ist allenthalben, so auch hier, zu berücksichtigen.

Von dem großen Reichthum an Enten in dem Draußen-See bei Elbing findet man in der Forst- und Jagdzeitung von 1853 (August-Heft, Seite 304) nachstehende Beschreibung:

„Abends vorher rudert oder segelt der Jäger zu einer solchen Heckstätte hin und sucht die Stellen auf, die am stärksten von den Enten besessen (?) werden. Früh Morgens begibt er sich alsdann zur Jagd dorthin und erwartet im Schilfverstecke den Anzug der Vögel. Bald stürzen sich ganze Schaaren von Enten in gewohnter Weise sorglos auf die einsam liegenden Blänken nieder und werden nun von den lagernden Schützen empfangen. Weil zum Laden des Gewehres die Zeit nicht ausreicht, so versorgt sich der Jäger mit 3—4 Flinten oder Doppelläufen. Fast eine Stunde dauert solch' ein Entenzug. Ein fortwährendes Schießen ängstigt die stets neu heranziehenden Ankömmlinge; sie fliegen scheu auf und zerstreuen sich, doch nach kurzer Pause erscheinen abermals die verscheuchten Vögel und von Neuem beginnt das Feuer.

„So wurden auf einer Jagd 240 Stück fast aller Gattungen von

Enten geschossen und dann ein zweites mal noch über hundert erlegt. Vielen Spaß gewährt dabei die Jagd auf die Schellente (Anas clangula). Hat man ein Exemplar davon erst erlegt und setzt es in seiner natürlichen Stellung in's Schilf, so fallen blindlings die vorüberziehenden Enten herbei und werden so dem Jäger zur Beute.

„Man richtet auch zahme Enten ab, um die wilden Entenzüge in der Nacht herbeizulocken und sie dem in seinem Kahne lauernden Jäger, der unter einer Schilfhütte sein Versteck genommen, zum Schusse zu bringen. Jene Hütte — hier Schilfhaube genannt — macht das Centrum eines Kreissectors von sechzig Grad.

„Auf 4—5, durch gleiche Bogen von einander entfernten Radien stehen kleine hölzerne Scheiben, auf Stäbe gesteckt, wagrecht. Die durch Hunger allmählig zum Jagddienst eingeübten Enten werden Abends zuvor mittelst dünner, um einen ihrer Füße geschlungener Schnüre an jenem Stabe dermaßen befestigt, daß ihnen ein kleiner Spielraum zum Rundumschwimmen bleibt, um die wirklich freien wilden Enten zu täuschen.

„Kaum werden jene diese letzteren von Ferne im Fluge gewahr, so locken sie solche durch verführerische Locktöne zu sich heran. Die unerfahrenen Gäste, nichts als angenehme Gesellschaft ahnend, fallen unbesorgt herab in die Schießbahnen des hinterlistigen Jägers.

„Jetzt besteigen seine schlauen Zöglinge schnell, um nicht selbst geschossen zu werden, ihre in den dazu bestimmten Lücken schußfrei stehenden hölzernen Teller, und in demselben Nu schleudert des Pulvers rascher Blitz das tödtende Blei unter die betrogenen Ankömmlinge, von denen gewöhnlich, wenn der Haufe gedrängt umherschwamm, Hunderte zur Beute werden.

„Der Schütze kann sich während der Nacht ruhig dem Schlummer überlassen; denn seine Lockenten markiren es sehr stark, wenn eine wilde Ente vorüberzieht oder sich niederläßt, und selbst in der dunkelsten Nacht fehlt der geübte Waidmann selten. Treuer Diensteifer während der Nacht wird den zahmen Enten dann am Morgen mit einem guten Futter und mit der Erlaubniß belohnt, tagüber frei herumschwimmen zu dürfen; jedoch liegt ihnen bei harter Strafe die Pflicht ob, Abends bei der Ankunft des Jägers wieder in der Nähe der Hauptwache zu sein, um sogleich auf den Pfiff ihres Gebieters zu neuem Dienste bereit sein zu können. Geschieht dies nicht, so wartet ihrer die Züchtigung, daß sie, auf ihre Holzteller kurz angebunden, den ganzen langen Sommertag durch vom unbarmherzigen Hunger gequält werden. Es ist zu bewundern, wie triftig dieser

kategorische Imperativ bei der Ausbildung einer an sich sonst einfältigen Entenseele wirkt, und wie schnell dies Mittel ihren unverständigen Sinn von der gleichgültigsten Stumpfsinnigkeit zum genauen Gefühle der Pflicht und deren Ausübung hinlenkt.

„Man muß aber hier mit eigenen Augen sehen, um die psychologischen Anlagen dieser Vögel zu begreifen.“ —

Statt aller weitläuftigeren Erörterungen möge mir blos vergönnt sein, vorstehender Darstellung einige Fragezeichen beizufügen:

1) Woran erkennt man die Stellen im Wasser, die am stärksten von den Enten besessen (?) sind, das heißt, wo sie am häufigsten einfallen?

2) Der Jäger versorgt sich mit 3 oder 4 Flinten (!?) oder Doppelläufen. Ist hierunter zu verstehen: mit 3 oder 4 einfachen Flinten?

3) Die Enten werden fort und fort beschossen und fallen dennoch nach kurzer Pause immer wieder ein??

Werden sie denn in jener Gegend gar nicht durch Schaden klüger??

4) Bei einer einzigen solchen Anstands-Jagdpartie sollen zweihundert und vierzig Enten erlegt worden sein?

Wie viele Schützen mögen wohl nöthig gewesen sein, um so Etwas zu ermöglichen??

5) Wie fängt man es an, einer todtgeschossenen Schellente eine solche Stellung zu geben, daß sie wie lebend aussieht? Und wie kann sie, in das Geschilf gesetzt, von ihren Cameraden in der Luft, die sie herbeilocken soll, bemerkt werden, wenn sie sich weder bewegen, noch einen Laut von sich geben kann??

6) Darf man einer zahmen Ente einen solchen Grad von Intelligenz zutrauen, daß sie, wenn ihre wilden Cameraden neben ihr eingefallen sind, jedesmal alsbald auf den Stock, an welchen sie angebunden ist, hüpfen oder fliegen werde, aus Furcht, von dem Jäger zugleich mit diesen getroffen zu werden??? Ferner, würde sie, wenn der Stock so niedrig wäre, daß sie ihn hüpfend erreichen könnte, nicht der Gefahr ausgesetzt sein, von einzelnen abweichenden Schrotkörnern mit getroffen zu werden?? Und wird, wenn der Stock hoch genug ist, um sie vor jeder Verwundung zu sichern, sie nicht durch den Bindfaden, mit welchem

sie an einer ihrer Latschen angefesselt ist, gehindert werden, hinauf zu fliegen oder zu flattern?

7) Jetzt kracht der Schuß und, wenn der Haufe gedrängt umherschwamm, sollen gewöhnlich **Hunderte** zur Beute werden? Hundert Enten auf Einen Schuß?

Muß man sich bei dieser Angabe nicht des bekannten Bibelspruches erinnern: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!

8) Der Schütze kann sich während der Nacht (doch wohl nur, wenn sie nicht zu kalt ist!) ruhig dem Schlummer überlassen, denn seine Lockenten markiren es sehr stark, wenn eine wilde Ente vorüberzieht oder sich niederläßt, und selbst in der dunkelsten Nacht fehlt der geübte Waidmann nur selten. (?!?!) Haben denn vielleicht die Jäger am Ufer des Draußen-See's, wie die Seefahrer, Nachtfernrohre? oder Eulenaugen? Oder sind sie ihres Schusses so gewiß, daß sie gar nicht zu zielen brauchen? Denn ohne solche Eigenschaften läßt es sich schwer erklären, wie man im Dunkel der Nacht so sicher soll treffen können!

Auch in England gibt es viele sogenannte Lockteiche, auf denen die wilden Enten in solcher Menge gefangen werden, daß nach Abzug aller Unkosten jährlich eine reine Rente von 200 bis 800 Pfund Sterling übrig bleibt.

Ein Geistlicher, Namens Bate Dudley in Essex, stand zwar nicht als Arbeiter im Weinberge des Herrn, wohl aber als Vogelfänger auf seinem Teiche, obenan, und rühmte sich, nicht weniger als 10,000 (?!) wilde Enten binnen 12 Monaten in die Falle gelockt, erwürgt, verkauft und verzehrt zu haben.

Auch wird dort häufig bei Mondschein mit dem Punting ausgezogen, einem kleinen Donnerbüchsenboot, dessen Kanone mit ½ Pfund Schrot geladen wird.

Mit solch' einem einzigen Schusse sollen nun nicht selten 40—60, ja auch wohl 100 Enten getroffen werden, wie der englische Jagdschriftsteller Henry Coleman Folkard in seinem Wildvogelbuche versichert.

Wir erlauben uns jedoch die Vermuthung, daß sich bei dieser Angabe, außer dem vorherrschenden Englischen, auch etwas Latein mit eingemischt haben möge; denn schon bei der Zahl der Enten, die der geistliche Herr binnen Jahr und Tag gefangen haben soll, ist es uns vorgekommen, als ob der Referent, wenn auch vielleicht nur aus Zerstreuung und Unachtsamkeit, eine Null zu viel beigefügt haben könne.

Ich war der Meinung, schon in der ersten Auflage dieses Werkes so ziemlich alle Jagdmethoden mit Schießgewehr der Reihe nach aufgeführt zu haben; dennoch aber mußte ich mich inzwischen überzeugen, daß es deren noch mehr gebe, die meiner Aufmerksamkeit entgangen sind. Ich habe nämlich unlängst aus einer Reisebeschreibung gelernt, daß man auch mit Kanonen Entenjagden, und zwar sehr erfolgreiche, anstellen kann.

In der Umgebung von Meriko wird dabei auf folgende Weise verfahren, und hat man einen besonderen Ausdruck für diese höchst originellen Jagden, indem man sie „Cazas a trevo de armada“, d. h. „Jagd mit Bataillonssalven“ nennt.

Die Ufer einer tief in's Land gehenden Bucht werden auf allen drei Seiten dazu gehörig vorgerichtet, kleine batterienartige Erdaufwürfe gemacht, dieselben in mehreren Reihen mit kleinen Böllern und Damenbüchsen besetzt, diese mit leichtem (? ?) Schrot geladen und sämmtlich auf die Oberfläche des Wassers gerichtet. Alle Jäger und Zuschauer entfernen sich dann von diesem Platze, nur Einige verbleiben, auf dem Bauche liegend und sich äußerst still haltend, im Uferschilfe, mit brennender Lunte den rechten Augenblick erwartend, um die an den Zündlöchern aller vorbesagten Geschütze her in ihrer Nähe zusammenlaufenden Pulverleiter gleichzeitig anzuzünden. Dann beginnt das Treiben vom entgegengesetzten Ufer. Vierzig oder fünfzig nackte Indianer, einen weiten Halbkreis bildend, begeben sich in die See, bald watend, bald schwimmend, aber immer mit hinlänglich langsamer Bewegung, um die unendlichen Entenschaaren nicht aufzuschüchtern, sondern nur allmählich von allen Seiten in der bestimmten Direction der Bucht vorwärts zu treiben. Das gelingt gewöhnlich binnen einigen Stunden, und sobald hinlängliche Massen der gefiederten Schlachtopfer in der Bucht versammelt sind, erfolgt gleichzeitig die Explosion der Geschütze. Die todten oder verwundeten Vögel — häufig mehrere Tausende — werden von den indianischen Treibern aufgesammelt, an einander gebunden, an's Land geschleppt, in großen Haufen aufgestapelt und nachher auf Maulthieren oder Karren nach der Hauptstadt oder sonst dem nächsten Markte gebracht.

Diese Erfindung verleugnet ihren spanischen Ursprung nicht. Denn es ist aus der Geschichte bekannt, daß die früheren Könige dieses Reiches nicht selten das Hochwild aus der ganzen Gegend zusammentreiben, mit hohem Zeug einstellen und dann diese armen Thiere Kopf an Kopf eingepfercht, wie die Neger auf dem Boden eines Sclavenschiffes, mit Kanonen niederschmettern ließen.

Bei genauer Prüfung der vorstehenden Manipulation drängen sich uns aber folgende drei Fragen auf:

1) Warum im Uferschilfe sich verbergen, wenn, wie doch gesagt wird, Erdaufwürfe vorhanden, hinter denen die „Artilleristen" hinlänglich gedeckt sind?

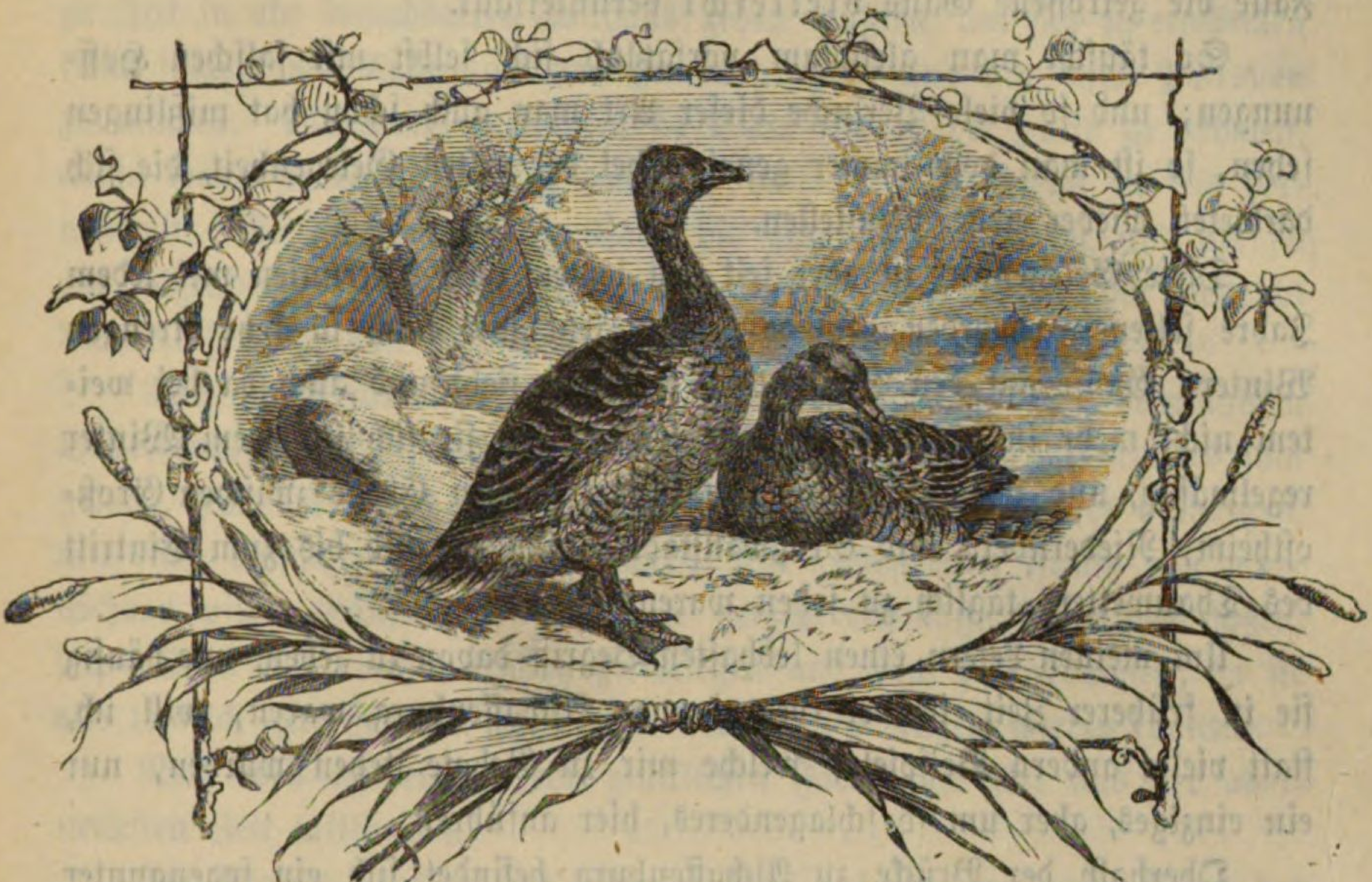
2) Sind die Mexikanischen Enten so harmlose zutrauliche Geschöpfe?? Die unserigen würden, um bildlich und buchstäblich zugleich zu reden, bald genug Lunte riechen und sich dem Bereiche der „Bataillonssalven" zu entziehen wissen, die abgefeuerten Geschosse aber Nichts weiter treffen, als die leere Wasserfläche, so ungefähr, wie mancher Schuß erst in dem Augenblicke das leere Lager des Hasen trifft, in welchem dieser sich gerade noch zu rechter Zeit daraus entfernt hat.

Den Beschluß dieses Aufsatzes möge ein alter Waidspruch machen, den ich zwar absichtlich nicht modernisirt, aber doch in eine genießbare Form gebracht habe, und welchen jeder Wasserjäger gehörig beherzigen sollte. Er lautet so:

Willst Du, o Jägersmann, viel Wasservögel schießen,
So nimm Dich wohl in Acht, sie sind voll arger List;
Laß keine Mühe Dich und keinen Gang verdrießen,
Du richtest wenig aus, so Du nicht fleißig bist. —
Ein Waidmann, der sich gleich ob jeder Müh' beschwert,
Ist — Freunde, glaubt es mir! — nicht einen Heller werth.

Die wilde Gans.

Wohl seh' ich sie in langgedehnten Zügen
Hoch über mir am Saum der Wolken fliegen,
Und kraftlos rauscht das sonst so sich're Blei
Mit mattem Flug' an seinem Ziel vorbei. —



Fast möchte ich die Behauptung aufstellen, es werde *nach keiner in Deutschland vorkommenden* Wildgattung, wie sie auch immer heißen mag, so viel Pulver und Blei erfolglos verschossen, als nach den wilden Gänsen! Selbst die ruhigsten, gesetztesten und besonnensten Schützen widerstehen nur selten einer so reizenden Versuchung, sie schießen vielmehr nach diesen Vögeln in einer Entfernung, über die sie, wenn der Schuß hinaus ist, oft selbst lächeln müssen. Am häufigsten geschieht dies jedoch in solchen Gegenden, wo die Gänse weder brüten, noch den Winter hindurch wohnen, sondern nur, als eine seltnere Erscheinung, sich von Zeit zu Zeit den sehnsuchtsvollen Blicken der Jagdliebhaber zeigen.

Als Vorboten des herannahenden Winters ziehen sie im Spätherbste hoch in den Lüften über dem Jäger weg. Er weiß, daß sie für Schrote, selbst für die allergröbsten, fast so gut als *unerreichbar* sind, er weiß, daß kein einziges Korn, selbst wenn es hinaufreicht, im Stande sein wird, den dichten Federpelz, der Brust und Bauch dieser Vögel bedeckt, zu durchdringen, er weiß das Alles und dennoch wird geschossen, wär' es

auch nur um der höchstentfernten Möglichkeit willen, einen Flügelknochen oder den Kopf oder den Hals zu treffen, in welchem überaus glücklichen Falle die getroffene Gans vielleicht herunterfällt.

So täuscht man gleichsam vorsätzlich sich selbst mit falschen Hoffnungen; und so viele Versuche dieser Art man auch schon hat mißlingen sehen, so ist man doch immer geneigt, bei der ersten Gelegenheit, die sich darbietet, wieder neue anzustellen.

Diese Gelegenheit ist aber seit den letzten zwei Decennien mit jedem Jahre seltener geworden, so daß man jetzt nur noch in sehr strengen Wintern Gänse auf den Saatfeldern einfallen sieht und auch da bei weitem nicht mehr in der Menge, wie früher, wo sie sich in jedem Winter regelmäßig, und zwar zu Tausenden in der großen Ebene zwischen Großostheim, Niedernberg und Großwallstadt einfanden und bis zum Eintritt des Thauwetters täglich zu sehen waren.

Um meinen Lesern einen lebhaften Begriff davon zu geben, wie häufig sie in früherer Zeit in der Gegend von Aschaffenburg waren, will ich, statt vieler andern Beispiele, welche mir zu Gebote stehen würden, nur ein einziges, aber um so schlagenderes, hier anführen.

Oberhalb der Brücke zu Aschaffenburg befindet sich ein sogenannter Gries, ein kleines Inselchen, ein schmaler Streifen Landes, in der Mitte des Mainflusses, welcher Ort damals häufig und mit dem glänzendsten Erfolge für den Nacht-Anstand auf wilde Gänse benutzt wurde. Man baute nämlich an der Spitze dieses Streifens eine bequeme Hütte mit mehreren Schießlöchern auf beiden Seiten und gehörig mit Stroh ausgefüllt, um die Fußsohlen nicht so schnell erkalten zu lassen.

Hier fanden sich um Weihnachten des Jahres 1829/30 drei Schützen ein, welche ich, um jedem Zweifel an der Richtigkeit des Factums zu begegnen, hier namentlich aufführen will. Es waren dieses nämlich der damalige Jagdaufseher Johann Steigerwald, jetziger Communal-Forstaufseher zu Damm, der Fischermeister Jakob Schramm und der damalige von Dalberg'sche Jäger Johann Matucza, sämmtlich von Aschaffenburg. Der Main ging stark mit Eis und die Gänse saßen alle ganz ruhig auf den langsam herabschwimmenden Eisschollen, konnten daher ganz nah an die Hütte herangelassen und dann in so geringer Entfernung mit groben Schroten leicht tödtlich getroffen werden. Unterhalb der Brücke war ein Nachen damit beschäftigt, die erlegten Vögel aufzufangen, ein bei so starkem Eisgange weder angenehmes, noch gefahrloses, jedoch durchaus nothwendiges Geschäft.

Die Kälte war damals so schneidend, daß die drei Schützen nie länger als eine Stunde auf ihrem Posten aushalten konnten, sondern von Zeit zu Zeit in ein benachbartes Gasthaus gehen mußten, um sich zu erwärmen (was sowohl von Außen als von Innen geschah) und um frische Patronen zu machen. Mehrmals versuchten sie Wein mit in die Hütte zu nehmen, allein wenn sie davon trinken wollten, hatte er sich bereits in Eis verwandelt. So brachten sie die Nacht bis gegen 3—4 Uhr zu, und als sie am folgenden Morgen ihre Beute überzählten, hatten sie die vielleicht beispiellose Zahl von 121 Gänsen vor sich liegen.

Auch in Kleinwallstadt geschah einst von Seiten eines beurlaubten Oesterreichischen Hauptmannes ein sehr glücklicher Schuß, indem es ihm gelang, hinter einem dichten Weidengebüsch nahe am Mainufer verborgen, mit einer einfachen (aber ohne Zweifel gut gepfefferten) Flinte von einer Schaar wilder Gänse, die auf einer großen Eismasse beisammen saßen, sechs Stück mit einem Schuß zu erlegen und auch zu bekommen, da sie alle tödtlich getroffen am Fahr ohne Mühe aufgefangen werden konnten.

Noch will ich einen sehr glücklichen Fall dieser Art aus der allerneuesten Zeit mittheilen.

Im Monat Februar des Winters 1855 erlegte der Jagdaufseher des Geh. Finanzrathes von Deines in einer Torfgrube unweit Froschhausen bei Seligenstadt im Großherzogthum Hessen mit 4 Schüssen eilf Gänse, wobei aber der zweite Schuß, nämlich der im Fluge, jedesmal ergiebiger war, als der erste im Sitzen.

Die wilde Gans steht bei allen Jägern und Jagdliebhabern, und zwar mit vollem Rechte, in dem Ruf, einer der scheuesten und vorsichtigsten Vögel zu sein, die in dem ganzen Bereiche der waidmännischen Praxis vorkommen. Man hat daher von jeher unzählige, aber größtentheils erfolglose Versuche gemacht, ihr beizukommen.

Ich will jedoch nur die Mittel hier anführen, deren ich selbst mich während einer langen Reihe von Jahren, abwechselnd, mit mehr oder weniger gutem Erfolge, bedient habe.

1) Ein Haupterforderniß besteht darin: daß man bei jeder Gelegenheit die Richtung beobachte, in welcher die Gänse täglich, von einem Felde zu dem andern oder auch zur Tränke, streichen; denn hierauf muß der ganze Operationsplan berechnet werden, wenn man sie treiben lassen oder sich bei besonders günstiger Witterung allein anstellen und ihr freiwilliges Herankommen erwarten will. Dazu gehören aber tiefe Gräben, dichte Gebüsche, starke

Bäume, Brücken oder Stege und dergleichen Schutzorte, hinter denen man sich gehörig verbergen kann.

Zum Treiben, oder auch zum Alleinanstehen, wählt man möglichst trübe oder sehr windige Tage, womöglich mit Schneegestöber; das Allererwünschteste aber ist ein starker Nebel, der diesen sonst so überaus scharfäugigen Vögeln ihren Feind entweder gar nicht, oder erst, wenn es zu spät ist, um ihm noch auszuweichen, erkennen läßt. Je mehr Treiber man zu seiner Verfügung hat, desto sicherer ist der Erfolg, weil dieselben dann leichter einen halben Mond bilden, und durch weit vorgeschobene Flügelmänner die Gänse verhindern können, auf der Seite auszubrechen, indem hier Alles darauf ankommt, sie in gerader Richtung nach den Schützen hin zu dirigiren.

Diese dürfen aber, um sich nicht zu verrathen, durchaus nicht schon im voraus sich schußfertig machen, sondern müssen ganz unbeweglich in ihrem Verstecke bleiben, bis die Gänse möglichst nahe herangekommen sind; denn ihr Flug ist, besonders wenn sie, über irgend etwas erschreckend, ihrer Gewohnheit nach in die Höhe steigen, so langsam und schwerfällig, daß man ganz füglich nicht blos zweimal, sondern, wenn man noch ein zweites Gewehr bei sich hat, sogar drei- und viermal schießen kann, ehe sie aus dem Bereiche der Schrote kommen.

Hat man sowohl eine hinlängliche Anzahl von Treibern als von Schützen zu seiner Disposition, und sich zuvor spät gegen Abend, was dabei eine Hauptbedingung ist, genau überzeugt, wo die Gänse auf der Wintersaat liegen, so ist das Treiben bei Schnee und in hellen Nächten das bei weitem ergiebigste, weil dann diese sonst so schlauen Vögel, keine Gefahr vermuthend, ganz sorglos ihrem Tode entgegengehen. Der Anstand am Wasser an solchen Orten, welche die Gänse Abends besuchen, um zu trinken, ist hier und da zwar auch ergiebig, hat aber die große Unannehmlichkeit, daß man selbst die unterm Feuer todt herabstürzenden Vögel selten genug, viel weniger die noch lebenden bekommt, und manchmal um einer einzigen Gans willen die weitere Jagd ganz aufgeben muß, weil man große Umwege zu machen hat, um sie am nächsten Fahr auffangen zu lassen, was aber leicht mißlingt und während des Eisganges meist ganz unmöglich ist.

Daher hat denn auch jene alte Regel, welche sagt: daß auf dem trockenen Lande eine herabfallende Ente oder Gans mehr werth sei, als 3 und 4 im Wasser, ihren guten Grund.

Die von Manchen so sehr empfohlenen Maskeraden, z. B. das

Tragen von Weibskleidern und Körben, das Ueberziehen weißer Hemden, sowie das Fahren mit Schiebkarren oder kleinen Ziehschlitten, kurz alle diese, zum Theil umständlichen Vorkehrungen führen nur selten zum Zwecke. Ganz abgesehen von der Schwierigkeit, in solchen Fällen das Gewehr hinlänglich zu verbergen, ist und bleibt dieser Vogel, zumal in größerer Anzahl beisammen sitzend, immer mißtrauisch gegen Alles, was in menschlicher Gestalt erscheint, wäre die Vermummung auch noch so täuschend eingerichtet.

Solche Versuche gelingen noch am besten, wenn eine Gans allein ist oder höchstens 2 oder 3 beisammen sitzen, zumal wenn diese zufällig junge und noch unerfahrene Vögel sind.

Um so sicherer und erfolgreicher ist dagegen das Anfahren im Wagen oder Schlitten; denn zu den Thieren, gleichviel ob Rindvieh oder Pferde, haben die Gänse weit mehr Zutrauen, als zu irgend einer menschlichen Gestalt, sollte sie auch noch so wenig Aehnlichkeit mit einem Jäger haben.

Das mehrmalige Umfahren erst in weiten, dann in engeren Kreisen, welches von manchen Schriftstellern so sehr gerühmt wird, mag zwar bei Trappen und Kranichen am rechten Orte sein und die gehofften Dienste leisten, bei Gänsen aber kann ich nicht dafür stimmen; denn, wenn ich auch die damit verbundene Umständlichkeit und den, wenn etwa ein solches Gespann aus Rindvieh bestehen sollte, nicht unbedeutenden Zeitverlust nicht eben hoch anschlagen will, so spricht doch hauptsächlich der Umstand dagegen: daß die Gänse sich ein mehrmaliges Umkreisen nicht leicht gefallen lassen, sondern, mit jeder Minute aufmerksamer und mißtrauischer werdend, die Geduld bald ganz verlieren und aufstehen, ehe man noch bis auf Schußweite an sie gekommen ist. Ich ziehe es daher vor, frisch an's Werk zu gehen; das heißt, ohne weitere Umständlichkeiten auf der rechten Seite der Gänse langsam und den Pferden ganz nach der Weise der Fuhrleute, von Zeit zu Zeit laut zurufend, vorbeizufahren, bis der rechte Augenblick des Schießens gekommen ist.

Ein einzelner Schütze bleibt besser in dem Fuhrwerk sitzen, weil er so sein Gewehr am besten verborgen halten kann; sind dagegen mehrere Schützen beisammen, so müssen die übrigen, um einander nicht im Schießen zu hindern, schon in der Ferne absteigen und mit dem der ganzen Länge des Körpers nach auf der rechten Seite verborgen gehaltenen Gewehr — um, wenn es nöthig sein sollte, schnell damit in den Anschlag kommen zu können — neben dem Fuhrwerk hergehen.

Es folgt hieraus von selbst, daß der Fuhrmann die Gänse immer so umfahren muß, daß sie ihm auf der linken Seite bleiben, weil sonst die Schützen im Augenblick des Schusses sich nicht frei genug bewegen können.

Bei solchen Gelegenheiten könnte man scherzweise sagen: daß das schlechteste Gespann das beste sei, weil magere und abgetriebene Pferde sich das Schießen gefallen lassen, ohne zu erschrecken und in das Geschirr zu fahren. Wenn daher Letzteres zu fürchten ist, so thut man besser daran, nicht sitzen zu bleiben, weil sonst der zweite Schuß entweder nur sehr unsicher oder zu spät oder gar nicht angebracht werden kann.

Die wilden Gänse scheinen ein besonderes Vorgefühl zu haben. Wenn eine bedeutende Witterungs-Veränderung bevorsteht, so zeigen sie eine höchst auffallende Unruhe. Ohne irgendwo lange zu verweilen, wandern sie, wie der ewige Jude, den ganzen Tag hin und her, und lassen dabei ohne Nachlaß ihr durchdringendes Geschrei hören.

Solche besondere Tage muß der eifrige Jäger, je seltener sie sind, um so sorgfältiger benutzen und auf seinem wohlgewählten Posten so lange als möglich aushalten. Er wird dann ungewöhnlich oft zu Schuß kommen, und wenn die Luft düster ist, gute Geschäfte machen. Sollte das aber auch nicht der Fall sein, sollten die Gänse hoch streichen, so gelingt doch von Zeit zu Zeit einmal ein Schuß, zumal mit der Büchse, der dann dem Schützen um so größeres Vergnügen macht, je schwieriger die Aufgabe war.

In Gegenden, wo es nicht an kleineren Bächen fehlt, kommt man bisweilen, besonders bei recht stürmischem Wetter, wo sie, vermuthlich des Schutzes wegen, gern in solche Gewässer einfallen, sehr nah an die Gänse.

Es ist mir dieses jedoch nur einmal in meinem Leben begegnet und ein fataler Zufall beraubte mich des Vergnügens, von dieser einzigen Gelegenheit Vortheil ziehen zu können.

Ich sah nämlich von weitem 3 Enten in einen kleinen Bach einfallen, ging mit gutem Winde darauf zu und kam bis auf 12 oder 15 Schritte hinan, ehe sie aufstanden. Nun war ich aber so ganz und ausschließlich damit beschäftigt, die beiden Grünhälse, welche dabei waren, auf das Korn zu nehmen, daß ich erst, als auch der zweite derselben schon auf dem Boden lag, mit der größten und ich darf wohl sagen, auch mit der schmerzlichsten Ueberraschung fünf Gänse wahrnahm, die zur Linken, ebenfalls ganz nahe bei mir aufgestanden waren, so daß ich, selbst mit schwächeren Schroten, wenigstens zwei davon hätte erlegen können.

Da half aber kein Bedauern! Ich mußte sie fortstreichen lassen, denn — meine Flinte war leer! —

Wie gewaltig der Nahrungs=Mangel selbst auf die scheuesten und vorsichtigsten Thiere wirkt, davon habe ich im letztverflossenen Winter (1855) ein sehr auffallendes Beispiel gesehen. Bekanntlich hatte der im Januar gefallene Schnee sich schon so zusammengesetzt, daß sich hier und da bereits kleine freie Stellen bildeten, als auf diesen ein neuer, ziemlich hoher Schne fiel, der nun auch wieder eine Kruste bekam und dann abermals von dem dritten und letzten, ebenfalls einen halben Fuß hohen, Schnee bedeckt wurde.

Es läßt sich daher leicht begreifen, daß bei so großen Hindernissen auch die Hasen und Hühner nur schwer an den Boden gelangen konnten, ganz unmöglich aber war dieses für die Gänse, die sich dadurch von ihrer gewöhnlichen Nahrung, der grünen Wintersaat, völlig abgeschnitten sahen und doch die hiesige Gegend, wie es schien, nicht verlassen wollten.

Sie waren daher gezwungen, selbst die kleinsten und unbedeutendsten mit grünem Grase bewachsenen Quellen aufzusuchen und es war bewundernswürdig, wie schnell ihr Instinct sie diese Orte, wo doch seit Menschen=Gedenken noch keine wilde Gans gesehen worden ist, und die rings von Bäumen oder Gebüsch umgeben, zum Theil nur schwer bemerkt werden konnten, finden ließ.

Es dürfte für die Herren Ornithologen vom Fache eine nicht uninteressante Aufgabe sein, zu bestimmen: ob diese Quellen durch das Organ des Geruches oder durch das des Gesichtes entdeckt worden sind?

Die bei weitem größere Wahrscheinlichkeit spricht jedoch für die letztere Vermuthung. Denn Wasser und Gräser dünsten beide nicht stark genug aus, um sich dadurch schon in der Ferne zu verrathen, wohl aber können die Gänse, die, in solchen Tagen des Mangels und der Noth vom Hunger getrieben, unaufhörlich hin= und herstreichen, vermöge der Höhe ihres Fluges schon in großer Entfernung solche grüne Stellen, zumal, wenn die Erde überall mit Schnee bedeckt ist, wahrnehmen, mögen dieselben auch noch dicht mit Gebüschen oder Bäumen umgeben sein.

Selbst in der Nähe der Landstraßen und anderer stark begangener Wege wurden in jener Zeit des Hungers oft Gänse bei den grünen Quellen gesehen und geschossen.

Ein gewisser Jagdpächter, eine jener März=Errungenschaften des Jahres 1848, die, wie die Engländer, ohne Büchsensack das Waidwerk betreiben und die kein Ende nehmen werden, so lange nicht ein neues

und zweckmäßigeres Jagdgesetz die großen Inconvenienzen des bisherigen ausgleicht, hat auf diese Weise in wenigen Tagen vier Gänse erlegt und zwar alle in der Nähe seines Wohnortes, ja, er hat sogar eine derselben in einem Dorfgarten aus dem sogenannten Deichselloch einer Scheune von der Quelle, wo sie ihre dürftige Nahrung suchte, weggeschossen. Ich fürchte nicht, mich einer Uebertreibung schuldig zu machen, wenn ich hier die Vermuthung ausspreche, daß so etwas in hundert Jahren nicht mehr geschehen werde, ja vielleicht auch, so lange es Jäger und wilde Gänse gibt, noch nie gesehen sei.

Ein Referent, für dessen strenge Wahrheitsliebe ich mich übrigens nicht verbürgen will, da ich ihn zu wenig kenne, hat mir erzählt, daß in den großen Niederungen des Ungarlandes, die mit vielen schilfreichen Seeen und Morästen durchzogen sind, die Züchtung der in großer Menge dort brütenden Gänse einen besonderen Zweig der Oekonomie bilde und namentlich auch einen Theil der Besoldung der dortigen Landesgeistlichen ausmache, indem man dort gut abgerichtete Pudelhunde dazu benutze, welche die noch nicht flugbaren, jungen Vögel im Schilfe aufsuchen, fangen, und unbeschädigt an das Ufer bringen.

Dort nehme man sie in Empfang, knicke ihnen das Flügelgelenk und treibe sie dann in eben so großen Heerden, als bei uns die zahmen, täglich auf die Weide bis zu dem Zeitpunkte, wo man sie mit möglichst großem Vortheil verwerthen könne.

Diese Angabe ist nun aber nicht besonders wahrscheinlich, und das größte Bedenken dabei liegt darin, daß es sich schwer erklären läßt, wie solche Vögel, deren wildes Naturell und deren Freiheitsliebe bekannt sind, sich so leicht an Zähmung und Gefangenschaft gewöhnen und in den ersten Tagen des Austreibens nicht schon das erste beste Gebüsch oder Wasser zur Flucht benutzen sollten.

Dieser Zweifel fällt jedoch zum Theile fort, wenn man voraussetzt, daß sie schon sehr jung eingefangen werden; denn in frühester Jugend läßt sich bekanntlich selbst das wildeste Thier an den Umgang mit Menschen gewöhnen.

Bei den großen Wasserjagden, die im Sommer in manchen, meist nur wenig bevölkerten, Gegenden auf Wildgänse abgehalten und wobei sie oft in sehr bedeutender Anzahl erlegt werden, wird eben so zu Werke gegangen, wie es in dem Kapitel über die Entenjagd angegeben worden ist, nur mit dem Unterschiede, daß die Jagden auf junge Wildgänse früher,

als die auf junge wilde Enten abgehalten werden müssen, weil jene früher als diese flugbar werden.

Als ganz besonders erfolgreich wird auch nachstehendes Verfahren gerühmt:

Man wählt sich einen unbeschilften freien Punkt des Seeufers, von dem man einen großen Theil des Sees wohl übersehen kann. Hier wird schon im Frühjahre eine Schanze in der Art aufgerichtet, daß sich vier bis sechs oder noch mehrere Personen leicht dahinter verbergen können. Hauptsächlich ist darauf zu sehen, daß man durch vorsichtiges Annähern in diese Schanze oder Verdeckung gelangen kann, ohne sich den Gänsen, die auf der Fläche des Sees zerstreut liegen, bemerkbar zu machen. Ist nun die rechte Zeit, gewöhnlich der Frühherbst, erschienen und hat man, worauf Alles ankommt, guten Wind, so begibt man sich, wenn die Gegend ringsherum ganz menschenleer und ruhig ist, in gewählter Begleitung einiger Schützen, welche mit tüchtigen Gewehren doppelt versehen sind und grobes Zeug, am besten Nummer Null, geladen haben müssen, an Ort und Stelle. Ein kleiner, am besten ein rother, einem Fuchs möglichst ähnlicher Hund mit spitzem Kopf, langer Ruthe und aufrecht stehenden Lauschern, noch besser aber ein wirklicher, jung gezähmter Fuchs, wird nun vorsichtig über die Schanze gegen das Ufer hin durch Brodauswerfen gelockt, und je hungriger man denselben werden läßt, desto eifriger wird er die beständig fortgesetzten Würfe aufsuchen, um so mehr, wenn man ihn früher dazu gewöhnt hat. Die Gänse werden dadurch neugierig fangen an zu locken und nähern sich vorsichtig. Ihr Locken macht die entfernten aufmerksam, welche bald darauf heranrücken und sich in immer größeren Haufen anschließen. Die vorderen werden durch das Nachziehen der hinteren immer weiter vorgestoßen und es dauert nicht lange, so ist eine geschlossene Masse dem Ufer auf 40—50 Schritte nahe genug, um das Abfeuern der Schützen durch leises Zählen, oder ein anderes Signal herbei zu führen. Die zweite Lage folgt unmittelbar vermittelst der Doppelgewehre, während sich die Gänse in gewaltiger Verwirrung heben und die Masse auseinanderstieben will. Es ist bisweilen der Fall, daß 30—40 Getödtete auf dem Platze bleiben, während oft eine äußerst ansehnliche Menge von angeschossenen sich mühsam weiter fortschleppt oder bald einfällt. Diese werden nun auf kleinen Kähnen einzeln aufgesucht und erlegt, wobei gute Hunde der Gesellschaft eine neue Unterhaltung gewähren.

Es bleibt mir noch übrig, mich darüber auszusprechen, welche Ladung ich bei der Jagd auf Wildgänse für die beste halte? und ich darf diesen Gegenstand um so weniger mit Stillschweigen übergehen, als vielleicht

bei keiner andern in Deutschland vorkommenden Jagd die Art und Weise des Ladens als so wichtig und einflußreich erscheinen dürfte, wie bei dieser.

Die Hauptrolle spielt dabei, wie ich schon weiter oben im Vorbeigehen bemerkt habe, die Büchsflinte, weil man mit einem solchen Gewehre, wenn der Schrotlauf scharf schießt, und mit grobem Schrot geladen ist, je nach Umständen näher und weiter schießen kann.

Bei hellem Wetter nehme man daher, wenn es auf Gänse abgesehen ist, niemals ein anderes Gewehr in die Hand; denn die Kugel ist das einzige probate Mittel, in größerer, bisweilen sogar in sehr großer Entfernung einer Gans habhaft zu werden.

Wenn nun auch — den schlimmsten Fall angenommen — unter 10 bis 12 Kugelschüssen nur einer treffen solte, so liefert doch dieser eine Schuß das gewünschte Resultat, mit Schroten aber kann man 15 und 20 mal schießen und mitunter auch wohl treffen, ohne eine einzige Gans zu bekommen. Denn diese Schrote reichen entweder gar nicht bis zum Ziele oder prallen kraftlos an den Federn ab, oder verwunden im glücklichsten Falle den Vogel so, daß er zwar vielleicht krank wird, aber nur selten oder nie in die Hände des Jägers kommt, wenn nicht etwa durch ein glückliches Ungefähr ein noch kräftiges Korn den Kopf, Hals oder Flügelknochen trifft.

Die Gans hat einen sehr langsamen und durchaus regelmäßigen Flug, man kann sie daher, selbst in mehr als gewöhnlicher Entfernung, mit einer gut eingeschossenen Büchse treffen, wenn man nur nicht die Hauptsache vergißt, nämlich das unumgänglich nöthige Vorhalten immer mit der Distance in ein richtiges Verhältniß zu bringen, wenn die Kugel einen weitern Weg, als gewöhnlich, zu machen hat.

In allen den Fällen hingegen, in denen man Hoffnung hat, gut schußmäßig anzukommen, z. B. bei starkem Nebel oder Sturmwind und Schneegestöber, bei dem Anstand in der Morgen- und Abenddämmerung, wie beim Treiben in schneehellen Nächten, verdient eine gute, starke, wo möglich mit etwas weitem Kaliber versehene Doppelflinte, wie sie in neuester Zeit so häufig aus England zu uns herübergekommen sind, den Vorzug. Diese lade man mit Nr. 1 oder 0 und gebe ihr erforderlichen Falles auch ein Viertel oder ein Fünftel mehr Pulver, als bei dem gewöhnlichen Jagdgebrauche, weil der Federpelz an der Brust einer Gans einen schärferen Schuß, als sonst irgend ein anderer Vogel verlangt.

Die Anwendung der sogenannten Posten und Rollkügelchen ist nur in dem einzigen Falle zulässig, wenn man mit einem Fuhrwerke an eine

bedeutende Schaar von Gänsen anfahren und blind darunter feuern will, wo denn freilich ausnahmsweise das Auseinanderstreuen des Bleies kein Fehler, sondern sogar ein wünschenswerther Vorzug ist und alles Weitere einem glücklichen Zufall überlassen bleiben muß.

Nach einzelnen Vögeln braucht man mit Posten nicht zu schießen; denn man wird sie selbst auf Flintenschußweite, in welcher der Schuß mit groben Schrote den Schützen nicht leicht im Stiche läßt, sowohl auf dem Boden, als in der Luft nur sehr selten treffen, weil sie nicht gehörig decken, sondern, auf allen Seiten vorbeifahrend, den Mittelpunkt, nach welchem man gezielt hatte, leer lassen.

Die uralte Regel: daß man mit Schroten keiner Gans entgegen, sondern nur seitwärts oder von hinten schießen soll, werde ich hier kaum zu wiederholen brauchen, da sich dieselbe auf die bekannte Erfahrung gründet, daß auf der dicht befiederten Brust eines solchen Vogels kein Blei schwächerer Sorte eindringen kann. —

Ueber das hohe Alter, welches die wilden Gänse bisweilen erreichen, gibt folgendes Ergebniß einigen Aufschluß.

Im Jahre 1836 schoß nämlich ein Jäger bei Danzig eine solche Gans, die ein messingenes Band am Halse trug, welchem eine in holländischer Sprache abgefaßte Inschrift eingegraben war, laut welcher dieses Halsband der Trägerin schon im Jahre 1800 bei Snitzchen bei Geldern umgelegt worden ist. Das Halsband sowohl, als die Umschrift, trugen unverkennbare Spuren des wirklichen 35jährigen Alters.

Mehrere Naturforscher in jener Gegend, die sich wegen des Alters der Wildgänse viel herumgestritten hatten, sollen damals über diese Entdeckung sehr erfreut gewesen sein.

Ganz vor Kurzem erhielt ich von einem sehr eifrigen Jäger aus der Rheingegend, der, obgleich viel jünger als ich, denn noch weit mehr Gelegenheit gehabt hat, Erfahrungen dieser Art zu machen, einen Aufsatz über die Jagd auf Wildgänse, welcher den meinigen, obschon unsere Ansichten größtentheils mit einander übereinstimmen, doch sowohl an Vollständigkeit und Ausführlichkeit, als auch in mancher andern Hinsicht übertrifft. — Ich hatte daher nur den doppelten Ausweg von mir: die mir sehr willkommene Abhandlung entweder mit diesem Capitel zu verschmelzen, oder sie unverändert und ohne Abkürzung demselben beizufügen.

Das erstere konnte ich nicht, weil es dazu schon zu spät war, und würde es, auch wenn ich gekonnt hätte, nicht gewollt haben, weil ich mich

nicht gern mit fremden Federn schmücke, was man doch eben thut, wenn man fremde Erfahrungen und Beobachtungen für seine eigenen ausgibt.

Es blieb mir daher nur das zweite Auskunftsmittel übrig, die erwähnten Notizen hier wörtlich wiederzugeben, und ich bediene mich desselben, indem ich hier die Mittheilungen meines Correspondenten ihrem ganzem Umfange nach aufnehme.

Bei uns am Rheine, schreibt er, wird diese Jagd je nach Jahres- und Tageszeit, sowohl im Feld durch Beschleichen und Zutreiben, als auch auf dem Anstande an offenen Gewässern fleißig betrieben.

Da bekanntlich die Gänse nur höchst selten in der Nähe von Hecken oder sehr stark bemerkbaren Gräben einfallen, so beschränkt sich dieses Beschleichen hauptsächlich nur auf Flächen, in welchen sich in Folge langjährigen Pflügens die Aecker gewöhnlich auf die Länge der ganzen Gewanne an einem Ende um 3—6 Fuß erhöht haben, so daß man manchmal gebückt an die auf der Wintersaat liegenden Gänse herangehen und auf 100—130 Schritte schießen kann. Weil indessen die meisten dieser aufgeackerten Gewanne an den Seiten nur wenige Fuß höher sind, als in der Mitte, so muß sich der Jäger gewöhnlich auf die Kniee legen und auf Händen und Füßen, möglichst gebückt, vorwärts kriechen, um zum Schusse zu kommen. Da dieses öfters auf eine Entfernung von 300 bis 500 Schritten geschehen muß, so ist dieses keine leichte Aufgabe, zumal man manchmal gezwungen ist, eine ziemliche Strecke auf dem Bauche fortzurutschen, um anzukommen; indessen Liebhaberei und Jugend, oder wenigstens ein noch nicht zu weit vorgerücktes Alter, überwinden jede Schwierigkeit leicht und es gewährt dann auch immer besondere Befriedigung, wenn man nach vieler Mühe ein paar belohnende Schüsse auf diese scheuen Vögel anbringen kann.

Es bedarf dazu eines guten Gewehres, welches mit groben Null-Schroten geladen ist, weil man selten unter 80 Schritten schießen kann und nicht auf einzelne zu zielen braucht, sondern das erste mal gewöhnlich im Sitzen unter den dicksten Theil des Trupps hält und das zweite mal auf gleiche Weise seinen Vortheil zu wahren sucht.

Bei diesem Anschleichen ist ganz genaue Kenntniß des Terrains durchaus nöthig, damit man weiß, auf welcher Seite man anzuschleichen oder vielmehr anzukriechen vermag; denn die verschiedenen Höhen der Gewannen verflachen sich öfters zum Theil oder verlieren sich ganz und ein in dieser Hinsicht Unbekannter wird in der Regel vergebens Mühe und Zeit aufwenden.

Die Ortskenntniß ist um so mehr nöthig, wenn Schnee liegt, da dann das Auge diese fortlaufenden Erhöhungen auf etwas große Entfernungen nicht zu unterscheiden vermag.

Allein es ist auch häufig erforderlich, auf Bäume zu steigen, um die Gegend vermittelst eines guten Fernglases (von etwa 1½ Zoll Objectiv-Durchmesser) zu übersehen; denn wollte man nahe an diese erhöhten Gewanne heran gehen, um die Gänse sehen zu können, so würden diese, als sehr scheue Vögel alsbald Verdacht schöpfen und gewöhnlich eher das Weite suchen, als der Jäger Anstalt zum Anschleichen gemacht hat. Namentlich im Winter bei Schnee bin ich öfters auf den Kirchthurm gestiegen, habe vermittelst eines guten Fernglases die ganze Gemarkung abgesehen und mir dadurch manchen vergeblichen Gang gespart.

Diese Scheu veranlaßt die Vögel auch, immer in die Mitte der erhöhten Gewanne einzufallen und sich nach und nach bei der Aesung diesen Erhöhungen bis auf 100—80 Schritte, selten noch mehr, zu nähern, gleichsam als wüßten sie, es könnte da ein Feind auf sie lauern. Liegen die Gänse zu weit von der Höhe der Gewanne ab, so hilft oft Geduld, indem man später wieder nachsieht, wo sie sich dann öfters mehr genähert haben.

Nur im Winter bei Schnee scheuen sie diese Erhöhungen weniger. Allein dann sind auch häufig die klügsten unter ihnen, zum großen Verdrusse des Jägers, so vorsichtig, diesen erhabenen Punkt zu behaupten und dann kann begreifleich von keinem Anschleichen die Rede sein.

Auch kommt es bei Schnee nur zu oft vor, daß mehrere Züge in der Nähe verschiedene Gewanne bedecken und aus diesem Grunde nicht angeschlichen werden kann. Wenn man einen gut abgerichteten Burschen bei sich hat; so gelingt es diesem manchmal, einen Flug mit Vorsicht aufzujagen, der sich dann zu dem zweiten oder dritten oder noch weiter setzt, und man erreicht vielleicht durch Ankriechen seinen Zweck; gewöhnlich schöpfen aber auch die andern Trupps Verdacht und entfliehen mit dem aufgejagten.

Sehr ärgerlich ist es dabei, wenn der Jäger beinahe sich schon schußmäßig genähert hat und ein Paar oder ein ganzer Flug anderswo herkommender Gänse sich bei dem zu beschleichenden niederlassen will; denn sowie diese den Jäger, mag er sich auch noch so ruhig auf den Boden drücken, erblicken, so steigen sie augenblicklich in die Höhe, indem sie zugleich den Angstruf (der hier aber zugleich Warnungsruf ist) „gak gak gak" ertönen lassen. Unverzüglich erheben sich alle Gänse in der Nähe und fliehen.

Wenn es bei Schnee sehr kalt ist, so sind die Gänse ohnehin ohne Zweifel in Folge des Nahrungmangels nicht ganz so schüchtern, als bei Plattfrost oder offenem Wetter; allein ich habe da einzelne Tage gefunden, wo sie auffallend weniger schüchtern und zugleich unruhiger waren, d. h. mehr hin und her flogen, wo sich dem Schützen also mehrfachere Gelegenheit zum Anschleichen darbot, so daß ich einmal in wenigen Stunden 8 und das andere Mal im Verlaufe des Tages 11 Stück schoß.

Das erste mal war mir diese Wahrnehmung noch unbekannt. Wenn ich mich damals den Tag über darangehalten hätte, so habe ich die Ueberzeugung, ich hätte es auf 1½ Dtzd. gebracht.

Es muß im Vorgefühle der Witterung gelegen haben; denn das erste mal wurde es kälter und das zweite mal gab es noch mehr Schnee, so daß die Gänse einen Drang zum Weitersüdwärtsgehen fühlen mochten.

Uebrigens ist ein schneereicher Winter für einen guten Erfolg der Jagd auf Gänse in zweifacher Hinsicht vortheilhaft; erstens: weil diese in Folge von Nahrungsmangel weniger vorsichtig sind, und zweitens: weil sich der Jäger weiß anzukleiden und dadurch deren Argusaugen oft zu täuschen vermag.

Ich habe mir zu diesem Zwecke einen Kittel oon weißer Leinwand, der über die Knie hinabhing, machen lassen, worin mehrere Taschen waren, um Pulverhorn und Schrotbeutel hinein zu thun. Außerdem bekam die Kappe noch einen weißen Ueberzug, der mit seinen Seitentheilen unterm Kinn festgebunden wurde, aber auch das Genick bedeckte. Zum Ueberfluß durften auch die weißen Hosen nicht fehlen, die jedoch nur bis über die Knie reichten und da festgebunden wurden.*) Dieser weiße Anzug bewährt sich bei Schnee, beim Abgehen der Gräben nach Enten, ebenfalls auf's Trefflichste; dann habe ich sogar gar keine Mütze auf, sondern diese im Sack. Dagegen ein weißes Käppchen über Kopf und Wangen gebunden, das nur Augen, Nase und Mund frei läßt.

Auf diese Weise ausgerüstet, konnte man weit leichter die Gänse beschleichen und bekriechen, hatte auch den Vortheil, längere Zeit gebückt

*) Wenn der weiße Kittel bis über die Knie herunterreicht, wird man sich wohl der weißen Beinkleider entschlagen können. Uebrigens sind die Augen der Gänse nicht das einzige Organ, welches man in solchen Fällen zu fürchten hat, denn so scharf sie sehen, so fein hören sie auch; ohne ganz weichen Schnee würde ich mir daher von einem solchen Anzuge nicht viel Erfolg versprechen; denn diese Vögel zeigen auch darin eine Art von Menschenverstand, daß sie nicht glauben wollen, die weiße Farbe sei immer ein Zeichen der Unschuld.

schreiten zu können, ehe man zum Kriechen überging; denn wenn man den Kopf dabei unterwärts hielt, so konnten die Gänse, auch wenn der Jäger etwas in deren Gesichtskreis kam, denselben aus der Ferne nicht leicht vom Schnee unterscheiden und das Anschleichen gelang weit öfter, als bei Frost ohne Schnee.

Wenn man ankriechen will, darf man nur einen Frack oder ganz kurzen Ueberrock tragen und der weiße Kittel muß ebenfalls weit heraufgebunden werden, daß er nicht unter die Knie kommen kann.

Was dem Jäger dabei am meisten Unbequemlichkeit verursacht, ist das Gewehr. Man kann dieses zwar mittelst eines Riemens vor der Brust so befestigen, daß man Arme und Hände zur Fortbewegung frei hat, indessen dasselbe loszumachen, erfordert eine gewisse, wenn auch nur kurze Zeit und nur zu häufig wird es vorkommen, daß die Gänse den Jäger bei aller angewandten Vorsicht früher gewahr werden, als er nothdürftig schußmäßig heran, oder wenigstens ehe er schußfertig ist, und dann muß sehr rasch geschossen werden können, wenn es nicht ganz ohne Erfolg geschehen soll.

Hierüber hat mir ein sehr erfahrener Jäger Folgendes mitgetheilt:

„Um möglichst schnell schußfertig sein zu können, habe ich am besten gefunden, so sonderbar dieses auch scheinen mag, das Gewehr im Munde zu tragen und zwar auf folgende Weise:

„Im Schwerpunkte des Gewehres ließ ich mir über Schaft und Lauf einen etwa 2½ Zoll breiten Riemen machen, in dessen beide Enden etwa 1 Zoll breit und ½ Zoll dick Kuhhaare oder Werg eingenäht waren. Der Riemen mußte gerade das Gewehr umschließen, und nur diese gepolsterten Enden vorstehen, diese wurden dann fest mit den Zähnen gepackt und auf solche Art konnte man leicht das gespannte Gewehr bei völlig freiem Gebrauch der Arme mehrere hundert Schritte weit tragen und möglichst schnell schießen.

„Ja ich habe sehr häufig zwei Flinten auf diese Weise getragen, indem ich mir den Riemen danach machen ließ.

„Wenn man dem Wilde vermittelst Ankriechens beikommen will, so ist Plattfrost oft eben so hinderlich, als offenes Wetter und nasser Schnee, indem im ersteren Falle das Rutschen mit den Knieen über den aufgepflügten, ganz hart gefrornen Boden auf längere Zeit äußerst empfindlich, ja schmerzlich ist. Im letzteren Falle hat man zwar diese Unbequemlichkeit nicht, wird dagegen, besonders in schwerem Boden, über die Maßen schmutzig und naß. Um beide Umstände zu vermeiden, hatte ich mir

Kniestöcke anfertigen lassen, welche etwa $1^1/_4$ Fuß im Quadrat hielten und wie eine sehr dicke Bettcouverte gepolstert waren, während sie entweder mit wasserdichtem Zeuge oder mit ganz dichtem Drillich überzogen waren. Mittelst vier Bändern oder Riemen in den Ecken wurden sie über und unter den Knieen festgebunden.

„Die Hände wurden mit ganz ähnlich beschaffenen Fausthandschuhen versehen, welche hinten so weit waren, daß man sie mit großer Leichtigkeit abwerfen konnte.

„Beide Stücke haben sich mir als äußerst nützlich, ja als eigentlich unentbehrlich bewährt.

„Der günstige Erfolg des Zutreibens auf ebenen Feldern, welche zum Beschleichen ungeeignet sind, hängt sehr von der Oertlichkeit ab, ob nämlich Gräben, Hecken oder ein Damm, allenfalls auch ein dicker Baum in nicht zu großer Entfernung von dem Orte, wo die Gänse lagern, befindlich sind.

„Gräben scheuen diese am wenigsten und es gelingt da noch am ersten, ein Paar Schüsse mit gutem Erfolge anzubringen. Hecken und Dämme fürchten sie schon mehr und am meisten Bäume. Letztere bieten auch noch die Unbequemlichkeit, daß man, wenn die Gänse über dem Schützen sind, hervorspringen muß, um noch schießen zu können.

„Liegen die Gänse sehr weit vom Schützen entfernt, so ist in der Regel das Zutreiben vergebens, weil sie dann zu hoch streichen, und sind sie auf diese Weise schon öfters beschossen, so hilft es auch gewöhnlich nichts, wenn sich der Schütze näher bei ihnen verbergen kann, weil sie dann rasch, nicht selten in Kreisen, in die Höhe steigen, ehe sie an den ihnen verdächtigen Damm, Graben oder Baum kommen.

„Nur bei ziemlich starkem Nebel oder sehr heftigem Winde hat das Zutreiben oft guten Erfolg, weil dann die Gänse erfahrungsmäßig niedriger als gewöhnlich streichen, wenn sie nicht zu häufig beschossen worden sind.

„Auch hierbei läßt Schnee, namentlich wegen Benutzung von weißer Kleidung, einen günstigeren Erfolg hoffen, als offenes Wetter oder auch Plattfrost. Ja selbst auf offenem Felde ist es mir dann oft in ganz weißer Kleidung und gebückter Stellung gelungen, zum Schusse zu kommen.

„Wer sich im Spätherbste Löcher in die Felder, worin die Winterfrüchte stehen, behufs des Morgen-Anstandes graben läßt, kann diese auch bei Tage zum Zutreiben mit ziemlichem Erfolge benutzen, besonders, wenn

mehrere Schützen an dieser Jagd theilnehmen und sich in verschiedene Schießlöcher vertheilen.

„Behufs des Anstandes auf den Feldern werden ebenfalls Gräben, Hecken, Dämme und Bäume benutzt und auch Löcher im Spätherbste (im Monat November) in die verschiedenen Wintersaatfelder der Gemarkung gegraben. Diese müssen ungefähr 2 bis $2^1/_2$ Fuß Breite, bei $3^1/_2$ bis 4 Fuß Länge haben, auf zwei Seiten mit einem $^3/_4$ Fuß breiten Sitze versehen und so tief sein, daß der Mann aufrecht sitzend gerade mit den Augen über die Feldfläche blicken kann. Die zwei Sitze dienen zur Bequemlichkeit, je nachdem die Gänse von der einen oder der andern Seite des Schützen kommen oder getrieben werden. Kommen die Gänse geflogen, so duckt sich der Schütze ganz in's Loch und nimmt die Flinte zur Hand, bis sie schußmäßig sind; wo nicht, so läßt er sie vorbeifliegen, ohne sich sehen zu lassen. Der Grund aus diesen Löchern muß ganz eben verbreitet werden.

„Der Jagdberechtigte muß aus Erfahrung wissen, wie der Strich der Gänse des Abends oder Morgens ist und danach seinen Platz wählen.

„Dieser verändert sich aber manchmal etwas dadurch, daß die Vögel, in Folge von Beunruhigung oder in Folge des Wasserstandes im Rheine, ein anderes Nachtquartier einnehmen.

„Der Morgen=Anstand ist am belohnendsten, und ich habe denselben gewöhnlich mit Zutreiben verbunden, nämlich auf die Weise, daß ich meinem Jagdpagen genau zeigte, in welches Loch ich mich setzen würde und ihm dann bemerkte: wenn keine Gänse mehr vom Rheine kommen würden, sollte er mir die zunächst liegenden vorsichtig zutreiben.

„Bei Frostwetter mit Schnee ist man auch bei dieser Art Jagd wieder entschieden im Vortheil.

„Gut ist's, seinen Gehülfen auch ein Fruchtnierst*) (das Instrument, womit die Frucht geschöpft und gewendet wird) mitnehmen zu lassen, weil man zu häufig in den Fall kommen wird, die Löcher vom Schnee ausschöpfen zu müssen.

„Der Anstand am Rheine auf Gänse ist oft ebenfalls recht belohnend, aber je nach Wasserstand und Witterung sehr verschieden. Am wenigsten ergiebig ist er bei trockenem Wetter ohne Schnee, wo dann die Gänse auf den Sandbänken mitten im Flusse übernachten und so vorsichtig sind,

*) Dieser Provinzialismus wird wohl durch das Wort „Schaufel" ersetzt werden können.

weit außer Schußmaaß mitten in den Rhein zu fallen und sich erst spät in der Dunkelheit an die Bänke antreiben zu lassen. Manchmal gelingt es da, Morgens beim Aufsteigen derselben, wenn sie über die mit Weiden besetzten Ufer fliegen, ein paar Schüsse in nicht übermäßiger Höhe anbringen zu können, aber gewiß nicht oft, da diese scheuen Thiere alsbald ein Stück den Rhein entlang fliegen und nicht eher das Ufer passiren, als bis sie außer der Schußhöhe sind.

„Bei ziemlich hohem Wasserstande sind die Gänse oft genöthigt, sich nicht gerade dem Lande, wohl aber den Weidenanlagen zu nähern, welche sowohl zur Verlandung der Rheinarme, als auch insbesondere zur Verlandung des durch unseren Rheindurchstich gewonnenen alten Rheinbettes gemacht sind. Die Strömung des Flusses und die Ungleichheit des Flußbettes bringt es mit sich, daß viele Lücken, mitunter von ziemlicher Ausdehnung, entstehen, die, weil sie zu tief sind, nicht bepflanzt werden können. In diesen mit jungen, ganz unter Wasser stehenden Weiden umgebenen blanken Stellen wählen dann öfters die Gänse ihr Nachtquartier oder auch an anderen neben solchen unter Wasser gesetzten Weidenanlagen, wo das Wasser gar keine Strömung hat. Wenn man dies merkt und sich gegen Abend mit einem kleinen Nachen in diese Weiden in Hinterhalt legt, so kann man mitunter mehrmals zum Schusse kommen, aber gewiß nicht oft hintereinander; denn die Furchtsamkeit dieser Thiere ist so groß, daß sie selten vor gänzlich eingebrochener Dunkelheit an derartige verdächtige Stellen anschwimmen.

„Am belohnendsten ist noch der Anstand am Rheine im Winter bei Frost, wo der Strom ganz oder zum großen Theile gefroren, häufig auch zugleich mit Schnee bedeckt ist und die Gänse dann auch Abends auf die offenen Stellen fallen und auf dem Eise übernachten.

„Diese Stellen werden alsbald bei Tage an ihrer häufigen Losung schon von weitem erkannt und man hat da Gelegenheit, sich Abends auf den Anstand (versteht sich, ganz weiß gekleidet) zu setzen und manchmal recht glückliche Schüsse anzubringen. Da aber diese scheuen und scharfsehenden Vögel die menschliche Gestalt auch im weißen Kleide, namentlich bei irgend einer Bewegung, erkennen, so machte ich mir folgende künstliche Eishütte:

„Vier Stangen, jede 4 bis 5 Fuß lang, unten mit Eisen beschlagen und jede mit einer 3 bis 4 Zoll langen, etwa $1/3$ Zoll dicken, eisernen Spitze versehen, wurden etwa 7 Fuß im Quadrat in der Nähe eines solchen Nachtlagers der Gänse in's Eis gesteckt, was sich ganz leicht thun

ließ, wenn man den entsprechend dicken Bohrer mitnahm und die Löcher 4 Zoll tief im Eise vorbohrte.

„An jeder Stange waren 3 Häkchen, oben, in der Mitte und unten eingeschlagen, worin ein weißes baumwollenes Tuch von 27 Fuß Länge und 4 bis 5 Fuß Stangenhöhe, mittelst messingener Ringe eingehängt wurde, welche an 4 Stellen von 7 Fuß Weite und entsprechender Höhe an diesem Tuche, also 12 an der Zahl, angenäht waren.

„War dies geschehen, so bildete es ein geschlossenes weißes Viereck von 7 Fuß Quadrat, worin der Jäger ganz weiß gekleidet auf einem Jagdstühlchen, mit 2 Doppelflinten bewaffnet, Platz nahm, nachdem er noch in entsprechender Richtung ein paar Löcher in das umgehängte Tuch geschnitten hatte, um ohne Bewegung die anschwimmenden Gänse bemerken und sich dann ganz leise erhebend über das Tuch wegschießen zu können.

„Lag kein Schnee, so hatte ich einen andern Ueberzug, der mehr bläulichweiß war.

„Eine ähnliche, etwas kleinere Hütte mit nur drei Stangen, weil die hintere Seite offen gelassen wird, läßt sich bei Schnee auch zum Zutreiben der Gänse und Trappen benutzen; dann steckt man die Stangen etwas schief, damit sie den Schützen mehr verbergen, der aber immer dabei weiß angezogen sein muß.

„Diese sehr leicht transportable Anstalt hat sich mir immer als sehr praktisch bewährt und zwar so, daß sich die Gänse oft auf keine zwanzig Schritte weit neben mich auf's Eis setzten, was aber gewöhnlich so spät des Abends geschah, daß ich ihr Dasein oft nur als einen dunkeln Punkt wahrnehmen konnte.

„Indessen andere Umstände, die zu vermeiden meistens außer dem Vermögen des Jägers liegen, machen diese Jagdmethode doch nicht so ergiebig, als man es dem Anscheine nach erwartet.

„Die außerordentliche Furchtsamkeit und Vorsicht der Gänse läßt durchaus nicht mit Sicherheit erwarten, daß sie immer einen und denselben Platz zum Nachtquartier wählen werden, sondern sie lassen sich auf dem Rheine nieder und dann sehr spät, oft erst in völliger Dunkelheit an irgend einem Orte antreiben, so daß es geschehen kann, daß sie sich vierzig Schritte oberhalb oder unterhalb des Schützen auf's Eis setzen, ohne daß es dieser bemerkt, wenn er nicht bei ruhigem Wetter die Flügelschläge hört, womit sich jede einzelne Gans auf's Eis schwingt.

„Ein Beweis ihrer außerordentlichen Vorsicht ist der, daß, wenn sie

einmal auf dem Eise sitzen oder im Begriffe sind, anzuschwimmen, keine einzige des Trupps einen Laut von sich gibt, mögen auch noch so viele andere über sie hinausfliegen und eifrig Locktöne ausstoßen, um die Kameraden aufzufinden.

„Ist es halber oder ganzer Mondschein, so ist zwar dieses ein Vortheil für den Schützen, allein um so argwöhnischer und vorsichtiger werden dann auch die Gänse, besonders wenn sie schon oft beschossen sind. Man hört sie dann oft im Vorüberfliegen, wahrscheinlich vor irgend einer besonderen Eisform, Angstlaute ausstoßen und sich heben, weil sie da einen Hinterhalt vermuthen.

„Der zweite, sehr unangenehme Umstand beim Schießen auf dem Eise, bei halb oder theilweise offenem Rheine, ist der, daß man nur das bekommt, was todt auf dem Eise liegen bleibt oder sich später, flügellahm geschossen oder sonst verwundet, aus dem Wasser auf das Eis rettet, wo es dann am andern Morgen in der Regel vom Schützen in den bergenden Weidenanlagen aufgefunden werden kann, indem dieser der Schweißspur oder überhaupt der Spur nachgeht, wenn Schnee liegt.

„Manchmal hat indessen auch ein hungriger, vagabondirender Langschwanz das Prävenire gespielt und den Schützen des Aufhebens überhoben, oder es zeigten auf dem Eise raubgierige Raben und Krähen, eifrig hackend, den Ort an, wo eine angeschossene Gans ihr Leben aushauchte.

„Alle Stücke jedoch, welche todt in's Wasser fallen, sind für den Schützen verloren.

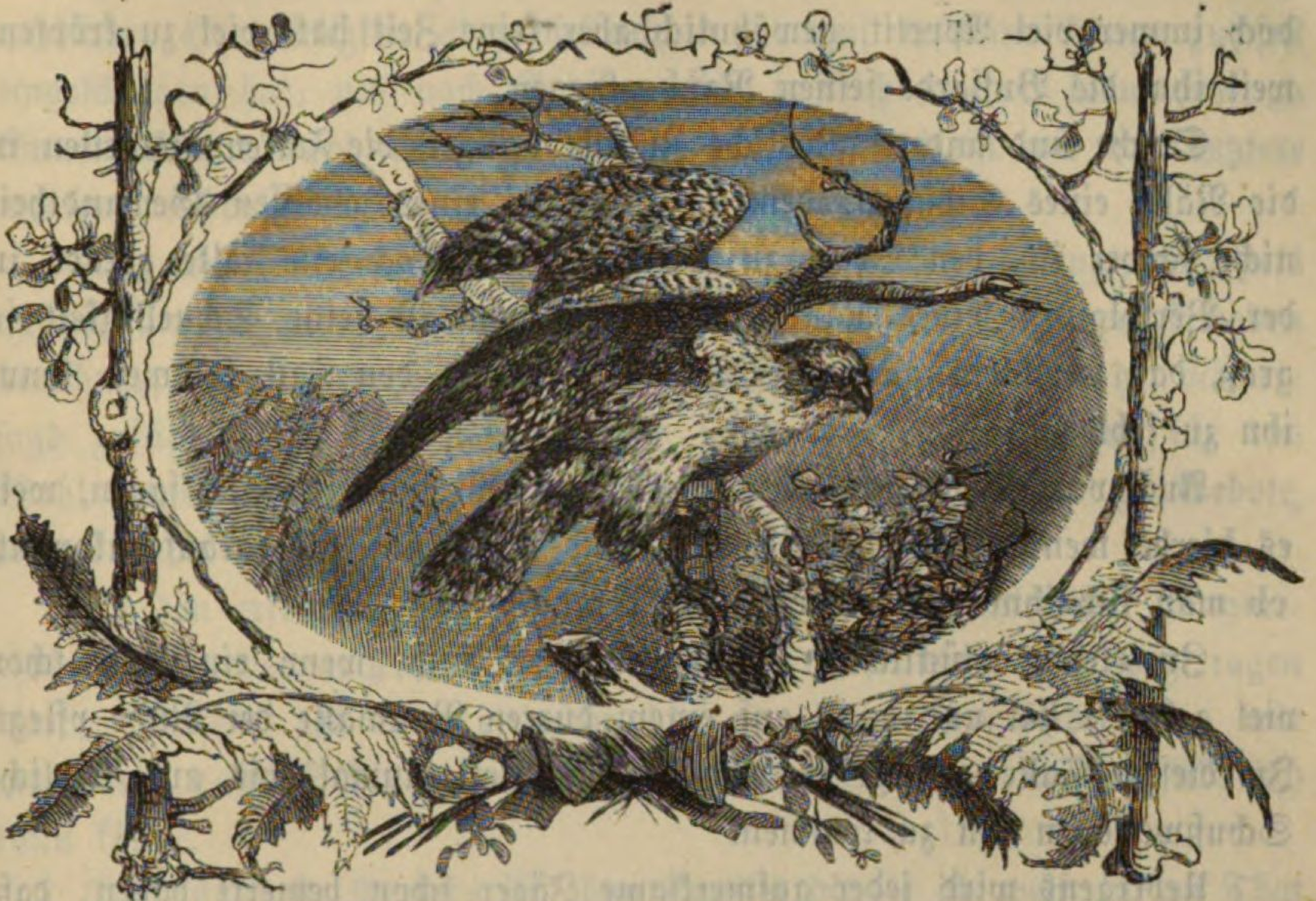
„Ein gutes Fernrohr thut auch hier wieder dem Jäger treffliche Dienste, um todt auf dem Eise liegende Gänse zu entdecken. Wenn man die Gänse in strengen Wintern auf dem Eise und auf den Feldern sehr oft beschossen hat, dann werden sie außerordentlich scheu und meiden eine Zeit lang die Gemarkung, weshalb es räthlich, ja nothwendig ist, ihnen eine Zeit lang Ruhe zu lassen.

„Eine Jagdart, die ich jedoch noch nicht selbst versucht, sondern nur einmal bei Trappen mit gutem Erfolge angewendet habe, dürfte sich wohl auch bei Gänsen als praktisch bewähren. Ich meine nämlich, die letzteren durch ausgestellte, ausgestopfte Gänse auf den Winterfeldern anzulocken und aus Schießlöchern zu erlegen." *)

*) Eine flügellahm geschossene Wildgans, oder in deren Ermangelung eine zahme mit grauem Gefieder, ihrer wilden Schwester möglichst ähnlich und an einen Pflock im Boden gefesselt, dürfte hierzu bei weitem bessere Dienste leisten.

Die Raubvögeljagd.

Hoch im Reich der Lüfte
König ist der Weih!
Schiller.



Die Jagd auf Raubvögel ist keineswegs so uninteressant, wie Mancher vielleicht glauben dürfte, weil schon die außerordentliche Vorsicht der meisten Falken, besonders der schädlichsten, es als ein um so größeres Vergnügen erscheinen läßt, wenn man so glücklich ist, einen derselben zu überlisten. Wenn er noch überdies, als ein seltener Gast, sich zum Ausbalgen eignet, so wird dadurch das Vergnügen noch bedeutend erhöht.

Nebstdem wird der ächte Jäger und Jagdfreund um so mehr gegen sie erbittert sein, wenn er schon mehrmals gesehen hat, daß ein Stock- oder Wanderfalke ihm auf der Hühnerjagd oder im Winter beim Feldtreiben seine Beute förmlich vor der Nase weggenommen hat.

Namentlich nehmen die Wanderfalken sehr gern in der Art Theil an solchen Feldjagden, daß sie, in der Nähe auf einem Grenzsteine, Wegweiser oder Baume auf der Lauer sitzend, beim Aufstehen einer Hühnerkette blitzschnell herbeisausen und dann mit dem geschlagenen Opfer im Angesicht vieler Schützen fortstreichen.

Die Vertilgung dieser gefährlichen Räuber ist um so nöthiger, da ein einziger Wanderfalke in der Umgebung, wo er für die Dauer des Winters seinen Standort aufgeschlagen hat, den Hühnerstand bis auf ein

geringes Maß herunterbringen kann, indem er nur selten fehlstößt und doch immer viel Appetit, gewöhnlich aber keine Zeit hat, viel zu kröpfen, weil ihm die Bussarde seinen Raub abjagen.

Solche und andere glückliche Zufälle bringen die Falken bisweilen in die Nähe eines Schützen, dem es dann bei einer gewissen Gewandtheit nicht schwer ist, den Vogel zu erlegen. Ist jedoch ein Falke gerade in der Verfolgung seines Raubes begriffen, dann ist seine Schnelligkeit so groß, daß selbst ein gewandter Schütze leicht in den Fall kommen kann, ihn zu fehlen.

Auch vom Beschleichen der Raubvögel läßt sich nicht viel sagen, weil es hierbei weniger auf die Gewandtheit des Schützen, als darauf ankommt, ob man sich ihnen unbemerkt nähern kann.

Zu diesem glücklichen Zufall gehört es auch, wenn ein Falke schon viel gekröpft hat und dann auf einem dürren Baumaste der Ruhe pflegt. In diesem Falle gelingt es von Zeit zu Zeit einmal, bis auf leidliche Schußweite an ihn zu kommen.

Uebrigens wird jeder aufmerksame Jäger schon bemerkt haben, daß namentlich im Spätherbste und Winter, einzelne Feldbäume ein Lieblingsaufenthalt der Raubvögel sind. Wenn man daher genau auf die Zeit achtet, in welcher sie gewöhnlich sich daselbst aufhalten und sich in der Nähe ein passender Hinterhalt vorfindet, so ist es eben nicht besonders schwer, sie auf diese Weise zu überlisten. Auch kann man sich, bisweilen mit gutem Erfolge, in der Nähe eines solchen Stammes verbergen und sich einen in der Ferne wahrgenommenen Falken zutreiben lassen.

Hat man in seinem Revier einen Fluß oder Teich, so werden die in jener Gegend horstenden rothen und schwarzen Milanen, sowie auch die Fischaare (welche letztere jedoch gewöhnlich erst im Herbste aus den nördlicheren Gegenden kommen, oder auf dem Wiederstriche im Frühjahre erscheinen), diese Gewässer ziemlich regelmäßig besuchen, und wenn man am Ufer mehrere gute Verstecke errichtet hat, so gelingt es nicht selten, zum Schusse zu kommen.

In ewiger Fehde befindet sich der eifrige Waidmann mit dem kecken Raubgesindel, welches, meist nur von frischer Beute lebend, nur zu oft seine Bemühungen vereitelt und bisweilen sogar vor seinen Augen das geraubte Wild fortträgt, ohne sich durch Rufen oder irgend ein anderes Geräusch, den Flintenschuß etwa ausgenommen, in seinem Geschäfte irre machen zu lassen; ja es ereignet sich bisweilen, daß der Falke selbst auf den Schuß, der ihn, wo nicht treffen, doch wenigstens erschrecken soll, seine

Beute nicht fallen läßt, sondern sie in der Luft fortträgt; — ob aus wirklicher Hartnäckigkeit oder vielleicht nur, weil er seine Fänge zu fest eingeschlagen hat, um nach Gefallen sich sogleich wieder losmachen zu können, möchte wohl schwer zu entscheiden sein; doch ist mir das Letztere weniger wahrscheinlich.

Nur wer den größten Theil seiner Zeit im Freien zubringt, und stets aufmerksam ist auf Alles, was um ihn her vorgeht, kann den Schaden berechnen, den ein einheimischer Raubvogel das Jahr hindurch der Niederjagd zufügt. Und doch stehen leider selbst dem eifrigsten und für das Wohl seines Reviers besorgtesten Jäger nur wenige Mittel zu Gebote, diesem Uebel entgegen zu wirken.

Zu den erfolgreichsten gehören entschieden die verschiedenen Fangmethoden, die aber nach dem Plane dieses Werkes nicht darin vorgetragen werden dürfen. Es kann vielmehr hier nur davon die Rede sein, wie man mit dem Schießgewehre den Raubvögeln den meisten Abbruch thun könne.

Die günstigste Periode ist ohne Zweifel die — ich weiß in der That nicht warum? — von den meisten Jagdschriftstellern theils nur flüchtig berührte, theils gar nicht erwähnte Brütezeit. Diese Periode ist nebst der fleißigen Benutzung der Krähenhütte, welche ich aber aus weiter unten dargelegten Gründen für bei weitem weniger nützlich und wichtig, als mancher andere Schriftsteller halte, die einzige, durch die man auf die Verminderung der Raubvögel nachdrücklich wirken kann, indem dabei gewöhnlich das Weibchen erlegt, folglich sehr viel gewonnen, für alle Fälle aber die Brut für ein ganzes Jahr zerstört wird.

Das Jagdpersonal allein ist jedoch hierzu nicht hinreichend. Alle Waldhüter, Flurschützen, Hirten, Schäfer, Holzhauer, Kohlenbrenner rc. müssen gegen eine billige Vergütung ihrer Mühe, dabei mitwirken und selbst kleine Buben kann man, wenn sie Geschick dazu haben, dabei benutzen. Ich spreche hier nur von dem Aufsuchen der Horste. Solche Menschen, die den größten Theil ihrer Zeit im Freien zubringen und aus einer Art von Langeweile auf Alles, was um sie her vorgeht, ein aufmerksames Auge richten, schließen sogleich aus dem wiederholten Hin- und Herstreichen eines Raubvogels, sowie aus dessen Geschrei in der Paarzeit, daß er in dieser oder jener Gegend seinen Horst frisch bauen oder einen alten dazu benutzen werde.

In der Nähe eines bewohnten Horstes ausgesetzt, leistet der Uhu besonders gute Dienste.

Uebrigens braucht es keineswegs ein Raubvogelhorst zu sein, in dessen Nähe man ihn aufstellt, um alle Raubvögel, Raben und Krähen herbei zu locken und gleichsam wüthend zu machen, sondern auch in der Nähe eines Rabennestes erreicht man ganz denselben Zweck, denn die Hauptschreier sind immer die Krähen.

Wenn ein sehr hoher Baum mit dürren Aesten in der Nähe ist, so haken sich manchmal Raubvögel auf, jedoch nur dann, wenn nicht zu viele Raben um den Uhu schwärmen.

Vieles Schießen verscheucht wohl die Raubvögel, besonders die fremden, allein sie kehren doch gern mehrmals zurück, weil namentlich einzelne Krähen bald den Angriff erneuern, an welchem sich dann auch wiederholt andere Raben und Raubvögel betheiligen.

Wenn man diese Jagd mit Unterbrechung von mehreren Tagen an verschiedenen Nestern übt, so kann man sehr günstige Erfolge erzielen.

Zur bequemeren Befestigung des Uhus läßt man demselben um den einen Fang ein zollbreites Band von starkem Kalbleder festnähen, an dem zugleich ein länglicher messingener Ring angebracht ist; hat man dann ein Kettchen oder ein Riemchen, woran hinten und vorn Federhaken mit Wirbeln angenäht sind, so kann man mit größter Leichtigkeit den Uhu am Fußringe und das andere Ende am Wirbel des Drahtsitzes ein- und aushängen.

Unter den Uhus selbst, die man zum Jagdgebrauche verwendet, ist ein sehr wesentlicher Unterschied, nämlich der, daß ein großer Theil derselben feige ist, sich daher beim Angriffe der Raben und Krähen ganz zusammenduckt und unsichtbar zu machen sucht, während dagegen einzelne andere sich gegen ihre Feinde zu vertheidigen suchen, die Federn, wie ein Igel die Stacheln, sträuben, die Flügel ausbreiten und mit dem Schnabel heftig knappen. Diese sind natürlich die besten, weil dadurch Krähen und Raubvögel weit mehr Veranlassung finden, ihre Angriffe fortzusetzen oder zu erneuern, während sie bei den erst bezeichneten Feiglingen weit eher von ihrem Stoßen ablassen.

Während des Bauens könnte sich nun zwar allerdings vielleicht Gelegenheit finden, von einem wohl verborgenen Orte her einen Schuß anzubringen. Indeß erstens bleibt es ungewiß, ob man gerade das Weibchen erlegt, worauf hier doch das Meiste ankommt, und zweitens ist man in Gefahr, seinen Zweck ganz zu verfehlen, wenn etwa der Schuß mißlingen oder auf irgend eine Weise einer der Vögel scheu geworden und

den schon angefangenen Horst meiden sollte, wodurch dann Alles verloren ist.

Es ist daher besser gethan, den Zeitpunkt abzuwarten, wo das Weibchen schon fest auf den Eiern sitzt; allein ich rathe nicht, dann in den Horst zu schießen, theils weil die allerschädlichsten Falkenarten gerade auf den höchsten Bäumen horsten, so daß man selbst mit den gröbsten Schroten die dichte, den Horst bildende Lage von Reisern zu durchdringen und tödtlich damit zu treffen wenig oder gar keine Hoffnung hat, theils weil, wenn der Schuß mißlingt, doch gewöhnlich einige Eier zerschmettert werden und der Vogel dann anstatt fortzubrüten, den Horst verläßt und sich anderswo ansiedelt.

Dieser Nachtheil ist aber nicht zu befürchten, wenn man die rechte Zeit, das heißt, diejenige, wann der Vogel schon ganz fest brütet, abwartet und folgende Methode anwendet.

Der Schütze sucht, dem Horste gegenüber, einen Platz aus, wo er nicht zu sehr durch die umstehenden Bäume gehindert ist und frei schießen oder doch wenigstens mit der Flinte sich frei bewegen kann. Denn nicht selten steckt man bei solchen Gelegenheiten nicht viel besser im Gebüsch, als ein Gefangener in seinem Kerker und vermag sich kaum zu regen; dann ist aber auch das Treffen ziemlich schwer.

Hat man nun den besten Platz ausgesucht, welcher zu finden war, und sich schußfertig gemacht, so nähert sich der zum Aufscheuchen des Raubvogels bestimmte Gehülfe von der entgegengesetzten Seite her dem Baume, auf welchem der Horst steht und hustet oder klatscht in die Hände.

Gewöhnlich hat dies aber keinen Erfolg, sondern es muß mit einem Stück Holzes erst leise, dann stärker an den Baum selbst geklopft werden. Diese Erschütterung ist dem Vogel zuwider und er verläßt nun gewiß den Horst.

Streicht er zu weit seitwärts vorbei, so schieße man lieber nicht und wiederhole zu einer andern Zeit den Versuch.

Sind der Schützen zwei beisammen, so stellen sich dieselben in gehöriger Vertheilung an, wo dann höchst wahrscheinlich einer zu Schusse kommt. Sind ihrer aber drei oder noch mehr, so stellen sich die besten immer in einiger Entfernung hinter die minder geübten, um, wenn diese etwa fehlen sollten, den Vogel noch erlegen zu können.

Für minder geübte Schützen ist es übrigens rathsamer, sich näher an den Stamm des Baumes zu stellen, auf welchem der Horst steht, weil man den Vogel beim Abstreichen von hinten bei weitem leichter und siche-

rer trifft, als wenn er spitz kommt oder seitwärts vorbei streicht, besonders auch deshalb, weil man mit ziemlicher Sicherheit voraussehen kann, wohin er streichen werde; denn er befolgt mit nur wenigen Ausnahmen die Regel: niemals seine Richtung dahin zu nehmen, von welcher der Schütze hergekommen ist.

Dadurch wird es denn auch dem Anfänger erleichtert, sich auf dem rechten Platze schußfertig zu machen, bevor der Falke abstreicht.

Bei solchen Horsten, die sehr hoch stehen, ist jedoch auch diese Methode nicht wohl anwendbar. Bei ihnen muß daher in Zeiten eine kleine, möglichst verborgene Schießhütte angelegt, sobald die jungen Vögel aus den Eiern sind, dieselbe fleißig besucht und getrachtet werden, die beiden Alten bei dem Füttern zu schießen. Hierzu wähle man aber eine Schrotflinte von ausgezeichneter Güte, sollte es auch nur ein einfaches Rohr sein; denn hier ist auf den zweiten Schuß ohnehin nur selten oder nie zu rechnen. Diese lade man mit Schrot Nr. 4 oder 5 oder mit einer Mischung von beiden Sorten, ja nicht mit gröberen, weil diese in so großer Entfernung nicht genug decken und weil bei dergleichen schädlichen Raubvögeln es nicht sowohl darauf ankommt, daß man sie sogleich auf der Stelle tödte, als vielmehr darauf: daß sie überhaupt getroffen werden und durch die erhaltene Verwundung eingehen, sie mögen nun übrigens dem Schützen in die Hände fallen oder nicht. Dies ist hier nur Nebensache.

Bei einem solchen Anstand auf Gabelweihen, Habichte, Kolkraben und dergleichen starke Raubvögel ist aber die größte Vorsicht und Verborgenheit nothwendig. Wer es nicht selbst schon versucht hat, kann sich unmöglich vorstellen, wie unglaublich scharf diese Vögel äugen und jede, selbst die allergeringste Bewegung des Jägers augenblicklich erkennen. Auch darf in der Nähe des Horstes nach nichts Anderem geschossen werden; denn sobald man sie einmal durch irgend etwas scheu und mißtrauisch gemacht hat, so schweben sie meist in der höchsten Luft herum und sind dann sehr schwer zu überlisten.

Herr Oberförster M. zu H. hat mir darüber nachstehende Mittheilung gemacht:

„In der Abtheilung Seegwald des hiesigen Forstes steht auf einer hohen Buche ein außergewöhnlich großer Horst, der aus dem Material von wenigstens zwei Traglasten Reisholzes aufgebaut ist. Auf diesem Horste finden sich in jedem Jahre zwei Stockfalken behufs der Gründung ihrer Familie ein. Schon sechs bis acht Jahre lang wurden die beiden

Alten entweder über dem Brüten oder nach demselben bei der Fütterung geschossen und es kamen nie Junge davon; dennoch findet sich in jedem Sommer ein neues Paar ein.

„Einmal geschah es, daß die beiden Eltern nicht zu Fall gebracht werden konnten, da man zu spät, erst nach der Brütezeit, an ihre Verfolgung ging. Durch die häufigen, mißlungenen Anstände bei dem Horste, der fünf Junge enthielt, und durch öftere Fehlschüsse nach den Alten wurden die letzteren so scheu gemacht, daß man sie gar nicht mehr zur Fütterung herbeikommen, sondern nur hie und da in weiter Entfernung um den Horst kreisen sah, so zwar, daß bei Fortsetzung des Anstandes der Hungertod der Jungen anzunehmen war. Da man nun der Alten um jeden Preis vor der Tödtung der Jungen habhaft werden wollte, so wurde der Anstand abwechselnd durch mich und den Forstaufseher A. fortgesetzt. Trotzdem, daß man die Alten nicht mehr auf dem Horste sich niederlassen sah, war dennoch der freßgierigen Nachkommenschaft kein Hunger anzumerken. Eines Tages kam der Forstaufseher A. von erwähntem Anstande zurück, ohne daß er auf meine Ablösung gewartet hatte, und erzählte mir, wie unsere Bemühungen umsonst seien, weil das Füttern durch die Alten, ohne auf dem Horste sich niederzulassen, geschehe. Nachdem er über zwei Stunden gestanden, sei von oben durch den Gipfel Etwas herunter in den Horst gefallen; er sei durch das Geräusch im Laube aufmerksam geworden und habe auch in diesem Momente hoch über der fraglichen Buche einen der beiden alten Vögel wegstreichen sehen. So fabelhaft es nun auch lautete, daß die Alten dadurch der Gefahr zu entgehen suchen sollten, daß sie den Fraß aus einer unerreichbaren Höhe, in der sie von unten im geschlossenen Walde kaum zu bemerken waren, herab in den Horst fallen ließen, so wurde doch bei der Fortsetzung des Anstandes die Bemerkung gemacht, daß die Jungen, ohne daß ihre Ernährer zum Horste kamen, keinen Hunger zeigend, frisch und munter fortlebten, und von dieser Zeit an öfter Stücke des wahrscheinlich neben das Ziel gefallenen Fraßes unter der Buche gefunden wurden, was vorher nicht der Fall gewesen war.“ —

Jedem, der mit seiner Büchse gut eingeschossen ist, rathe ich, wenn der Horst sehr hoch steht, lieber sich des Kugelrohres zu bedienen. Der Erfolg ist dann weit sicherer, weil, wenn der Schütze gut gezielt hat, er auch sicher darauf rechnen darf, daß er treffen werde. Dies ist aber bei der Flinte keineswegs der Fall. Man kann sehr gut damit gezielt haben und dennoch fehlen, weil die Schrotkörner sich bei größerer Entfernung

sehr oft rund um das Ziel herum vertheilen, und den rechten Fleck dennoch leer lassen, ein Fall, der besonders bei den gröberen Schrotsorten häufig vorkommt.

Mit dem ersten Schusse sehe man sich überhaupt wohl vor, denn dieser ist der entscheidende. Trifft man nicht damit, so ist beinahe gar keine Hoffnung, des gefehlten Vogels habhaft zu werden, da die Vorsicht und Scheu, mit welcher er von jetzt an seinen Horst umschwebt, alle Vorstellung übertrifft. Ich habe diese Bemerkung besonders bei den Gabelweihen gemacht, die oft stundenlang vor meinen Augen herumschwebten, ohne daß ich sie erreichen konnte.

Desto leichter läßt sich der Mäusebussard übertölpeln, der selbst nach mehrmaligen Fehlschüssen dennoch immer wieder zu seinen Eiern zurückkehrt und fortbrütet.

Sollte die Brütezeit ohne Erfolg vorübergegangen sein, was freilich für die in der Umgebung des Horstes einheimischen Paarhühner immer ein sehr schlimmer Umstand ist, so bleibt noch ein letztes Auskunftsmittel übrig, zu welchem man, und zwar mit dem besten Vertrauen, seine Zuflucht nehmen kann, indem dadurch alle Schwierigkeiten eines sehr hoch stehenden Horstes, wie die bei Kugelgewehren unvermeidlichen Fehlschüsse am sichersten vermieden werden.

Man lasse nämlich die Jungen, sobald sie stark genug sind, aus dem Horste nehmen, in einen Korb setzen und an einer langen Schnur aus der Höhe auf den Boden bringen, nachdem, um die Alten an diesen Anblick zu gewöhnen, schon mehrere Wochen vorher in mäßiger Schußweite vom Stamm ein den Schützen gehörig verbergender Schirm angelegt worden ist.

An die zu diesem Zwecke eingeschlagenen Pflöcke werden nun die Nestlinge angefesselt und sehr bald von ihren Eltern aufgefunden, die zwar anfänglich in der Luft sie vorsichtig umkreisen, dann aber allmählig zutraulicher werden, sich bei ihnen niederlassen und sie füttern.

Wenn nun nach Verlauf einiger Tage dieses Zutrauen hinlänglich befestigt ist, dann ist der Augenblick gekommen, daß man sich möglichst unbemerkt, am allerbesten aber vor Tagesanbruch, in den Schirm begibt, wo dann nicht selten schon in den ersten vier Stunden des Ansitzens die Absicht, beide Alten außer Activität zu setzen, erreicht wird.

Ein wesentlicher Vorzug dieser Methode besteht auch noch darin, daß, wenn man etwa keine Zeit haben sollte (denn Mangel an Lust und Eifer für ein so nützliches Geschäft will ich bei keinem tüchtigen Jäger voraus-

setzen), selbst an Ort und Stelle zu gehen, jeder, wenn auch im Flug- und Laufschießen noch so unkundige Substitut einer so leichten Aufgabe gewachsen ist und dabei seinen Mann machen kann.

Ich werde weiter unten noch Einiges über die Beharrlichkeit dieser Vogelart im Brüten anführen.

Die Erlegung der Raubvögel mit Schießgewehr beschränkt sich, außer dem Auflauern beim Horste, meist nur auf einen glücklichen Zufall. Wenn zwei oder mehrere Jäger beisammen sind und in einer Gegend, wo es nicht an Bäumen, Gräben, Gebüschen, Dämmen und dergleichen fehlt, hinter welchen man sich gehörig verbergen kann, einen Raubvogel aufhaken sehen, so gelingt es nicht selten, ihn zu erlegen, wenn derselbe nach einem wohlberechneten und schnell ausgeführten Plane von einem aufgeregt und den übrigen, die sich vorstellen müssen, zugetrieben wird. Dieses gilt besonders von allen Rundschwänzen, die oft stundenlang auf derselben Stelle unbeweglich sitzen bleiben, so daß man zur Ausführung eines solchen Vorhabens Zeit genug hat. Dergleichen Pläne sind mir ziemlich oft gelungen, selbst dann, wenn ich allein war und nur einen einzigen Treiber zu meiner Verfügung hatte.

Wer sich die Mühe geben wollte, im Frühlinge und Herbst, in der besten Strichzeit der Raubvögel, täglich die ebenen Felder zu besuchen und dort, auf irgend eine Weise gut verborgen, eine an einem langen Bindfaden befestigte Taube oder auch irgend einen anderen Vogel in dem Augenblicke, in welchem ein Falke sich zeigen würde, in die Luft steigen zu lassen, dürfte vielleicht auf diese Weise mehr dergleichen gefährliche Räuber zu erlegen Gelegenheit finden, als selbst bei dem fleißigsten Besuche der Krähenhütte, aber auch dazu gehört viel Zeit. Wer aber ist in unsern Tagen so glücklich, eine Sinecure zu bekleiden? Wer ist so unabhängig, so ganz Herr seiner Zeit und seines Willens, daß er ganze Nachmittage darauf verwenden kann, einen Raubvogel zu schießen? Es gibt der nöthigen und wichtigeren Dienstverrichtungen zu viele, als daß man seine Zeit mit solchen Kleinigkeiten hinbringen könnte, deren Erfolg am Ende doch auch immer noch unsicher genug bleibt. Nur ein einziger meiner vielen Bekannten, der kein Opfer, wie es auch immer heißen möchte, scheut, wenn es darauf ankommt, seine gefiederten Pfleglinge von einem gefährlichen Feinde zu befreien, hat sich dazu unter andern auch des nachstehenden Mittels mit gutem Erfolge bedient:

Er ließ in solchen Gegenden, wo er schädliche Raubvögel vermuthen konnte, von seinem Begleiter eine weiße oder eine doch stark weißgefleckte

Taube mitnehmen. Wenn nun in der gehörigen Entfernung ein Stock- oder Wanderfalke sich sehen ließ, so wurde jener Magnet in Freiheit gesetzt, um den hungrigen Burschen herbeizuziehen, nachdem der Schütze sich hinter einem Graben, Baum oder Gebüsch wohl verborgen hatte. Auf diese Weise gelang es, wenn auch nicht immer, doch mehrmals des Räubers habhaft zu werden, entweder ehe er noch die Taube geschlagen hatte, oder während er sie schon in den Fängen hielt.

Einmal sogar gelang es, einen Seeadler (falco ossifragus) auf ähnliche Weise zu überlisten. Diesen hatte der unermüdliche Nimrod vermittelst seines Perspectives mehrmals in der Ferne auf derselben Stelle wahrgenommen.

Hierauf gründete er folgenden Operationsplan:

Er ließ auf einer ganz freien, weithin sichtbaren Stelle einen alten Ganser anpflöcken, jedoch so, daß dieser frei umhergehen und Versuche zum Abstreichen machen konnte.

Kaum war dieses mit sehr lautem Geschrei verbundene Flattern zweimal wiederholt worden, als schon der Adler sich näherte. Anfänglich strich er mehrmals ziemlich hoch in der Luft über der Gans im Kreise herum und dann stürzte er sich plötzlich mit aller Macht, wie ein Bleiklumpen, auf sein Opfer herab, wobei sich ein sehr lebhafter Kampf entspann. Der Ganser wehrte sich mit Schnabel und Flügeln aus Leibeskräften, konnte aber einem so viel stärkeren Gegner auf die Dauer nicht widerstehen, der Adler erfocht daher sehr bald einen vollständigen Sieg, fand aber, da er, seine gewöhnliche Vorsicht ganz bei Seite setzend, in diesem Augenblicke nur mit dem Zerfleischen seiner Beute beschäftigt war, auf diesem Schlachtfelde ebenfalls den Tod, und zwar von der Hand desselben Jägers, der, in einem wohlgewählten Hinterhalte verborgen, seinen Plan eben so geschickt ausgeführt, als mit großer Umsicht entworfen hatte.*)

Derselbe unverdrossene Waidmann bediente sich auch noch eines anderen, sehr probaten Mittels zur Vertilgung der Feldhühnerfeinde.

Er ließ nämlich eine ganz kleine transportable Krähenhütte bauen**)

---

*) Diejenigen Herren Fachgenossen im Großherzogthum Hessen, welche dieses lesen, werden leicht errathen, daß dieser Jäger der ihnen als solcher rühmlichst bekannte Herr Chr. Z. war.

**) Ich halte es nicht für angemessen, von der Structur einer solchen Hütte hier ausführlicher zu sprechen, weil sie Jeder am besten nach seinem eigenen Geschmack einrichten lassen kann.

und bei seinen gewöhnlichen Jagdgängen von einem Begleiter sich nachtragen. Wenn er nun in der Ferne einen Falken streichen sah, so wurde schnell der Uhu in die Höhe geworfen und die Absicht, solche Räuber dadurch aus der Ferne herbeizulocken, oft recht glücklich erreicht.

Die spitzflügligen Falken, welche die bei weitem schlimmeren sind, streichen oft niedrig auf dem Boden fort und halten dann im niedrigen Gehölze sich auf, wo man sie aber selten oder nie sehen kann.

Wenn ich nach einem solchen im dichten Gebüsch verborgenen Vogel schoß, was übrigens meist ohne Erfolg geschah, so bemerkte ich, daß er unmittelbar nach dem Schusse senkrecht in die Höhe stieg, (ohne Zweifel aus Schrecken) und mir dadurch die beste Gelegenheit gab, ihn mit dem zweiten Schusse noch zu erlegen.

Hierauf gründete ich in Franken, wo mir in den vielen, den Maingrund durchziehenden Remisen dergleichen Fälle häufig vorkamen, eine besondere Methode.

Ich schoß nämlich, wenn ich nahe genug hinangekommen war, den ersten Schuß aufopfernd, blind in das Gehölz hinein, wenn ich auch nicht das Geringste von dem Falken sah, blos um ihn dadurch in's Freie zu bringen, und ich kann, so unwahrscheinlich es auch manchem meiner Leser vorkommen mag, dennoch versichern, daß mir, besonders bei Sperbern und Baumfalken, mehr als einmal dieser Versuch gelungen ist.

Auch beim Abend- und Frühanstande findet man von Zeit zu Zeit einmal Gelegenheit, einen Raubvogel zu erlegen; dazu gehört jedoch, daß man nicht, wie es gewöhnlich der Fall ist, unter einem Baum stehe, weil man sonst bald durch den Stamm, bald durch die Aeste sich zu sehr am Schießen gehindert sieht, wenn der Vogel nicht etwa ganz nach Wunsch vorüberstreicht.

Nun muß ich noch eines kleinen Vortheiles gedenken, der bisweilen gute Dienste leistet und hier um so weniger übergangen werden darf, da man bekanntlich, außer am Horste oder in der Krähenhütte, nur sehr selten einen der schädlicheren Raubvögel zum Schusse bekommt.

Für praktische Jäger ist, was ich hier sagen will, freilich nichts Neues, aber unter den Dilettanten, welche diese Blätter lesen werden, dürften wohl die meisten wohl noch nichts davon wissen, daß man, wenn man ein ungewöhnlich lautes Geschrei von Krähen oder Elstern, Schwalben oder Bachstelzen hört, sogleich die Flinte vom Rücken und sich in der Gegend, wo sie ihr Geschrei erheben, umsehen muß. Die ersteren zeigen nämlich in der Regel einen größeren Raubvogel, die letzteren aber einen kleineren

an, und wenn dieser etwa einen soeben erst geschlagenen Vogel in den Fängen trägt, so ist der Lärm seiner Verfolger um so größer. Man muß sich daher in dergleichen Fällen immer schußfertig halten, um eine so günstige Gelegenheit, wenn sie sich etwa darbieten sollte, alsbald benutzen zu können. —

Die folgenden Notizen sollen einen kleinen Beitrag zur Kenntniß des Verhaltens der Raubvögel beim Brutgeschäft liefern.

Ich erinnere mich noch in keinem ornithologischen Werke eine Classification derjenigen Vögel gefunden zu haben, die sich durch einen vorzüglich hohen Grad von Nächstenliebe — wenn man so sagen kann oder vielmehr von Sorgfalt für fremde Kinder — auszeichnen, d. h., die sich fremder Kinder, welche ihre Eltern verloren haben, mitleidig annehmen und deren Stelle ersetzen. Es hat vielmehr erst in der allerneuesten Zeit Herr Dr. Gloger in Berlin die Wissenschaft mit derartigen höchst interessanten Untersuchungen bereichert. Daß sich hierin der Mäusebussard (F. buteo) besonders auszeichne, beweist nachstehendes Factum:

Im Jahre 1817 schoß der Königlich Bayerische Forstgehülfe Anton Köhler zu Dörrwies in Zeit von vier Tagen zwei alte Vögel während des Fütterns von demselben Horste weg; weil aber der Baum, auf welchem dieser stand, nicht bestiegen werden konnte, so mußten die Jungen ihrem Schicksale überlassen bleiben. Als er nach einigen Tagen diese Gegend wieder besuchte, fand er, daß ein dritter Vogel sich der Waisen angenommen hatte und sie als seine eigenen Kinder ernährte, bis sie nach Verlauf von 10 Tagen vom Rande ihres Nestes herabgeschossen wurden.

Im darauf folgenden Jahre schoß K. abermals in Zeit von sechs Tagen drei alte Rüttelweihen von einem Horste weg, fest überzeugt, daß, da auch dieser Baum unbesteigbar war, der Hungertod die nun ganz verlassenen Jungen unvermeidlich treffen müsse. Allein, wie groß war sein Erstaunen, als er einige Tage nachher wahrnahm, daß sich abermals ein neuer Wohlthäter für sie gefunden hatte, der sie so gut verpflegte, daß sie eine Woche später schon den Horst verlassen und in dessen Nähe auf den Aesten sich aufhalten konnten, wo ein ungleich leichterer Tod, als der des Verhungerns, ihnen zu Theil wurde.

Ein Beispiel von seltener Beharrlichkeit im Brüten ist folgendes:

Im Frühjahre 1818 bemerkte ich auf einer hohen Eiche den Horst

eines Mäusebussards und ließ, da gerade die Brütezeit dieser Vögel eingetreten war, an den Stamm klopfen, um mich zu überzeugen, ob das Nest bewohnt sei oder nicht.

Der darin gewesene Vogel strich ab, wurde aber wegen der dichten Aeste, die den Schuß hinderten, nur von einem einzigen Schrotkorn in den rechten Fang getroffen, den er alsbald hängen ließ.

In der sichern Voraussetzung, daß ihn diese Verletzung, wo nicht zum Einfangen seines Raubes ganz untauglich machen, doch gewiß vom Fortbrüten abhalten werde, besuchte ich diese Gegend nicht mehr, bis mich nach 14 Tagen neuerdings ein Geschäft dorthin führte. Daß ich auch diesmal wieder einen Vogel im Neste sah, befremdete mich nicht, denn ich hielt ihn für den Gatten des Verwundeten, desto mehr war ich überrascht, als ich schon im ersten Augenblick des Abstreichens — das Klopfen an den Stamm abzuwarten, fand er diesmal nicht für rathsam — meinen gelähmten Mauser erkannte. Ein besser angebrachter Schuß hemmte diesmal seine Flucht und ich sah mit Verwunderung, daß er, trotz aller Schmerzen und ungeachtet es ihm vielleicht mehrmals an hinreichender Nahrung gefehlt haben mochte, dennoch sein Brutgeschäft treu und eifrig fortgesetzt hatte; denn sein Hinterleib war völlig von Federn entblößt, der verletzte Fang aber schon fast ganz wieder geheilt. —

„Ein Uhu brütet junge Hühner aus." Mit dieser Ueberschrift theilte mir einst Herr Wildmeister Koch zu Ettersburg Folgendes mit:

„Mehrere Naturforscher behaupten, daß kein Raubvogel aus der krummschnabligen Familie sich im Zustande der Gefangenschaft fortpflanze. Nachstehendes Beispiel dürfte jedoch obigen Satz zweifelhaft machen.

„Im vorigen Frühjahre bereitete ein Uhu, den ich schon seit zwei Jahren besitze, in einem Behälter ein Nest, legte drei Eier, brütete sie mit großer Sorgfalt und vertheidigte sie, wie sich leicht denken läßt, mit der größten Heftigkeit. Da jedoch dieses Brüten ganz zwecklos war, so legte ich ihm drei Haushühnereier unter, die er nach Verlauf von drei Wochen auch wirklich ausbrachte. Seine mütterliche Zärtlichkeit gegen diese fremdartigen Kinder, die er außerdem gewiß schnell genug verschlungen haben würde, besonders aber sein eifriges Bestreben, ihnen seine gewöhnliche Kost, für die sie doch durchaus keinen Sinn hatten, beizubringen, gewährte mir einen höchst interessanten Anblick.

„Die kleinen Thierchen wurden hierauf von einer Haushenne, die eben ihre Brutschaft vollendet hatte, adoptirt, und ein Huhn davon, an wel-

chem man nicht die geringste Veränderung seiner Hühnernatur wahrnimmt, ist noch am Leben.

„Hieraus folgt, daß man wohl die erforderlichen Uhu's selbst erziehen könnte. Dies würde sich allerdings der Mühe verlohnen, da sie in ebenen Gegenden, wo man gewöhnlich Gebrauch von ihnen macht, nicht zu haben sind, folglich wegen des weiten Transportes immer in ansehnlichem, oft sogar in hohem Preise stehen.“

Hierzu ist zu bemerken:

1) Die fragliche Behauptung der Naturforscher, daß kein krummschnabliger Raubvogel sich in der Gefangenschaft fortpflanze, ist nach allen bisher gemachten Erfahrungen richtig.

2) Es ist nichts Seltenes, daß die gefangenen Uhuweibchen, gleich anderen ungegatteten Vögeln, sogenannte Windeier legen.

3) Die blose Brutwärme konnte auf keinen Fall Einfluß auf das Naturell der ausgebrüteten Hühnchen äußern.

4) Die Versuche, junge Uhu's in der Gefangenschaft zu erziehen, sind schon häufig angestellt worden, aber immer fruchtlos geblieben, wie namentlich eine Mittheilung ergibt, welche der Graf von Reichenbach auf Brustawe in Schlesien in Wildungen's Taschenbuch für das Jahr 1808 veröffentlicht hat. Zwar zweifelte dieser eifrige Waidmann damals nicht, daß sorgfältiger angestellte Versuche zum Ziele führen müßten; wären sie ihm aber gelungen, so würde er sie wohl vor seinem, erst im vorigen Jahre erfolgten, Tode bekannt gemacht haben.

Es ist nunmehr an der Zeit, auch über die so beliebten und gepriesenen Krähenhütten hier das Erforderliche zu sagen. Ich muß jedoch im voraus bekennen, daß ich sie von jeher mehr als eine angenehme Unterhaltung für Leute, die bei hinlänglicher Geschäftslosigkeit und Muße sich den Beschwerden einer ernstlichen Jagd nicht aussetzen und doch gern schießen wollen, betrachtet, als für ein sicheres Mittel angesehen habe, ein Wildgehege bedeutend zu verbessern.

Ich bemerkte nämlich sehr oft, daß da, wo nur eine Krähenhütte auf einem Reviere war, blos in der ersten Zeit nach der Anlegung die gefiederten Gäste sich fleißig einfanden, späterhin aber man nicht selten halbe Tage lang warten durfte, ohne einen einzigen Schuß thun zu können. Solch' ein vergebliches Sitzen ist aber für Jeden, der den Werth der Zeit kennt, gewiß höchst unangenehm. Ich wenigstens würde nur

in dem einzigen Falle Geschmack an einer solchen Unterhaltung finden, wenn ich in der Hütte so angenehm eingerichtet wäre, daß ich in derselben, wenn nicht schreiben, doch wenigstens lesen und daher das Ausbleiben der Raubvögel leicht verschmerzen könnte.

Eine solche Einrichtung würde aber nicht nur an sich schon einigermaßen kostspielig sein, sondern auch noch dadurch beschwerlich werden, daß man immer noch Jemanden bei sich haben müßte, um auf die Fallbäume Acht zu geben. Ein zweiter Vorwurf, den ich, außer dem der Zeitverschwendung, der Krähenhütte auch noch machen muß, ist der, daß gerade die allerschädlichsten Falkenarten am seltensten dabei geschossen werden, weil sie überhaupt weniger auf den Uhu achten, als die anderen, besonders aber auch, weil sie, selbst wenn sie auf denselben stoßen, sich doch der Gefahr der Erlegung weit weniger aussetzen, indem sie selten oder nie dabei aufhaken, der Schuß aus der geöffneten Thüre aber mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden ist und daher nicht immer gelingt. Auch ist es eine bekannte Erfahrung, daß der Uhu durch sein öfteres Erscheinen den in der Umgegend einheimischen Raubvögeln zuletzt fast ganz gleichgültig wird. Es gewährt daher bedeutende Vortheile, wenn man mehrere Krähenhütten anlegen und mit dem Besuche derselben immer abwechseln kann.

Wo dies aus irgend einem Grunde nicht thunlich ist, da benütze man Steinbrüche, Erdfälle, alte Mauern, Hirten- und Schäferhütten &c., kurz jeden Platz, wo man Gelegenheit findet, sich gut zu verbergen. An solchen Orten schießt man nicht selten mehr Raubvögel, als in der regelmäßigen Krähenhütte, zumal wenn ein alter Baum in der Nähe steht, auf welchem sie ohnehin gern aufhaken.

Selbst einzeln liegende Häuser kann man bisweilen gut zu diesem Zwecke benutzen, aber freilich hauptsächlich nur bei Krähen und Elstern. Die Falken und Weihen nähern sich den Wohnungen der Menschen bei weitem weniger gern. — Die Regeln, welche man bei Anlegung einer Krähenhütte zu befolgen hat, sind kürzlich folgende:

Findet sich in einer größeren baumlosen Ebene ein einzelner Berg oder Hügel, auf dessen Gipfel man dieselbe anlegen kann, so ist dies ein sehr bedeutender Vorzug; denn hier fällt der Uhu, zumal, wenn er sich oft bewegt, jedem, selbst in größerer Entfernung vorüberziehenden Raubvogel am sichersten in die Augen. Ein solcher Ort verdient daher auf alle Fälle den Vorzug vor jedem andern, selbst wenn wegen etwas grö-

ßerer Entfernung von dem Wohnorte des Jägers die Bequemlichkeit desselben mit dieser Wahl in Collision kommen sollte.

Was nun das Technische bei dem Aufbaue einer Krähenhütte betrifft, so ist dieser Gegenstand so bekannt, daß ich denselben hier mit Stillschweigen übergehen zu dürfen glaube. Ungleich nöthiger sind einige, aus dem praktischen Leben genommene Regeln für Diejenigen, welche Vergnügen daran finden, einen solchen Ort fleißig zu besuchen.

Bei einem rüstigen, leidenschaftlichen und gewandten Flugschützen wird dieses übrigens nur selten der Fall sein. Ein solcher weiß sowohl im Frühjahre, als namentlich auch im Herbste, das heißt, in der für die Benutzung der Krähenhütte günstigsten Periode, seine Zeit ungleich besser anzuwenden, als daß er auf einer Bänk, wäre sie auch noch so weich mit Moos ausgepolstert, seine Zeit verträumen und stundenlang auf eine Krähe oder einen Thurmfalken (noch überdies oft ganz vergebens!) warten sollte, während ihm, besonders in letztgenannter Jahreszeit, überall Schnepfen, Enten, Feldhühner ꝛc. als eine ungleich reizendere Beute, winken. — Ich glaube nun die Liebhaber dieser Jagdmethode hauptsächlich auf folgende Punkte aufmerksam machen zu müssen:

1) Es ist nicht rathsam, auf Krähen und Elstern alsbald nach ihrem Erscheinen zu schießen da sie durch ihr Geschrei nicht selten wichtige Raubvögel herbeilocken.

Ueberhaupt sollte man, wenn man dabei nicht sowohl blos Unterhaltung und Zeitvertreib, als den *wirklichen Schutz der Niederjagd* im Auge hat oder etwa Fraß für den Uhu sehr nothwendig braucht, nach Krähen und Elstern, die man das ganze Jahr hindurch, so wie namentlich zur Zeit des Brütens und im Winter, wo sie der Hunger in die Dorfgärten treibt, zu vermindern Gelegenheit genug hat, *gar nicht* schießen, sondern seine Aufmerksamkeit auf die ungleich wichtigeren Falken und Weihen richten.

2) Ein Haupterforderniß ist heiteres, freundliches Wetter, wenn auch der Himmel nicht eben ganz ohne Wolken zu sein braucht. Eine bedeutende Witterungsveränderung darf nicht nahe bevorstehen, noch weniger aber ein starker Wind im Gange sein.

3) Der Uhu soll — so schreibt es die strenge Regel, die aber nur selten befolgt wird, vor — schon vor Tagesanbruch, wenn auch kein Raubvogel seine Schlafstätte verlassen hat, und ohne alles Geräusch an Ort und Stelle gebracht werden.

4) Dieselbe strenge Vorschrift verlangt auch, daß das Innere der

Hütte möglichst dunkel gehalten werde und Niemand sich den Sehelöchern zu sehr nähere, um nicht etwa von den vorüberstreichenden Vögeln bemerkt zu werden. Dafür aber stimme ich meines Theils gar nicht, sondern ich bin vielmehr des Dafürhaltens, die Hütte müsse hell genug sein, um mit aller Bequemlichkeit darin lesen und auch schreiben zu können. Fällt dann die Jagd schlecht aus — wie es sehr häufig der Fall ist — so parodire man die bekannten Worte des jüngeren Plinus: si nihil in retibus, tamen aliquid in ceris und sage: wenn nichts auf die Fallbäume kommt, so kommt doch etwas auf's Papier.

5) Die Thüre muß nicht, wie man es oft findet, auf der Vorderseite der Hütte, sondern hinten angebracht und so weit vom Dache überragt sein, daß kein vorübersteigender Vogel das Oeffnen derselben wahrnehmen kann, sie muß ferner ganz leicht und geräuschlos aufgehen.

6) Staatshämorrhoidaren, Rheumatikern und Dilettanten aus der Stadt sind für den Fall, daß sie sich einmal ausnahmsweise entschließen sollten, eine solche Morgenpartie vorzunehmen, gute Matten und Strohschuhe gegen die mögliche Erkältung der Fußsohlen ganz besonders anzuempfehlen.

7) Will man einen der wichtigeren Raubvögel im Fluge schießen, was bei allen denen geschehen muß, welche zwar auf den Uhu stoßen, aber dabei nicht gern aufhaken, so benutze man dazu den Augenblick, in welchem er von der Hütte abwärts nach seinem Feinde stößt, um möglichst schnell die Thür zu öffnen und nun, gut schußfertig seine Zurückkunft zu erwarten.

In solchen Fälle ist jedoch jungen Anfängern, so wie auch minder geübten und besonders sehr hitzigen Schützen, die höchst nöthige Vorsicht anzurathen, ja nicht zu nahe an dem Uhu vorbeizuschießen; denn, wie das Sprüchwort sagt, der Böse treibt bisweilen sein Spiel, und den armen Uhu zu tödten, ist nicht blos eine sehr unangenehme Fatalität, sondern auch eine sehr kostspielige Sache, da sich ein solcher Verlust nur schwer ersetzen läßt.

Ein erfahrener Liebhaber der Krähenhütten-Jagd, der verstorbene Graf R.........., hat mir die Mittheilung gemacht, daß, wenn ein Adler über die Hütte wegstreiche, dies daran erkannt werden könne, daß sich der Uhu sofort von seinem Stande herab zur Erde werfe. Da nun der Adler eben so wenig als die spitzflügligen Falken aufhake, so müsse man auch

hier möglichst eilen, seinen Schuß außerhalb der Hütte anzubringen. Wie viele Krähenhütten mögen aber wohl schon dem Zahne der Zeit erliegend, zu Staub verfallen sein, ohne daß sich jemals ein solcher Fall in ihrer Nähe ereignet hat, ohne daß ein Eulenkönig — wie weiland Ludwig von Wildungen einst den Uhu nannte, — sich aus Ehrfurcht vor einem mächtigeren kaiserlichen*) Gegner, demüthig von seinem Throne herab in den Staub geworfen hat.

8) Der erste Gast, welcher sich schon am frühen Morgen meldet, ist der gemeine Bussard, Falco buteo, dann kommt der Schwarm der Krähen und erst, wenn es wärmer zu werden anfängt, finden sich auch die Gabelweihen, die gewöhnliche und die schwarze (F. milvus et ater), ein; diese Vögel nehmen jedoch nicht besonders gern den Fallbaum an, sondern streichen nach mehrmaligem Umkreisen des Platzes wieder ab.

9) Wenn es thunlich ist, so nehme man immer zwei Gewehre und auch einige Patronen mit in die Hütte, um erforderlichen Falles**) sowohl schnell schießen, als auch schnell laden zu können. Die geschossenen Vögel müssen, so lange der Boden noch kahl ist, sogleich von einem Hühnerhunde herbeigeholt werden, bis das unter dem Fallbaume anzulegende Gebüsch so weit gediehen ist, daß die gefallenen von ihren Cameraden in der Luft nicht mehr gesehen werden und die etwa flügellahm geschossenen sich darin verkriechen können.

10) Auch des Nachmittags von drei Uhr an kann man die Hütte wieder besuchen, allein es geschieht nur selten mit gutem Erfolge; denn die Vögel sind dann nicht mehr so frisch und stoßlustig, wie Morgens und Vormittags. Von dieser Regel machen jedoch jene Tage eine Ausnahme, an welchen Vormittags starker Nebel den Horizont verfinstert, oder Sturm und Regen stattgefunden hat und nun endlich das Wetter sich aufhellt. Dieser Augenblick ist ein sehr günstiger. Man säume daher nicht, schnell nach der Hütte zu eilen, und man wird dann nicht gar lange auf die sich, wie es scheint, unter solchen Witterungs-Verhältnissen der

*) Aquila imperialis. — Temnink.

**) Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser Fall häufiger erforderlich werden möchte, allein man hat in der Regel so viel Zeit, daß man füglich den Stein der Weisen suchen oder der Quadratur des Zirkels nachforschen könnte. —

warmen Sonnenstrahlen ganz besonders erfreuenden Vögel zu warten brauchen.

11) Hinsichtlich der Wahl der Schrotsorte, welche man bei dieser Jagdmethode führen soll, läßt sich nichts Bestimmtes sagen, theils weil die Schrotnummern in ihrer Stärke zu sehr differiren, theils auch, weil die Fallbäume nicht überall in gleicher Entfernung von der Hütte stehen.

Ich gehe übrigens auch hier von demselben Grundsatze aus, den ich schon anderwärts aufgestellt habe, daß man nämlich auf sehr schädliche Raubvögel lieber mit zu feinen, als mit zu groben Schroten schießen soll, weil es hier nicht die Hauptsache ist, des schädlichen Räubers durch augenblickliche Tödtung habhaft zu werden, sondern weil es genügt, ihn außer Thätigkeit gesetzt zu haben.

Es ist daher besser, daß er, von mehreren geringen Schrotkörnern getroffen, noch eine Strecke weit fortstreichend erst außer dem Gesichtskreise des Schützen falle oder erst später eingehe, als daß ihm der Schuß mit starkem Blei, welches weit weniger deckt, blos einige Federn abstreife, ohne ihm an seinem Leben etwas zu schaden, indem er nach einer solchen Erfahrung denselben Ort für immer meidet.

12) Bei Regen und Schnee, so wie überhaupt bei trübem, frostigem und windigem Wetter soll man den Uhu (der in manchen Gegenden, z. B. in Altbayern, der **Auf** genannt wird), lieber gar nicht aussetzen, da der schlechte Erfolg des Unternehmens vorauszusehen ist.

13) Der Monat October ist, wie schon gesagt, aus vielen und wichtigen Gründen, die bei weitem beste Zeit für den Besuch der Krähenhütte. Erstens hat man in diesem Monat in der Regel das schönste und heiterste Wetter, zweitens zeigen die um jene Zeit überall anzutreffenden jungen Raubvögel weit mehr Eifer und Erbitterung gegen den ihnen noch ganz neuen und unbekannten Uhu, als die alten, drittens sind alle diese Gäste reichlicher genährt, mithin auch munterer, muthwilliger und kampflustiger, als im Frühjahre, wo sie durch ernstere Beschäftigungen, durch Paarung und Erbauung ihrer Horste in Anspruch genommen sind, folglich für solche Nebendinge, wie das Stoßen auf den Uhu, keinen Sinn und keine Zeit haben.

Sollten etwa mehrere Schützen in der Hütte beisammen und denselben, wie es häufig vorkommt, mehr daran gelegen sein, oft zu schießen,

als die Umgegend von gefährlichen Feinden des niedern Wildes zu befreien, so haben sich je zwei Schützen an die Schießlöcher zu stellen und ganz schußfertig zu halten, bis die neugierigen und laut kreischenden Krähen sich auf den Fallbäumen versammeln, um dort auszuruhen und mit Bequemlichkeit die fremde Gestalt des Uhu's in Augenschein zu nehmen. Wenn nun die Stellen ausgesucht sind, wo dieses schwarze Gesindel am dichtesten beisammen sitzt, so zählt man Eins, Zwei, Drei, oder besser, man läßt von einem Dritten, welcher kein Gewehr in der Hand hat, zählen und bei der Zahl Drei wird dann a tempo abgefeuert, aber auch zugleich der zweite Lauf für einzelne, etwa noch zurückbleibende Vögel benutzt.

Der letzte, aber keineswegs der unbedeutendste Gegenstand, den wir nun noch zu besprechen haben, ist die Behandlung, Fütterung und Anschaffung des Uhu.

Die hierauf zu verwendende Sorgfalt erscheint als um so wichtiger, je größer in neuester Zeit die Schwierigkeiten sind, in ebenen Landstrichen den Verlust eines solchen Vogels zu ersetzen, wenn man auch die dazu nöthigen Geldopfer nur wenig beachtet. Die jungen, aus dem Horste genommenen Uhu's lassen sich, wie alle wilden Thiere, wenn sie von menschlicher Hand gefüttert und auferzogen werden, leicht zähmen, dagegen aber bleiben die, welche alt eingefangen werden, immer etwas bösartig und wild.

Es dürfte daher bei solchen Vögeln vielleicht dasselbe Verfahren angewendet werden können, wie bei dem Abtragen der Falken: Hunger und Schlaflosigkeit auf einer Stange oder in einem Reif, welcher sich immerwährend bewegt.

Wenn der Uhu in die Krähenhütte getragen werden soll, so fasse man ihn mit der rechten Faust, die mit einem starken ledernen Handschuh versehen sein muß, an beiden Fängen, läßt ihn, hoch gehalten, mit den Flügeln schlagen, was er oft thut und nimmt ihn dann unter den Arm oder setzt ihn in einen Korb.

Will man ihn anfesseln, so nimmt man eine Schnur von ein oder zwei Klaftern Länge, an welcher sich ein Band von weichem Schafleder befindet, das ihm an den linken Fang befestigt wird.

Auch kann man dem Vogel, wie bereits erwähnt, ein Leder mit einem Ringe versehen, an eine seiner Fänge nähen, allein unter diesem kann sich das Ungeziefer leicht verkriechen und ihm Schmerzen verursachen;

auch wird das Leder durch die öftere Durchnässung bei dem Baden bald so hart, daß es ihm zuletzt wehe thut.

Der Käfig oder besser der Stall des Uhu ist wo möglich so anzulegen, daß er gegen die rauhen Nord- und Ostwinde geschützt, dagegen nach West und Süden hin frei ist. Auf einer dieser letzteren Seiten muß die Wand eine größere vergitterte Oeffnung haben, damit Licht und Sonne eindringen und sich der Vogel, je nach Gefallen, mehr im Kühlen oder im Sonnenschein aufhalten kann. Daß diese Oeffnung durch einen Laden, um sowohl im Winter das Eindringen der Kälte, als im Sommer das Einschlagen des Regens verhindern zu können, verschließbar sein muß, versteht sich wohl von selbst. —

Den Stall wollen Manche so geräumig haben, daß ein Mann bequem hineingehen kann, allein ich glaube, daß es genügt, wenn er so groß ist, daß der Vogel in demselben die Flügel ganz ausbreiten und mit denselben, ohne das Gefieder an den Wänden zu verletzen, schlagen kann.

Etwa einen Fuß hoch über dem Boden ist eine ungefähr drei Zoll starke runde Stange anzubringen, worauf der Uhu steht.

Der am besten mit Steinen ausgeglättete Boden muß, um die Reinigung desselben leichter bewirken zu können, mit feinem Flußsande bestreut und in dem Stalle stets ein größeres Gefäß mit reinem Wasser gehalten werden, damit der Uhu trinken und sich auch nach Belieben baden kann, was er öfter thut. — Kann in diesem Stalle — natürlich an einer Stelle, die der Vogel von der Stange aus nicht beschmeißen kann — ein kleiner Gras- oder Erdhügel angelegt werden, so dient dieses zur besonderen Bequemlichkeit des Uhu. —

Die beste Nahrung für diesen Vogel besteht aus Katzen, Kaninchen, Ratten ꝛc. und Vogelarten, die ihm stets mit den Haaren oder Federn zu reichen sind. Er nimmt auch Fleisch von anderen Thieren, besonders Herz, Lunge, Leber, ausgewaschene Mägen und Gescheide gern als Fraß an, scheint aber damit fortdauernd nicht existiren zu können und der Haare oder Federn zu seiner Verdauung absolut zu bedürfen; wenigstens dürfte dies daraus zu schließen sein, daß ein von mir beobachteter Uhu, so lange er erstere Nahrung erhielt, frisch und gesund blieb, bei fortgesetztem Genuß der letzteren aber stets gekränkelt hat und zuletzt zu Grunde gegangen ist. Gekochtes, gesalzenes oder gedörrtes Fleisch darf eben so wenig gefüttert werden, als vergiftete Ratten und dergleichen; denn sowohl an dem einen als dem andern stirbt der Uhu alsbald.

Auffallend ist bei diesem Thiere die äußerst rasche Verdauung und

dieser entgegengesetzt wieder die Ausdauer im Hungern; denn er kann, nachdem er z. B. ein Kaninchen verzehrt hat, ganz füglich vier Tage ohne alle weitere Nahrung sein. Länger soll man ihn aber nicht hungern lassen. —

Können ihm behaarte oder befiederte Thiere durchaus nicht gereicht werden, dann darf man nicht versäumen, ihm alle vier Wochen Wolle oder Federn vorzuwerfen, um ihn damit nach Möglichkeit zu erhalten. —

Diejenige Gegend des südlichen Deutschlands, aus welcher man, meines Wissens, am sichersten einen Uhu, wenn auch nur für gute Bezahlung, erhalten kann, ist die bayerische Pfalz und zwar der Kanton Dahn, auch Unterfranken unterhalb Würzburg bei Retzbach und Karlstadt, wo diese Vögel von jeher einheimisch waren und früher zu ziemlich billigen Preisen abgegeben wurden. Jetzt aber kostet ein junger, aus dem Horste genommener Vogel, ohne die Auslagen für den Transport, 3 bis 4 Kronenthaler, und es ist leicht vorauszusehen, daß dieser Preis in der Folge noch um ein Bedeutendes höher steigen werde, da eine Vermehrung dieser Vögel höchst unwahrscheinlich ist. — Alljährlich werden die Jungen ausgehoben und sind bereits zu einer Art von Speculation geworden, da man die Orte, wo diese Vögel horsten, genau kennt, die alten aber, wenn sie auch den durch ihre große Schädlichkeit vollkommen gerechtfertigten Verfolgungen des Jagdpersonales glücklich entgangen sind, zuletzt doch noch dem Schicksale aller lebenden Geschöpfe unterliegen und an Altersschwäche eingehen müssen. Man kann daher den Liebhabern des Krähenhüttenvergnügens, was die Lieferungen aus diesen Gegenden betrifft, für eine spätere Zeit kaum ein günstiges Prognostikon stellen.

Dagegen darf man sich um so besseren Erfolg versprechen, wenn man sich an den Herrn Cafetier Werner in Stuttgart wendet, der in der Regel vier bis sechs Exemplare des Uhu zum Verkaufen oder Vertauschen in einem großen Drahtbehälter in seiner rühmlichst bekannten Menagerie in Bereitschaft hat, die ihm aus dem felsigen Nahe-Thal, aus Kirn und Oberstein, besonders aber aus den Kalkgebirgen der sogenannten rauhen Alp in Württemberg geliefert werden, und die er dann mit der Eisenbahn zu billigen Preisen prompt und sicher an die Besteller versendet.

Sollten einem Liebhaber der Krähenhütten-Jagd alle Anstalten, sich einen lebenden Uhu zu verschaffen, fehlschlagen, so mache ich ihn darauf aufmerksam, daß er deshalb auf sein Vergnügen noch nicht ganz zu verzichten braucht, wofern er nur den Leichnam seines letzten Uhu's sorgfältig ausstopfen läßt. Die Krähen und selbst die Bussarde stoßen auf einen

ausgestopften Uhu, eine Zeit lang wenigstens, eben so eifrig, als auf einen lebenden, nur muß die Vorsicht angewendet werden, daß das Brettchen, worauf er steht, mit Reisig verdeckt und dadurch ganz unsichtbar gemacht wird. —

Ich komme nun noch einmal auf meine, oben schon angedeutete, Ansicht von der Wichtigkeit der Krähenhütten zurück.

Sie sind, wenn man nicht auch noch auf andere Weise für die möglichste Verminderung der schädlichen Raubvögel eifrigst bemüht ist, ganz unzureichend, weil gerade die gefährlichsten Falken, die sogenannten Spitzflügler, am seltensten dort erlegt werden, da sie weder die Fallbäume annehmen, noch länger als einige Augenblicke bei dem Uhu verweilen, während dagegen der zutrauliche Thurmfalke (F. tinnunculus), so wie der Rundschwanz, d. h. die Bussarde (F. buteo und lagopus), welche letztere Herr Dr. Gloger in Berlin in mehreren, in dem 1854er Jahrgange der Forst- und Jagdzeitung enthaltenen Abhandlungen für ganz unschädlich erklärt hat, das gewöhnliche Schlachtopfer sind, und weil man dabei fast eben so viele fremde, blos auf ihren Wanderungen begriffene Strichvögel erlegt, als einheimische, auf welche letztere es doch eigentlich nur abgesehen ist, wenn es sich um die Beschützung eines Revieres handelt.

Der fleißige Besuch der Krähenhütte ist ferner, streng genommen, gar nicht vereinbar mit der Bestimmung eines praktischen Jägers und kann auch nicht wohl ein Gegenstand seiner Neigung sein; denn er verliert dabei nicht nur einen bedeutenden Theil der kostbaren Zeit, die er, zumal im Spätjahre, anderwärts bei weitem sowohl angenehmer als nützlicher verwenden kann, sondern er sieht sich auch den Wilddieben verrathen, die, immer lauernd und aufmerksam auf Alles, was in ihrer Umgebung vorgeht, entweder ihn selbst hinausgehen oder den Uhu tragen sehen oder auch aus den wiederholten Schüssen auf einer und derselben Stelle den Schluß ziehen, daß für den Augenblick Nichts von ihm zu fürchten sei.

Betrachten wir dagegen die Krähenhütte nur aus dem Gesichtspunkte des Vergnügens, so ergiebt sich ein viel günstigeres Resultat. Sie ist unstreitig eine sehr schöne Sache für schon hoch bejahrte oder sehr corpulente oder sehr bequeme Dilettanten, so wie für Geschäftsleute, die nur von Zeit zu Zeit einige Stunden erübrigen können. Man erhitzt sich nicht, man ermüdet sich nicht, man hat weder Hunger noch Durst zu ertragen und sticht sich auch keine Dornen in den Leib, wie bei der Schnepfensuche.

Sollte übrigens, wie es den Stadtbewohnern hier und da, wenn

auch vielleicht nur mit Unrecht, nachgesagt wird, im Gegentheil gerade die Absicht, sich Hunger und Durst zu verschaffen, eine der Haupttriebfedern einer solchen Partie sein, so kann man sich gerade in der ganzen Welt keine bessere und angenehmere Gelegenheit zur Befriedigung erwähnter Bedürfnisse wünschen, als das vertrauliche Halbdunkel einer solchen, mit allen Erfordernissen der Bequemlichkeit versehenen Einsiedelei, zumal, da man nicht leicht fürchten darf, der Andrang der Vögel werde so stark sein, daß man nicht vollkommen Zeit finden sollte, in den Zwischenpausen Messer und Gabel gehörig zu handhaben. —

Endlich ist dieser Zeitvertreib besonders auch allen Denen sehr zu empfehlen, welche mit den Raubvögeln auf den Fallbäumen lieber zu thun haben, als mit denen in der Luft.

Will übrigens ein gewandter Schütze sein Vergnügen gern um etwas erhöhen, so nehme er, statt des Schrotgewehres, die Kugelbüchse und zwar die Kurische, d. h. die sogenannte Erbsbüchse mit ganz kleinem Blei, zur Hand, welche noch den besonderen Vortheil gewährt, daß sie, vermöge ihrer ganz schwachen Pulverladung, außer der Hütte fast gar nicht gehört wird, folglich weder die umherstreichenden Vögel abschrecken, noch den Wildbieben zum Signal dienen kann.

Zum Schlusse glaube ich noch einige Bemerkungen über den Bussard hier beifügen zu müssen, da derselbe der einzige größere Raubvogel ist, welcher am häufigsten bei der Krähenhütte geschossen wird.

Diese langsamen und schwerfälligen Bursche haben in neuester Zeit einen sehr eifrigen Vertheidiger an dem Herrn Dr. Gloger in Berlin gefunden, der in der allgemeinen Forst- und Jagdzeitung (im Märzhefte 1855, S. 115) nicht nur den großen Nutzen, welcher durch sie gestiftet werde, sondern auch ihre gänzliche Unschädlichkeit für die Niederjagd hervorgehoben und, von diesem letzteren Gesichtspunkte ausgehend, sogar die Aufhebung der in den Jagd-Gesetzen für diese Vögel bestimmten Schußprämien beantragt hat.

Ferner hat auch Herr Conservator Martin in Berlin speciell nachgewiesen, daß er in den Mägen einer namhaften Anzahl von Bussarden durchaus nichts weiter, als Mäuse gefunden habe und hieraus die Schlußfolgerung gezogen, daß es ein bloses Vorurtheil sei, wenn man sie als für die Niederjagd schädliche Raubvögel betrachte.

Es möge mir daher vergönnt sein, diese Lobreden auf die Unschädlichkeit der sogenannten Rundschwänze noch etwas näher zu beleuchten und hier zu sagen, was ich glaube und was ich nicht glaube. Ich halte diese

Erwiderung sogar für meine Pflicht, insofern Herr Dr. Gloger mir die Ehre erzeigt hat, mich zur Mittheilung meiner Ansicht über diesen Gegenstand aufzufordern, welchem Verlangen ich also hiermit in Folgendem entspreche.

Ich glaube, daß die Bussarde im Naturhaushalt als Hauptfeinde der Mäuse mehr Gutes stiften, als sie der kleinen Jagd schaden können. Ich glaube, daß sie überall, wo es nicht an Remisen und sonstigen Schutzorten fehlt, für die Feldhühner — aber auch nur für diese — beinahe ganz unschädlich sein würden. Minder günstig lautet meine Sentenz in puncto der jungen Hasen; „in diesem Artikel arbeiten", wie man in der kaufmännischen Sprache zu sagen pflegt, die Bussarde die Hälfte des Jahres hindurch, das heißt, vom Frühjahre bis zum Herbst, ungleich besser. Das liegt schon in der Natur ihres Gewerbes; denn gegen alte Hasen richten sie nichts aus, wagen sich also auch gar nicht an diese, es wäre denn, daß sie einen kranken oder angeschossenen fänden, an welchem nichts verloren ist, da er ohnehin seinem Verderben entgegengeht. Um so eifriger sind sie aber hinter den jungen her, die, hülflos, wie sie sind, selbst dem Angriffe ungleich schwächerer Feinde sehr leicht unterliegen.

Je kahler und offener nun das Feld ist, auf welchem ein solches junges Thierchen gesetzt wird, desto leichter bemerkt ihn das unendlich scharfe Auge des Raubvogels. Daher kommt es, daß da, wo die sogenannte Dreifelderwirthschaft noch fortbesteht und alljährlich der dritte Theil der Feldmarkungen unangebaut (in der sogenannten Brache) liegen bleibt, die Weihen weit öfter Gelegenheit finden, Beute zu machen, als anderwärts. Ueber solche, von den arbeitenden Landleuten wenig besuchte Felder ist eine Art von Ruhe und Stille verbreitet, die den Mutterhasen glauben läßt, daß dort seine Nachkommenschaft am besten aufgehoben sei. Ueberall bieten ihm die unzähligen, von Wind und Wetter gebleichten Misthaufen, die auf solchen Brachfeldern liegen, einen scheinbar sicheren Schutzort dar; allein wie bitter sieht er sich oft in dieser Hoffnung getäuscht! Die Feinde seiner Kinder sind vom frühesten Morgen bis zur späten Nacht in ununterbrochener Thätigkeit! Theils schweben sie langsamen Fluges, aber unermüdlich, über den kahlen Feldern herum, theils sitzen sie, wie es besonders der Rundschwanz zu thun pflegt, auf hohen Marksteinen, Wegweisern oder auf der Spitze und den dürren Aesten einzelner Feldbäume stundenlang und lauern. Man wird mir einwenden, daß ein junges Häschen in seinem (oft schlecht genug construirten) Nest immer still und unbeweg-

lich sitzen bleibe. Das ist allerdings wahr, allein man vergesse nicht, daß es sich hier um Falkenaugen handelt, die auch erkennen, was sich nicht bewegt. Und ist denn etwa dieses Stillsitzen ein ununterbrochenes? Keineswegs, sondern es erstreckt sich nur auf die Tagesstunden; denn in der Morgen- und Abenddämmerung fühlen auch diese kleinen kaum geborenen Geschöpfe schon eine Art von Unruhe, sie machen, gleich den jungen Vögeln, die man auf den Rand des Nestes treten und die noch unbeschwingten Flügel emporheben sieht, Versuche, wenn auch noch so unvollkommene, ihr Nest zu verlassen und wenigstens einige Spannen weit von ihrer ersten Heimath weg zu krabbeln.

Aber wehe ihnen, wenn sie das thun. Auch ihre Verfolger sind von Tagesanbruch bis zum Erbleichen des letzten Abendlichtes stets auf ihrem Posten.

Man wird mir ferner einwenden, daß der sogenannte ehrliche Bussard nur auf Mäuse, Eidechsen, Regenmolche, Blindschleichen und dergleichen ebenfalls nur bei schwarzem und ungefrorenem Boden vorkommende Thiere lauere, und ich räume das gern ein; allein man erlaube mir dagegen die Frage: Wird er deshalb etwas Anderes, was ihm in den Wurf kommt, verschmähen? ich will nicht sagen, etwas Besseres. Denn ich kann mich jener ziemlich allgemein verbreiteten, in vielen waidmännischen Schriften, selbst im Winkell'schen Handbuch, ausgesprochenen Meinung, daß es, wie für uns Menschen, so auch für die Raubthiere, z. B. für den Fuchs, gewisse Lieblingsspeisen und sogenannte Leckerbissen gebe, die sie jedem anderen Fraße vorziehen, nicht unbedingt anschließen und zwar kann ich mich um deswillen nicht hierzu verstehen, weil ich diese Annahme für eine blose Vermuthung halte, die bis jetzt noch jeder festen Bestätigung ermangelt. Wo ist der Naturforscher oder Jäger, welcher auftreten und sagen könnte, er sei mehrmals — ein einzelner Fall dieser Art, angenommen, aber nicht zugegeben, es sei ein solcher schon vorgekommen, könnte ja blos als Folge des Ungefährs zu betrachten sein! — Zeuge gewesen, wie ein Raubthier (versteht sich im Freien) mehrere, ihm zum Fraße dienende Thiere um sich her versammelt, respective im Bereiche seiner Zähne oder Fänge gesehen und dann jedesmal dieselbe Species ausgesucht, mithin eine entschiedene Vorliebe gerade für diese Mahlzeit gezeigt und sie dadurch klar und bestimmt für einen Leckerbissen erklärt habe??? Wer hat das jemals gesehen? Und wer wird es jemals sehen? Ich finde es daher weit wahrscheinlicher, daß ein Raubthier, zumal ein hungriges — und wann ist ein solches nicht hungrig? —

sich ohne alles Besinnen und ohne irgend eine Auswahl auf jede Creatur stürze, die ihm in den Weg kommt, ja ich glaube sogar, daß, wenn z. B. ein Fuchs eine soeben erhaschte oder schon im Rachen getragene Beute wieder fallen lassen sollte, um nach einer andern zu greifen, die sich ihm in demselben Augenblicke zeigt, dies nicht geschieht, weil er die letztere für delicater hält, sondern blos, weil die in seiner Natur tief begründete unersättliche Raubgier und Mordlust ihn antreibt, Alles zu überfallen und abzuwürgen, was ihm zur Verfügung kommt.

Wenn ich daher den Bussarde beschuldige, daß er bei seinem gewöhnlichen Jagdbetriebe, dem Anstand auf Mäuse und anderes kleine Geziefer, mitunter auch ein ihm in die Augen kommendes Häschen nicht verschmähen werde, so geschieht das nicht etwa, weil ich mir einbilde, er halte diese Mahlzeit für wohlschmeckender, als die auf seinem gewöhnlichen Küchenzettel vorkommenden Speisen, sondern ich stütze mich dabei blos ganz einfach auf das uralte Sprüchwort, daß die Gelegenheit Diebe macht, also auch unser Don Bussardo kein absonderliches Bedenken tragen wird, zur Abwechselung einmal einen anderen Imbiß zu sich zu nehmen.

Ich glaube ferner, daß man in Folge der so lebhaften und eifrigen Anregung dieses Gegenstandes durch Herrn Dr. Gloger das bisherige Schußgeld für dergleichen Raubvögel in vielen Gegenden Deutschlands aufheben wird. Doch möchte ein Landesherr, der seine Liebhaberei auch auf die Niederjagd und auf die Lichtseite derselben — d. h. auf die Führung vorzüglicher Vorstehhunde, deren Klugheit und Talent bewundern zu können, vielleicht ein viel größeres Vergnügen genannt werden darf und weit mehr Abwechselung darbietet, als das Schießen selbst — ausdehnt, schwerlich in seinem Leibgehege für Hühner und Hasen die Bussarde geschont wissen wollen.

Das ist es, was ich theils als gewiß, theils als sehr wahrscheinlich betrachte. Ich komme nunmehr zu dem, was ich nicht glaube oder was mir wenigstens noch als zweifelhaft erscheint.

Ich glaube nicht, daß es jemals gelingen werde, die Einhegung der Grundstücke mit lebendigem Gebüsche, namentlich im südlichen Deutschland, allgemeiner einzuführen, weil selbst da, wo die alljährlich zunehmende Be- oder vielmehr Uebervölkerung das richtige Verhältniß noch nicht so augenscheinlich überschritten hat, als es an vielen Orten bereits wirklich der Fall ist, vielmehr aber in wirklich feldarmen Gegenden, der dadurch entstehende Verlust an productiver Fläche viel zu fühlbar sein

würde. Auch herrscht in manchen Gegenden entschiedenes Vorurtheil gegen solche Einfassungen, weil man voraussetzt, sie seien eben so gewiß Zufluchtsorte der Raupen, als durch Beschattung und Wurzelverbreitung dem Gedeihen der Feldfrüchte hinderlich. Hierüber darf ich mir nun zwar kein Urtheil erlauben, da ich in Sachen der Oekonomie auf jedes Stimmrecht verzichte, allein als Jäger fürchte ich und zwar, wie ich glaube, nicht ganz ohne Grund, daß die in diesen Hecken sich ansiedelnden Wiesel, Iltisse, Steinmarder 2c. eben so viel, wo nicht noch mehr Schaden an Feldhühnern, besonders aber an ihren Eiern, verüben würden, als dieselben bisher von den trägen und unbeholfenen Bussarden zu erdulden hatten. Die Besorgniß, daß durch die allgemeine Einführung solcher Zäune dem Wilddiebstahl durch Schlingenstellerei ein neuer und ebenso weiter als willkommener Spielraum eröffnet werden dürfte, will ich hier zwar nicht bestimmt aussprechen, doch aber wenigstens leise andeuten. Ganz unterdrücken kann ich diese Befürchtung nicht. Auch genügt es nach meinen Beobachtungen vollkommen, wenn man schon vor, oder doch bei dem ersten Schneefalle an allen Lieblingsorten der Feldhühner Futterplätze mit sogenannten Schirmen anlegt, wo der etwa in der Größe einer Quadratruthe entblößte Boden mit Dornsträuchern oder andern Reisern so dicht bedeckt wird, daß nur die, in diesem Stücke sehr geschickten, Feldhühner durch die am Boden befindlichen, für ihre gefiederten Feinde aber ganz unzugänglichen Lücken hineinschlüpfen können. Die Anlegung solcher Schirme ist weder mit großer Mühe, noch mit bedeutenden Kosten verbunden. Dornhecken, deren Ausrottung sogar gewünscht wird, gibt es überall, und da der Bussard erfahrungsmäßig hauptsächlich nur einem hungrigen und ermatteten Feldhuhne gefährlich ist, so genügen solche sorgfältig gehandhabte Schutz- und Futterplätze vollkommen, um seine Angriffe zu vereiteln. Ferner möchte ich fast daran zweifeln, daß die künftige Schonung der Bussarde einen so besonders wichtigen Einfluß auf die Verminderung der Feldmäuse äußern werde. Um dieses bewirken zu können, scheint mir der Vogel nicht häufig genug vorzukommen. In den Gegenden wenigstens, die ich bewohnt oder beobachtet habe, sah ich selten mehr als zwei oder drei Paare selbst auf den größeren Feldmarkungen als einheimische Bewohner operiren und bemerkte auch nirgends eine größere Vermehrung dieser Vögel, wenn sie auch noch so wenig von den Jägern verfolgt worden waren. Als Hauptursache hiervon betrachte ich die Begierde der stets mordlustigen Bauernjugend, solche Horste, sie mögen nun schon ausgeschlüpfte Junge oder nur Eier

enthalten, rein auszuplündern und auch wohl ganz zu zerstören — eine Passion, die um so gewisser jeder gesetzlichen Ordnung Trotz bietet, als selbst die strengste Wachsamkeit des Jagdschutzpersonales nicht im Stande ist, dergleichen Unfug ganz abzustellen.

Ich glaube nicht, daß leidenschaftliche Schützen sich, wenn sie allein und ohne Zeugen sind, selbst durch das strengste Verbot werden abhalten lassen auf einen ihnen zum Schusse kommenden Rundschwanz Feuer zu geben, da eine solche Versuchung für sie viel zu lockend ist.

Unter allen Beweisen für die Unschädlichkeit unserer Bussarde halte ich denjenigen für den überzeugendsten, den uns Herr L. Martin, Conservator am zoologischen Museum zu Berlin, im Decemberhefte besagter Zeitschrift (Seite 480 von 1854) mitgetheilt hat. Dieser aufmerksame Beobachter fand nämlich in den Mägen von wenigstens hundert Exemplaren dieser Vögel nichts als Mäuse, und bei einer so beträchtlichen Zahl läßt sich durchaus nicht annehmen, daß bloser Zufall mit im Spiele gewesen sei. Nur hätte ich noch zu wissen gewünscht, in welcher Jahreszeit die meisten derselben eingeliefert worden waren und ob die Gegend, in welcher es geschah, etwa ungewöhnlich arm an Hasen gewesen ist? Denn wie bereit ich auch bin, den gemeinen Bussard beinahe von aller Schuld in Betreff der Feldhühner frei zu sprechen, sobald diese in schneereichen Wintern in dichten Remisen und Feldgebüschen oder unter künstlich angelegten Schirmen hinlänglichen Schutz gegen seine Verfolgung finden, so habe ich doch großes Bedenken getragen, den Glauben an seine Schuldlosigkeit auch bis auf die jungen Häschen auszudehnen. Wenn jedoch eben so viele jener Vögel, welche Herr Martin untersuchte, im Frühlinge und Sommer geschossen oder gefangen worden waren, als in der späteren Jahreszeit, so sehe ich mich in der Nothwendigkeit, jenen Verdacht zurückzunehmen und, wie schwer ich mich auch immer dazu verstehen werde, einzuräumen, daß irgend ein Falco buteo — denn nur von diesem kann ich sprechen, da mir Falco lagopus nur sehr selten vorgekommen ist — irgend ein hülfloses Thierchen, sei es ein Vierfüßler oder ein Vogel, verschmähen werde, wenn es in den Bereich seiner Augen und Fänge kommt. Daher wird auch der von dem Inhalte des Magens der untersuchten Bussarde auf deren ausschließliche Nützlichkeit hergeleitete Schluß nur dann als ganz vollständig geführt zu erachten sein, wenn sie aus verschiedenen, insbesondere auch aus solchen Gegenden kommen, welche damals, außer mit Mäusen, auch mehr oder weniger reich mit jungen Hasen und Feldhühnern besetzt gewesen sind.

So würde denn nun auch die Untersuchung des Magens Meister Reineckens ihn seit 1848 viel unschuldiger am Hasenmorde darstellen, als dies vorher der Fall gewesen wäre, ohne daß man davon einen Schluß auf das Aufhören seiner Schädlichkeit für die Wildbahn herleiten könnte. Es wird aber dadurch nicht blos dieser, mein individueller Irrthum, sondern auch noch ein anderer, ziemlich allgemeiner berichtigt, indem man bis jetzt auch Eidechsen, Hamster, Blindschleichen, Nattern, Maulwürfe, Frösche und dergleichen zu den gewöhnlichen Nahrungsmitteln der Bussarde gerechnet hat, — eine Voraussetzung, welche sich ebenfalls nunmehr als unrichtig erweist, sobald Herr Martin seine Untersuchung auch im Sommer angestellt hat. —

Ich hoffe oder wünsche doch wenigstens, mir den Dank meiner Leser zu verdienen, wenn ich ihnen hier noch ein nur wenig bekanntes Gedicht des verstorbenen Generaldirectors Bornemann zu Berlin mittheile, welches die Herrlichkeiten eines Krähenhüttenbesuches in sehr humoristischer und ergötzlicher Weise schildert.

Die Krähenhütte.

Recht in freien Feldes Mitte
Stand die alte Krähenhütte,
Bei geselltem Fesselschuh
Saß der katzenköpf'ge Puh.

Raub- und Krähenvögel nahmen,
Wenn sie hungrig waldher kamen,
Drüben weg, des Tags genug,
Altgewohnten Nahrungszug.

In der Hütte — Tisch und Stühle
Und für heiße Durstgefühle
Auf dem Tisch — viel edles Naß,
Auch nebstbei — ein Austerfaß.

Denn zwei Herr'n von wicht'gem Stande,
Schöpfer mancher Actien-Bande,
Goldbegabt in Ueberfluß,
Steckten d'rin — zum Krähenschuß.

Jagderpichte Schützen Beide,
Liebten sie, nebst Börsen-Freude,
Nichts so sehr als noble Jagd,
Auf das Krähenzeug gemacht.

Waren weiland Lieferanten,
Die den Rummel gründlich kannten;
Scharrten ein viel Tausende
Für das Nichtgelieferte.

Michel auch war in der Hütte,
Angethan nach Jägersitte
Fein mit Frack und Jägerhut,
Hausknecht sonst — und damit gut.

Und die Herr'n behende traten,
Als sie scharf geladen hatten,
Beide, spannend Aug' und Ohr,
Jeder an ein Schießloch vor.

Welch großartiges Erfreuen!
Schon erschallt das Zeterschreien
Einer Krähe überlaut,
Die den Uhu hat erschaut.

Bald, mit jeglicher Secunde,
Toller stets in weiter Runde
Wird das Krähen-Angstgeschrei,
Als ob los der Teufel sei.

Kaum hat eine auf den langen
Eingerammten Zackenstangen
Fuß gefaßt, da kracht es — Plautz!
Und die Krähe lag beim Kauz.

Als die aufgeschreckten Krähen
Die getroff'ne zappeln sehen,
Stoßen sie mit grimmem Schrei'n
Auf den Katzenvogel ein.

Denn die dummen Krächzer meinen,
Weil kein Jäger will erscheinen,
Hab' das Leid hier angethan
Unten — der Hans Urian.

Puh — muß es geschehen lassen,
Kann gefesselt keine fassen,
Knapselt mit dem Schnabel blos,
Streift zu nahe hin der Stoß.

Fort und fort die Röhre knallen,
Krähen über Krähen fallen;
Michel — unterdessen knackt
Austern auf — im Tempotact.

Auch ein Rabe kam geflogen,
Doch schon einmal schlimm betrogen,
Läßt er's Nahekommen sein
Und krächzt nur von fern mit ein.

Plötzlich stocken beide Schlösser,
Frisches Hütchen macht's nicht besser,
Denn die Herr'n, in freud'ger Hast,
Haben ladend sich verfaßt.

Ihren Aerger zu erhöhen,
Läßt ein starker Aar sich sehen,
Bäumet auf — sitzt breit und groß
Und kein Doppellauf geht los.

Greifen nun zum Krätzer beide,
Zieh'n heraus die Pfropfenscheide;
Da enträthselt sich die Noth:
Oben Pulver, unten Schrot.

Michel will ob solcher Sachen
Innerlich fast krank sich lachen,
Und die Herren unter sich
Donnerwettern fürchterlich.

Neu geladen, Hagel oben,
Fest am Hals den Kolbenkloben,
Gut gezielt — da hat's nicht Noth,
Und der Aar stürzt mausetodt.

Seit die Welt steht, sah die Sonne
Nie noch solche Jubelwonne:
Michel selbst wird Brust um Brust
Herzend angepreßt vor Lust.

Manches kleine Spatzgefieder
Streckten schon die Herren nieder,
Unerhörtes! heut sogar
Einen gabelschwänz'gen Aar!

Stürmten nun heraus zur Thüre,
Lasen auf die todten Thiere,
Rafften beide Fäuste voll,
Hatten sich dabei wie toll.

Achtzehn Krähen, lang in Reihe,
Mitten d'rin die Gabelweihe,
Zählet Michel Stück vor Stück,
Welche Freude! welch ein Glück!

Die Champagner-Pfropfen pafften
Und die Herr'n im Hui schafften
Austernfaß und Flaschen leer,
Hätten gern gehabt noch mehr.

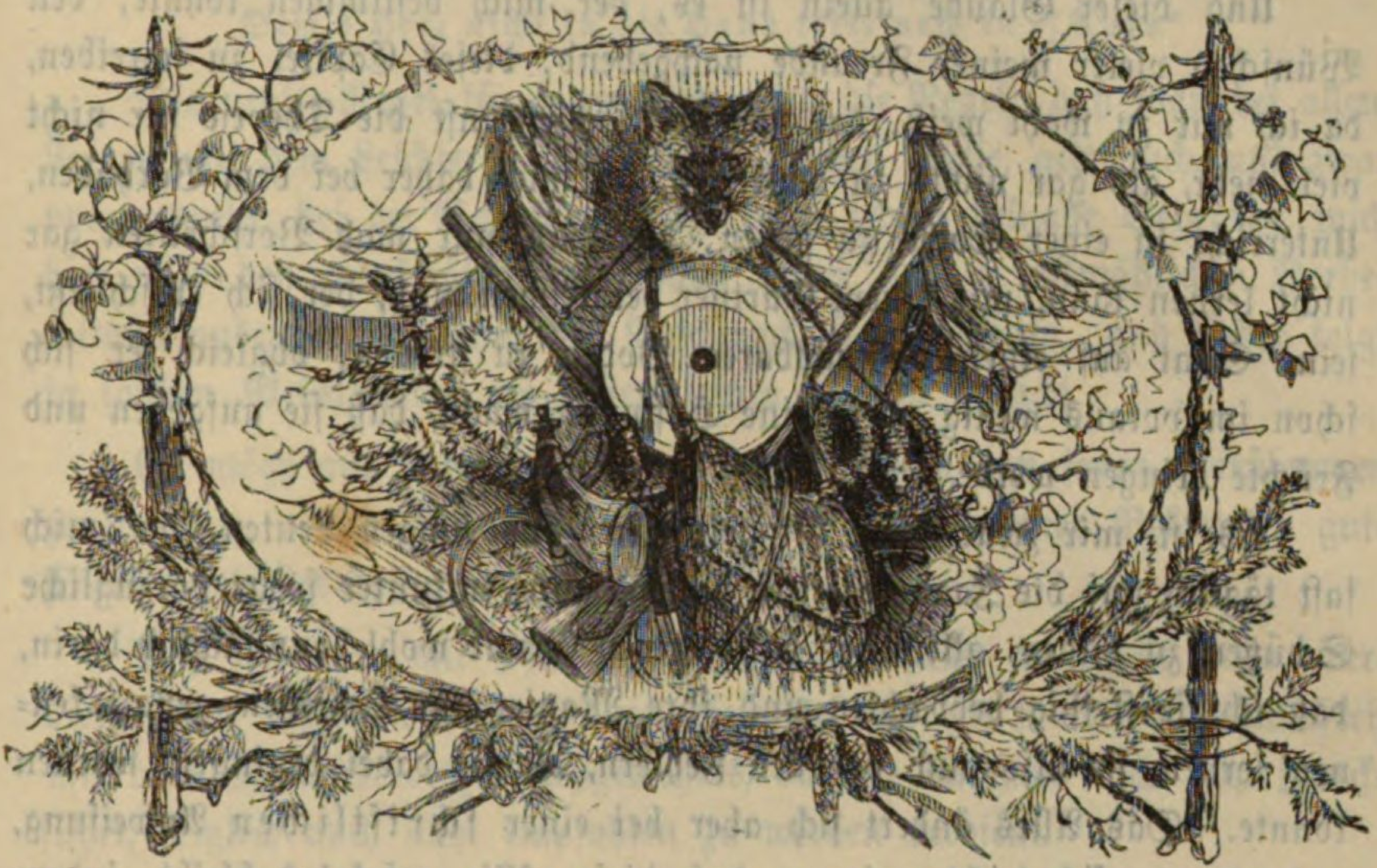
Michel baute seinen Himmel
Sich aus Leberwurst und Kümmel,
Manches Vivathoch! dazu,
Bracht er aus dem braven Puh.

Der hat dafür keine Ohren,
Streckte nach den Kräh'n die Sporen,
Aber damit soll nicht klein
Erst noch Stadtparade sein.

Tücht'gen Spitz nun in der Krause,
Kutschten sich die Herr'n nach Hause;
Mit dem Mäßigkeits-Verein
Hielt es Keiner von den Drei'n.

Die Schießkunst.

Das Schwarze treffen, das kann auch ein And'rer;
Der ist mir der Meister, der seiner Kunst gewiß ist überall,
Dem's Herz nicht in die Hand tritt noch in's Auge.
Schiller.



Die Schießkunst sei nur ein sehr kleiner Punkt des menschlichen Wissens! sagte mir einst ein hochgestellter Staatsmann, der aber, trotz seiner großen Abneigung gegen die Jagdausübung, die Ergebnisse derselben gehörig zu schätzen und als ein Professor ordinarius in den gastronomischen Wissenschaften sehr wohl wußte, daß die Haselhühner und die Goldregenpfeifer die beiden delicatesten Braten sind unter Allem, was in Deutschland, und vielleicht in ganz Europa, fleugt und kreucht, diese daher eben so gern auf seiner Tafel sah, als ich sie schoß.

Bei meiner empfindlichen Seite angegriffen, konnte ich mich nicht enthalten, hierauf mit einer im Verhältniß zu unserer gegenseitigen Stellung vielleicht etwas zu oberflächlichen Verbeugung zu erwidern: Excellenz haben allerdings vollkommen Recht, zu sagen, daß die Schießkunst nur ein sehr kleiner Punkt des menschlichen Wissens sei, sie ist aber trotzdem doch auch ein sehr angenehmer.

Seit jener Unterredung sind vielleicht die Wellen eines halben Jahrhunderts in das endlose Meer der Zeit geflossen; meine Haare haben sich gebleicht, meine Organe ihre Schärfe, meine Gelenke ihre Schnellkraft

verloren, und dennoch steht noch dieselbe Ueberzeugung, wie damals, fest bei mir, die Ueberzeugung nämlich: daß kaum irgend ein anderer Genuß des menschlichen Daseins dem Vergnügen der Jagd gleichzuachten sei.

Und dieser Glaube allein ist es, der mich bestimmen konnte, den Wünschen vieler meiner Freunde nachgebend, dieses Capitel zu schreiben, da ich nur zu wohl weiß, daß bei der Schießkunst die Theorie für nicht viel mehr, als gar nichts zu achten ist, ich mich daher bei dem Vorhaben, Unterricht in einer Sache zu geben, die man nur nach Vorschriften gar nicht lernen kann, mit einem Gärtner vergleichen muß, der sich entschließt, seine Saat auf einen unfruchtbaren Boden zu streuen, obgleich er sich schon im voraus wenig oder keine Hoffnung macht, daß sie aufgehen und Früchte bringen werde.

Es ist mir zwar schon oft gelungen, aus jungen Leuten, die mich fast täglich auf die Jagd begleitet hatten, gute, mitunter sogar vorzügliche Schützen zu bilden, allein das hatte seinen Grund wohl hauptsächlich darin, daß ich sie fleißig beobachten und ihre Manier im Schießen genau kennen lernen, sie also auch vor den Fehlern, die sie dabei begingen, warnen konnte. Das Alles ändert sich aber bei einer *schriftlichen* Anweisung, und es mag sich leicht ereignen, daß diese völlig erfolglos bleibt, indem man damit das gewöhnlichste und gefährlichste Hinderniß im Sicherschießen, nämlich: die große *Hitze* und *Leidenschaftlichkeit* der meisten Jagdliebhaber, besonders in den jüngeren Lebensjahren, in denen noch Alles in ihnen sprudelt und kocht, nicht zu beseitigen vermag.

Die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens ist dann um so größer, wenn Derjenige, welcher gut schießen zu lernen wünscht, nur selten Gelegenheit hat, auf die Jagd zu gehen und sich zu üben.

Ich sage geflissentlich: „Auf die Jagd zu gehen", denn es ist ein großer Unterschied zwischen der wirklichen Jagd und einer blosen Uebung nach *leblosen* Gegenständen, oder unbedeutenden kleinen Vögeln zu schießen, wobei keine Aufregung des Gemüthes stattfindet.

Von diesem, wie ich glaube, einzig richtigen Gesichtspunkte ausgehend, habe ich für diese Abhandlung ein Motto aus Schiller's Wilhelm Tell gewählt. Dieser große, unsterbliche Dichter hat, ohne selbst jemals mit dem Waidwerke sich beschäftigt zu haben, dennoch mit einem bewunderswürdigen Scharfsinn und auf eine wahrhaft meisterhafte Weise in drei Zeilen das gesagt, was ich mir kaum auf vier Seiten eben so klar und treffend auszuführen getraue, daß nämlich Alles darauf ankomme: *nach welchem Gegenstande* unser Schuß gerichtet sei und ob unser Herz

mehr oder weniger dabei schlage! Wie unendlich viel liegt in den wenigen Worten:

„Das Schwarze treffen, das kann auch ein And'rer;
Der ist mir der Meister, der seiner Kunst gewiß ist überall,
Dem's Herz nicht in die Hand tritt noch in's Auge."

Die uralte Regel für jeden Unterricht, die Regel: daß man bei allem Lernen mit dem Leichteren den Anfang machen müsse, gilt auch, und zwar vorzugsweise, bei der Schießkunst; ich trage jedoch beinahe Bedenken, mich hier über den zweckmäßigsten Anfang einer solchen allmählichen Vorbereitung auszubreiten, denn der Geschmack ist verschieden, und Jeder folgt in solchen Kleinigkeiten am besten seiner eigenen Ansicht.

Es möge mir daher vergönnt sein, hier blos von jenen Vorübungen zu sprechen, welche sowohl mir selbst, als vielen meiner Bekannten gute Dienste geleistet haben.

Daß ich sogar mit Pfeil und Bogen Versuche angestellt habe, verdient kaum der Erwähnung, denn diese Uebung hat so wenig Aehnlichkeit mit dem Gebrauche des Schießgewehres, daß sie durchaus nicht zum Zwecke führt, folglich auch nicht empfohlen zu werden verdient.

Wenn unsere Urahnen nicht etwa ungleich bessere Bogenschützen gewesen sind, als wir, so hat Deutschland in dieser Kunst sich niemals sehr hervorgethan. Meine eigenen Versuche wenigstens sind über alle Vorstellung schlecht ausgefallen.

Als nämlich in den Jahren 1813/1814 die Russen mitten in Deutschland campirten, kam auch ich mit diesen liebenswürdigen Gästen in häufige Berührung und benutzte daher in Folge des bekannten Erfahrungssatzes: daß man mit Branntwein und Speck einem Kosacken Alles ablocken könne, diese günstige Gelegenheit, mir einige Bogen mit Köchern und Pfeilen zu verschaffen, von deren Besitz ich nicht viel weniger Vergnügen erwartete, als jenes Bauermädchen, welches allbekanntermaßen auf dem Wege zur Stadt sich wer weiß wie viel Glück und Reichthum von dem Verkaufe seiner Eier versprach, so lange diese noch nicht mit dem Korbe herabgefallen und zerbrochen waren.

Ich fing daher sogleich an, mich fleißig zu üben und brachte es auch bald dahin, daß ich in geringer Entfernung einen unbeweglichen Gegenstand mit erträglicher Sicherheit treffen und in die Luft einen Pfeil ziemlich weit hinausschnellen konnte.

Damit war aber auch, wie man zu sagen pflegt, mein Latein zu

Ende; denn sobald ich mit meinem höchst unvollkommenen Geschoß irgend Etwas tödten wollte, sank meine Kunst bis zur Lächerlichkeit herab.

Die Vögel nämlich, nach welchen ich zielte, waren schon längst auf und davon geflogen, ehe mein Pfeil sie erreichen konnte.

Eben so schlecht, oder eigentlich noch viel erbärmlicher, war der Erfolg, wenn ich nach Hasen schoß; denn, geschah dieses im Laufe, so mußte ich mehrere Schritte weit vorhalten und dennoch gewärtig sein, noch um eben so viele Schritte hinter ihnen wegzukommen. Und selbst wenn sie noch im Lager saßen und ich ihnen ziemlich nahe kam, was aber nur selten der Fall war, weil sie während des Bogenspannens und Zielens gewöhnlich schon herausfuhren — konnte ich ihnen nicht das Geringste anhaben, denn entweder traf ich gar nicht, weil der Pfeil fast immer, als habe ihn der Erdboden gleichsam an sich gezogen, entkräftet, zu kurz ging und vor dem Lager niederfiel, oder ich traf nur unzulänglich, weil der Pfeil sein Ziel so matt erreichte, daß der getroffene Hase höchstens ein Flämmchen Wolle, wie bei einem Streifschuß von Schroten oder vielmehr von Erbsen, verlor und dann frisch und munter fortlief; ich wurde nun eines so schlechten Erfolges bald müde und gab alle derartigen weiteren Versuche auf. Das einzige Vergnügen, welches mir aus dem Besitze dieser für den Jagdbetrieb ganz werthlosen Geräthschaften erwuchs, bestand endlich darin, daß ich einen leidenschaftlichen Sammler aller erdenklichen Waffenstücke durch die Abtretung derselben — wie er mir wenigstens oft genug versicherte — unbeschreiblich glücklich gemacht habe.

Auf das, was in der Vorzeit, zum Beispiel, wie Homer in der Iliade uns erzählt, bei der Belagerung von Troja durch den jüngsten Sohn des Königs Priamus mit Pfeil und Bogen geleistet wurde, und noch jetzt von manchen wilden Völkerstämmen, namentlich den Bewohnern der heißeren Zone, geleistet wird, gedenke ich später noch in dieser Abhandlung zurückzukommen.

Das zweite Geschoß, dessen ich mich schon in frühester Jugend bedient habe, und welches sich schon der Feuerwaffe bedeutend mehr nähert, ist die Armbrust.

Man zielt damit wie mit einem Jagdgewehre, folglich ist diese Uebung schon um Vieles wichtiger und nützlicher, als das Schießen mit Pfeilen.

Den ganzen und eigentlichen Werth der Armbrust habe ich aber erst in Leipzig kennen gelernt, als ich dort studirte und meinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, gänzlich entsagend, die wenigen Freistunden, über

die ich verfügen konnte, auf dem Fechtboden, die Sonn- und Feiertags-Nachmittage aber auf dem sogenannten Palesterschützenhofe zubrachte.

Hier wurde ich bald sehr vertraut mit diesem neuen Geschoß, und ein so gefährlicher Nebenbuhler für die einheimischen Schützen, daß, als ich einst in eine zu diesem Zwecke versammelte, sogenannte Privatgesellschaft, eintrat, ich auf den Gesichtern mehrerer Theilnehmer Spuren von Unbehaglichkeit wahrnahm, deren Grund ich mir ganz gut erklären konnte.

Mein Entschluß war daher sehr bald gefaßt. Ich erklärte nämlich einem meiner Bekannten, für mich selbst gar kein Loos nehmen, sondern blos für Andere schießen zu wollen, wenn man mir so viel Vertrauen schenken wolle.

Kaum war diese Nachricht bekannt, so traten die noch kurz zuvor so merklich verlängerten Gesichter der anderen Schützen alsbald in ihre gewöhnliche Form zurück und ich wurde von allen Seiten mit Aufträgen gleichsam bestürmt.

So wie man nun jetzt bisweilen bei einem öffentlichen Unternehmen, welches Gewinn verspricht, die Actien mit einer gleichsam reißenden Schnelligkeit abgehen sieht, so wurden auch damals in kurzer Zeit sämmtliche Loose abgesetzt.

Das Schießen begann und ist mir besonders deshalb unvergeßlich, weil es unter allen, denen ich in meinem Leben beigewohnt habe, das einzige gewesen, bei welchem mir von den vielen ausgesetzten Preisen nicht ein einziger entgangen ist. Erklärlich wird dies dadurch, daß ich nicht nur bei weitem der zuverlässigste unter den anwesenden Schützen war, sondern auch den größten Theil aller ausgegebenen Loose zu schießen hatte, mithin in doppelter Beziehung, wie man zu sagen pflegt, der Hahn im Korbe war.

Auf diese Weise genoß ich ein ganz ungetrübtes und nebstdem auch durch die Dankbarkeit meiner vielen Clienten ein viel größeres Vergnügen, als wenn ich doppelt so viele Preise für mich selbst gewonnen hätte, besonders auch deshalb, weil ich mit Wahrheit sagen kann, daß bei solchen Gelegenheiten niemals meine Absicht auf pecuniäre Vortheile hinausgegangen, sondern mein Hauptaugenmerk immer nur darauf gerichtet gewesen, mir Unterhaltung und meinem richtigen Visir die gehörige Geltung zu verschaffen, woran einem guten Schützen unter allen Umständen am meisten gelegen sein muß.

Ich komme nun auf eine dritte Art der Vorübung, die sich dem nach-

herigen Gebrauche des Schießgewehres schon um ein Merkliches näher anschließt, nämlich auf die Anwendung des Blaserohres.

Da dieses Werkzeug allgemein bekannt ist, so würde es überflüssig sein, hier eine genauere Beschreibung desselben zu liefern; ich bemerke daher blos im Allgemeinen, daß ein gutes Blaserohr

1) weder zu kurz sein,
2) noch eine zu kleine Kugel schießen darf und
3) die gewöhnliche Ausfütterung derselben aus Birnbaumholz bestehen muß, wenn man nicht Maulwurfspelze genug auftreiben kann, denn diese verdienen vor jenem Materiale den Vorzug.

Zu kurz darf das Rohr nicht sein, weil man sonst, da die Kugel bedeutend steigt, zumal in der Nähe, sehr weit unter das Ziel halten muß, um nicht zu hoch zu schießen, während man mit einem Rohre von gehöriger Länge immer auf den Punkt selbst zielen darf, den man zu treffen wünscht. Zu klein darf die Kugel nicht sein, weil sie sonst nicht Kraft genug hat, dem Einflusse des Windes gegenüber ihre Richtung zu behalten.

Der Maulwurfspelz verdient endlich selbst vor dem Birnbaumholze deshalb den Vorzug, weil eine solche Fütterung verhältnißmäßig beinahe dieselbe Wirkung thut, wie bei der Kugelbüchse der Drall, indem der leichte Widerstand der überaus zarten Flocken eines solchen Pelzes der Kugel mehr Gewalt und Stärke verschafft. Die allerbeste und zweckmäßigste Ausfütterung jedoch ist unstreitig die mit Messing, weil dadurch nicht nur das Gewicht des Blaserohres vermehrt wird, was auf die Sicherheit des Schusses großen Einfluß hat, indem man mit einem leichten Geschoß viel eher wankt, als mit einem schweren, sondern auch, weil ein solches Rohr bei weitem mehr Dauer hat, und immer vollkommen rein gehalten werden kann, was bei den mit Maulwurfspelzen gefütterten nicht der Fall ist.

Die Blaserohrkugeln werden aus Töpfererde gemacht, unter die man etwas Hammerschlag zu mischen pflegt, um ihnen mehr Gewicht zu geben, und die zuvor sorgfältig geknetet, sowie auch von allen Steinchen gereinigt werden muß. Diese Kugeln dürfen aber nicht schnell, am allerwenigsten auf Kohlen, oder in der heißen Sonne getrocknet werden, weil sie sonst zu stark schwinden und eindorren, mithin zu klein und leicht werden.

Die Mittheilung dieser wenigen Notizen habe ich um deswillen für passend erachtet, weil sie vielleicht einem oder dem anderen Anfänger in der Schießkunst willkommen sein dürften. Nunmehr gehe ich zur Sache selbst über.

Während, wie ich schon angeführt, der Gebrauch von Pfeil und Bogen mit dem des Feuergewehres nicht in dem allerentferntesten Zusammenhange steht, die Anwendung einer Armbrust vielmehr — selbst der allerbesten, mit einem stählernen Bogen versehenen — Demjenigen, der sich gerne bald zu einem praktischen Jagdschützen bilden möchte, keine wesentliche Dienste leisten, sondern ihn höchstens nur mit den ersten Elementen des Scheibenschießens bekannt machen kann, ist der zwölfjährige Knabe, mit einem guten Blaserohre in der Hand, schon gleichsam ein halber Jäger. Alles Andere abgerechnet, ist schon der Transport der Bolzen und das blose Spannen mit so vielen Umständlichkeiten verbunden, daß, ehe man damit fertig wird, der Vogel, den man zu erlegen wünscht, schon längst abgestrichen ist, oder doch wenigstens Zeit genug hatte, sich aus dem Staube zu machen, so zwar, daß ein einziger Schuß mit der Armbrust oft mehr Zeit wegnimmt, als 6 bis 10 Kugeln aus dem Blaserohre. Man schlüpft mit diesem Geschoß ungehindert durch jede Oeffnung in Gebüschen und Zäunen und eine Westentasche hat Raum genug für den ganzen Vorrath an Munition, dessen man, selbst zur größten Excursion, bedarf.

Man kann ferner in jedem Zimmer, selbst in dem allerschönsten, sich üben, ohne Meubles oder Wände zu beschädigen, und geräth selbst dann nicht mit den Polizeiverordnungen in Conflict, wenn man inmitten einer mit Früchten gefüllten Scheune schießt, ganz abgesehen davon, daß man das ganze Jahr hindurch fortpatschen kann, ohne einen Kreuzer für Pulver und Blei, für Kupferhütchen oder Büchsenmacherarbeit auszugeben, was in den frühen Jugendjahren, in denen man eher hundert andere Dinge in der Tasche hat, als Geld, allerdings auch in Betracht kommt. —

Doch Scherz bei Seite.

Alle diese Annehmlichkeiten sind unwesentlich und kommen nicht in Betracht neben dem viel wichtigeren Vortheile, den der fortgesetzte Gebrauch des Blaserohres dem künftigen Jagdschützen gewährt, indem er ihn lehrt, in allen vorkommenden Fällen immer den rechten Augenblick zu benutzen, oder mit anderen Worten: indem er ihn dadurch an eine der unentbehrlichsten Eigenschaften eines guten Jägers, das heißt: an ein schnelles Abkommen gewöhnt, ohne welches man sich bekanntlich niemals, am allerwenigsten aber im Flugschießen, über die Mittelmäßigkeit erheben kann.

Alte Sperlinge, auf die sich der Blaserohrschütze vom Februar an bis zum Ausfliegen der jungen Brut größtentheils verwiesen sieht, sind

bekanntlich sehr listige und scheue Vögel, die, wenn auch nur erst ein einziges mal gewarnt, nicht mehr lange nach sich zielen lassen; ebenso verhält es sich, wenn gleichwohl aus einem anderen Grunde, mit den sämmtlichen Meisenarten, die vermöge der ihnen eigenthümlichen Beweglichkeit und Unruhe nur selten einen Augenblick still sitzen bleiben; um diese zu treffen, muß man also sehr geschwind sein und sich des langen Zielens gänzlich entwöhnen.

Wenn nun solch' ein junger Vogelschütze von der Luft, wie man scherzweise sagen könnte, zum Feuer, und vom Holze zum Eisen, das heißt vom Blaserohre zum Schießgewehre übergeht, so wird und muß er bei der Gewandtheit und Entschlossenheit, die ihm durch so viele Tausende von thönernen Kugeln, die er schon ihrem Ziele zugesendet hat, bereits zur Gewohnheit geworden ist, auch in bei weitem kürzerer Zeit die einfache Flinte gehörig handhaben lernen, als ein Anderer, dem solche Vorübungen fremd geblieben sind.

Es wird ihm auf diese Weise eine der wichtigsten Regeln für das Flug- und Laufschießen mit der Schrotflinte zum Bedürfniß und gleichsam zur zweiten Natur werden, nämlich die Regel: selbst dann, wenn das Wild unbeweglich sitzt oder steht, niemals lange zu zielen, sondern in demselben Moment, in dem er das Gewehr an den Kopf nimmt, auch sogleich abzudrücken.

Mit dem Blaserohre können aber auch, wenn dessen Gebrauch als Vorbereitung für die künftige Jagdpraxis betrachtet wird, noch mancherlei andere Uebungen, die von großem Nutzen sind, vorgenommen werden. Zu diesen rechne ich besonders das Schießen nach beweglichen Gegenständen, die entweder, wie der Perpendikel einer Uhr, sich hin und her bewegen, oder wie bei den in manchen Gegenden üblichen sogenannten Hirschschießen, über die ich späterhin ausführlicher sprechen werde, durch ein angebrachtes Gewicht über einen verhältnißmäßig schmalen Zwischenraum mit einer nach und nach immer mehr gesteigerten Schnelligkeit weggezogen werden. Es ist ein wesentlicher Vorzug des Blaserohres, daß man damit, wie bereits erwähnt, überall und selbst bei dem allerschlechtesten Wetter, ohne irgend eine erschwerende Vorrichtung oder Umständlichkeit, ja, sogar ohne irgend eine Geldauslage, im Verlaufe weniger Stunden, eine fast unzählige Menge Schüsse thun kann.

Durch solche Uebungen bringt man es zuletzt dahin, daß man sich im Spätsommer sogar an junge Schwalben wagen kann, deren Flug noch langsam und unsicher ist.

Es werden nun zwar freilich anfänglich oft 40 bis 50, und noch mehr Fehlschüsse auf einen Treffer kommen: allein man wird es doch bei fleißiger Uebung dahin bringen, daß nach und nach die Kugeln immer näher vor oder hinter dem Vogel vorbeigehen, zumal, wenn er dem Schützen nahe ist und seitwärts an ihm vorüberstreicht.

Es kommt ferner auch der Umstand in Betracht, daß der Blaserohrschütze sich an ein sehr genaues Abkommen gewöhnen muß, um seinen Zweck zu erreichen, indem alle größeren Vögel ihm nur dann zur Beute werden, wenn es ihm gelingt, sie durch einen Kopfschuß stark zu betäuben und zum Herabfallen zu bringen, während sie, nur auf Brust oder Seite und Rücken getroffen, mit dem blosen Schrecken davon kommen.

Durch solche mehrjährige, tausend- und abertausendmal wiederholte Uebungen auf eine ernstere Zukunft vorbereitet und sogar in der Kunst des Anschleichens schon hinlänglich geübt, wird der Lehrling dann, wenn er zur Feuerwaffe übergeht, gleichsam, ohne es selbst zu wissen und nur aus Gewohnheit, sein Hauptaugenmerk, wenigstens bei dem Haarwilde, darauf richten, wo möglich immer die Kopfpartie zu treffen. Das aber ist schon ein sehr großer Gewinn, denn, wenn Jemand (zum Beispiel bei einem Feldtreiben) die ihm anlaufenden Hasen nicht im Feuer niederschmettert, sondern meist nur auf die Mitte des Leibes oder wohl gar auf das Hintertheil trifft, so kann er, selbst wenn keiner derselben ihm entkommen sein sollte, dennoch auf den Ruhm eines vorzüglichen Luftschützen keinen Anspruch machen.

Bevor ich nun aber von dem Gegenstande des Blaserohrschießens abgehe, glaube ich hier noch die unumgänglich nöthige Warnung beifügen zu müssen, daß, wer sich damit befassen will, vor Allem erst den Zustand seiner Lunge gehörig prüfen soll, denn nicht jede Brust verträgt eine solche Anstrengung und nur zu oft tritt der Fall ein, daß man nach einem größeren Vogel oder in weitere Entfernung schießend, um der Kugel die erforderliche Kraft zu geben, stärker bläst, als gut ist, wodurch dann bei öfterer Wiederholung Nachtheil für die Gesundheit, besonders in noch sehr früher Jugend, entstehen kann.

Wenn nun, wie man scherzweise sagen könnte, die Zeit der Blaserohrstudien vorüber und der Schüler aus der untersten Vorbereitungsclasse entlassen ist, so gebe man ihm den Teschink, die sogenannte Erbsbüchse, in die Hand, aber anfänglich nur, um damit zu zielen, oder höchstens den Stecher abzudrücken. Erst wenn er dieses oft genug gethan hat, gehe man zum Laden des Gewehres über, lasse ihn aber nicht, wie es gewöhnlich geschieht, mit einer Auf- oder Anlage schießen, sondern aus

freier Hand, und zwar niemals anders als schnell. Er wird auf diese Weise sein Ziel eben so sicher und vielleicht noch sicherer treffen lernen, als ein Anderer, der drei und vier mal so viel Zeit zum Visiren braucht.

Wenn er nun mit dem Teschink auch auf Vögel gehörig eingeschossen ist, so gebe man ihm eine mit Dunst geladene, ganz einfache, leichte Flinte in die Hand und fange, nachdem er unbewegliche Punkte durch die vorausgegangenen Uebungen schon hinlänglich sicher treffen gelernt hat, sogleich mit dem Flugschießen an.

Die beste Gelegenheit dazu bieten die jungen Sperlinge dar, die im Sommer häufig in das Getreide einfallen, und, dort aufgescheucht, nach den Dörfern zurückkehren.

Ihr Flug ist ganz regelmäßig und fast langsam zu nennen und je iünger sie noch sind, desto leichter sind sie zu treffen.

Zuerst lasse man den Lehrling nur seitwärts schießen und zwar, wenn sie von der rechten Hand zur linken an ihm vorüberstreichen, weil diese Aufgabe die leichteste ist; dann geht man zur entgegengesetzten Seite über; hiernach schieße er schief oder spitz von hinten, dann halb spitz und zuletzt ganz spitz von vorne.

Ebenso verfahre man, wenn kurz vor ihrer Abreise die jungen Schwalben auf dem Wasser oder auf den Wiesen umherstreichen, was meist gegen den Wind und mit solcher Langsamkeit geschieht, daß der geübte Schütze selbst dann, wenn sie ihm schon gegenüber sind, ganz füglich noch die ungespannte Flinte von der Schulter nehmen und dennoch treffen kann.

Wenn sich daher Jemand rühmt, so und so viele Schwalben, ohne dazwischen zu fehlen, im Fluge erlegt zu haben, so frage man vor Allem, wo und zu welcher Jahreszeit es geschehen sei? denn nur, wenn man die Umstände, unter welchen eine solche Aufgabe gelöst wurde, genau kennt, kann man die Sache richtig beurtheilen, da solche junge, des Fliegens, fast noch unkundige Vögel, wenn sie den Wind gegen sich haben, oft gleichsam in der Luft stille stehen, wie ein Thurmfalke, der mit den Flügeln nur leise flatternd, über einem am Boden wahrgenommenen Mäuschen schwebt, oder wie eine arme Lerche, die unter Anstimmung ihres Frühlingsliedes, senkrecht in die Höhe steigt und nun vom einem unbarmherzigen Schuß getroffen, plötzlich für immer verstummt.

Ich muß mich bei dieser Gelegenheit feierlichst gegen den Vorwurf verwahren, als ob ich gesonnen sei, durch obige Vorschläge zu Schießübungen der Vertilgung nützlicher Vögel das Wort zu reden! Das ist

keineswegs meine Absicht; daher erkläre ich hier ausdrücklich, daß ich alles Schießen nach Schwalben im Frühjahre und Sommer, wo sie bei uns brüten wollen, oder wohl gar schon Eier oder Junge haben, für ganz unzulässig und unrecht, ja, für eine offenbare Grausamkeit halte, weil in den Sommermonaten das Tödten der Alten den elendesten Hungertod der ganzen Brut zur unvermeidlichen Folge hat.

Ich spreche daher nur von ihrer Nachkommenschaft, die sich im August zu ihrer großen Wanderung rüstet und diese allein ist es, die ich dazu empfehle.

Was in jener Zeit geschossen wird, geht auf Rechnung eines Erdstriches, der ungleich heißer als der unserige ist und dessen Bewohner sich Nichts davon träumen lassen, daß man in Europa für die Erhaltung von Vögeln, welche nur den kleineren Theil des Jahres bei uns zubringen, so große Sorge tragen könne und werde.

Ich halte diese Verwahrung besonders deshalb für nothwendig, weil Herr Doctor Gloger zu Berlin sich in neuester Zeit mehrfach sehr scharf gegen jede Verminderung der insektenfressenden Vögel ausgesprochen hat und ich auf sein Urtheil zu großes Gewicht lege, um nicht lebhaft zu wünschen, daß er mich niemals zu der Classe jener leichtsinnigen Schützen rechnen möge, welche kein Bedenken tragen, aus blosem Muthwillen die vielleicht zum Theil mit in Folge der in unseren Tagen so häufig vorkommenden Seestürme, seit einigen Jahrzehnten ohnehin sichtlich abnehmende Zahl der Zugvögel auch noch durch Pulver und Blei vermindern zu helfen.

Es gibt der anderen Gelegenheiten, sich im Schießen zu üben, so viele, daß man dadurch das Leben unschuldiger und für den Naturhaushalt sogar höchst nützlicher Thiere nicht aufzuopfern braucht.

Kehren wir nunmehr nach dieser kleinen Abschweifung zu unserem eigentlichen Thema zurück.

Wenn es an Sperlingen fehlt — welche bekanntlich wegen des Schadens, den sie an den reifenden Feldfrüchten verüben, vermöge polizeilicher Anordnungen ohnehin von Zeit zu Zeit vermindert werden müssen — man sich daher auch auf die Erlegung von Schwalben angewiesen sieht, so verschone man die alten gänzlich, und beschränke sich doch wenigstens auf die erst kurz zuvor flügge gewordenen Nestlinge, was um so leichter ist, da man diese junge Generation schon auf den ersten Blick an ihrem unsicheren Fluge, so wie an ihren viel kürzeren Schwänzen und Flügeln erkennen kann. Wenn nun der junge Schütze sich an solchen Vögeln, die

er vor dem Schusse hatte sitzen oder von weitem auf sich zukommen sehen, hinlänglich geübt hat, dann ist es Zeit, mit ihm auf die ohne Vorbereitung abzugebenden Schüsse, welche begreiflicherweise ungleich schwerer sind, überzugehen.

Hierzu eignen sich, außer anderen kleinen Vögeln, die im niedrigen Gebüsche sitzen, und den Sperlingen, die man zunächst bei den Ortschaften häufig in der reifen Frucht, wo sie gerne einfallen und auch, so lange sie noch nicht zu stark beschossen sind, gut aushalten, ganz vorzüglich die Feldlerchen, die man aber nicht auf sehr kahlen Feldern, sondern, wenn immer möglich, in Aeckern mit hohen Stoppeln aufsuchen muß, weil sie nur da den Schützen ziemlich nahe an sich kommen lassen, was doch hierbei ein Haupterforderniß ist, denn bei der außerordentlichen Schnelligkeit ihres Fluges, würden sie in etwas größerer Entfernung aufstehend, sich sogleich außer dem Bereiche seiner Schrote befinden.

Diese Uebung im Flugschießen ist eine der besten, die man vornehmen kann, weil dabei durchaus keine Zeit zum Zielen und Nachfahren gegeben ist, sondern das Anschlagen des Gewehres mit dem Schusse gleichsam nur einen Moment bildet. Wer es also dahin gebracht hat, von fünf Lerchen, welche ganz unerwartet auf einem Stoppelfelde vor ihm aufstehen, im Durchschnitt zwei bis drei zu treffen, der darf schon sicher darauf rechnen, wenn er nun zu dem wirklichen Jagdbetriebe auf Hühner und Wachteln, ja sogar auf Becassinen, übergeht, in kurzer Zeit schon einen nicht unbedeutenden Schützenruhm sich zu erwerben und es vielen Anderen, die sich nicht auf diese Weise eingeschossen haben, zuvor zu thun. Besonders wird dies der Fall sein, wenn es sich um die Erlegung von Becassinen handelt, die bei weitem nicht so schnell und besonders nicht so unregelmäßig fliegen, als die meist kurz vor dem Jäger aufstehenden Lerchen.

Selbstverständlich müssen auch diese Uebungen nur im Spätsommer und Herbste vorgenommen werden; nicht nur aus der schon erwähnten Rücksicht, sondern auch, weil diese Vögel im Frühjahre auf dem kahlen Boden ganz frei sitzen, mithin der Schütze vorbereitet ist, wodurch der Hauptzweck der Uebung verloren geht.

Ueberdies flattern dann auch, wegen der Paarzeit, die Männchen mit zitterndem Flügelschlage so langsam über dem Boden hin, daß es keine Aufgabe mehr ist, sie zu treffen.

Zu den allerschnellsten Luftseglern gehört die Mauerschwalbe (Hirundo apus C.), zumal in solchen Augenblicken, in denen sie gleichsam spielend

und laut schreiend, sich mit ihren Kameraden herumjagt, und an der Schnelligkeit ihres Fluges hat schon mancher seinen Schützenruhm zu Schanden werden sehen.

Doch für den Zweck, um den es sich hier handelt, würde sich dieser Vogel, wenn man ihm auch übrigens eine Schonung schuldig wäre, was doch allerdings bis die Jungen ausgeflogen sind, der Fall ist, nicht eignen, denn wie schnell er auch fliegen mag, so sieht man ihn doch immer schon von weitem kommen. Bei der Vorbereitung auf die künftige Jagdpraxis liegt aber das Haupterforderniß gerade darin, daß man den Vogel vor dem Schusse nicht gesehen habe, weil sonst alles Federwild, welches dabei vorkommt, ebenfalls gar nicht und auch dann, wenn ein Hund davorsteht, in so fern es nicht auf ganz kahlem Boden liegt, nur selten gesehen wird.

Ich erinnere mich aus meiner früheren Jugend eines Falles, der bis zur Evidenz beweist, welche nachtheilige Folgen daraus entstehen, wenn man nützliche Vögel zu stark vermindert, bevor sie ihre Brut bis zur Wanderfähigkeit erzogen haben.

Zu der Zeit, als bei mir die Schießlust, oder vielmehr, da dies zu wenig gesagt ist, die Schießbegierde noch jede andere Rücksicht überwog und mich gleichsam gewaltsam fortriß, und derjenige Vogel, der am schnellsten flog, meiner Verfolgung am meisten ausgesetzt war, besuchte ich in der Gegend von E. einen weit von der Stadt auf einem Berge stehenden alten Wartthurm, in welchem eine große Menge von Mauerschwalben und auch ziemlich viele Sperlinge sich angesiedelt hatten.

Es war dieses allerdings eine sehr interessante und nichts weniger als leichte Aufgabe, die aus dem oberen Theile des ziemlich hohen Thurmes aus den Mauerlöchern unvorhergesehenen mit bekannter Schnelligkeit abstreichenden Vögel zu treffen; dennoch wurde diese Aufgabe mit Erfolg gelöst, so zwar, daß, als ich im nächsten Frühjahr wieder um dieselbe Zeit auf diesen Platz zurückkehrte, zwar noch Sperlinge diesen Thurm bewohnten, die früher so häufig dort nistenden Schwalben aber gänzlich daraus verschwunden waren.

Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß im vorhergehenden Jahre nicht die Hälfte, vielleicht nicht einmal ein Drittheil derselben, todtgeschossen worden war, dennoch hatten die übrigbleibenden sich dieser harten Verfolgung erinnert und diesen Thurm, wahrscheinlicherweise für immer, gemieden. Letzteres kann ich jedoch nicht verbürgen, sondern nur vermuthen, weil ich später nicht mehr in jene Gegend gekommen bin und,

leichtsinnig wie ich damals noch in der Beobachtung naturhistorischer Vorkommnisse war, mich auch nicht darnach erkundigt habe.

Es wahr daher, was freilich nicht geschehen sein würde, wenn ein Freund und Kenner der Natur mich auf die nachtheiligen Folgen meines Beginnens aufmerksam gemacht, oder wenn ich solche Schriften, wie z. B. die des Dr Gloger zu Berlin damals schon gekannt und beherzigt hätte, einem blosen Muthwillen und unmäßiger Schießlust ein viel zu großes Opfer gebracht worden, indem ich jene Gegend einer namhaften Anzahl sehr nützlicher Insecten-Vertilger beraubt, und mich fast ganz zwecklos einer notorischen Grausamkeit schuldig gemacht hatte.

Von solchen Thorheiten schon längst zurückgekommen, bin ich in späteren Lebensjahren ein sehr eifriger Beschützer der Höhlenbrüter, deren Schonung uns Dr. Gloger so warm an's Herz legt, geworden, und habe mich, wie manche Frauenzimmer, die nach Ablauf einer, ganz Anderes erwarten lassenden Jugend in das entgegengesetzte Extrem verfallen, zuletzt in eine Art von naturhistorischer Betschwester verwandelt.

Eine sehr angenehme, durchaus zweckmäßige und dabei doch auch nicht ganz nutzlose Uebung ist in solchen Gegenden, wo es deren viele gibt, die Jagd auf Turteltauben.

Sie ist angenehm, weil es um jene Zeit, nämlich im August während der Erndte, nichts Anderes mehr zu schießen gibt, nachdem die Feisthirsche und Rehböcke seit 1848 nur noch zu den Reminiscenzen gehören und nicht überall Wasserjagd zu finden ist, sie ist ferner zweckmäßig, weil eine Turteltaube, wenn sie unvermuthet aus dem Sommergetreide, oder aus hohen Kartoffeln aufsteht, oder aus einem dichtbelaubten Baume, in welchem man Nichts von ihr hätte wahrnehmen können, sowohl wegen der Schnelligkeit ihres Fluges, als wegen der mancherlei Wendungen, die sie im ersten Schrecken zu machen pflegt, schon einen ziemlich gewandten und raschen Schützen erfordert, zumal wenn eine Doublette gemacht werden soll. Diese, schon zur Zeit der Kornerndte, in der die jungen Turteltauben ganz die Stärke der alten haben, jedoch an ihren noch grauen, weniger blau schillernden Halsfedern leicht zu erkennen sind, beginnende und im ganzen Augustmonat fortdauernde Jagd gewährt daher eine sehr nützliche Vorbereitung auf die bald nachher eintretende Jagd auf Feldhühner und Wachteln, deren Erlegung für Denjenigen, der sich zuvor gut auf Turteltauben eingeschossen hat, dann bei der viel größeren Regelmäßigkeit ihres Fluges, gleichsam nur noch als eine Kleinigkeit zu betrachten ist.

Drittens endlich gewährt aber auch diese Jagd, ganz abgesehen davon,

daß man dabei manche Hühnerkette frühzeitig entdeckt, und nachher, wenn der so sehnlich herbeigewünschte Termin zur Eröffnung dieser Jagd kommt, leichter antrifft, wenigstens den kleinen Vortheil: daß man nicht, wie bei anderen solchen Schießübungen, sein Pulver und Blei ganz umsonst in die Luft jagt, sondern doch wenigstens Etwas dafür hat, indem die jungen Turteltauben, wenn auch nicht so aromatisch als die Krammetsvögel, doch sehr zart und wohlschmeckend sind.

Nachdem wir nunmehr die Schwalben, Lerchen, Sperlinge und Turteltauben als Gegenstände der ersten Uebung im Flugschießen bezeichnet und ausführlich besprochen haben, gehen wir zu den Wachteln und Feldhühnern über. Ich nenne deshalb die Wachteln zuerst, weil sie nicht selten um ein Merkliches früher reif werden, als die Hühner, und man an solchen Orten, wo kein Nachtheil für die Feldfrüchte dadurch entstehen kann, zum Beispiel auf Wiesen, oder in Kartoffelfeldern, sich einstweilen damit unterhalten kann, bis die Zeit herbeikommt, in der man sich ausschließlich den Feldhühnern zuwendet.

Die Wachtel, obgleich sie einige kleine Wendungen hin und her macht, streicht doch im Ganzen in eben so gerader Linie vor dem Schützen hinaus, als das Huhn; sie gehört daher zu den leichtesten Schüssen, die bei der Feldjagd vorkommen, zumal, da sie nicht nur geradeaus, sondern auch langsam fliegt, besonders im Herbste, wo eine so dichte Fettlage ihren Körper bedeckt, daß ihr Flug als ein sehr unbeholfener und schwerfälliger erscheint und man sich kaum erklären kann, wie es diesen Vögeln möglich ist, in einem solchen Zustande die so weite Reise in ein wärmeres Klima zu unternehmen.

Das Treffen der Wachteln wird auch schon dadurch sehr erleichtert daß man sich dabei ganz feiner Schrotsorten bedienen kann, da dieser Vogel, vermöge seiner dünnen Haut und leichten Befiederung, keines starken Schusses bedarf.

Es kommt übrigens bei dieser Jagd sehr viel auf die Witterung an, denn so fest auch bei warmer Sonne die Wachtel liegt, so leicht steht sie doch bei starkem und kaltem Winde weiter als gewöhnlich vor dem Hunde auf, erfordert daher in diesem Falle ein viel schnelleres Tempo von Seiten des Schützen, als bei stillem Wetter, während dessen sie in der Regel ziemlich nah an sich kommen läßt.

Der Anfänger hat bei dieser Jagd einen Vortheil, der bei allen anderen wegfällt; indem er Gelegenheit findet, bei trockenem Boden ganz

genau die Richtung zu beobachten, die sein Schuß genommen hat, wenn er fehlt.

Da nämlich dieser Vogel der einzige ist, der ganz tief am Boden über den Feldern fortstreicht, so sieht man deutlich: ob die Schrote links oder rechts vorbeigefahren und zu hoch oder zu kurz gegangen sind. Letzteres ist der gewöhnlichste Fall, während das Ueberschießen des Vogels nur sehr selten vorkommt.

Eine nah aufgestandene Wachtel lasse man bei windstillem Wetter etwa bis auf 20 Schritte hinausstreichen, bevor man den ersten Schuß abgiebt; stehen dagegen zwei zugleich auf, so muß etwas früher geschossen werden.

In solchen Gegenden, wo in Folge strenger Jagdpolizei vor dem gesetzlichen Aufgange der Schießzeit gar nicht in den Feldern geschossen werden darf, ist es nicht ohne Nutzen, wenn die Anfänger sich wenigstens im Zielen üben; denn es kommt sehr viel darauf an, daß man bei jedem Schusse genau darauf achten lerne, wie man im Moment des Abdruckes abgekommen ist.

Ich erinnere mich von einem Arzte in E. erzählen gehört zu haben, der, bei einer entschiedenen Leidenschaft für die Jagd, das Unglück gehabt habe, gar Nichts zu treffen.

Alle erdenklichen Hülfsmittel und Versuche scheiterten an seiner unmäßigen Schußhitze, die ihn unwiderstehlich fortriß, sobald er irgend ein schießbares Wild erblickte.

Er konnte sich, trotz aller Mühe, die er sich gab, und trotz der besten Vorsätze, nicht dahin bringen, vor dem Abdrucke erst zu zielen, sondern feuerte sogleich in blinder Hast, und gleichsam wie von einem bösen Geiste besessen, seine beiden Läufe fast immer zu gleicher Zeit, oder doch ganz schnell nach einander, ab. Diese letztere Manipulation kann man übrigens auch außerhalb des Weichbildes der Stadt E. bei mancher städtischen Jagdpartie sehen. Der zweite Schuß folgt da dem ersten unmittelbar, und zwar so schnell, daß es rein unmöglich gewesen wäre, in der nur nach Secunden zu berechnenden Zwischenzeit, oder vielmehr ohne alle Zwischenzeit, nochmals gezielt oder auch nur gesehen zu haben, ob das Wild gestürzt ist, oder nicht.

Als nun besagter Arzt, der, außer seinem wohlverdienten medicinischen Absolutorium, so gerne auch noch als Schütze ein Doctordiplom hätte erwerben mögen, endlich einsah, daß alle seine Mühe vergeblich sei, kam er zuletzt zu einer Ueberzeugung, die sich schon ihm längst hätte auf-

bringen sollen, nämlich zu der, daß er mit seinem Uebel, nachdem er dessen Ursprung gehörig erkannt, eine sogenannte Radical=Cur vornehmen müsse, weil man, ohne zu wissen, wohin man gezielt hat, und nur blind in den Tag hinein feuernd, nur selten oder nie treffen könne.

Er faßte daher den, man dürfte wohl sagen verzweifelten Entschluß, mit ächt stoischer Philosophie ein ganzes Jahr lang auf jedes Jagdvergnügen zu verzichten und vor Allem erst — zielen zu lernen.

Dieser Entschluß wurde nun auch mit aller Beharrlichkeit, die man von einem festen Charakter erwarten darf, ausgeführt.

Er benutzte, wie zuvor, jede Stunde, die sein Beruf ihm übrig ließ, dazu mit Hund und Gewehr auszugehen, jedoch um nicht Anlaß zum Spotten und Lachen zu geben, stets ganz allein, denn er zielte zwar nach allem Wilde, welches ihm vorkam, selbst nach ganz kleinen, mithin unbrauchbaren Vögeln, ja, sogar nach Käfern und Schmetterlingen, allein dabei blieb es auch, denn, unerschütterlich fest auf seinem Vorsatze beharrend, ging er stets mit ungeladener Flinte, drückte aber bei jeder Gelegenheit seine beiden Läufe ab, als ob er wirklich schießen wolle.

Durch diese vielfältig wiederholten Uebungen wurde nach und nach sein Blut immer ruhiger; er fuhr mit seinem Gewehr nicht mehr, wie von einem Scorpion gestochen, an die Wange, wenn er irgend ein Wild aufstehen sah, sondern er nahm dasselbe ganz langsam und besonnen herauf, und diese Bedachtsamkeit wurde ihm zuletzt, wie Alles, was man sehr oft und unaufhörlich wiederholt, zur Gewohnheit und gleichsam zur zweiten Natur.

Als nun endlich im nächsten Herbste der langersehnte Freudentag herbeikam, an welchem schon in frühester Morgenstunde die Thore der Stadt E. mit einer Legion Schützen aller Art (darunter viele von denen, die man in Berlin mit dem sonderbaren Namen der Bummler bezeichnet) besetzt waren, um, wenn endlich die Thore der Stadt geöffnet werden, stromweise nach allen Seiten hin auszubrechen, war Jedermann höchst gespannt darauf, was der philosophische Doctor, der Abstemius, wie ihn seine Freunde scherzweise zu nennen pflegten, nunmehr in praxi leisten werde; am allerneugierigsten war er aber wohl selbst auf diese Leistungen.

Und siehe da! es ging.

Besagter Doctor war daher im eigentlichsten Sinne ein Autodidact, denn Niemand hatte ihn belehrt oder angewiesen, sondern er selbst war, nachdem er seinen Fehler gehörig erkannt, auf das einzige eben so rationelle als wirksame Mittel, denselben zu verbessern, verfallen.

Auch war der Erfolg ein wahrhaft glänzender zu nennen, denn sehr bald galt er eben so allgemein für einen der besten Schützen in seiner Umgebung, als er zuvor für den schlechtesten gegolten hatte.

Dieses Beispiel, wenn gleichwohl das einzige mir bekannt gewordene dieser Art, beweist zur Genüge: daß das oftmalige Zielen nach beweglichen Gegenständen, namentlich aber nach wirklichem Wilde oder doch wenigstens nach fliegenden Vögeln, keineswegs so überflüssig und nutzlos ist, als Mancher vielleicht glaubt.

Ein wenigstens einigermaßen ähnlicher Fall, das heißt, der rasche Uebergang eines ganz schlechten Schützen zu einem ziemlich befriedigenden Grade von Schußfertigkeit ist mir selbst einst vorgekommen, und zwar in folgender Weise:

Ein Anverwandter in österreichischen Militärdiensten kam mit Urlaub von Wien zu mir und schon in der ersten Stunde unseres Beisammenseins brach er in so jämmerliche Klagen über sein — sehr mit Unrecht so benanntes — Malheur aus, wie dies nur ein Mensch thun kann, der die Jagd oder vielmehr das Glück, ein guter Schütze zu sein, als das höchste aller irdischen Güter betrachtet, und sich durch kein Hinderniß, wie es auch immer heißen möchte, davon abhalten läßt, mit aller ordentlichen Anstrengung nach diesem Ziele zu trachten. Als wir nun schon am nächsten Morgen nach seiner Ankunft in dem Lande, welches von den gebornen Wienern alterthümlicher, aber ziemlich sonderbarer Weise das Reich genannt wird, den ersten Anflug mit einander machten, sah ich nur zu bald, wie er Ursache hatte, sich über sein sogenanntes Malheur zu beklagen, denn seine Schüsse gingen, einer wie der andere, alle neben den Gegenständen vorbei, die sie hätten treffen sollen, jedoch aus einem ganz anderen Grunde, als bei dem fraglichen Doctor, denn, so wie dieser zu wenig gezielt hatte, so zielte jener zu viel, das heißt, er war so langsam und unentschlossen, so linkisch und unbeholfen, daß er mit dem Gewehr am Kopfe hin und her wackelte, wie ein Betrunkener, und gewöhnlich erst dann mit einer Art von Verzweiflung abdrückte, wenn das Wild schon so weit hinaus war, daß es von seinen Schroten kaum noch erreicht werden konnte.

Diesem Fehler war nun glücklicher Weise leichter abzuhelfen, als dem des Doctors. Ich stellte ihm vor, daß bei einer solchen Methode sein so sehnlicher Wunsch, ein besserer Schütze zu werden, niemals in Erfüllung gehen könne, noch werde, und erbot mich zugleich, neben ihm hergehend,

ihm jedesmal zurufen zu wollen, wenn der rechte Augenblick zum Schießen gekommen sei.

Dieses Anerbieten nahm er mit dem besten Danke an; die neuen Lectionen wurden alsbald angefangen und es dürfte wohl für den ernsthaften Zuschauer ein ziemlich komischer Anblick gewesen sein, uns Beide so selbander über die Felder schreiten zu sehen.

Wir hatten dabei ein doppeltes Commandowort verabredet. Sobald nämlich das Feldhuhn, oder sonst ein vor uns aufgestandenes Wild, etwa 20 oder 25 Schritte hinaus war, ließ ich ein kräftiges „Drauf!" oder „Fabius" ertönen, und in diesem Augenblicke mußte er, gern oder ungern, den Finger krümmen. —

Dieser letztere Ruf hatte seinen Grund darin, daß ich ihm aus Neckerei den Namen des römischen Feldherrn „Fabius cunctator" beigelegt hatte, der als damaliger Consul der Republik nie anders als der Zauderer genannt wurde, was aber dort kein Tadel, sondern ein großes Lob war, und sich darauf bezog, daß dieser berühmte Kriegsheld nach langem Zögern den rechten Moment abgewartet, um der feindlichen Armee eine vollständige Niederlage zu bereiten.

Bei dem von mir so betitelten Fabius war dies nun aber freilich nicht der Fall; denn es gelang ihm Anfangs nur selten, eine Niederlage oder vielmehr ein Niederfallen zu bewirken, und bei jedem erfolglosen Schuß wiederholte er:

„es sei gar kein Wunder, wenn er nichts treffe, denn er müsse ja schießen, ohne vorher gezielt zu haben!"

allein er predigte da nur tauben Ohren, denn ich war und blieb unerbittlich gegen seine Lamentationen.

Und wirklich ging es ziemlich bald schon um ein Merkliches besser.

Zu diesen glücklichen Fortschritten trug aber noch ein anderer Umstand bei.

Mein über diesen günstigen Erfolg höchst erfreuter Vetter ließ sich nämlich, in der Absicht, ein gutes Gewehr zu kaufen, alle in der Umgegend disponible Doppelflinten herbeiholen und entwickelte bei dieser Gelegenheit eine noch viel größere Vorsicht und Bedachtsamkeit, als beim — Zielen. Er würde daher seinen Beinamen Fabius, wenn er ihn nicht zuvor schon gehabt hätte, auf alle Fälle jetzt von mir erhalten haben, denn er ging zwischen der dargebotenen Waare hin und her, wie ein Perpendikel, und prüfte Alles, was zu prüfen, auf das Genaueste und Sorgfältigste, so daß er mir vorkam, wie ein türkischer Sultan, der in

seinem Harem auf und ab spaziert, ohne mit sich selbst einig werden zu können.

Endlich traf er nach langer Unentschlossenheit seine Wahl, und zwar eine recht glückliche, denn die Doppelflinte, für die er sich entschieden hatte, schoß nicht nur recht gut, sondern lag ihm auch ganz vortrefflich.

Mit diesem Gewehr leistete er nun bald mehr, als je zuvor in seinem Leben; er gewöhnte sich bald an ein ungleich schnelleres Tempo und nie habe ich einen glücklicheren Menschen gesehen, als ihn, wenn er, nachdem er einige Hühner nach einander heruntergeholt, sich mit einem wahrhaft bis zur höchsten Seligkeit verklärten Gesichte zu mir wenden und sagen konnte: „Nun wirst Du mich doch gewiß nicht mehr Fabius nennen?"

Ich gab ihm aber dennoch auch späterhin noch gar oft diesen Namen, denn, wenn mehrere Hühner zugleich vor ihm aufstanden, durfte ich rufen, so viel ich wollte, es war Alles vergebens, da sein zweiter Schuß wie eingefroren in der Flinte stecken blieb, kurz, das schönste Vergnügen, welches im praktischen Jägerleben vorkommt und jedes andere überwiegt, das Vergnügen eines recht schnellen Doppel-Treffers war für ihn unerreichbar.

Sobald er das erste Huhn hatte fallen sehen, kehrte seine frühere Unentschlossenheit zurück, denn er schoß nun entweder gar nicht, oder wenn er schoß, traf er nicht.

Er wurde bald ein ziemlich sicherer Schütze, der besonders bei Treibjagden, wo er das Wild auf sich zukommen sah, überaus ruhig, mithin sehr gut zu brauchen war, weil er nur selten fehlte, allein im Flugschießen brachte er es nie zur Vollkommenheit, denn es mangelte ihm die wichtigste Eigenschaft eines Meisters, das beneidenswertheste Talent eines tüchtigen Flugschützen, das Talent: mit ebenso viel Schnelligkeit als Eleganz **Doubletten** zu machen. —

Eine der gewöhnlichsten Schießübungen besteht darin, daß man Steine werfen und danach schießen läßt; diese Uebung wird aber meist auf eine nicht recht zweckmäßige Weise angestellt, denn man läßt es zu, daß in der Regel erst dann geschossen wird, wenn der Stein schon seinen Höhepunkt erreicht hat und im Herabfallen begriffen ist.

Mit welchem Vogelflug in der ganzen Natur hat der geworfene Stein dann aber wohl die geringste Aehnlichkeit, wenn er senkrecht aus der Höhe herabfällt? Ich glaube, mit keinem, selbst nicht mit einer Becassine, welche sich im Frühjahre als Himmelsziege in der Luft herumtummelt, und dann fast senkrecht wie ein Pfeil nach dem erwählten Ein-

fallpunkte im Sumpfe herabschießt, denn sie thut das niemals in der Nähe des Schützen.

Das Steinwerfen ist daher für junge Anfänger eine zwar allerdings nützliche, aber doch keineswegs ganz zweckmäßige Vorbereitung zur Jagdpraxis, sondern eher eine Aufgabe für schon geübte Schützen, wobei jedoch die Bedingung aufzustellen ist, daß nicht erst, wenn der Stein schon fällt, sondern wenn er noch im Steigen begriffen ist, geschossen werden müsse.

Auch kann man denselben schief (im Bogen) vor sich hinaus werfen lassen, wodurch seine Bewegung doch wenigstens einige Aehnlichkeit mit dem Fluge eines vor dem Jäger aufstehenden Vogels erhält.

Dagegen ist die fleißige Uebung mit Steinen, die blos auf der Erde fortgerollt werden, nicht nur eine ganz passende und sehr nützliche Vorbereitung für das Laufschießen, sondern auch die wohlfeilste, die man sich wünschen kann, da es nur äußerst selten an diesem Materiale fehlt und dasselbe den großen Vortheil gewährt, jeden einzelnen Schuß genau untersuchen und beurtheilen zu können, während andere Werkzeuge, z. B. hölzerne Teller ꝛc. bald dermaßen mit Schrotkörnern bedeckt sind, daß man die letzten Schüsse nicht mehr genau genug von den früheren unterscheiden kann.

Bei dem ersten Anfange werden größere, nach und nach aber verhältnißmäßig immer kleinere Steine dazu verwendet.

Wenn es nun der Jagd-Candidat soweit gebracht hat, daß er einen einzelnen Stein nur noch ausnahmsweise einmal fehlt, dann ist es Zeit, zu einer schweren Aufgabe überzugehen. Man lasse daher nunmehr zwei Steine, anfänglich kurz nach einander, späterhin aber zugleich werfen.

Wenn nun auch diese Schwierigkeit überwunden ist und beide Schüsse mit gutem Erfolge abgegeben werden, dann schreite man zu der letzten Probe, die bei dem praktischen Jagdbetriebe von Zeit zu Zeit einmal wirklich vorkommt, nämlich zu der: nach verschiedenen Seiten hin Doubletten zu machen.

Zu diesem Behufe lasse man nunmehr die Steine in verschiedener Richtung werfen, jedoch im Anfange so, daß sich der Schütze bei dem zweiten nur halb zu drehen braucht.

Hat er auch diese Aufgabe gehörig lösen gelernt, dann gehe man zur letzten und schwierigsten Probe über, welche darin besteht: daß er zwei von zweien Personen zugleich, und zwar in ganz entgegengesetzter Richtung, abgesendete Steine treffen muß, was aber nicht ausführbar ist, wenn

er nicht seinen ersten Schuß ganz schnell abgibt und sich eben so schnell umdreht, indem sonst der zweite Stein zu weit hinaus kommen würde.

Zu bemerken ist hierbei, daß, wenn nur einmal geschossen werden soll, man am besten zu solchen Uebungen eine Anhöhe wählt und von dieser herab die Steine rollen läßt, theils, um die Schnelligkeit ihres Laufes zu befördern, theils, weil sie auf ihrem Wege, an irgend ein Hinderniß anstoßend, oft bedeutend in die Höhe hüpfen, wodurch das Treffen erschwert wird, sie mögen nun rund oder kantig sein.

Läßt man von einem Berge oder Hügel herab zwei solcher Steine gleichzeitig abrollen, so gibt dies eine sehr erwünschte Gelegenheit, sich im Doublettenmachen auf Haarwild gehörig zu vervollkommnen; denn es bleibt dabei nicht eben viel Zeit zum Zielen übrig, wenn gleichwohl immer noch ungleich mehr, als bei einem Doppelschusse auf Federwild, wenn dieses nicht etwa der Classe der schwerfälligeren Luftsegler angehört.

Endlich ist auch noch darauf sorgfältig Bedacht zu nehmen, daß man, wenn in der Ebene nach Steinen geschossen werden soll, dazu womöglich immer einen sandigen Boden oder eine mit Staub bedeckte Straße wähle, denn es ist — ich kann das nicht oft genug wiederholen — von größter Wichtigkeit für den Anfänger, daß er bei jedem Schuß genau wisse, warum er gefehlt, das heißt: ob er zu hoch oder zu tief, vor oder hinter dem zu treffenden Gegenstande vorbeigeschossen habe, was aber nur da ausführbar ist, wo man nach dem wahrgenommenen Staube die Richtung des Schrotwurfes genau beurtheilen kann. Ueberdies werden solche Uebungen hauptsächlich nur im hohen Sommer vorgenommen, weil es da nicht viel lebendes Wild zu schießen gibt.

Eine der wichtigsten Obliegenheiten eines eifrigen und guten Jägers ist die, daß er, wenn Zeit und Umstände es ihm gestatten, mithin ohne Ausnahme wenn er allein, oder doch nicht von Anderen abhängig ist, jeden seiner Schüsse, mag dieser nun getroffen haben, oder nicht, genau untersuche.

Die pünktliche Ausübung dieses Grundsatzes gewährt einen doppelten Vortheil, der für das praktische Jägerleben von gleich großer Bedeutung ist; denn erstens lernt man dadurch sein Abkommen, ich möchte, wenn es nicht zu sonderbar klingen würde, sagen — sich selbst und sein Gewehr — am besten kennen, und zweitens wird dadurch gar manches angeschossene Wild aufgefunden und für den Jagdbesitzer erhalten, welches außerdem verloren gegangen und den Füchsen zur Beute geworden sein würde.

Es ist in der That merkwürdig, mit welchem Leichtsinne in manchen

Gegenden hierin zu Werke gegangen wird, oder vielmehr früher zu Werke gegangen worden ist, denn seit dem Jahre 1848 wird man vielleicht durch Schaden klug geworden, ungleich größere Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand verwenden, indem der Fall des Abschießens viel seltener vorkommt, nachdem das Wild selbst — zur Seltenheit geworden ist.

Es sind mir früher oft Jagden auf Hochwild vorgekommen, bei denen zwei und drei, ja manchmal noch mehr Stücke angeschossen wurden und schmählicher Weise verloren gingen, weil man sich nicht die Mühe gab, sie gehörig aufzusuchen; denn entweder fehlte es ganz und gar an den dazu gehörigen Schweißhunden oder, wenn auch wirklich einer vorhanden war, so ging man doch mit ihm nur eine geringe Strecke weit der Fährte nach und gab dann, unter dem Vorgeben, daß der Schuß nicht tödtlich zu sein scheine, die weitere Suche auf, um nur recht bald wieder zu der übrigen Gesellschaft zurückkehren zu können und das nächste Treiben nicht zu versäumen.

Im höchsten Falle wurde ein zu solchem Beruf am wenigsten geeigneter Dächsel auf die Fährte gesetzt, und, nachdem dieser, vorlaut wie sie es fast alle sind, ein paar mal gebläfft und die weitere Verfolgung dann aufgegeben hatte, folgte diesem Beispiele auch der eben so untaugliche Führer.

Von brauchbaren Vorstehhunden war bei solchen Gelegenheiten ohnehin keine Rede, denn von diesem wird, unter dem nichtigen Vorwande, „daß es dort keine Feldhühner gebe“ in vielen sogenannten Waldrevieren, wie von einem ganz unnützen oder doch wenigstens leicht entbehrlichen „Meuble“ gesprochen, als ob man nicht auch bei Waldschnepfen, Auer-, Birk- und Haselhühnern, Hasen, Füchsen und Rehen, ihn eben so gut brauchen könne, als im freien Felde! Ich frage weiter: Ist es nicht eine bekannte Erfahrung: daß ein talentvoller, gut dressirter und geführter Hühnerhund, nachdem man ihn hinlänglich auf Rehe gearbeitet hat, auch beim Hochwild sehr bald brauchbar wird? daß er die schweißige Fährte selbst an der Leine sehr gut hält? und daß er, auf das kranke Stück gelöst, dasselbe, wenn es wirklich gut geschossen ist, vermöge seiner Flüchtigkeit bald einholt und stellt oder niederzieht? ja, daß er sogar vermöge des hohen Grades von Intelligenz, den ihm die Natur verliehen hat, bei zweckmäßiger Anweisung dazu leichter als der eigentliche Schweißhund dahin zu bringen ist, das verendet gefundene Wild zu verbellen?

Doppelt nöthig aber ist der Unterhalt guter Hunde da, wo man un-

verantwortlicher Weise kein Bedenken trägt mit Schroten und Posten auf Hochwild zu schießen.

Kehren wir jetzt zu unserem eigentlichen Thema, das heißt, zur jedesmaligen genauen Untersuchung der Jagdschüsse zurück.

Ich war von jeher der Ansicht, daß es bei der Lehre vom praktischen Jagdbetriebe viel einleuchtender und überzeugender, mithin besser sei, die Richtigkeit der aufgestellten Grundsätze durch aus dem wirklichen Waidmannsleben gegriffene Beispiele — daß diese auch buchstäblich wahr sein müssen, versteht sich von selbst — als durch lange theoretische Demonstrationen begründen zu wollen, und diese Methode ist von mehreren Herren Recensenten, die meine Schriften überhaupt mit viel größerer Nachsicht, als ich es je erwarten konnte, beurtheilt haben, gebilligt worden; ich will daher, auch jetzt auf diesem Wege fortwandelnd, ganz einfach einige Fälle hier mittheilen, die mir selbst vorgekommen sind, und zur Genüge beweisen, wie gut es ist, wenn man jeden Schuß genau untersucht.

Als ich einst, wie es immer mein Grundsatz war, um kein angeschossenes Wild zu Grunde gehen zu lassen, an dem Tage nach einem Waldtreiben die anstoßenden Districte abspürte, stand in einer Waldwiese in einem mitten durch dieselbe ziehenden, mit Schilf und Gras bewachsenen Graben, ein Hase auf, nach welchem ich schoß, obgleich nichts von ihm sichtbar war, als ein kleiner Theil des Rückens.

Auf den Schuß machte er, scheinbar gefehlt, einen Satz aus dem Graben auf die freie Wiese, wo ich ihn mit dem zweiten Lauf niederschoß. Schon war die Flinte wieder geladen und ich hatte mich von dieser Stelle bereits 40 bis 50 Schritte weit entfernt, als ich auf den Gedanken kam, zurück zu gehen und mich zu überzeugen, ob mein erster Schuß, von welchem ich voraussetzte, und den Umständen nach voraussetzen mußte, daß er zu hoch gegangen sei, nicht wenigstens einige Rückenwolle abgestreift haben werde? Diese Neugierde hatte ihren guten Nutzen, denn es war nicht bloß bei dem Abstreifen der Rückenwolle geblieben, sondern zu nicht geringer Ueberraschung fand ich auch den Hasen selbst im Graben liegend, und zwar mit den Hinterläufen in dem noch ganz frischen Lager des zweiten.

Er hatte nämlich, ganz nahe bei seinem Nachbar sitzend, durch eine höchst sonderbare Laune des Zufalls, die ich nicht errathen konnte, diesen ganz eigentlich aus seinem Lager heraus gefallen und mir blieb nichts weiter übrig, als zu glauben, daß er derselbe sei, den ich mit dem zweiten Laufe geschossen hatte.

Ein anderer, diesem ganz ähnlicher Fall begegnete mir einst im Winter beim Treiben, als ich am Flügel durch eine 3 bis 4 Fuß hohe Kiefernkultur ging.

Hier stand ein Hase auf, den ich aber nur, wie einen Schatten, durch das Gebüsch schlüpfen sah, so daß ich, wie man wohl manchmal im Scherz zu sagen pflegt, blos in die Gegend abdrücken konnte. Im Knall sprang er auf einen dicht anstoßenden Acker, wo ich ihn sofort niederstreckte.

Als ich nun mein Gewehr schon wieder geladen und mich rechts abgewendet hatte, vermißte ich meinen Flintenträger, der noch im Gebüsch herumkrabbelte. Auf die Frage: wo willst Du hin? erwiderte er: „Eich will amol suche, ob Sie dem Hase ka Hoor abgestraaft hebbe?" und in demselben Augenblicke hob er auch schon mit triumphirendem Blick und dem freudigen Ausrufe: „Eich henn en" (ich habe ihn) seine Beute in die Höhe. Es war nämlich in demselben Moment, in dem ich schoß, oder wohl auch etwas früher, ein zweiter Hase aufgestanden, von dem ich nichts gewußt und ohne die Aufmerksamkeit meines Begleiters, der, wie schon oft, so auch diesmal, mehr Vertrauen zu meinem Abkommen gehabt hatte, als ich selbst, wäre der Hase ohnfehlbar liegen geblieben.

Als ich einst, in der Mitte des Sommers, dringend ersucht worden war, dem gleichsam letzten Wunsch einer an der Auszehrung kranken Person, welche sehnliches Verlangen nach einem Hasenbraten hatte, zu erfüllen, ging ich in dieser Absicht aus, ohne jedoch meinen Zweck zu erreichen, denn die Hasenjünglinge waren seit 1848, weil es ohne Eltern keine Kinder gibt, ziemlich rar geworden.

Im letzten Treiben — der Abend war schon sehr nah — sah ich in beträchtlicher Entfernung einen alten Rammler laufen, der auf dem Boden hin und her schnüffelte; ich beschloß daher diesen, wo möglich zu substituiren, da mir bekannt war, daß in der Familie, welche das fragliche Gesuch an mich gestellt hatte, zwischen jungen und alten Hasen nicht eben besonders scharf distinguirt werde, und ich ihrem Wunsch doch gerne entsprechen wollte.

Ich schoß daher versuchsweise nach diesem Rammler, was aber keinen weiteren Erfolg hatte, als daß er sich schnell seitwärts wendete und mir um etwas näher kam.

Auch der zweite Schuß, den ich nun abgab, schien keine Wirkung gehabt zu haben, denn Meister Lampe eilte ganz flüchtig dem nahen Dickicht zu.

Als nun der Treiber herbei kam, ließ ich diesen, während ich mit Laden beschäftigt war, auf dem Anschusse nachsehen, wobei er einige Flöckchen Wolle fand.

Dieser Umstand bestimmte mich, ihn noch etwas weiter nachsuchen zu lassen, und kaum hatte er das Gebüsch erreicht, in welchem mir der fragliche Hase aus den Augen gekommen war, als dieser, allem Anscheine nach derselbe, vor ihm aufstand, und von dort herkommend in voller Flucht bei mir über den Weg lief. Ich rief daher sogleich dem Treiber zu, er möge nur herauskommen und brauche nicht weiter nachzusuchen, denn der Hase sei gefehlt. Hierauf wurde mir erwidert: „Nein, da liegt er!“ und mir zugleich genau auf der Stelle, wo der andere aufgestanden war, der zusammengestürzte Rammler gezeigt.

Ich würde daher in der festen Ueberzeugung, daß der an mir vorbeilaufende Hase derselbe sei, nach welchem ich bereits zweimal geschossen, hätte ich noch einen geladenen Lauf gehabt, ohne alles Bedenken auch den dritten Schuß abgegeben und damit, aller Wahrscheinlichkeit nach, ganz gegen mein Wissen und Wollen, eine Häsin getödtet haben, die von dem erlegten Rammler kurz zuvor so eifrig aufgesucht worden war.

Der vierte Fall, den ich nun noch mitzutheilen habe, war in mehrfacher Beziehung bei weitem interessanter, als die bereits erzählten.

Mit demselben Begleiter ging ich einst im Spätherbste in meine sogenannten Raubstaaten, das heißt, in einen Wald, wo wegen der schlimmen Grenznachbarn und starken Wilddieberei im Herbste die Rehe ohne Unterschied geschossen werden mußten.

Als nun schon im ersten Treiben der mit ihm durchsuchende Hund laut geworden war, sah ich ein Reh halb spitz auf mich zukommen, welches ich auf einer Lücke niederschoß.

In diesem Augenblick bemerkte ich aber auch noch ein zweites, welches hinterdrein gekommen, auf meinen Schuß aber so schnell umgekehrt war, daß ich blos noch etwas Weniges vom Schilde erblicken konnte, worauf ich also, wenn gleichwohl gegen die Regel, im Vertrauen auf den guten Durchschlag meines Gewehrs, sowie auf die sehr groben Schrote, womit der zweite Lauf geladen war, meinen Schuß abgab.*)

Als ich nun wieder geladen hatte, ging ich bis dahin, wo ich das zweite Reh aus den Augen verlor, um vielleicht Haare oder Schweiß auf

---

*) In partibus infidelium nimmt man es bekanntlich nicht gar genau mit den sogenannten Wageschüssen!

dem Anschuß zu finden, allein ich fand Nichts dergleichen, und hörte blos noch bei dieser Stelle ein Reh ausreißen.

Um mich nun zu überzeugen, ob dasselbe doch vielleicht getroffen sei, schickte ich ihm den zweiten Hund, den ich auf dem Stande bei mir behalten hatte, und auf den ich mich ganz verlassen konnte, sogleich nach; allein dieser kam sehr bald zurück und zwar ohne laut geworden zu sein, woraus ich mit voller Sicherheit schließen durfte, daß das zweite Reh rein gefehlt und blos ein wenig stehen geblieben sei, um sich nach seinen Cameraden umzusehen.

Wohl wissend, daß mein Hund, hätte er Schweiß gefunden, sogleich laut gegeben haben würde, war ich von der Fruchtlosigkeit des weiteren Nachsuchens so fest überzeugt, daß ich auch meinen inzwischen herbei gekommenen Begleiter davon abhalten wollte und ihm das geschossene Reh auf den Rücken zu nehmen befahl.

Allein, sowie bisweilen ein erfahrener Hühnerhund, wenn der Jäger in der Meinung gefehlt zu haben, ihn abruft, ausnahmsweise den Gehorsam verweigert und noch im Suchen fortfährt, so machte es auch mein Flintenträger im vorliegenden Falle, und abermals trug sein Vertrauen auf mein Abkommen den Sieg davon, und zwar diesmal einen recht glänzenden; denn kaum hatte er mit seinem Stöberhunde etwas mehr auf der linken Seite, als zuvor, neuerdings zu suchen angefangen, als mir auch schon ein lauter Freudenruf seinen Fund verkündete.

Und siehe da! er kam mit nicht geringem Jubel, einen starken Bock hinter sich herschleifend, aus dem Dickicht heraus!

Diesen hatten zwei Nullschrote waidwund getroffen, und waren von da bis in die edlen Theile vorgedrungen, so daß er nur noch eine kleine Strecke fortgerannt und dann zusammengebrochen war, wobei er sich jedoch ganz von der Stelle, wo gesucht worden war, ab, und nach der entgegengesetzten Seite hin gewendet hatte.

Diesmal war meine Ueberraschung nicht blos eine große, sondern auch eine sehr angenehme; denn auf einem so gefährlichen Platze ein schon ganz verloren gegebenes Reh noch zu bekommen, ist an und für sich ein schon nicht geringes Vergnügen, für mich war es aber in so fern ein doppeltes, weil ich zur Strafe für meinen Leichtsinn im Nachsuchen eigentlich verdient gehabt hätte, diesen Rehbock zu verlieren.

Ich glaube nunmehr, nachdem ich hoffen darf, über die mancherlei Vorübungen eines jungen Schützen das Nöthigste gesagt zu haben, zu dem

ungleich wichtigeren praktischen Betriebe der Jagd selbst übergehen zu können.

Wo aber anfangen? Mit Lauf oder Flug, mit Büchse oder Flinte? das ist eine kritische Frage!

Doch nur für einen Augenblick kann man hierüber im Zweifel sein, denn wer möchte wohl in Abrede stellen wollen, daß die Kugelbüchse das bei weitem edelste Werkzeug sei, welches in die Hände des Jägers kommt.

Sie verdient schon deshalb das edelste Werkzeug in den Händen des Waidmannes genannt zu werden, weil er niemals damit fehlen kann, wenn er richtig gezielt hatte, während der Schrotschuß ihn von Zeit zu Zeit einmal im Stiche läßt, und weil es bei weitem schwerer ist sich beim Jagdbetriebe im Gebrauche der Kugelbüchse auszuzeichnen, als in dem der Flinte.

Ich bin jedoch des Dafürhaltens, daß es nicht passend sein würde, mich auch hier über den Gebrauch dieses Gewehres ausführlich auszusprechen und zwar aus folgenden Gründen:

Erstlich kommt der bei weitem größte Theil meiner Leser seit 1848 nicht mehr in den Fall, ein anderes Gewehr als eine Schrotflinte in die Hand zu nehmen, indem der Hauptgegenstand der Kugelbüchse, das Hochwild, gleichsam nur noch in eingeschlossenen Räumen existirt, wo es für jeden Anderen, als den Besitzer des Thiergartens, in die Kategorie des Noli me tangere gehört.

Zweitens haben wir so viele durchaus gute Abhandlungen über das Büchsenschießen, z. B. die in D. a. d. Winkell's Handbuche für Jäger, daß es eine sehr große Thorheit sein würde, zu glauben, man könne etwas noch Besseres schreiben.

Ich will daher hier nur noch ganz kurz berühren, daß ich Jedem, der sich zu einem guten Büchsenschützen auszubilden wünscht, die fleißige Uebung mit dem Teschink, der sogenannten Auerhahn- oder Erbsbüchse, dringend empfehle.

Es kann damit wegen der geringen Munition, die erforderlich ist, nicht nur weit billiger, sondern auch wegen des unbedeutenden Knalles, in den Höfen, Hausgärten oder aus den Fenstern nach kleineren Vögeln oder nach einem todten Ziele geschossen werden und doch bleibt, sowohl was die Ladung als das Zielen betrifft, das Verfahren dasselbe wie bei der gewöhnlichen Zwillings- oder Bürschbüchse, deren Handhabung dem öfteren Gebrauche des Teschinks folgen soll.

Weniger schwierig ist es mit der Büchse gut nach einem stillstehenden Punkte zu schießen, als im Laufe, besonders bei Hindernissen im Walde.

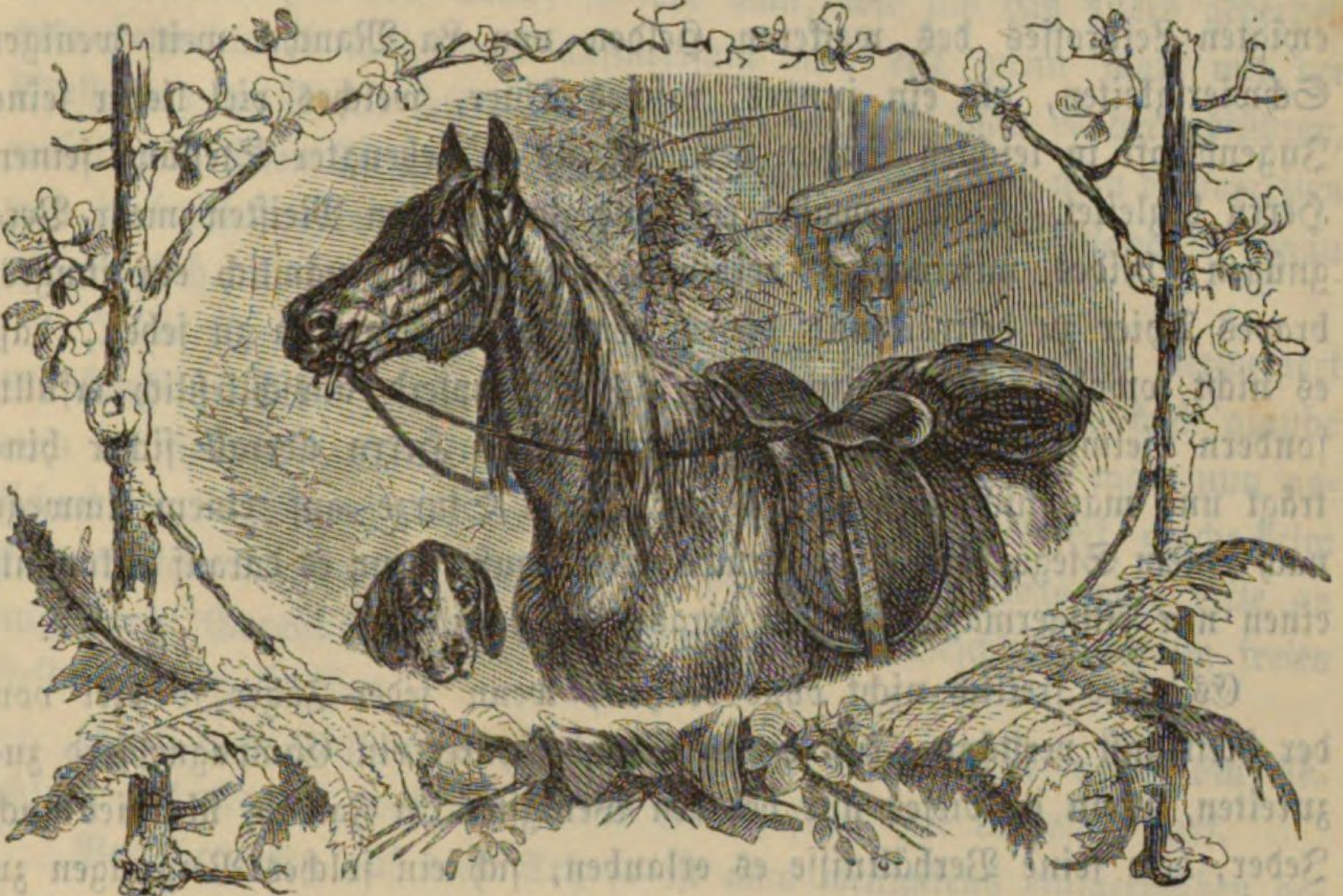
Anfänger können sich, wenn auch keine sehr große, doch eine einigermaßen entsprechende Fertigkeit dadurch aneignen, daß sie oft nach hölzernen Sauen, Hirschen, Rehen oder Füchsen, die, hinter künstlichem Buschwerk versteckt und auf dem Blatte eine Scheibe tragend, über einen freien Raum anfänglich langsam, dann schneller gezogen werden, schießen.

Gleich vortheilhaft ist es, sich auf dem Zwilling ein Hintervisir, das leicht abgenommen werden kann, machen zu lassen und sowohl im Walde als Felde nach Hasen zu schießen. Dadurch gewöhnt man sich an ein sicheres Abkommen, was bei der Büchse die Hauptsache ist.

Doch macht, wie in allen Fällen so auch hier, Uebung den Meister.

Das Schieß- oder Jagdpferd.

Heran, du schönes, hochbegabtes Thier!
Ein theurer Waidgenosse bist du mir,
Und trägst mich gern hinaus zum frohen Jagen,
Wie du einst deinen Herrn zur Schlacht getragen.



Von größter Wichtigkeit bei allen jenen Jagden, bei denen man mit hohem Grad von Schlauheit und Erfahrung der zu erlegenden Thiere zu kämpfen hat, ist ein gut dressirtes Pferd.

Ich hielt es daher für das Beste, das hierüber zu sagen Nöthige in einem besonderen Abschnitte vorzutragen.

Bevor ich jedoch zur Anleitung, ein Pferd zu dem in Rede stehenden Zwecke abzurichten, schreite, sei es mir vergönnt, einige allgemeine Bemerkungen, die sich mir dabei aufdringen, vorzulegen. Zuerst entsteht die Frage, will man das Pferd nur zum Anschleichen auf Trappen, Gänse, Enten 2c., kurz als Schießpferd in der engeren Bedeutung des Wortes, oder will man es überhaupt als Jagdpferd zum Dienste, zum Birschreiten und zu anderen Verrichtungen verwenden.

Wollte man unter Schießpferd nur ein solches verstehen, welches der Jäger zum Beschleichen scheuer Wasservögel oder zum Treiben benutzt, so wäre es unnöthig, ein eigenes Pferd deswegen zu halten, da jeder alte, abgelebte Ackergaul sich leicht dazu gewöhnen läßt, sich in einer für das

Wild unverdächtigen Stellung vom Jäger leiten zu lassen, und sowohl bei — als nach dem Schusse ruhig zu bleiben.

Im Gegentheil macht ein solches Ebenbild des durch Cervantes verewigten Leibrosses des wackeren Helden von La Mancha weit weniger Schwierigkeiten, als ein junges, rasches Thier, welches viel lieber seine Jugendkraft in leichten Sätzen versucht, als in gebeugter Stellung seinen Herrn begleitet. Doch gewährt es ohne Zweifel den Meisten mehr Vergnügen, beides miteinander verbinden zu können, nämlich ein junges, braves Thier zu besitzen und dieses dennoch so gehorsam zu sehen, daß es nicht sowohl seine Bestimmung als Schießpferd ausschließlich erfüllt, sondern vielmehr auch als Jagdgefährte seinen Herrn überall sicher hinträgt und man nicht aus Furcht vor einem Sturze auf einem Umwege nach einem Stege oder einer Brücke reiten muß, wenn es darauf ankommt, einen nur einigermaßen breiten Graben zu passiren.

Es wäre freilich nicht ohne Nutzen, wenn jeder Jäger so viel von der Reitkunst verstände, daß er im Stande wäre, ein Campagnepferd zuzureiten, allein da dieses nur bei den Wenigsten der Fall ist, überdies auch Jeder, dem seine Verhältnisse es erlauben, sich ein solches Vergnügen zu verschaffen, es bei dem Einkaufe nicht so genau zu nehmen braucht und sich ein schon vollkommen zugerittenes Pferd anschaffen, oder, falls er das Pferd selbst erzogen hat, die Kosten der Dressur gewiß nicht sparen wird, so übergehe ich auch eine Anweisung zu solcher und beschränke mich darauf, zu zeigen, wie ein Pferd dazu gebracht werden kann, vor dem Schusse zu stehen und das zu thun, was man von einem Schießpferde verlangen kann. —

Vor Allem rathe ich Jedem, der sich ein Pferd kaufen will und nicht Kenntniß genug für dieses Geschäft hat, einen sachverständigen, unparteiischen Mann mitzunehmen, sich aber nicht den glatten Worten eines Roßkammes oder den Versicherungen eines dienstfertigen Händlers anzuvertrauen.

Man sei doppelt aufmerksam, wenn man den Kauf auf einem Roßmarkte abschließen will, wo die Menge der Pferde, das Getümmel, die Künste der Roßkämme und so viele andere Umstände zusammenwirken, daß man oft die größten Fehler übersieht und einen Kauf abschließt, der mehr Reue als Vergnügen bringt.

Am besten thut man, das Pferd, welches man kaufen will, zuvor im Stalle, im Zustande der Ruhe zu sehen, wobei man die Vorsicht gebrauche, nie den Verkäufer zu benachrichtigen, wann man kommen will, auch darf

nicht erlaubt werden, daß der Herr des Thieres eine Peitsche, Ruthe oder dergleichen mit in den Stall nehme.

Tritt man in den Stall, so sehe man, wie sich das Pferd geberdet, man betrachte es lange und aufmerksam und erst wenn man mit der Musterung im Stalle fertig und zufrieden ist, lasse man es herausführen, wobei man jeden Körpertheil besonders prüft; dann läßt man es vorreiten und beobachtet seine Bewegungen im Schritt, Trab und Galopp so genau als möglich.

Jedes Pferd verlange man zuletzt selbst zu reiten, denn verweigert der Käufer dieses, so ist dies schon ein schlimmes Zeichen; doch glaube man im Falle der Einwilligung darum ja noch nicht, daß man nun gesichert sei, im Gegentheile verdopple man seine Aufmerksamkeit, mache beim Reiten viele Wendungen, schlage die verschiedensten Wege ein, reite an auffallende Gegenstände hin und versuche es zum Beschluß auch im freien Felde und an Gräben.

Sind diese Leistungen genügend, dann erst schreite man zum Abschlusse des Kaufes, wobei man die Gewährschaft nie vergessen darf.

Verfährt man auf diese Art, so ist man wenigstens einigermaßen gesichert, kein schlechtes Pferd zu bekommen, oder vielmehr kann man doch dann wenigstens sagen, daß man keine Vorsichtsmaßregel versäumt habe; denn ganz fehlerfreie existiren nur in Gemälden und Kupferstichen.

Auf die Farbe sehe man gar nicht, da sie so wenig Einfluß auf das Temperament, als auf die Gesundheit des Pferdes hat, auch für den Jäger keinen Unterschied macht, weil das Wild den Schimmel so wenig scheut, als den Rappen, im Gegentheil, Pferde von auffallender Farbe mehr anstaunt, als dunkelfarbige; ich würde deshalb vorzugsweise den Schimmel als Jagdpferd empfehlen, wenn dessen Farbe die Ankunft des Jägers, der zugleich auch die Waldaufsicht zu besorgen hat, nicht schon dem Frevler in zu weiter Entfernung erkennen ließe.

Auch lasse man sich nie von der gepriesenen Nationalität eines Pferdes blenden.

Deutschland liefert gute und schlechte Pferde, wie Ungarn und Polen, und in mancher Hinsicht ist sogar das deutsche Pferd dem in der Wildniß aufgewachsenen vorzuziehen, da dieses gewöhnlich beim Einfangen und Zähmen schon so stark angegriffen wird, daß der Ursprung mancher Fehler sich aus dieser Periode herschreibt.

Bei der Wahl hinsichtlich der Größe nehme man weder zu große, noch zu kleine Pferde, doch eher noch von letzterem Schlage, da es äußerst

unbequem ist, im Freien, wo der Fall abzusteigen für den Jäger so oft vorkommt, sich wieder auf den Rücken eines solchen Dromedars schwingen zu müssen, welches niemals die Zuvorkommenheit und Artigkeit seiner Gestaltsverwandten im Oriente hat, das Knie zu beugen und das Aufsteigen zu erleichtern.

Ein zu kleines Pferd ist dagegen ebenfalls unbequem, da beim Anschleichen man sich nur mit Mühe dahinter verbergen kann, dasselbe auch zum gewöhnlichen Dienste nicht so brauchbar ist, weil die kleinen Pferde selten gute Schrittgänger sind und viel zu wenig Boden nehmen. Der Einwurf, den man mir machen könnte, daß dieser Schlag die besten Paßgänger liefere, widerlegt sich durch die Bestimmung als Jagdpferd von selbst, denn wie lange geht ein Zelter im Koth, auf schlechten Jagdpfaden, in sumpfigen Wiesen u. s. w.? Gewiß nicht lange, weil der Paßgang schon bei trockenem und ebenem Boden äußerst angreifend und ermüdend für das Pferd ist.

Im Allgemeinen verspricht ein Pferd, dessen Körpertheile nach der hier folgenden Beschreibung gebaut sind und welches übrigens gesund ist, dem Jäger die erforderliche Dauer und Brauchbarkeit. Zum Jagddienste bestimmt, soll ein solches Thier einen feinen Kopf, weite Nüstern, keine zu starken Ganaschen, gut gebaute Vorhand, kräftige Schenkel, harte Hufe, ein rundes Kreuz, volle Flanken und eine vermögende Cruppe haben, am wenigsten darf es engbrüstig sein. Je leichter es nach dem Galopp Athem holt, ohne mit den Flanken zu schlagen, desto zuversichtlicher darf man glauben, daß die Lunge desselben ohne Mangel sei. — Sollte Jemand Gelegenheit haben, oder besonderes Vergnügen daran finden, sich sein Pferd selbst zu erziehen, so hat dieses allerdings große Vorzüge, denn es hängt dann lediglich von dem Erzieher ab, wie fromm und vertraut er sein Pferd machen will, denn je mehr sich dieser mit seinem künftigen Gefährten abgibt, desto vertrauter wird das Thier mit ihm werden, um so bereitwilliger wird es sich zeigen, den Willen seines Gebieters selbst in Gefahr und Noth zu erfüllen.

Ein solches Pferd, welches man als Fohlen schon kauft und mit dem man sich immer beschäftigt, (der Sorge des Burschen darf man es freilich nicht überlassen), weiß von keiner Untugend etwas, und bringt man es in der Jugend oft an solche Gegenstände, welche die Pferde gewöhnlich scheuen, so wird sich solch ein junges Thier spielend an Alles gewöhnen, was ihm sonst furchtbar erscheinen würde, und bei der Dressur wenig Mühe machen, während ein anderes, welches die Gesellschaft der Menschen

in der Jugend entbehrte, oder mit dem man sich weniger abgab, manchen Tropfen Schweißes vergießen macht, um ihm seine Furcht vor gewöhnlichen Dingen zu benehmen; allein kein Licht ohne Schatten. — Es hat auch sein Unangenehmes, ein Pferd zu erziehen. — Solch' ein junges Thier ist mancher Gefahr ausgesetzt, erfordert in manchen Perioden (z. B. beim Durchbrechen der Zähne) doppelte Aufmerksamkeit und Sorgfalt, verwächst sich oft und bekommt nicht die leichte angenehme Figur, die es in der früheren Jugend versprach, u. s. w. Regeln und Vorschriften für Erziehung und Abrichten eines Pferdes zu geben, liegt gar nicht in der Sphäre dieses Werkes, da Theorie allein nicht genügend ist, dieses auch viel zu weitläufig ausfallen würde, wenn es die Anleitungen, welche uns die besten Werke über Reitkunst, Pferde-Kenntniß und Pferdezucht liefern, wiederholen wollte. Von einem wohl zugerittenen Pferde kann man ohnehin immer fordern, daß es fest vor dem Schusse stehe. Es handelt sich daher hier nur darum, was zu thun sei, um dasselbe als Schießpferd gebrauchen zu können, d. h. dahin zu bringen, daß es auch ruhig neben dem Schützen hergeht und sich durch die Schießleine nach Belieben wenden läßt. Da jedoch der Fall häufig eintritt, daß selbst ein zugerittenes Pferd den Schuß scheut, entweder weil es gar nicht daran gewöhnt wurde, oder aus Mangel an Uebung, so halte ich es nicht für überflüssig, die Anweisung, ein Pferd schußbändig zu machen, jener vorauszuschicken: wie dasselbe zu seiner Bestimmung als Schießpferd abzurichten und dahin zu bringen sei, daß es den Schützen beim Anschleichen verbergen und in der dem Wilde am wenigsten verdächtigen Stellung nebenher gehen lerne.

Um ein Pferd schußbändig zu machen, hat man mehrere Methoden; ich halte folgende für die beste, wodurch ich selbst eine achtjährige, vor dem Schuß sehr scheue Stute in Kurzem dahin brachte, daß sie sich nicht allein aus dem Knalle des Pulvers nichts mehr machte, sondern auch sich vor dem Kopfe und über dem Rücken wegschießen ließ, ohne irgend eine lebhafte Bewegung zu verrathen.

Diese Methode besteht in folgendem, ganz einfachen Verfahren: Im Anfange schießt man kurz vorher, ehe dem Pferde sein Futter aufgeschüttet wird, vor dem Stalle mit nur ganz schwachen Schüssen, geht dann zu dem noch erschrockenen Thiere, liebkost es und reicht ihm sein Futter; dieses setzt man einige Tage fort.

Das Pferd gewöhnt sich nicht nur bald an den Knall, sondern es wird auch, da es merkt, daß diesem ihm früher so furchtbaren Schalle

der geliebte Hafer folgt, im Kurzen seine Freude beim Schusse durch Scharren, Wiehern, Spielen mit der Kette u. dgl. an den Tag legen. Bemerkt man dieses einmal, so nimmt man die frisch abgeschossene Pistole mit in den Stall und geht, die Pistole in der einen, das Habersieb in der anderen Hand, unter schmeichelndem Zurufe an das Pferd hin.

Das erste mal komme man mit der Pistole nicht zu nahe, doch so, daß das Pferd den Geruch des Pulvers wittern kann. Verräth es durch Schnauben, Blasen und Spitzen der Ohren Furcht, so rufe man ihm, das Sieb rüttelnd, freundlich zu und es müßte ein sehr furchtsames Thier sein, wenn es sich nicht bald von seiner Angst erholen und nach vorsichtigem Näherrücken des Hafers bemächtigen sollte.

Nur eine kurze Zeit wird erforderlich sein, um dem Pferde so viel Zutrauen einzuflößen, daß es die noch dampfende Pistole, wenn man sie auf den Hafer legt, mit den Lippen wegstößt und trotz des widerlichen Pulvergeruches sein Futter mit dem größten Appetit verzehrt. Ist man nun einmal so weit, daß das Pferd bei dem Knalle außerhalb des Stalles nicht mehr erschrickt, sondern im Gegentheil Freude verräth, auch die Pistole nicht mehr fürchtet, sondern blos sein Futter im Auge hat, so versuche man dasselbe auch im Freien.

Bei Abrichtung eines braven Jagdpferdes wendete ich folgende Methode im Walde an, nachdem ich die Vorschriften hinsichtlich der Vorbereitung vor und in dem Stalle in Anwendung gebracht hatte. Auf etwa 20 Schritte vor*) dem Pferde, auf welchem ich saß, ließ ich mit einem ungeladenen Gewehr Feuer geben, während ich dasselbe hierauf aufmerksam machte und ihm schmeichelte. Nachdem dies einigemal geschehen und mein Pferd hieran gewöhnt war, ließ ich Pulver auf der Pfanne abbrennen und sogleich gewöhnte sich dasselbe auch an den stärkeren Blitz und sogleich an den Pulverdampf. Endlich ließ ich immer näher vor dem Pferde ganz schwache und nach und nach immer stärkere Schüsse in derselben Entfernung und Richtung so oft wiederholen, bis mein Pferd bei jedem Schusse ganz ruhig blieb. Nachdem ich nun auch ganz nahe rechts und links, sowie hinter demselben hatte schießen lassen, wiederholte ich, auf demselben sitzend, stufenweise das vorbemerkte Verfahren und fand nach wenigen Wochen meinen Jagdgefährten nicht nur vollkommen schußbändig, sondern entdeckte zugleich an dem Spitzen der

---

*) Das Schießen hinter dem abzurichtenden Pferde, bevor es noch an den Blitz oder Knall gewöhnt ist, scheint mir für dasselbe zu erschreckend.

Ohren, sobald ich den Hahn spannte, daß es am Schießen Wohlbehagen fand. —

Man lege dem Pferde nunmehr eine Trense ein und führe es auf einen freien Platz, stelle es aber so, daß ihm der Pulverblitz nicht sichtbar wird.

Sobald der Schuß knallt, drehe man das Pferd so, daß es den Schützen sieht, jedoch so viel als möglich so, daß der Wind den Pulverdampf von dem Thiere wegweht und versuche es gegen die Pistole hinzuführen, was nicht eben schwer halten wird, wenn der Schütze zugleich das Hafersieb schwingt. Nur enthalte man sich aller gewaltsamen Mittel; die einzige Strafe bestehe bei offenbarer Widersetzlichkeit in dem Zurückbehalten des Hafers und selten wird es länger als einen Tag dieses Lieblingsfutters entbehren wollen. Dreht sich, was bald erfolgen wird, das Pferd nach dem Schusse selbst um und eilt der Pistole, resp. dem Futtersiebe zu, so darf man dasselbe schon so stellen, daß ihm das Feuer in's Auge fällt; jetzt schüttet man blos Zündkraut auf und ladet erst dann die Pistole ganz, wenn es sich aus dem Abbrennen nichts mehr macht. Ist es endlich ganz ruhig bei und nach dem Schusse und geht es mit Freuden an den Schützen hin, so schießt man auch während es frißt; dies wird beinahe gar keinen Eindruck machen. Daß diese Schüsse anfangs in größerer Entfernung und nur nach und nach näher bei dem Pferde geschehen müssen, versteht sich von selbst. Wendet man während der ganzen Behandlung die gehörige Vorsicht und ein freundliches, liebreiches Benehmen an, so wird es dem Pferde ganz gleichgültig werden, wenn man ihm zuletzt vor dem Kopfe wegschießt; doch hüte man sich, dasselbe zu *versengen*, denn dieses vergißt es selten; ebenso darf man das Knacken beim Aufziehen des Hahnes nicht eher hören lassen, bis das Pferd schon ganz schußbändig ist.

Zum Beschlusse lege man auf dem Rücken des Pferdes auf, der aber mit einem Sattel oder mit einer Decke versehen sein muß, weil sonst die damit verbundene Erschütterung für das Pferd leicht einigermaßen schmerzhaft werden dürfte.

Diese Methode, so einfach sie ist, leistet gute Dienste, und man kann fest überzeugt sein, daß ein Pferd, auf diese Weise behandelt, den Schuß nachher nicht mehr scheuen und selbst das furchtsamste Thier in kurzer Zeit statt der früheren Aengstlichkeit beim Schießen zuletzt vielmehr eine Art von Freude und Ungeduld verrathen werde. Um dasselbe nunmehr als Schießpferd gebrauchen zu können, ist Nichts weiter nöthig, als es zu gewöhnen, ganz ruhig und gleichsam weidend neben dem Schützen herzu-

gehen, sich nach Belieben leiten zu lassen und, wenn es verlangt wird, unbeweglich stehen zu bleiben. Zur Erreichung dieses Zweckes hat man die Schießleine, welche aus einer nicht zu dicken, grün gefärbten Schnur besteht, die dem Pferde wie ein Kopfgestell angeknüpft wird und über der Nase einige Knoten erhält, die statt eines leichten Kappzaumes dienen; diese Vorrichtung nennt man die Schießhalfter. Als Zügel dienen zwei, auf beiden Seiten übrig gelassene Enden von beliebiger Länge, doch lasse man sie eher länger als kürzer; auch fordern Manche noch, daß an den Vorderfüßen des Pferdes um das Köthengelenk Riemen, mit Ringen versehen, geschnallt werden, um die Leinen durchzuziehen und über dem Rücken des Thieres an dem Ringe des Schießgurtes befestigen zu können. Dieser letztere besteht aus einem breiten Gurte, der da, wo er auf dem Rücken des Pferdes zu liegen kommt, so breit und so gut ausgefüttert ist, daß er gleichsam ein kleines Reitkissen bildet, um beim Auflegen und Abschießen des Gewehres den Ruck für das Thier nicht unangenehm zu machen. Diese Vorsicht ist um so nöthiger, da gerade bei jenen Jagden, wo man sich eines Schießpferdes bedient, nämlich bei Trappen, Kaninchen, wilden Gänsen rc. das Gewehr meist *bedeutend stärker geladen wird, als sonst gewöhnlich* und daher auch heftiger stößt.

Man versuche es nur und schieße das Gewehr, auf den blosen Rücken, selbst des geduldigsten Thieres, auflegend ab, so wird man bald sehen, daß es die folgenden Schüsse mit weit weniger Ruhe aushalten wird, als den ersten, da es immer die schmerzhafte Empfindung kommen sieht. Ja, der älteste Veteran im Dienste der Ceres würde seinen von der treibenden Geißel des Führers abgehärteten Rücken bei mehrmaligen Versuchen dieser Art nicht mehr hergeben wollen.

Für die Fußringe stimme ich nicht, weil die damit verbundene Absicht eben so gut erreicht wird, wenn man die Leinen unter der Brust zwischen den Vorderbeinen durchzieht, sie dann theilt und bei dem Ringe, der am Schießgurte auf dem Rücken befestigt ist, durchsteckt. Auch ist gerade nicht nöthig, daß die Leine das Kopfgestell bilde, da jede Halfter, deren Nasenband einen leichten Kappzaum enthält, eben so gut, ja noch besser wirkt, wo dann die Leinen nur an dem mittleren Nasenringe befestigt zu werden brauchen. Diese Leinen haben einen doppelten Zweck; erstens soll dadurch das Pferd dahin gebracht werden, daß es mit gebeugtem Halse, den Kopf gegen den Boden gesenkt, sich fortbewege, zweitens dienen sie als Zügel, um durch stärkeres Anziehen einer derselben das Pferd auf die eine oder andere Seite lenken zu können.

Bei der Gewöhnung an die bemerkte unbequeme Stellung ist es am besten, wenn im Anfange zwei Personen sind, eine, die den Kopf des Thieres nach und nach durch stärkeres Anziehen der Leine gegen den Boden arbeitet, und die andere, die an einem Beizügel das Thier da- und dorthin wendet, damit es lerne, auch in dieser Stellung zu gehen und sich wenden zu lassen.

Genau betrachtet, ist die Stellung selbst nicht so unnatürlich, als man glauben möchte, denn jedes frei auf der Weide sich befindende Pferd nimmt sie von selbst an, und die ganze Abrichtung wird sehr leicht von statten gehen, wenn man sie auf einer Wiese vornimmt, wo das Pferd sich nicht lange nöthigen läßt, Kopf und Hals zu senken und zu grasen. — Anfangs vermeide man das zu straffe Anziehen der Leinen und suche durch verstärktes Zurücknehmen, verbunden mit Liebkosungen, den Kopf zur nothwendigen Senkung auch auf futterleeren Plätzen herabzubringen. — Es ist nicht gerade nöthig, daß das Pferd mit dem Maule die Erde berühre, denn es ist genug, wenn es den Kopf bis unter oder an die Brust gesenkt, tragen lernt. — Die andere Person, die den Beizügel hält, hat nichts weiter zu thun, als das Pferd zum langsamen Fortschreiten zu bewegen und es nach verschiedenen Richtungen zu wenden. Geht das Pferd einmal mit gesenktem Halse und wendet sich bei der geringsten Hülfe mit dem Beizügel, so bleibe die eine Person weg, und die andere knüpfe die Leinen in dem Ringe zusammen und lenke allein; zeigt es sich auch da willig genug, so versuche man, es nur mit der Leine zu wenden, lasse aber den Beizügel eingeschnallt, um damit, wenn etwa die Leine die gewünschte Wirkung nicht gleich äußern sollte, die nöthigen Hülfen geben zu können. Gehorcht es den Leinen, wozu eben nicht viel Zeit und große Mühe nöthig sein wird, vollkommen, so lasse man den Beizügel weg, wende es nach allen Seiten, lasse es vor- und rückwärts gehen und schieße zum Beschlusse der Dressur vor, hinter und über ihm weg. Nunmehr ist ein solches Pferd zu seiner Bestimmung als Jagdgefährte, Birsch-, Treib- und Schieß-Pferd hinlänglich vorbereitet.

Sobald dasselbe einmal vollkommen schußbändig ist, werden sich der Abrichtung als Schieß- und Treibpferd ohnehin nur wenige Hindernisse in den Weg stellen und auch diese in höchstens 8 Tagen beseitigt sein; nur gebe man sich mit keiner boshaften Bestie ab, die lieber steigen und beißen, als gehorchen will, oder mehr Lust bezeigt, nach dem Jäger zu schlagen, als über oder hinter sich wegschießen zu lassen, denn da möchte das Verenden leicht früher an den Schützen kommen, als an das zu

beschleichende Wild und die angewendete Mühe oft schlimm genug bezahlt werden.

Doch sei man auch nicht zu furchtsam und nehme nicht Muthwillen für Bosheit; denn ein muthiges Thier wird auch — wenige Fälle ausgenommen — immer ein treues sein. Man glaube ja nicht, daß die Abrichtung selbst aufgegeben werden müsse, wenn ein junges Pferd im Anfange einige Sprünge versucht; ist dasselbe übrigens willig und fromm, so wird es sich bald fügen.

Sollte Einem oder dem Anderen die Anwendung der Schießleine zu weitläufig scheinen, so läßt sich das Pferd bei einiger Uebung leicht auch dahin bringen, daß die Trensenzügel eben so gute Dienste leisten; doch müssen diese offen sein und getheilt an den Ring festgeknüpft werden, nur vermeide man jedes glänzende Metall, damit das zu beschleichende Wild nicht dadurch scheu gemacht werde.

Wie nöthig es ist, bei Jagdpferden für die gehörige Befestigung des Sattels zu sorgen, erhellt zur Genüge aus nachstehender Geschichte aus einer längst verschollenen Zeit, welche von Melchior Pflinsing, dem Hofkaplan Karls des V., in seiner damals viel gelesenen Schrift mit dem Titel „Der Theuerdank", erzählt wird und dessen eigene Worte ich hier beibehalten will. Derselbe erzählt nämlich Folgendes:

„Anno 1482, als sich Erzherzog Maximilian mit seiner Gemahlin Maria zu Bruck den Winter aufhielte, ist sie zu Ende desselben den 16ten März auf die Raigerbaitz, woran sie ein besonderes Belieben hatte, mit den Ihrigen ausgeritten, als sie sich eben im sechsten Jahre ihres Ehestandes schwanger befande. Denn da sie auf einem muthigen Klepper ihrem Falken zurannte, zersprang der Gurt am Sattel, daß sie hinter sich zur Erde stürtzend an den Lenden und Hüften übel verletzt wurde, welches sie aber, theils ihren allerliebsten Gemahl nicht zu betrüben, theils aber auch aus sonderbarer weiblicher Schamhaftigkeit, indem sie lieber sterben, als den Schaden einem Arzte entdecken wollen, verschwiegen und verborgen gehalten, bis sie nur allzufrühe das Kind geboren, der Brand zum Schaden geschlagen, dabei sich ein Fieber ereignet, daß sie den 28ften März im fünf und zwanzigsten Jahre ihres Alters dieses zeitliche Leben zu größter Herzensbetrübniß ihres Gemahles und des ganzen Volkes hat verlassen müssen."

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Druck der Franz Krüger'schen Buchdruckerei in Berlin.

Verlag von WIEGANDT, HEMPEL & PAREY in Berlin.

Deutscher Forst- und Jagd-Kalender
auf das Jahr 1874.

Zweiter Jahrgang.

Herausgegeben von **Dr. F. Judeich,**
Königl. Oberforstrath und Director der Königl. Forstakademie zu Tharand.

Personalstatus der Forstverwaltungen in grösster Vollständigkeit (also incl. Revierförster und Förster) nebst Namens- und Ortsregister.

I. Theil gebunden. **II. Theil brochirt.**
Preis 1 Thlr.

Handbuch der preussischen Forst- und Jagd-Gesetze
nebst den dazu erlassenen
Verordnungen, Instruktionen, Regulativen, Reglements und Ministerial-Verfügungen.
Nach amtlichen Quellen
herausgegeben und bis auf die neueste Zeit vervollständigt
von **August Kylburg** in Sensweiler bei Trier.
Preis 2 Thlr.

DIE FASANENZUCHT.
Von GOEDDE, Oberförster in Dobrau in Schlesien.
Preis 20 Sgr.

Die Holzmesskunst
in ihrem ganzen Umfange.
Für Forst- und Landwirthschaft, Holzhandel, Fabrik- und Bauwesen, nach metrischem Maass bearbeitet.

Erster Band.
Holzwirthschaftliche Tafeln
von
M. R. Preßler.
K. S. Hofrath u. Professor a. d. K. S. Forstakademie Tharand.
Preis $2^{2}/_{3}$ Thlr.

Zweiter Band.
Lehrbuch der Holzmeßkunst
von
Max Kunze.
Docent an der K. S. Forstakademie Tharand.
Preis 2 Thlr.

Ueber die Ermittelung
der Masse, des Alters und des Zuwachses der Holzbestände.
Von **Dr. Gustav Heyer.**
Mit 19 lithographischen Tafeln. Preis $1^{1}/_{3}$ Thlr.

Die Vertilgung der Kiefernraupe
(Phalaena bombyx pini)
durch Theerringe
nebst Notizen über die Pilzkrankheiten der Kiefernraupen.
Von **Middeldorpf,** Königl. Oberförster a. D.
Preis 15 Sgr.

Deutsches Gestüt-Buch.
Geschichte und Beschreibung deutscher Gestüte.

Band I. (1872) enthält folgende 18 Gestüte: Adamowitz, Brock, Düppel, Friedrich-Wilhelm-Gestüt, Georgenburg, Julienfelde, Leubus, Lindenau, Louisenhof, Mettlach, Olschowa, Puspern, Rabensteinfeld, Redefin, Rosbitek, Steinort, Weedern mit Szirgupönen, Zirke.

Band II. enthält die folgenden Gestüte: Althof-Insterburg, Celle, Doristhal, Gadow, Gaebersdorf, Muhlack, Nordenthal, Pieragienen, Trakehner Haupt-Gestüt, Mutter-Gestüt Trakehnen, Mutt.-G. Bajohrgallen, Mutt.-G. Gurdszehn, Mutt.-G. Kalpakin, Mutt.-G. Guddin, Littauisches Land-G. Marstall Trakehnen, Marstall Gudwallen, Marstall Insterburg.

Preis pro Band (elegant gebunden) **4 Thlr.**

Thierheilkunde.
Von **Dr. G. C. Haubner,**
K. S. Med.-Rath, Prof. a. d. K. Thierarzneischule zu Dresden u. Landesthierarzt.

I. Theil: **Die inneren Krankheiten.** — II. Theil: **Die äußeren Krankheiten.**
Sechste, vermehrte u. verbesserte Auflage. Preis des vollst. Werkes $3^{1}/_{3}$ Thlr.

Bestellungen vermittelt jede Buchhandlung.

olf Lang / Buchbinder
/ Augustenstraße

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Diezel, C. E.

Niederjagd Mit Diezel's Portrait u. 15 Illustrationen in Holzschnitt

Berlin 1873

Oecon. 495 f
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11162139-2